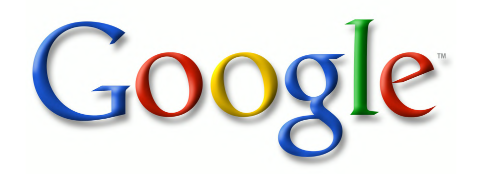
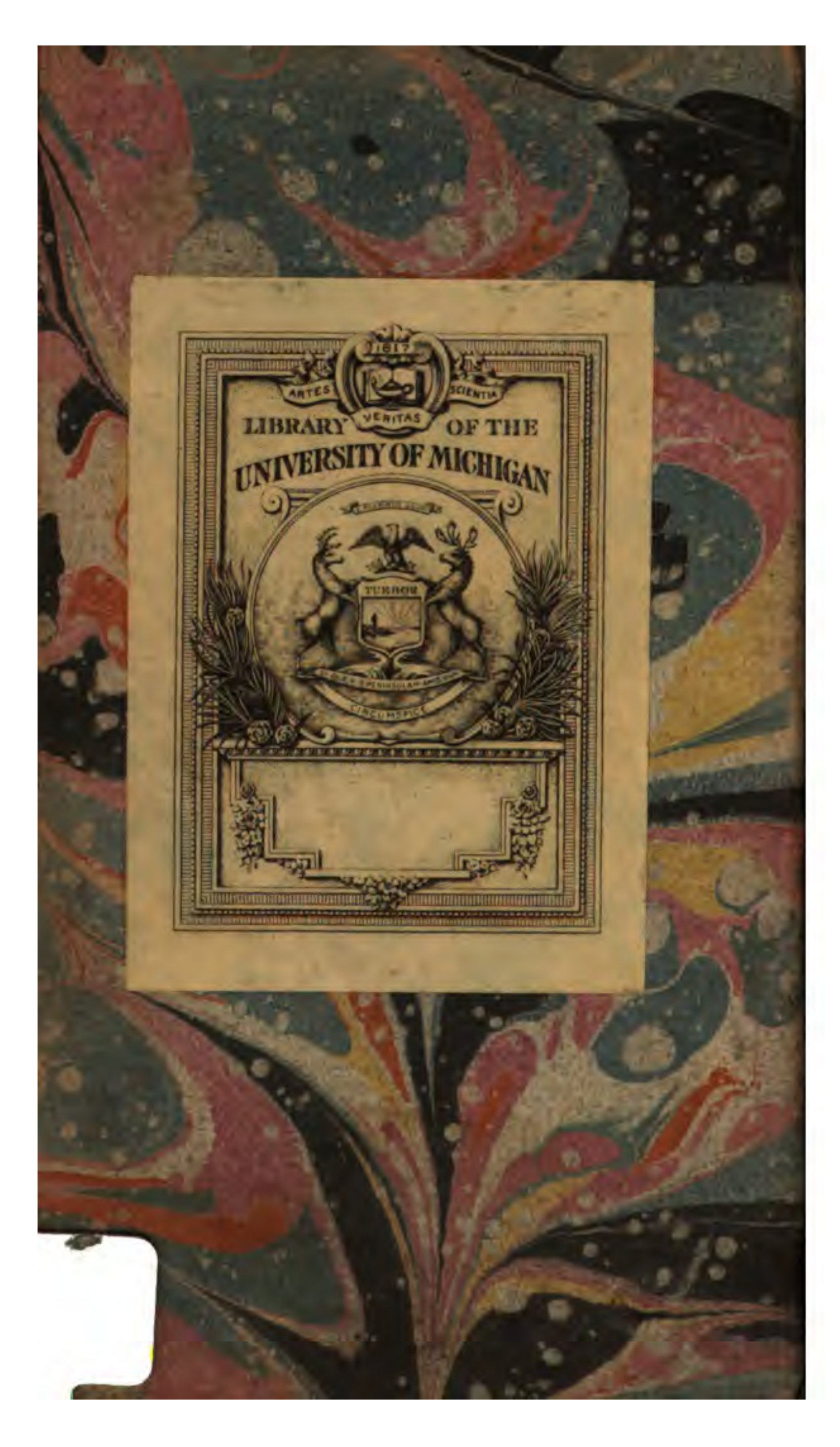
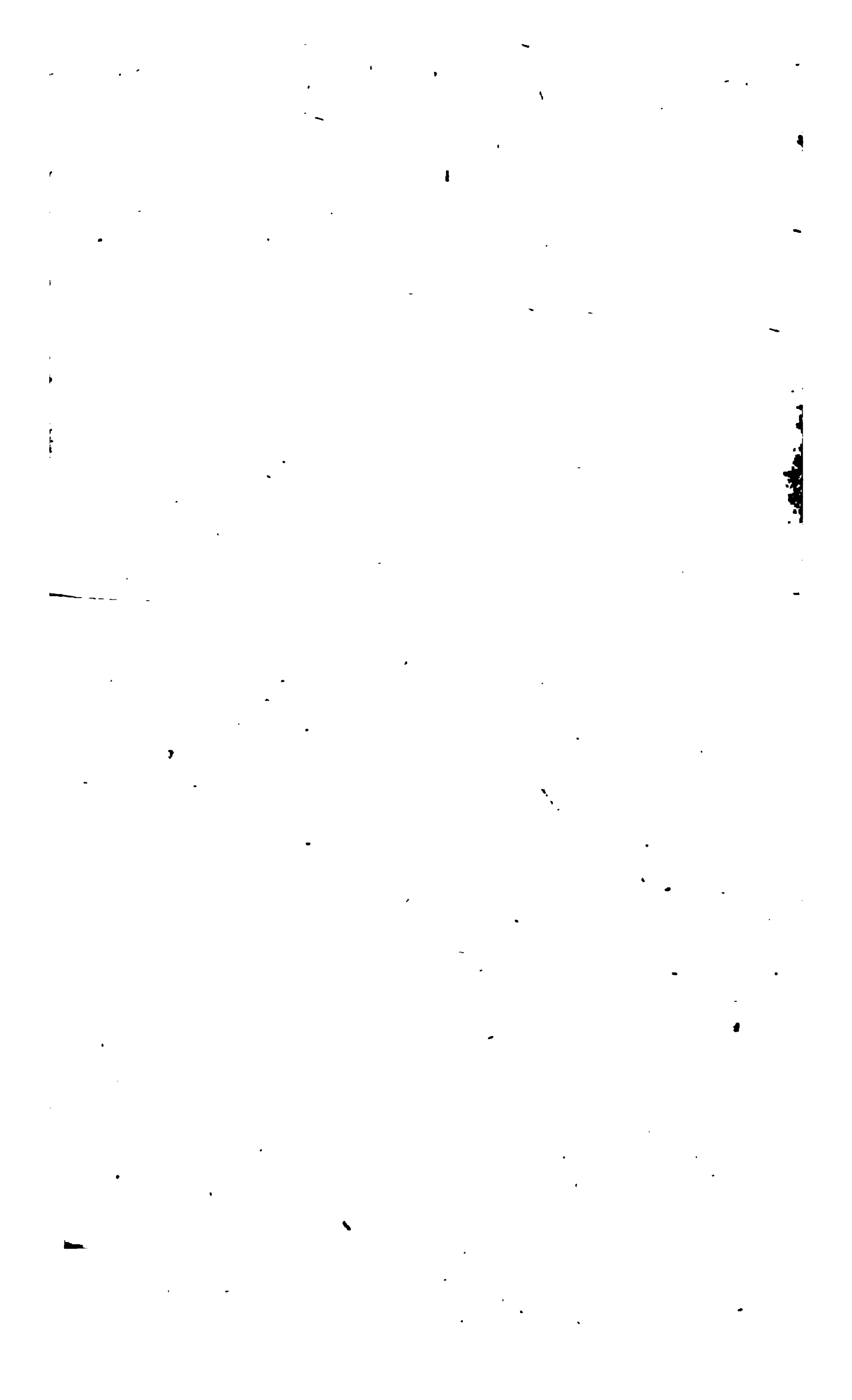
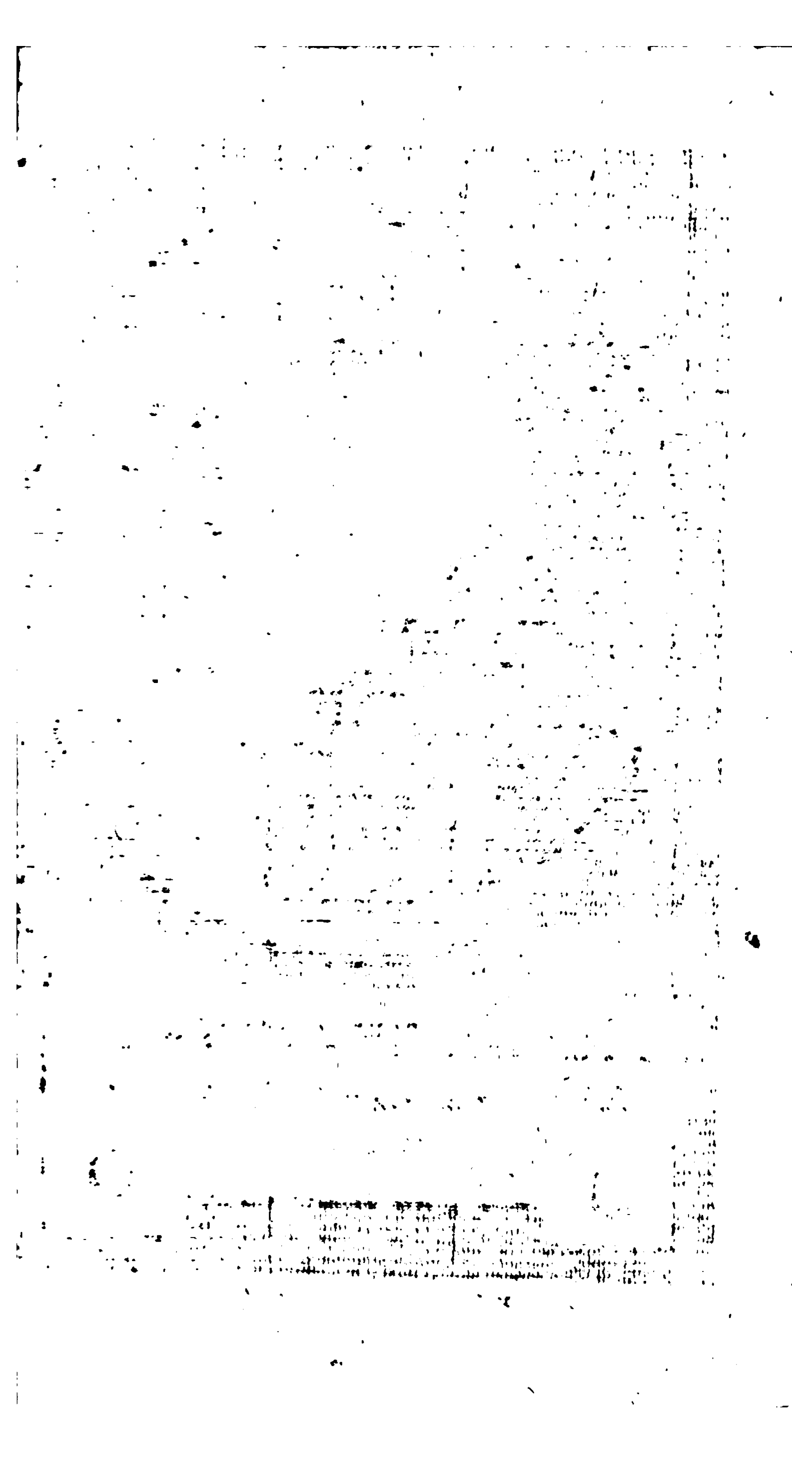


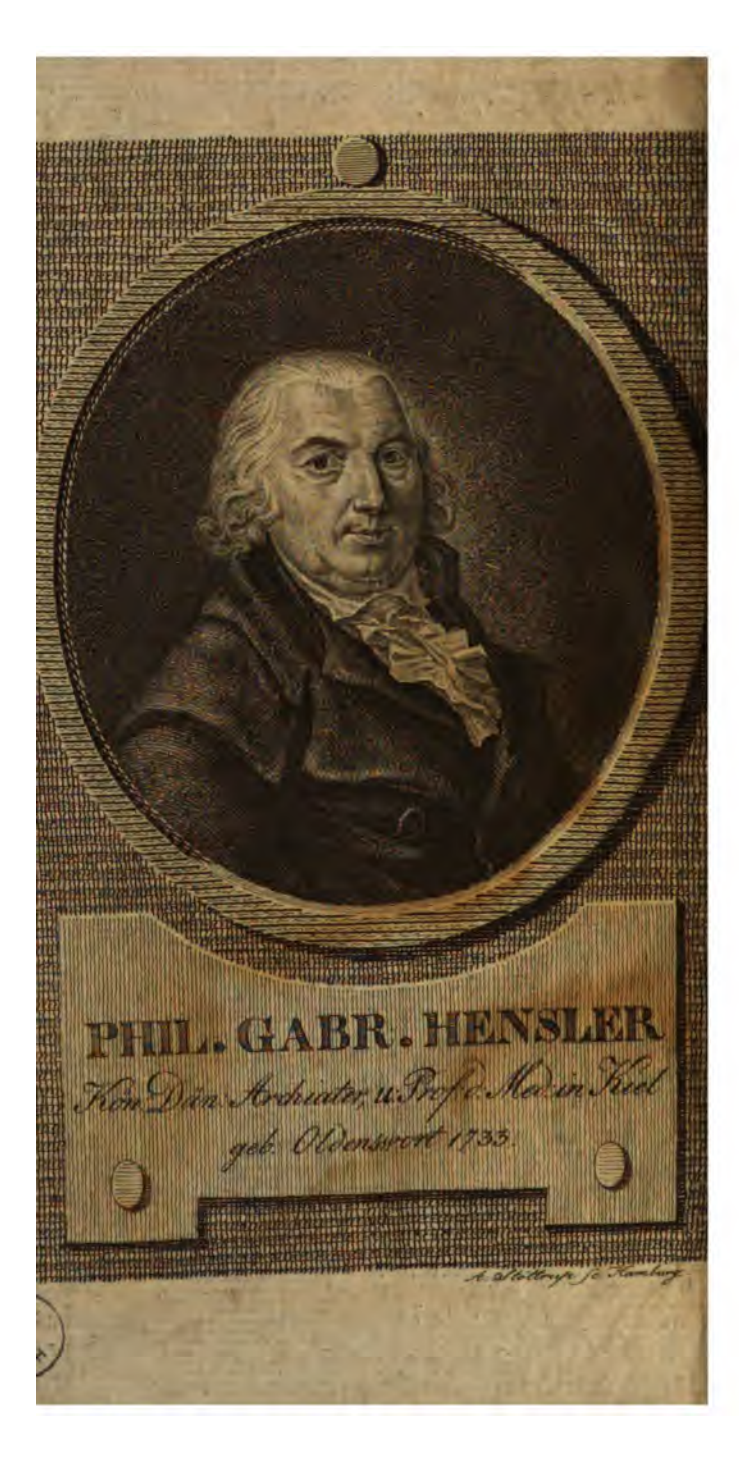

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE










PHIL. GABR. HENSLER
Kön. Dän. Archiater, u. Prof. e. Med. in Kiel
geb. Oldenswort 1733.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zweyten Bandes erstes Stück.

Erstes bis viertes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.

Verzeichniß
der im ersten Stücke des zweyten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

a   Ueber

IV. Arzneygelahrheit.

I. A.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

VI. Theater.

VII. Musik.

VIII. Romane.

IX. Weltweisheit.

X. Mathematik.

Tabe-

XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

XII. Chemie und Mineralogie.

XIII. Haushaltungswissenschaft.

XIV. Mitt-

XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XVI. Bibli-

XVI. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVIII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XIX. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XX. Erziehungsschriften.

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XXII. Kriegswissenschaft.

XXIII. Vermischte Schriften.

Welt-

Weltweisheit.

Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Königsberg, 1792. im Verlag der Hartungschen Buchhandl. 182 Seiten. 8. 16 gr.

Ohngeachtet ein Mann, dessen Name in der gelehrten Welt nicht unberühmt ist, öffentlich erklärt hat, wie er es nicht nur jetzt unmöglich finde, sondern es auch immer unmöglich finden werde, daß derjenige, welcher nur einigen Sinn für Philosophie und die wichtigsten Untersuchungen derselben habe, und nicht durch Privatabsichten und Leidenschaften geblendet worden sey, an der Wichtigkeit und Gründlichkeit dieser Kritik aller Offenbarung im geringsten zweifeln könne; so haben wir doch zur Unpartheylichkeit des größern Theils vom gelehrten Publikum in Deutschland viel zu viel Zutrauen, als daß wir befürchten sollten, er sey durch den Machtspruch jenes Mannes schon im voraus für die Kritik aller Offenbarung zu sehr eingenommen, und werde uns, im Fall wir die Principien und Resultate in derselben nicht richtig befinden sollten, entweder allen Sinn für Philosophie absprechen, oder Privatabsichten und Leidenschaften Schuld geben. Und da überdieß die Mitarbeiter der allgemeinen deutschen Bibliothek im philosophischen Fache weder darzu verbindlich gemacht worden sind, noch sich auch darzu verbindlich gemacht haben, in ihren Recensionen ausschließlich einer von den jetzt in Deutschland vorhandenen philosophischen Partheyen das Wort zu reden, sondern bey der Beurtheilung der neuesten philosophischen Producte sich blos durch ihre Ueberzeugung und Einsicht bestimmen lassen dürfen; so hat das Publikum wohl ein gegründetes Recht, zu erwarten, daß wir mit Freymüthigkeit und Unbefangenheit den Werth dieser Kritik aller Offenbarung, der in einigen gelehrten Zeitungen ganz unrichtig angegeben worden ist, bestimmen. Dieser Erwartung einige Genüge zu thun, wollen wir uns also bemühen, und hoffen daher auch auf die Nachsicht derjenigen von unsern Lesern Ansprüche machen zu dürfen, welche den Werth jenes Werkes durch eigene Prüfung schon

schon zu kennen gelernt haben, und sich also darüber vielleicht verwundern dürften, daß wir mit der Anzeige und Beurtheilung desselben mehrere Bogen anfüllen.

Die Erklärung jenes Mannes, dessen wir schon Erwähnung gethan haben, ist so einzig in ihrer Art, und giebt sowohl über die Denkungsart, welche bey mehreren Anhängern der neuesten Sekte in der Philosophie herrschend ist, als auch über gewisse neuere Vorfälle in der philosophischen Welt eine sehr wichtige Aufklärung, daher wir nicht umhin können, den Inhalt und die Veranlassung derselben genauer anzugeben, und dadurch unsere Leser auf dasjenige, was wir über die Kritik aller Offenbarung zu sagen haben, vorzubereiten. — Von Jena aus ward zuerst durch die Literaturzeitung die Nachricht als zuverläßig verbreitet, daß **Kant** Verfasser dieser Kritik aller Offenbarung sey. Bald nach dieser Nachricht erschien in jener Zeitung (in N. 190 und 191. vom vorigen Jahre) eine Recension derselben, in welcher sie für ein Buch erklärt wird, das mehr, als irgend ein anderes seit langer Zeit geschriebenes, den **dringendsten Bedürfnissen unsrer Zeitgenossen** angemessen sey, indem in demselben ein *vir pietate et meritis gravis* auftrete, und allen Partheyen, welche über die Wirklichkeit und Unmöglichkeit einer Offenbarung mit wüthender Verfolgungssucht streiten, ihr Unrecht, das Uebertriebene und Grundlose in ihren Behauptungen, die Unsicherheit und Unzulänglichkeit dessen, was sie gegen die andere Parthey vorbringen, vor Augen lege, und vorzüglich ihnen die schlechte Beschaffenheit der Gründe, auf die sie alles bauen, recht deutlich aufdecke. Ferner sagt der Jenaische Recensent von diesem Werke: Es enthalte alles, was die großen, wahrhaft verdienten Gottesgelehrten aller Zeiten über Offenbarung überhaupt und über das Christenthum insbesondere gesagt haben; aber es enthalte dieses aufs innigste mit einander verbunden, genau durch einander gestützt, genau gegen einander bestimmt, berichtiget und Principien untergeordnet, und liefere daher ein **bis zur Bewunderung** genau verkettetes System, das in der Hauptsache **fast gar nichts zu wünschen übrig** lasse, und über den Gegenstand der Untersuchung **ein ganz neues Licht** verbreite. Hierauf giebt dieser Recensent noch zu erkennen, er wolle durch einen kurzen Auszug die Leser zur baldigen Benutzung dieses **höchst wohlthätigen Werks** nur einigermaßen anlocken, indem jedoch jeder, der nur mit einer Schrift des

auch

auch hier ganz unverkennbaren unsterblichen Verfassers sich bekannt gemacht habe, gleich voraussetzen werde, daß der Recensent an dem gewohnten ideenreichen Vortrage desselben einen großen Theil habe unberührt lassen müssen. Zum Beschluß dieser Recension glaubt endlich der Jenaische Recensent nichts Schicklicheres setzen zu können, als erstens die Bezeugung des feurigsten Dankes an den großen Mann, dessen Finger hier allenthalben sichtbar sey, und der in allem, was er gesagt hat, auch kaum den geringsten Zweifel für den Recensenten übrig gelassen habe; und zweytens den heißesten Wunsch, daß recht bald einsichtsvolle Theologen alle die Keime, welche sich in diesem Werke für sie in so reichem Maaße finden, aufnehmen, warten und pflegen mögen, damit der wohlthätige Zweck des Verf. zum Besten der Menschheit recht schnell ausgebreitet und erreicht werde. *) — Höchst wahrscheinlich würde das Publikum mit dem Lobe dieser Kritik aller Offenbarung noch lange unterhalten, und manche Presse durch die Auszüge aus derselben und durch die Commentare über dieselbe in Thätigkeit gesetzt worden seyn — denn die in der Litteraturzeitung befindliche Aufforderung dazu war ja so feyerlich und dringend, — wenn nicht Kant selbst im Intelligenzblatt der A. L. Z. N. 102. bekannt gemacht hätte, daß er auch nicht den geringsten Antheil an der Kritik aller Offenbarung habe, und daß vielmehr der Verfasser derselben ein Candidat der Theologie, Namens Fichte, sey, welcher sich nur eine kurze Zeit hindurch in Königsberg aufgehalten habe. — Diese Erklärung machte viel Sensation, und gab zu manchen Spöttereyen über die in der Litteraturzeitung befindliche Anzeige der

*) Fast in einem ähnlichen Tone ist diejenige Anzeige der Kritik aller Offenbarung abgefaßt, welche in den Gothaischen gelehrten Zeitungen (im 69. Stück vom vorigen Jahre) vorkommt. Unter andern sagt der Verf. derselben: „Diese Kritik sey abermals eine der schönsten Blumen, welche die Pflanze des unsterblichen Kantischen Ruhms hervortreibe, und diese Pflanze habe nichts von dem geilen Unkraute zu befürchten, welches ihr die Nahrung zu rauben droht, indem es doch nur rohe und unverarbeitete Säfte an sich ziehe, daher auch Kant es ungehindert aufschießen lasse.“ Unter diesem geilen Unkraute sind aber wohl vermuthlich diejenigen gemeint, welche bisher die Principien der kritischen Philosophie einer vernunftmäßigen Prüfung unterworfen, und sowohl die unverbesserliche Richtigkeit, als auch die Unfehlbarkeit dieser Philosophie bezweifelt haben.

Kritik aller Offenbarung Anlaß: Ein ungenannter Verfasser eines Briefs aus Königsberg, der im 1ten Stück des 110ten Bandes dieser Bibliothek S. 206 auszugsweise mitgetheilt worden ist, unterstand sich sogar, zu behaupten, daß nur allein die ausschließende Vorliebe für alles, was Kant geschrieben hat, und die feste Ueberzeugung, daß Kant die Kritik aller Offenbarung geschrieben habe, welche Ueberzeugung sich aber nur auf die in diesem Werke vorkommende Kantische Terminologie gründe, die Verfasser der im höchsten Grade lobpreisenden Anzeigen desselben müsse irre geführt und verhindert haben, den wahren Werth dieses wirklich sehr unbedeutenden Buches gehörig einzusehen. Auf diesen Brief und auf den Inhalt desselben bezieht sich nun folgende in der Geschichte der neuesten Philosophie höchst merkwürdige und im Intelligenzblatt der A. L. Z. N. 73. [illegible] befindliche Erklärung des Hrn. Prof. Hufeland in Jena. „Ein Schreiben, angeblich aus Königsberg, im 1. Stück des 110. Bandes der A. d. Bibl. enthält die Vermuthung, daß wohl der Versuch einer Kritik aller Offenbarung in ein Paar berühmten gelehrten Zeitungen nicht so viel Lob erhalten hätte, wenn nicht die feste Ueberzeugung, daß Kant diese Schrift geschrieben habe, und die ausschließende Vorliebe für alles, was Kant geschrieben hat, die Verfasser der Recensionen jener Schrift geblendet hätte. Ich halte es unter meiner Würde, dem Verfasser jenes Schreibens diesen verachtungswerthen Verdacht durch den Argwohn zurückzugeben, daß nun, nachdem durch Hrn. Kants eigene Erklärung im Intelligenzblatt der A. L. Z. der wahre Verfasser zuerst eigentlich bekannt geworden ist, vielleicht ein oder andere Beurtheiler ihren Richterspruch desto mehr dagegen schärfen dürften. Allein um einiger Schwachen im Volke willen, mag dann Folgendes noch ausdrücklich erklärt seyn.

1) Alle hiesigen Liebhaber der Kantischen Philosophie, unter denen das Publikum wenigstens acht hiesige akademische Lehrer längst als Kenner derselben anerkannt hat, waren einstimmig der Meinung: es sey eine solche Uebereinstimmung nicht blos des Styls, sondern des ganzen Gedankenganges der gedachten Schrift mit den übrigen Kantischen da, daß es kaum denkbar sey, wie ein anderer, als Kant, Verfasser derselben seyn könne; ein Urtheil, was, wie ich aus vielen schriftlichen und mündlichen Nachrichten weiß, fast alle Freunde und Gegner der Kantischen Philosophie in Deutschland gefällt haben,

„haben, die etwa nicht besonders äussere Gegengründe hatten. „Selbst die erste Nachricht, daß ein anderer Verfasser sey, „machte keinen von uns allen in seiner Vermuthung irre, „weil man sonst fast auf keinen Beweis der höhern „Kritik mehr irgend etwas bauen könnte.“

2) „Das Urtheil über das Buch gieng der Vermuthung „über den Verfasser bey mir und allen meinen Freunden vor= „aus, und wir alle wurden vorzüglich seines innern Werths „wegen zu jener Vermuthung bestimmt.“

3) „Noch jetzt ist unser aller Urtheil über den Werth „dieses Buchs ganz dasselbe; und ich besonders würde die Re= „cension in der A. L. Z., die ich nach einem zweymaligen sehr „sorgfältigen Durchlesen desselben niederschrieb, wieder (die „einzige den mir damals wahrscheinlichen Verfasser betreffende „Stelle ausgenommen) eben so abfassen; denn noch jetzt wüßte „ich fast keinen Satz in dem ganzen treflichen Buche, den „ich nicht unterschreiben würde. Nun finde ich zwar, der „Natur des menschlichen Geistes nach, das gar nicht unmöglich, „daß ich in einem oder andern, die darin abgehandelte Materie „betreffenden Stücke einst anderer Meinung werden könne. „Aber ganz unmöglich finde ich es, und werde es immer „unmöglich finden, wie derjenige nur einigen Sinn für „Philosophie und die wichtigsten Untersuchungen derselben „haben, nur im geringsten sich auf schriftstellerischen „Werth verstehen kann, der, ohne daß etwa Privatabsichten „oder Leidenschaft ihn dazu bestimmten, die Kritik aller Offen= „barung ein wirklich sehr unbedeutendes Buch nennen kön= „ne, das blos in Kantischer Terminologie geschrieben sey. „Jena, im November, 1792. — —“

Es ließen sich nun wohl über diese Erklärung, so wie über die Veranlassung derselben mancherley Anmerkungen machen; und besonders wird es gewiß jedem von unsern Lesern bereits aufgefallen seyn, daß sowohl diese Erklärung, als auch die in der A. L. Z. befindliche Recension der Kritik aller Offenbarung ein Gewebe von lauter leeren und unbewiesenen Machtsprü= chen ausmacht: allein, wir ersuchen unsere Leser, von allem, was bisher über die Aufnahme, die die Kritik aller Offenba= rung bey einem gewissen Theil des philosophischen Publikums erhalten hat, angeführt worden ist, vors erste gänzlich zu ab= strahiren, und mit uns den Inhalt und den Werth dieser Kri= tik ganz unbefangen zu untersuchen. Da nun, wie sich von

 selbst

selbst versteht, durch leere Machtsprüche in der Philosophie gar nichts ausgerichtet wird, so werden wir unsere Beurtheilung jener Kritik überall mit Gründen unterstützen müssen, und wir bitten unsere Leser, diese Beurtheilung nur in sofern gelten zu lassen, als sie mit Gründen, die der Vernunft und der Philosophie angemessen sind, unterstützt und bewiesen ist.

Die Absicht des Verf. der Kritik aller Offenbarung geht dahin, in derselben die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung überhaupt, auf eine solche Art zu erörtern und zu prüfen, daß man darnach die Aechtheit jeder besondern Offenbarung, die an die Menschen ergangen seyn soll, beurtheilen kann. Wie er diese Absicht ausgeführt habe, wollen wir zuvörderst angeben.

Im 1. §. fängt der Verf. seine Untersuchungen mit der Bemerkung an, daß man bey allen einigermaßen cultivirten Völkern Spuren der Meinung von übernatürlichen Eingebungen und Einwirkungen der Gottheit auf Sterbliche, oder vom Begriff einer Offenbarung vorfinde. Hierauf wird ganz im Allgemeinen gezeigt, wie eine philosophische Untersuchung dieses wichtigen Begriffs anzustellen sey, und daß sie auf Principien der praktischen Vernunft a priori beruhe.

Der 2. §. enthält eine Deduction der Religion überhaupt. Nachdem nun der Verf. in demselben die moralischen Gründe des Glaubens an Gott aufgestellt und die Eigenschaften des höchsten Wesens jenen Gründen gemäß entwickelt hat, so fährt er S. 7. folgendermaßen fort. — Es sind eigentlich zwey Hauptbestimmungen im Begriff von Gott, den die durch das Moralgebot praktisch bestimmte Vernunft aufstellt. Nach der ersten ist Gott die vollkommenste Heiligkeit, oder ein Wesen, das gänzlich und allein durch das Moralgesetz bestimmt ist. Nach der zweyten ist er der oberste Weltregent nach moralischen Gesetzen, oder ein Wesen, das nach dem Moralgesetz die sinnliche Natur außer sich bestimmt. Diese Wahrheiten allein genommen machen nur eine Theologie aus, eine todte Kenntniß ohne praktischen Einfluß, keinesweges aber eine Religion, welche schon der Wortbedeutung nach etwas seyn soll, so uns stärker verbindet, als wir ohne dasselbe waren. Nun scheint es zwar, als wenn Theologie, auf praktische Principien gegründet, nie bloße Wissenschaft ohne praktischen Einfluß seyn könne, und daß sie auf vorhergegangene Bestimmung des

Begeh-

Begehrungsvermögens gegründet, hinwiederum auf dasselbe zurückwirken müsse. Allein, da beym obern Begehrungsvermögen das Objekt erst durch die Bestimmung des Willens realisirt wird, so findet dabey keinesweges eine solche unmittelbare Zurückwirkung Statt, wie wohl bey den Objekten des untern Begehrungsvermögens vorkommt. Wir sind aber unmittelbar durch unsere a priori bestimmte Natur genöthigt, das Recht, d. i. die nothwendige Congruenz des Grades der Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens mit dem Grade seiner sittlichen Vollkommenheit, in unserer eigenen Natur als von uns abhängig zu betrachten; und wenn wir etwas dem Begriffe desselben Widerstreitendes in uns entdecken, so empfinden wir nicht bloßes Mißvergnügen, oder auch nur bloßen Unwillen gegen uns selbst, wie bey der Abwesenheit eines Gegenstandes unseres Interesse, daran wir selbst Schuld sind, sondern Reue, Schaam, Selbstverachtung. In Absicht der Rechte in uns fordert also das Moralgesetz in uns schlechterdings eine Causalität zur Hervorbringung desselben; in Absicht desselben ausser uns aber kann es dieselbe nicht geradezu fordern, weil wir dasselbe nicht als unmittelbar von uns abhängig betrachten können. In Absicht des letztern also wirkt das Moralgesetz in uns ein bloßes Verlangen des Rechts, aber kein Bestreben, es hervorzubringen. Dieses Verlangen ist jedoch so wenig weder ein müßiges, bey dessen Nichtbefriedigung wir uns auch zur Ruhe weisen lassen würden; noch ein unberechtigtes, daß vielmehr das Moralgesetz das Recht in uns zur Bedingung des Rechtes ausser uns macht, d. h. daß es alle Glückseligkeit nur unter der Bedingung unsers Gehorsams als möglich darstellt: und dies thut es dadurch, indem es uns unsere Handlungen dem Princip der Allgemeingültigkeit unterzuordnen befiehlt. Wenn nun die Regel des Rechts nie allgemeingeltend werden weder würde noch könnte, so bliebe zwar darum immer jene Forderung der Causalität des Moralgesetzes zur Hervorbringung des Rechtes in uns als Factum da, aber es wäre schlechterdings unmöglich, daß sie in concreto in einer Natur, wie die unsrige, erfüllt werden könnte. Denn sobald wir bey einer moralischen Handlung uns nur fragten: was mache ich doch? so müßte unsere theoretische Vernunft uns antworten: ich ringe, etwas schlechthin unmögliches möglich zu machen, ich laufe nach einer Chimäre, ich handle offenbar unvernünftig; und sobald wir wieder auf die Stimme des Gesetzes hörten, müßten wir urtheilen: ich handle offenbar unvernünftig, indem ich

dasjenige, was mir schlechthin als Princip aller meiner Handlungen aufgestellt ist, für unmöglich erkläre. Folglich wäre in diesem Zustande unser Ungehorsam oder Gehorsam gegen das Moralgesetz davon abhängig, ob eben der Ausspruch der theoretischen, oder der der praktischen Vernunft das Uebergewicht in unserm Gemüthe hätte, wodurch wir offenbar ein Spiel des Zufalls würden. — Theologie ist also, allererst auf diese Grundsätze gebaut, in concreto betrachtet, nie bloße Wissenschaft, sondern wird ganz unmittelbar in ihrer Entstehung schon dadurch Religion, indem sie allein durch Aufhebung des Widerspruchs zwischen unserer theoretischen und unserer praktischen Vernunft eine fortgesetzte Causalität des Moralgesetzes in uns möglich macht. — Auf diese Art wird durch Religion die Handhabung des Rechts einem Wesen übertragen, in welchem die Regel desselben nicht blos allgemeingültig, sondern allgemeingeltend ist, das also das Recht auch ausser uns uns zusichern kann. Sie ist nämlich allgemeingeltend für die Natur, die nicht moralisch ist, aber auf die Glückseligkeit moralischer Wesen Einfluß hat. In sofern auf diese Glückseligkeit auch anderer moralischen Wesen Betragen einfließt, lassen auch diese sich betrachten als Natur. In dieser Rücksicht ist Gott der Bestimmer der durch die Causalität ihres Willens in der Natur hervorgebrachten Wirkungen, aber nicht ihres Willens selbst; und so gegenseitig der durch den unsrigen hervorgebrachten, in sofern sie auf die Glückseligkeit anderer moralischer Wesen einen Einfluß haben. In Absicht der unmoralischen Natur ist also Gott Beweger und Bestimmer; sie ist Instrument, und der moralisch handelnde ist Er. Moralische Wesen sind aber nicht nur, in sofern sie nach Moralgesetzen thätig, sondern auch, in sofern sie nach denselben leidend sind, Theile der Natur nach moralischen Ideen, in sofern durch dieselbe ihnen der gebührende Grad der Glückseligkeit zugemessen wird, und als solche sind sie völlig in der moralischen Ordnung, wenn der Grad ihrer Glückseligkeit dem Grade ihrer sittlichen Vollkommenheit völlig angemessen ist. Dadurch nun kommen wir zuerst in Correspondenz mit Gott, und sind genöthigt, bey allen unsern Entschließungen auf ihn aufzusehen, als den, der den moralischen Werth derselben allein und genau kennt, da er nach ihnen unsere Schicksale zu bestimmen hat, und dessen Billigung oder Mißbilligung das einzig richtige Urtheil über dieselben ist. Hierdurch wird aber unser niederes Begehrungsvermögen bestimmt, das Recht wirklich in uns anhal-

erscheinend und festgesetzt hervorzubringen. — Man läßt aber ferner das allgemeine Gelten des göttlichen Willens für uns, als passive Wesen, uns auf die Allgemeingültigkeit desselben für uns, auch als active Wesen, schließen. Gott richtet uns nach einem Gesetze, das ihm nicht anders, als durch seine Vernunft, gegeben seyn kann, folglich nach seinem, durch das Moralgesetz bestimmten Willen. Da sich nun die Vernunft nie selbst widersprechen kann, sondern in allen vernünftigen Wesen dasselbe aussagen muß, so muß auch der durch das Moralgesetz bestimmte Wille Gottes völlig gleichlautend mit dem uns durch eben dieselbe Vernunft gegebenen Gesetze seyn. Es ist mithin für die Legalität unserer Handlungen völlig gleichgültig, ob wir sie dem Vernunftgesetze darum gemäß einrichten, weil unsere Vernunft gebietet; oder darum, weil Gott das will, was unsere Vernunft fordert. Es ist aber auch für die Moralität unserer Handlungen völlig gleich, ob wir uns zu etwas darum verbunden erachten, weil es unsere Vernunft befiehlt, oder weil es Gott befielt, denn es ist kein Gehorsam gegen Gott möglich, ohne aus Gehorsam gegen die Vernunft. Dem Inhalte nach stimmt also das Gebot der Vernunft mit dem Befehle Gottes an uns völlig überein, und beyde sind ganz gleichlautend. — Allein, hiermit ist nun noch nicht die Frage beantwortet: ob das Sittengesetz auch der Form nach das Gesetz Gottes sey? d. h. ob es durch ihn und als sein Gesetz an uns wirklich promulgirt sey, und ob sich ein Factum aufweisen lasse, das sich als eine dergleichen Promulgation bestätigt. Diese Frage ist in praktischer Absicht zur Erweiterung der Willensbestimmung höchst wichtig, und läßt sich eben deswegen nicht so geradezu abweisen; sie gestattet jedoch nur eine subjectiv, d. h. für unsere Denkgesetze gültige Antwort.

§. 3. **Eintheilung der Religion überhaupt, in die natürliche und geoffenbarte.** Daß sich Gott uns als moralischen Gesetzgeber angekündigt habe, läßt sich auf zweyerley Art als möglich denken: nämlich erstlich, daß es in uns, und zweytens, daß es ausser uns geschehen sey. In unserer Vernunft, in sofern sie rein a priori gesetzgebend ist, liegt nichts, das uns berechtigte, dies anzunehmen: wir müssen uns also nach etwas ausser ihr umsehen, welches uns wieder an sie zurückwiese, um aus ihren Gesetzen mehr schließen zu können, als wozu diese allein uns berechtigten: oder wir müssen es ganz aufgeben, aus diesem Princip Gott als Gesetzgeber zu

erkenn

erkennen. Was ausser unserer vernünftigen Natur noch für uns ist, ist die Sinnenwelt. In dieser finden wir allenthalben Ordnung und Zweckmäßigkeit. Zu dieser Zweckmäßigkeit muß unsere Vernunft einen letzten, einen Endzweck, als das Unbedingte zum Bedingten suchen. Der durch die praktische Vernunft aufgestellte Zweck des höchsten Guts ist allein fähig, dieser gesuchte Endzweck zu seyn. Kein Wesen konnte diesen Zweck haben und die Natur demselben anpassen, als nur Gott. Er ist also Weltschöpfer. Objecte dieses Endzwecks können nur moralische Wesen seyn. Wir sind also, als moralische Wesen, Endzweck der Schöpfung. Wir sind aber, als sinnliche Wesen, die unter den Naturgesetzen stehen, auch Theile der Schöpfung; und die ganze Einrichtung unserer Natur, sofern sie von diesen Gesetzen abhängt, ist Werk des Schöpfers. Zu dieser Einrichtung gehört auch unser Selbstbewußtseyn, wodurch wir uns des Moralgesetzes bewußt sind. Da nun Gott Urheber der Einrichtung in unserer Natur ist, so ist die Ankündigung des Moralgesetzes in uns durch das Selbstbewußtseyn zu betrachten als seine Ankündigung, und der Endzweck, den uns dasselbe aufstellt, als sein Endzweck, den er bey unserer Hervorbringung hatte. Diese Ankündigung Gottes geschieht durch das Uebernatürliche in uns. Nun ließe sich aber eine solche Ankündigung auch denken durch etwas Uebernatürliches ausser uns, d. h. durch ein Factum in der Sinnenwelt, dessen Causalität wir in ein übernatürliches Wesen setzen. Jene Ankündigung begründet Naturreligion, diese aber eine geoffenbarte Religion. Die geoffenbarte Religion verweiset uns nun entweder an unsere vernünftige Natur zurück, und erklärt deren Gesetz für Gottes Gesetz, oder sie schreibt noch ein besonderes Gesetz Gottes vor. In einer in concreto gegebenen Offenbarung kann aber beydes geschehen.

§. 4. **Erörterung des Begriffs der Offenbarung, als Vorbereitung einer Deduction desselben.** Daß der Begriff der Offenbarung nicht blos empirischen Ursprungs sey, ergiebt die Analysis desselben, und die darin vorkommenden Begriffe von Gott, von etwas Uebernatürlichem, von einer moralischen Gesetzgebung, welche nur a priori durch die praktische Vernunft möglich sind. Auch wäre er sicher falsch, wenn er sich blos auf Erfahrung gründete, indem er uns eine Aussicht in das Feld des Uebernatürlichen verspricht, welche durch keine Erfahrung möglich ist. Zur Deduction dieses Begriffs

a priori ist jedoch nicht nöthig, zu zeigen, daß er wirklich a priori in uns da sey, sondern nur, daß er a priori möglich sey; nicht, daß jede Vernunft ihn nothwendig a priori haben müsse, sondern daß sie ihn, wenn ihre Ideenreihe nach einer gewissen Richtung hingeht, haben könne.

§. 5. **Deduction des Begriffs der Offenbarung von Principien der reinen Vernunft a priori.** Es läßt sich vermuthen, daß bey endlichen moralischen Wesen das Sittengesetz mit den Neigungen in Widerstreit gerathe, und zwar in einem solchen Grade, daß jenes seinen Einfluß auf diese entweder auf immer, oder nur in gewissen Fällen verliehre. Sollen nun solche Wesen in diesem Falle der Moralität nicht gänzlich unfähig werden, so muß ihre sinnliche Natur selbst durch sinnliche Antriebe bestimmt werden, sich durch das Moralgesetz bestimmen zu lassen. Dies ist nicht anders möglich, als daß reinmoralische Antriebe auf dem Wege der Sinne an sie gebracht werden. Der einzige reinmoralische Antrieb ist die innere Heiligkeit des Rechts. Diese ist durch ein Postulat der reinen praktischen Vernunft in Gott in concreto, (folglich der Sinnlichkeit zugänglich) und er selbst als moralischer Richter aller vernünftigen Wesen nach diesem ihm durch seine Vernunft gegebenen Gesetze, mithin als Gesetzgeber jener Wesen dargestellt worden. Diese Idee vom Willen des Heiligsten als Sittengesetze für alle moralische Wesen, ist nun von der einen Seite völlig identisch mit dem Begriffe der innern Heiligkeit des Rechts, folglich jener einige reinmoralische Antrieb, und von der andern des Vehiculums der Sinne fähig. Sie allein entspricht also der zu lösenden Aufgabe. Nun aber ist kein Wesen fähig, diese Idee auf dem Wege der sinnlichen Natur an sie gelangen zu lassen, oder wenn sie schon in ihrem Bewußtseyn vorhanden ist, sie auf demselben zu bestätigen, als ein Gesetzgeber dieser Natur, welches denn auch, laut der Postulate der praktischen Vernunft, jener moralische Gesetzgeber endlicher vernünftiger Wesen ist. Gott selbst also müßte ihnen sich und seinen Willen als gesetzlich für sie in der Sinnenwelt ankündigen. Da nun Gott durch das Moralgesetz bestimmt ist, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern: so läßt sich erwarten, daß er, wenn Wesen wirklich vorhanden seyn sollten, die nicht nur das völlige, nur nach Naturgesetzen mögliche Bewußtseyn seines Gebots, sondern auch den festen Willen

nicht

nicht besitzen, die Wirksamkeit desselben in sich durch fleißige Aufsuchung und Gebrauch jedes Mittels zu vermehren, sich dieses Mittels bedienen werde, wenn es physisch möglich ist. — Diese Deduction leistet, was sie versprochen hat. Der deducirte Begriff ist wirklich der Begriff der Offenbarung. Er ist aus lauter Begriffen a priori der reinen praktischen Vernunft deducirt. Aus dieser Deduction ergiebt sich unmittelbar die Befugniß, jede angebliche Offenbarung, d. i. jede Erscheinung in der Sinnenwelt, welche diesem Begriffe als correspondirend gedacht werden soll, einer Kritik der Vernunft zu unterwerfen. Aus ihr müssen sich ferner alle Bedingungen ergeben, unter denen eine Erscheinung als göttliche Offenbarung angenommen werden kann, welche Bedingungen die Kriterien der Göttlichkeit einer Offenbarung ausmachen. Sie leistet aber auch nicht mehr, als sie versprochen. Der zu deducirende Begriff wurde schon als eine Idee angekündigt; sie hat mithin keine objective Gültigkeit desselben zu erweisen. Er kündigt sich ferner nicht als gegeben, sondern als gemacht, an, sie hat mithin kein Datum der reinen Vernunft aufzuzeigen, wodurch er als gegeben würde. Ob er aber nicht überhaupt leer sey, oder ob etwas ihm correspondirendes sich vernünftiger Weise erwarten lasse, hängt von der empirischen Möglichkeit (nicht der bloßen Gedenkbarkeit) des in ihm als Bedingung vorausgesetzten empirischen Datums ab, daß es nämlich moralische Wesen gebe, in denen das Moralgesetz seine Causalität für immer, oder nur in gewissen Fällen verlohren hat; welche also noch besonders zu untersuchen ist.

§. 6. Von der Möglichkeit des im Begriffe der Offenbarung vorausgesetzten empirischen Datums.

Die Möglichkeit dieses Datums läßt sich nicht aus der Einrichtung der menschlichen Natur überhaupt, in sofern sie a priori zu erkennen ist, abnehmen; denn sonst müßten wir das Bedürfniß einer Offenbarung schon a priori fühlen; sondern jene Möglichkeit liegt in zufälligen Bestimmungen der menschlichen Natur. Nun giebt es aber mehrere Verhältnisse, in welchen die menschliche Natur sowohl überhaupt, als auch ihren besondern Bestimmungen nach, zur Religion stehen kann. Die höchste moralische Vollkommenheit des Menschen besteht darin, daß er fortdauernd wünscht, dem vollkommensten Wesen und höchsten Executor des Moralgesetzes seine Verwunderung und Verehrung zu bezeugen, und da er's durch nichts anders

anders kann, es durch pünktlichen, in Rücksicht auf Ihn, geleisteten Gehorsam zu thun. Sie setzt nicht nur den ernsten Willen, immer sittlich gut zu handeln, sondern auch völlige Freyheit voraus; es ist aber a priori unmöglich zu bestimmen, ob in concreto irgend ein Mensch dieser moralischen Vollkommenheit fähig sey, und es ist bey gegenwärtiger Lage der Menschheit gar nicht wahrscheinlich. Der zweyte Grad der moralischen Güte setzt eben diesen ernstlichen Willen, im Ganzen dem Moralgesetze zu gehorchen, aber keine völlige Freyheit in einzelnen Fällen voraus. Die sinnliche Neigung kämpft noch gegen das Pflichtgefühl, und ist eben so oft Siegerin, als besiegt. Er gründet sich auf Naturreligion, welche die höchste Bestimmung des Willens, dem Moralgesetz überhaupt zu gehorchen, als durch dasselbe schon geschehen, voraussetzt, denn sie bietet sich nicht dar, sondern muß gesucht werden, und niemand kann sie suchen, der sie nicht wünscht. Der tiefste Verfall vernünftiger Wesen, in Rücksicht auf Sittlichkeit, endlich ist es, wenn nicht einmal der Wille da ist, ein Moralgesetz anzuerkennen, und ihm zu gehorchen; wenn sinnliche Triebe die einzigen Bestimmungsgründe ihres Begehrungsvermögens sind. Sollte man in der Gesellschaft unter andern moralisch bessern Menschen viele in diesem Grade verdorbene Menschen aufweisen können; so können solche für die Nothwendigkeit einer Offenbarung nichts beweisen: denn es muß den bessern Menschen möglich seyn, und es ist sogar ihre Pflicht, in den schlechtern durch Belehrung und Bildung das moralische Gefühl zu entwickeln, und die verdorbenen bis zum Bedürfniß einer Religion zu führen. Aber es sind ganze Menschengeschlechter möglich, die, durch herrschende Sinnlichkeit, des Sinns für Moralität entweder gänzlich, oder doch in einem so hohen Grade beraubt sind, daß man von diesem Wege aus gar nicht auf sie wirken kann; welche sich des Moralgesetzes in ihnen entweder gar nicht, oder doch so wenig bewußt sind, daß man auf diesen Grund in ihnen gar nichts bauen kann. Es läßt sich nämlich a priori wohl denken, daß die Menschheit entweder von ihrem Ursprunge an, oder durch mancherley Schicksale in so eine Lage habe kommen können, daß sie, in beständigem harten Kampfe mit der Natur um ihre Subsistenz, genöthigt gewesen sey, alle ihre Gedanken stets auf das, was vor ihren Füßen lag, zu richten, und kein ander Gesetz hören zu können, als das der Noth. In so einer Lage ist es unmöglich, daß das moralische Gefühl sich entwickele. Aber die Menschheit wird

nicht immer, und ausser besondern Fällen nicht lange, in so einer Lage bleiben: sie wird durch Hülfe der Erfahrung sich Regeln machen, und Maximen ihres Verhaltens abstrahiren. Diese Maximen, blos durch Erfahrung in der Natur entstanden, werden auch blos auf diese angewendet seyn, und möglichen moralischen Regeln oft widersprechen. Sie werden sich dennoch, durch ihre Anwendbarkeit und durch das allgemeine Beyspiel bewährt, von Generation auf Generation fortpflanzen und vermehrt werden: und nun werden sie es seyn, die die Möglichkeit der Moralität vernichten, nachdem jene dringende Noth, die es vor ihnen that, durch sie zum Theil gehoben ist. Die Bewohner des Feuerlandes, der Südseeinseln und die Neger bestätigen die erste Bemerkung in der Erfahrung; und die Maximen policirter Völker die zweyte. — In diesem Zustande hat der Mensch nicht einmal den Willen, eine Religion als Mittel einer stärkern Bestimmung durchs Moralgesetz zu suchen, wie sollte er sie also von selbst finden? Gott muß sich also ihnen ankündigen, und Gehorsam von ihnen verlangen; und zwar unmittelbar durch die Sinne, denn auf keinem andern Wege kann Religion an die also beschaffene Menschheit gelangen. Aber hier sind noch zwey Fälle möglich. Nämlich entweder Gott entwickelt durch eine übernatürliche Wirkung in der Sinnenwelt in dem Herzen eines oder mehrerer, die er zu seinen Mittelspersonen an die Menschheit ausersehen hat, auf dem Wege des Nachdenkens das moralische Gefühl, und bauet auf dasselbe das Princip aller Religion, mit dem Befehle, an den übrigen Menschen eben das zu thun, was er an ihnen gethan hat: oder er kündigt geradezu dieses Princip an, und gründet es auf seine Autorität, als Herr. Im ersten Falle wären wir nicht einmal genöthigt, Gott als unmittelbare Ursache dieser übernatürlichen Wirkung anzunehmen; denn es könnte eines der möglichen höhern moralischen Wesen Ursache davon seyn. Auch wäre dies eigentlich keine Offenbarung, sondern eine auf einem übernatürlichen Wege an uns gebrachte Naturreligion. Aber sollte dieses Mittel zur Erreichung des abgezielten Zwecks wohl hinlänglich seyn? Wie wollen diese Gesandten ihren Lehren Aufmerksamkeit bey Menschen verschaffen, die schon im voraus gegen das Resultat derselben eingenommen sind, und keine Religion erkennen wollen, welche ihre Neigungen einschränken und sie unter ein Gesetz bringen will? Es bleibt also nur der letzte Fall übrig: sie müssen ihre Lehren unter göttlicher Autorität, und als seine Gesandten an

die

die Menschheit, ankündigen. Da Gott nun nicht wollen kann, daß irgend ein moralisches Wesen eine solche Autorität erdichte, so muß er selbst es seyn, der sie einer solchen Religion beylegt. — Diese Autorität kann übrigens Gott nur auf eine solche Erhabenheit gründen, für deren Bewunderung ganz sinnliche Menschen aus Naturgründen empfänglich sind; auf seine Größe und Macht als Herr der Natur, und als ihr Herr. Auch soll sie nicht Gehorsam, denn dies erzeugte Heteronomie, sondern nur Aufmerksamkeit auf die weiter vorzulegenden Motiven des Gehorsams gegen Gottes Gesetz begründen, und die Anforderung Gottes zum Gehorsam gründet sich nur auf die Heiligkeit seines Willens, welche aber durch die Einbildungskraft versinnlicht dargestellt werden kann, worzu jedoch in manchen Fällen besondere Facta in der Sinnenwelt, oder eine Offenbarung erforderlich sind.

§. 7. Von der physischen Möglichkeit einer Offenbarung. Hierbey kommt alles auf die Frage an: Ob eine übernatürliche Wirkung in der Sinnenwelt, dergleichen bey einer Offenbarung angenommen wird, überhaupt möglich und gedenkbar sey? Gott ist nun aber, laut der Vernunftpostulate, uneingeschränkter Herr der ganzen Natur, der sie dem Moralgesetze gemäß bestimmt. In ihm ist also die Vereinigung der Gesetze der Freyheit und der bloßen Natur. Mithin ist ihm nichts natürlich und nichts übernatürlich, nichts nothwendig und nichts zufällig, nichts möglich und nichts unmöglich. Hierbey ist es nun ganz gleichgültig, ob man annimmt, Gott habe die erste natürliche Ursache einer gewissen Erscheinung, die einer seiner moralischen Absichten gemäß war, gleich anfangs in den Plan des Ganzen verflochten, und die Einwendungen dagegen gründen sich auf eine grobe Anthropomorphose, als ob Gott unter Zeitbedingungen stehe; oder ob man annimmt, Gott habe wirklich in die schon angefangene und nach Naturgesetzen fortlaufende Reihe der Ursachen und Wirkungen einen Eingriff gethan, und durch unmittelbare Causalität seines moralischen Begriffs eine andere Wirkung hervorgebracht, als durch die bloße Causalität der Naturwesen nach Naturgesetzen erfolgt seyn würde. Um aber eine solche Erscheinung durch übernatürliche Causalität als theoretisch möglich zu denken, dazu gehört weiter nichts, als daß wir keine natürliche Ursache derselben sehen; und dies ist auch sogar dann noch der Fall, wenn sich eine für übernatürlich gehaltene Begebenheit, nachdem

sie ihren Zweck erreicht, und die Menschheit zur Fähigkeit eines moralischen Glaubens an die Göttlichkeit einer Offenbarung erhoben hat, durch erhöhete Einsicht in die Gesetze der Natur aus Naturgesetzen völlig erklären ließe: denn eine Wirkung, die dem Urgrunde aller Naturgesetze zugeschrieben wird, kann gar wohl völlig natürlich, und doch zugleich übernatürlich, d. i. durch die Causalität seiner Freyheit, gemäß dem Begriffe einer moralischen Absicht gewirkt worden seyn. Man kann also weder aus der Unerklärbarkeit einer gewissen Erscheinung aus Naturgesetzen auf eine übernatürliche Causalität, noch auch aus der Erklärbarkeit eben dieser Erscheinung aus Naturgesetzen auf eine natürliche Causalität derselben schließen, und die ganze Frage muß nicht dogmatisch, nach theoretischen Principien, sondern sie muß moralisch, nach Principien der praktischen Vernunft erörtert werden.

§. 8. **Kriterien der Göttlichkeit einer Offenbarung der Form nach.** An der Form einer Offenbarung können wir zweyerley unterscheiden, nämlich das äussere derselben, d. i. die Umstände, unter welchen, und die Mittel, durch welche diese Ankündigung geschah, und dann das innere, d. i. die Ankündigung selbst. Die Kriterien in Ansehung des Aeussern der Form sind folgende. a) Zur Zeit der Entstehung einer Offenbarung, die göttlichen Ursprungs seyn soll, muß nicht schon eine andere, alle Kriterien der Göttlichkeit an sich tragende Religion unter eben den Menschen, denen jene bestimmt war, vorhanden, oder ihnen leicht durch natürliche Mittel mitzutheilen gewesen seyn, denn sonst war die Veranstaltung einer neuen Offenbarung durch Gott überflüßig und zwecklos. Durch dieses Kriterium wird aller Schwärmerey und allen unberufenen Religionsstiftern jetziger oder künftiger Zeiten Einhalt gethan. b) Jede Offenbarung, die sich durch unmoralische Mittel angekündigt, behauptet und fortgepflanzt hat, ist sicher nicht von Gott. — Die Kriterien der Offenbarung, in Rücksicht auf ihre innere Form, sind: a) Jede Offenbarung muß uns Gott als moralischen Gesetzgeber ankündigen, und nur von derjenigen, deren Zweck das ist, können wir aus moralischen Gründen glauben, daß sie von Gott sey. b) Jede Offenbarung, die uns durch andere Motiven, als Achtung für die Heiligkeit Gottes, z. B. durch angedrohte Strafen, oder versprochene Belohnungen, zum Gehorsam bewegen will, kann nicht von Gott seyn; denn dergleichen Motiven widersprechen der reinen Moralität.

§. 9.

§. 9. Kriterien der Göttlichkeit einer Offenbarung in Absicht ihres möglichen Inhalts. a) Es ist weder moralisch noch theoretisch möglich, daß eine Offenbarung uns Belehrungen gebe, auf die unsere Vernunft nicht ohne sie hätte kommen können und sollen; und keine Offenbarung kann für dergleichen Belehrungen Glauben fordern. b) Nur diejenige Offenbarung, welche ein Princip der Moral, welches mit dem Princip der praktischen Vernunft übereinkommt, und lauter solche moralische Maximen aufstellt, welche sich davon ableiten lassen, kann von Gott seyn. c) Widersprechen gewisse dogmatische auf die Postulate der Vernunft sich beziehende Behauptungen dem Endzweck des Moralgesetzes, so widersprechen sie dem Begriffe von Gott und dem Begriffe aller Religion; und eine Offenbarung, die dergleichen enthält, kann nicht von Gott seyn. d) Eine Offenbarung kann Aufmunterungs- und Beförderungsmittel zur Tugend vorschlagen, sie darf aber solche den Moralgesetzen nicht gleich setzen, noch auch von ihnen etwas anderes, als natürliche Wirkungen versprechen.

§. 10. Kriterien der Göttlichkeit einer Offenbarung in Absicht der möglichen Darstellung ihres Inhalts. a) Jede Offenbarung soll sich zu den Bedürfnissen der Sinnlichkeit herablassen; sie kann also ihre Moral in Erzählungen einkleiden, und entspricht alsdann um so mehr den Bedürfnissen des Menschen. Aber eine Offenbarung, die zweydeutige, oder wohl gar schlechte Handlungen als gute rühmt, widerspricht dem Moralgesetze und dem Begriffe von Gott, und kann folglich nicht göttlichen Ursprungs seyn. b) Eine Offenbarung kann die Vernunftideen von Gott und Unsterblichkeit versinnlicht darstellen. Der Zweck dieser Versinnlichung muß Beförderung reiner Moralität in dem sinnlichen Menschen seyn. Widerspricht sie diesem Zwecke unmittelbar, so kann die Offenbarung nicht von Gott seyn; auch kann sie dies nicht, wenn in ihr die sinnliche Darstellung von Gott als objektiv gültig aufgestellt wird. c) Nur eine solche Offenbarung kann göttlich seyn, welche eine versinnlichte Darstellung unserer Unsterblichkeit und des moralischen Gerichts Gottes über endliche Wesen nicht als objektiv, sondern nur als subjektiv gültig für diejenigen Menschen giebt, die einer solchen Darstellung bedürfen.

§. 11. Systematische Ordnung dieser Kriterien. Die jetzt aufgestellten Kriterien sind Bedingungen der Mög-

 lichkeit,

lichkeit, unsern Begriff a priori von einer Offenbarung auf eine in der Sinnenwelt gegebene Erscheinung anzuwenden. Daß diese Bedingungen alle erschöpft worden seyen, wird nun aus der Tafel der Kategorien erwiesen.

§. 12. **Von der Möglichkeit, eine gegebene Erscheinung für göttliche Offenbarung aufzunehmen.** Zur Realität des a priori gemachten Begriffs einer Offenbarung wird noch etwas ganz anderes vorausgesetzt, als unser Begriff von ihr, nämlich ein Begriff in Gott, der dem unsrigen ähnlich ist, und das kategorische Urtheil: das ist eine Offenbarung, heißt; diese Erscheinung ist Darstellung eines göttlichen Begriffs, gemäß einem meiner Begriffe. Um also dem Offenbarungsbegriffe eine Realität ausser uns zuzusichern, müßte erwiesen werden, daß ein Begriff von derselben in Gott vorhanden gewesen sey, und daß eine gewisse Erscheinung beabsichtigte Darstellung desselben sey. A priori und aus dem Begriffe von Gott kann ein solcher Beweis nicht geführt werden, denn wir haben von Gott nur einen moralischen Begriff, der kein Datum enthält, das uns berechtigte, Gott den Begriff der Offenbarung zuzuschreiben. A posteriori und aus den Bestimmungen einer in der Natur gegebenen Erscheinung läßt sich dieser Beweis auch nicht führen, und dies übersteigt alle Kräfte des menschlichen Geistes unendlich. Es kann endlich der Satz, daß etwas eine Offenbarung sey, nicht einmal wahrscheinlich dargethan werden, und selbst die Uebereinstimmung einer angeblichen Offenbarung mit den oben angegebenen Kriterien derselben berechtiget nur zu dem Urtheile: das kann Offenbarung seyn. Dieses Urtheil ist problematisch, aber auch als ein solches völlig sicher. — Um also das Urtheil: dies ist Offenbarung, fällen zu können; muß sich noch ein Moment dafür auffinden lassen, und dieses Moment ist in dem untern Begehrungsvermögen enthalten. Das Moralgesetz nämlich gebietet schlechthin, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, überhaupt, oder in einzelnen Fällen, eine Causalität in der Sinnenwelt zu haben; und durch die dadurch geschehene Bestimmung des obern Begehrungsvermögens, das Gute schlechthin zu wollen, wird das untere auch durch Naturgesetze Bestimmbare bestimmt, die Mittel zu wollen, dasselbe wenigstens in sich (in seiner sinnlichen Natur) hervorzubringen. Das obere Begehrungsvermögen will schlechthin den Zweck, das untere will die Mittel darzu. Nun ist es, laut der §. 6

gesche-

geschehenen Entwickelung der formalen Function der Offenbarung, welche zugleich die einzige ihr wesentliche ist, ein Mittel für sinnliche Menschen, im Kampfe der Neigung gegen die Pflicht der letztern die Oberhand über die erstere zu verschaffen, wenn sie sich die Gesetzgebung des Heiligsten unter sinnlichen Bedingungen vorstellen dürfen. Diese Vorstellung ist denn die einer Offenbarung. Das untere Begehrungsvermögen muß mithin unter obigen Bedingungen die Realität des Begriffs der Offenbarung nothwendig wollen, und da gar kein vernünftiger Grund dagegen ist, so bestimmt dasselbe das Gemüth, ihn als wirklich realisirt anzunehmen, d. h. als bewiesen anzunehmen, eine gewisse Erscheinung sey wirklich durch göttliche Causalität bewirkte absichtliche Darstellung dieses Begriffs, und sie dieser Annahme gemäß zu brauchen. — Eine Bestimmung des untern Begehrungsvermögens ist ein Wunsch; mithin liegt der Aufnahme einer gewissen Erscheinung als göttlicher Offenbarung nichts mehr als ein Wunsch zum Grunde. Ein solches Verfahren, etwas zu glauben, weil das Herz es wünscht, ist nun zwar nicht wenig, und nicht mit Unrecht verschrieen: allein es läßt sich für die Rechtmäßigkeit desselben im gegenwärtigen Falle noch manches anführen. Wenn nämlich ein bloßer Wunsch uns berechtigen soll, die Realität seines Objekts anzunehmen, so muß derselbe sich auf die Bestimmung des obern Begehrungsvermögens durchs Moralgesetz gründen, und durch dieselbe entstanden seyn; die Annahme der Wirklichkeit seines Objekts muß uns die Ausübung unserer Pflichten, und zwar nicht etwa blos dieser oder jener, sondern des pflichtmäßigen Verhaltens überhaupt erleichtern, und von der Annahme des Gegentheils muß sich zeigen lassen, daß sie dieses pflichtmäßige Verhalten in den wünschenden Subjekten erschweren würde; und dieses darum, weil wir nur bey einem Wunsche dieser Art einen Grund anführen können, warum wir über die Wirklichkeit seines Objekts überhaupt etwas annehmen, und die Frage über dieselbe nicht gänzlich abweisen wollen. Dies ist aber beym Wunsche einer Offenbarung der Fall. Mit diesem Kriterio der Annehmbarkeit eines gewünschten um des Wunsches willen muß sich nun auch das zweyte vereinigen, nämlich die völlige Sicherheit, daß wir nie eines Irrthums bey dieser Annahme werden überführt werden können, in welchem Falle die Sache für uns völlig wahr, es für uns eben so gut ist, als ob dabey gar kein Irrthum möglich wäre. Dies findet nun bey der Annahme einer alle Kriterien der Göttlichkeit

an sich habenden Offenbarung, d. i. bey der Annahme, daß eine gewisse Erscheinung durch unmittelbare göttliche Causalität dem Begriffe einer Offenbarung gemäß bewirkt sey, der höchsten Strenge nach Statt. — Diese Annahme einer Offenbarung ist nun, da sie auf eine Bestimmung des Begehrungsvermögens rechtmäßig sich gründet, ein Glaube, den wir zum Unterschiede vom reinen Vernunftglauben an Gott und Unsterblichkeit, der sich auf etwas materielles bezieht, den formalen, empirisch bedingten Glauben nennen wollen. Der Unterschied beyder ergiebt sich aus einer Vergleichung der Bestimmung des Gemüths bey einem oder dem andern nach Ordnung der Kategorientitel, und besteht vorzüglich darin, daß jener (der reine Vernunftglaube) auf Allgemeingültigkeit für alle vernünftige Wesen Ansprüche macht, dieser aber nur auf Gültigkeit für einige vernünftige Wesen, die ein gewisses empirisches Bedürfniß haben oder kennen, wovon nur in dem Falle eine Ausnahme Statt findet, daß Jemand in die Nothwendigkeit versetzt wird, durch die Vorstellung einer Offenbarung, ohne ihrer eben für sich selbst zu bedürfen, auf die Herzen anderer zu wirken, die derselben bedürfen, als welches bey ihm einen vorübergehenden Glauben an die Offenbarung hervorzubringen vermag.

Nachdem im 13. §. gezeigt worden ist, daß die Kritik der Offenbarung bisher wirklich nach Principien a priori geführt worden sey, so sagt der Verf. in einer Schlußanmerkung noch einiges über die Aufnahme, welche sein Werk erfahren werde, und berechnet endlich den Gewinn und Verlust, den die Resultate desselben gewähren. Verlohren haben wir dadurch theils alle Aussicht auf Eroberungen im Reiche des Uebersinnlichen, theils das Recht, andere zu zwingen, eine gewisse Offenbarung von uns zu Lehn zu nehmen. Gewonnen haben wir dadurch aber sowohl Sicherheit dafür, daß uns unser Glaube an eine Offenbarung durch Vernünfteleyen werde geraubt, oder lächerlich gemacht werden, als auch völlige Gewissensfreyheit und Sicherheit vor allem harten Geisteszwange. — —

Dies wären also die Principien und Resultate der Kritik aller Offenbarung. Es wird nun darauf ankommen, daß wir den Werth derselben prüfen und bestimmen. Unsere Leser werden jedoch nicht erwarten, daß wir dem Verf. in seinen Speculationen Schritt vor Schritt folgen, und besonders würde

es

es unzweckmäßig seyn, dasjenige, was etwa dabey aus der Kantischen Kritik der praktischen Vernunft als Grundlage gebraucht und angewendet worden ist, einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Wir begnügen uns also damit, dasjenige, was dem Verf. als sein Eigenthum angehört, und die Grundpfeiler seines Gebäudes einer Kritik aller Offenbarung ausmacht, näher zu beleuchten, und wollen daher nur von demjenigen ausführlich handeln, was im 5ten, 6ten und im 12ten §. über die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung gesagt worden ist.

Anlangend die im 5ten §. gelieferte Deduction des Begriffs der Offenbarung von Principien der reinen Vernunft, so besteht dieselbe theils aus unerwiesenen und halbwahren Sätzen, theils aus bloßen Vernünfteleyen. Dies wird sich am deutlichsten dann ergeben, wenn wir die derselben zum Grunde liegenden Schlüsse in ihrer schulgerechten Form aufstellen, und hiernach beurtheilen. Sie lauten aber folgendermaßen.

A. Wenn es endliche moralische Wesen giebt, so läßt sich vermuthen, daß die Wirkungen des Moralgesetzes und des Naturgesetzes auf die Willensbestimmung dieser Wesen in Widerstreit gerathen werden, welcher Widerstreit so stark werden kann, daß das Sittengesetz seine Causalität in der sinnlichen Natur solcher Wesen entweder auf immer, oder nur in gewissen Fällen gänzlich verliert:

Nun giebt es endliche moralische Wesen, und wir Menschen sind dergleichen;

Also läßt sich auch vermuthen, daß die Wirkungen u. s. w.

B. Wenn Wesen, bey welchen das Sittengesetz seine Causalität in ihrer sinnlichen Natur entweder auf immer oder nur in gewissen Fällen gänzlich verlohren hat, der Moralität nicht gänzlich unfähig werden sollen; so muß ihre sinnliche Natur selbst durch sinnliche Antriebe bestimmt werden, sich durch das Moralgesetz bestimmen zu lassen;

Diejenigen Menschen, bey welchen das Sittengesetz seine Causalität in ihrer sinnlichen Natur entweder auf immer, oder nur in gewissen Fällen gänzlich verlohren hat, sollen der Moralität nicht gänzlich unfähig werden:

Also muß ihre sinnliche Natur selbst u. s. w.

C. Sinnliche Antriebe als Bestimmungsgründe reiner Moralität gebrauchen zu wollen, kann nichts anders heissen, als reinmoralische Antriebe auf dem Wege der Sinne an Jemanden bringen:

Nun soll die sinnliche Natur gewisser Menschen durch sinnliche Antriebe bestimmt werden, sich durch das Moralgesetz bestimmen zu lassen:

Mithin kann dies nichts anders heissen, als daß reinmoralische Antriebe auf dem Wege der Sinne an sie gebracht werden.

D. Die Idee vom Willen des Heiligsten als Sittengesetze für alle moralische Wesen ist der einige reinmoralische Antrieb, und zugleich des Vehikulums der Sinne fähig:

Mithin ist nur diese Idee fähig, die sinnliche Natur gewisser Wesen zu bestimmen, sich durch das Moralgesetz bestimmen zu lassen.

E. Wessen nur der Gesetzgeber der sinnlichen Natur fähig ist, das kann auch nur von ihm herrühren:

Nun ist nur der Gesetzgeber der sinnlichen Natur oder Gott fähig, die Idee vom Willen des Heiligsten als Sittengesetze für alle moralische Wesen auf dem Wege der sinnlichen Natur an endliche moralische Wesen gelangen zu lassen, oder solche auf demselben zu bestätigen:

Also muß Gott selbst sich und seinen Willen diesen Wesen als gesetzlich für sie in der Sinnenwelt ankündigen.

F. Wenn in der Sinnenwelt überhaupt keine Ankündigung der gesetzgebenden Heiligkeit für sinnlich bedingte und der Moralität verlustige Wesen enthalten seyn kann: so muß sich Gott durch eine besondere, ausdrücklich darzu und für diese Wesen bestimmte Erscheinung in der Sinnenwelt als Gesetzgeber ankündigen:

Nun ist in der Sinnenwelt überhaupt keine Ankündigung der gesetzgebenden Heiligkeit enthalten, und von ihr aus können wir durch die auf sie anwendbaren Begriffe auf gar nichts übernatürliches schliessen:

Also muß sich Gott u. s. w.

G. Worzu Gott durch das Moralgesetz bestimmt ist, das läßt sich von ihm erwarten:

Nun

Nun ist Gott durch das Moralgesetz bestimmt, die höchst-mögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern:

Also läßt sich auch von ihm erwarten, daß er, wenn Wesen, die der Moralität bedürfen, wirklich vorhanden seyn sollten, sich des darzu dienlichen Mittels bedienen werde, wenn es physisch möglich ist.

Schon der erstere dieser Schlüsse enthält in der darin vorausgesetzten Möglichkeit einen Widerspruch. Ein Widerstreit nämlich zwischen dem Gesetze der Freyheit und dem Gesetze der Sinnlichkeit, der so stark ist, daß das Gesetz der Freyheit seine Causalität auf immer gänzlich verliehrt, läßt sich gar nicht denken, weil da, wo Widerstreit vorkommen soll, auch eine Causalität verschiedener Dinge, die sich wechselseitig in ihren Wirkungen einschränkt, vorhanden seyn muß; sobald also das Moralgesetz seine Causalität gänzlich verliehrt, sogleich ist auch kein Widerstreit desselben gegen das Gesetz der Sinnlichkeit weiter möglich. Soll nun aber mit jener vorausgesetzten Möglichkeit nichts weiter behauptet werden, als: dadurch, daß der Mensch blos den Forderungen des Naturgesetzes anhaltend nachgeht, kann die Wirksamkeit des Moralgesetzes so sehr nach und nach geschwächt werden, daß es in ihm gänzlich *aufhört*, den Willen zu bestimmen; so frägt sich: ob dies überall möglich und mit unsern Begriffen vom Menschen vereinbar sey? Zur Natur des Menschen, als eines moralischen Wesens, gehört eine moralisch gesetzgebende Vernunft, und diese schließt zugleich Achtung für das Gebot der Vernunft in sich. Weder die gesetzgebende Vernunft, noch auch die Achtung für ihr Gebot kann jemals im Menschen ganz vertilgt werden, und geschähe dies ja in irgend einem Falle, so hörte der Mensch auf, ein Mensch oder ein moralisches Wesen zu seyn. Auch lehrt ja die übereinstimmende Erfahrung aller Zeiten, daß selbst der größte Bösewicht und roheste Barbar die Achtung für das Moralgesetz und für die Befolgung desselben nicht verleugnen kann. Ist nun aber die moralische Gesetzgebung und die Achtung für ihr Gebot im Menschen unvertilgbar, so müssen sie auch ihren Einfluß auf den Willen desselben beybehalten, und die Triebfedern, die aus dem Moralgesetz herrühren, können durch alle Gewalt der Sinnlichkeit nicht gänzlich und auf immer aufgehoben werden. Mithin kann das Moralgesetz seine Causalität im Menschen eigentlich nie gänzlich verliehren.

Hier-

Hierdurch ist aber schon die Theorie über die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung, welche dieses Werk enthält, ziemlich zerstört. Behält nämlich das Moralgesetz seinen Einfluß auf den Willen des Menschen, in welchem die Vernunft nur einigermaßen thätig ist, unvertilgbar bey, so ist er auch immer noch im Stande, durch eigene Kraft moralisch besser zu werden, und das Moralgesetz in sich gebieten zu lassen. Alsdann bedarf es aber keiner Dazwischenkunft Gottes, um den rohen und sinnlichen Menschen zu einem moralisch bessern zu erheben. Auf die Nothwendigkeit dieser Dazwischenkunft, um moralisch besser werden zu können, stützt aber der Verf. seine ganze Theorie über die Offenbarung.

Ueber die Art und Weise, wie allein Menschen, in welchen das Sittengesetz seinen Einfluß auf den Willen gänzlich soll verlohren haben, wieder moralisch besser sollen werden können, drückt sich der Verf. im zweyten, dritten und vierten Schluß so dunkel und unbestimmt aus, daß man fast nicht einsehen kann, was er eigentlich hat anzeigen wollen. Ganz richtig sagt der Verf.: „der einzige reinmoralische Antrieb ist die innere Heiligkeit des Rechts," oder, bestimmter ausgedrückt, die Achtung für die innere Heiligkeit des Rechts. Wie nun aber in Wesen, bey welchen die Triebfeder des Guten gänzlich verlohren gegangen seyn, und bey denen das Sittengesetz allen Einfluß auf das Begehrungsvermögen gänzlich eingebüßt haben soll, die sittliche Triebfeder wieder hergestellt soll werden können, wie dies besonders durch eine versinnlichte Idee von Gott, als dem heiligsten Wesen, möglich seyn soll, läßt sich gar nicht begreifen. Zwar trägt in Menschen, die moralisches Gefühl haben, und sich dadurch bestimmen lassen, die Vorstellung, daß das Sittengesetz zugleich auch der Wille des heiligsten Wesens sey, sehr viel darzu bey, daß die schon vorhandene Achtung für jenes Gesetz gestärkt werde, und einen immer dauerhaftern Einfluß auf das Begehrungsvermögen erhalte: allein, wo alle Antriebe zum Guten und alle Achtung für die Heiligkeit des Sittengesetzes fehlen, da möchte auch wohl die Versinnlichung der Idee vom allerheiligsten Wesen keinen einzigen derselben erzeugen können. Auch ist hierbey dieses noch in Betrachtung zu ziehen, daß, wenn die verstärkte Achtung fürs Sittengesetz, wodurch moralische Besserung bewirkt wird, nicht das Werk der Selbstthätigkeit und Freyheit des Menschen, sondern der ihm von aussen beygebrachten versinnlichten

Idee

Idee von Gott, als dem heiligsten Wesen, ausmacht, und von dieser Idee nach den physischen Gesetzen der Vorstellungen in uns erzeugt worden ist, die ganze daraus fließende Willensänderung nicht einmal moralisch ist, indem solche kein Produkt der Freyheit unserer moralischen Vernunft ausmacht, und mithin auch nicht zugerechnet werden kann.

Der fünfte Schluß ist in der Deduction des Offenbarungsbegriffs der wichtigste, denn er soll unmittelbar darauf führen, daß Gott selbst sich müsse unter gewissen Umständen offenbart haben: er ist aber auch zugleich der unrichtigste unter allen in dieser Deduction vorkommenden Schlüssen, wie wir sogleich zeigen wollen. Die Maior desselben lautet nämlich eigentlich folgendermaßen: Diejenige Fähigkeit, welche sich nur als in Gott enthalten denken läßt, ist auch wirklich nur in Gott enthalten. Diese Prämisse macht nun dasjenige aus, worauf der Dogmatismus alle seine Kenntniß transscendentaler Dinge von jeher gestützt hat; sie läßt sich aber vor dem Richterstuhle der Vernunft gar nicht rechtfertigen, und so lange diese ihr subjektives Denken vom objektiven Seyn unterscheidet, so lange diese vermuthen und annehmen darf, daß die Bestimmungen jenes Denkens mit den Bestimmungen dieses Seyns nicht *einerley* sind, so lange kann sie auch jene Prämisse für nichts weiter, als für leere Anmaßung halten, die blos darzu geschickt ist, den Menschen mit Täuschungen zu hintergehen. Aber wenn wir auch die Richtigkeit der Maior in diesem Schlusse zugestehen wollten, so würden wir doch unmöglich die Richtigkeit der Minor einraumen können. Woraus will nämlich der Verf. beweisen, daß nur allein Gott selbst fähig sey, die Idee vom Willen des Heiligsten als einem Sittengesetze für alle moralische Wesen auf dem Wege der sinnlichen Natur an diese Wesen gelangen zu lassen, und daß dies sich gar nicht anders denken lasse? Etwa daraus, daß diese Idee Beziehung auf Moralität und Sittlichkeit hat? Aber dies würde höchstens nur beweisen, daß die der Moralität unfähige Natur durch ihre Causalität jene Idee nicht habe hervorbringen können. Hiermit wäre aber noch keinesweges dargethan, daß nicht auch ein höheres, jedoch endliches moralisches Wesen im Stande sey, die Idee vom Willen des Heiligsten als einem Sittengesetze für alle moralische Wesen den Menschen auf dem Wege der sinnlichen Natur durch gewisse Veränderungen in derselben mitzutheilen, und solches aus Liebe zu den Menschen wirklich

gethan habe. Ueberhaupt aber ist gar nicht abzusehen, warum die versinnlichte Idee vom heiligsten Wesen und höchsten Gesetzgeber nicht auf eben dem natürlichen Wege zu dem Menschen soll gelangen können, auf welchem andere versinnlichte Ideen zu ihm gelangen, sondern hierzu durchaus eine unmittelbare Causalität der Gottheit erforderlich seyn soll. So wenig also, wie der Verf. S. 48 sagt, irgend eine Erscheinung in der Sinnenwelt uns berechtiget, sie von einer übersinnlichen und transscendentalen Ursache abzuleiten; eben so wenig ist es auch nöthig, die in gewissen Menschen vorhandene und durch besondere Naturerscheinungen erzeugte versinnlichte Idee von Gott, als dem heiligsten und höchsten Gesetzgeber aller moralischen Wesen, mit Uebergehung aller Mittelursachen und aller Naturgesetze von Gott selbst unmittelbar abzuleiten; und hätte der Verf. im geringsten consequent gedacht, so würde er nicht auf der 51sten Seite eine Ausnahme von der Regel gemacht haben, die er auf der 48ten als allgemeingeltend für die Erklärung aller Begebenheiten in der Natur aufgestellt hatte. Aber bey dieser Consequenz im Denken wäre ja keine Deduction des Offenbarungsbegriffs a priori zu Stande gekommen!

Ob Wesen, denen das Bewußtseyn des Moralgebotes mangelt, und die auch nicht die geringste Neigung, gut zu seyn, besitzen, durch irgend eine übernatürliche Erscheinung in der Sinnenwelt zu der Ueberzeugung gelangen werden, daß es einen höchsten moralischen Gesetzgeber gebe, und daß der Urheber jener übernatürlichen Erscheinung dieser Gesetzgeber sey, wie im sechsten Schluß behauptet worden ist, und ob hierzu nicht ein abermaliges anderes Wunder in dem Gemüthe jener Wesen erforderlich seyn möchte; darüber wollen wir für jetzt mit dem Verf. nicht weiter streiten: desto mehr verdient aber der letzte Schluß unsere ganze Aufmerksamkeit, und die Prüfung desselben wird uns mit dem eigenthümlichen Werthe dieser Deduction des Offenbarungsbegriffs recht genau bekannt machen können. In demselben soll nämlich dargethan werden, daß sich unter gewissen Umständen Wunder erwarten lassen, und diese Erwartung wird auf unsern Begriff von der Gottheit, als einem Wesen, das durch das Moralgesetz bestimmt ist, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern, gegründet. Nun ist aber schon dieses von selbst einleuchtend, daß dieser Grund nur vernünftelnd ist, indem in demselben die objektive Existenz

von

von Etwas in der Sinnenwelt blos aus einer subjektiven Idee erwiesen wird, welches selbst nach der Vernunftkritik in keinem Falle thunlich und erlaubt ist. Doch weit mehr verdienen die Folgen in Betrachtung gezogen zu werden, welche sich aus dem Satze ergeben, worauf der Verf. die Erwartungen von einer unmittelbaren Causalität Gottes in der Sinnenwelt gestützt hat. Ist nämlich Gott durch das Moralgesetz bestimmt, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern, und läßt sich nach dieser Voraussetzung irgend etwas in der Sinnenwelt bestimmen, so läßt sich erwarten und annehmen, daß es niemals vernünftige Wesen geben werde, in welchen das Moralgesetz seine Causalität auf immer, oder nur in gewissen Fällen, gänzlich verlohren hat. Als höchster Beförderer der Moralität und als Regent der Natur wird nämlich Gott dafür sorgen, daß die Menschheit, oder ein Theil davon, nie in einen so tiefen moralischen Verfall gerathe, daß das Moralgesetz in ihr aufhöre, wirksam zu seyn, und durch ein Wunder in seiner Wirksamkeit auf den Willen wieder hergestellt zu werden brauche. Er wird es nicht darauf ankommen lassen, daß die Menschheit erst wieder durch ein Wunder ihres höchsten Zwecks fähig werde; denn dieses Wunder könnte doch wohl bey manchem sehr verdorbenen Menschen zu späte kommen und unwirksam seyn; auch wäre dadurch, daß die Menschheit in einen so tiefen moralischen Verfall gerathen wäre, und eine Zeitlang ganz unmoralisch gehandelt hätte, gesetzt auch, daß ein Wunder sie von diesem Verfall rettete, die Bewirkung der höchstmöglichen Moralität in allen vernünftigen Wesen offenbar aufgehoben worden. Mit einem Worte also: Wenn wir auf den Satz: Gott ist durch das Moralgesetz bestimmt, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern, Erwartungen gründen dürfen; so dürfen wir nie eine Offenbarung erwarten, oder als geschehen annehmen, denn vermöge jenes Satzes läßt sich die Wirklichkeit des Bedürfnisses nicht annehmen und erwarten, worauf der Verf. die Möglichkeit einer Offenbarung gegründet hat, und es widerspricht gänzlich unserm Begriffe von Gott, als dem Beförderer der höchstmöglichen Moralität in allen vernünftigen Wesen, daß diese jemals in den Zustand kommen, wo das Moralgesetz aufhört, in ihnen wirksam zu seyn, und wo sie einer Offenbarung bedürfen. — Wenn ferner Gott die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen befördern muß,

und

und sich hiernach das in der Sinnenwelt Wirkliche positiv oder negativ bestimmen läßt; so folgt, daß es auch in dieser Welt gar keine Noth und kein drückendes Elend geben könne. Muß nämlich Gott die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen befördern, so muß er auch wohl alles verhindern, was der Moralität in vernünftigen Wesen Abbruch thut; denn dieses liegt in jenem, und das erstere läßt sich ohne das letztere gar nicht denken. Nun sind bekanntlich große Noth, allgemeine Plagen und drückendes Elend lauter solche Dinge, wodurch Ungehorsam gegen das Moralgesetz und Unsittlichkeit unter den Menschen am meisten befördert wird. Wir dürfen also wohl erwarten, daß Gott vermöge der Bestimmungen seines Willens durch das Moralgesetz die Menschheit nie in große Noth und drückendes Elend werde gerathen lassen: als höchster Regent der ganzen Natur ist er auch im Stande, dies zu bewirken. Wir können also schon a priori wissen, daß die Menschheit nie in Umstände gerathen werde, wo das Gesetz der Noth die Stimme der moralischen Vernunft zum Schweigen bringt, oder ihr allen Einfluß auf den Willen entzieht, und es wäre mithin auch thöricht, das Wirklichwerden solcher Umstände durch Vorsicht und Anstalten verhindern zu wollen, denn wofür Gott selbst Sorge trägt und tragen muß, dafür brauchen Menschen nicht zu sorgen. Zwar wird dieses Raisonnement durch die Erfahrung gänzlich widerlegt; aber was kann Erfahrung gegen Schlüsse a priori beweisen? — Solcher Folgerungen liegen nun weit mehrere in der Schlußart, worauf der Verf. die Erwartung einer Offenbarung gegründet hat. Rec. begnügt sich jedoch damit, nur eine einzige noch anzuführen. Gott ist nämlich, könnte man auch sagen, durch das Moralgesetz bestimmt, Executor dieses Gesetzes zu seyn, und Gerechtigkeit auf die höchstmöglich vollkommenste Art zu handhaben. Als Regent der ganzen Natur ist er auch dies zu thun im Stande. Nun wird Gerechtigkeit unleugbar vollkommner gehandhabet; wenn schon im gegenwärtigen Leben der Tugendhafte empfängt, wessen er sich würdig gemacht hat, und der Lasterhafte leidet, was er verdient hat. Wir können also vermöge unsers Begriffs von Gott, als dem vollkommensten Executor des Moralgesetzes, erwarten, daß schon in diesem Leben jeder Mensch den Lohn und die Strafe seiner Handlungen empfangen werde; und wir können mithin wissen, daß, wenn es Jemanden in diesem Leben ziemlich nach Wunsch und Willen geht, er sich seines glückseligen Zustandes durch

Tugend würdig gemacht habe, und daß hingegen auch diejenigen, welche im gegenwärtigen Leben mit Noth und Elend zu kämpfen haben, und die Vereitelung der wichtigsten ihrer Wünsche erfahren müssen, solches durch Ungehorsam gegen die Moralgesetze verdient haben. Die Absurdität und Schädlichkeit dieses Raisonnements leuchtet übrigens von selbst ein, und bedarf keiner Erörterung. — Was also von der in der Kritik aller Offenbarung gegebenen Deduction des Offenbarungsbegriffs zu halten sey, ergiebt sich aus dem bisher Gesagten zur Genüge, und es verdient nur noch mit wenigem angemerkt zu werden, daß diese Deduction blos für diejenigen gültig ist, welche bereits an Gott und an eine moralische Weltregierung glauben, und durch das Moralgesetz in ihrem Willen bestimmt werden, mithin also einer Offenbarung gar nicht bedürfen; diese können nämlich nur erwarten, daß Gott durch eine Offenbarung für die Moralität derjenigen Menschen werde gesorgt haben, in welchen das Moralgesetz seine Causalität soll verlohren haben. Diejenigen Menschen hingegen, welche gerade einer Offenbarung bedürfen, können zur Erwartung derselben durch die Deduction des Verf. gar nicht gebracht werden, denn es fehlt ihnen durchaus an der Kenntniß der Prämissen, worauf die Deduction sich vorzüglich gründet; und sobald sie diese *Kenntniß erlangen*, bedürfen sie keiner Offenbarung mehr, sondern können durch den natürlichen moralischen Glauben an Gott die Wirksamkeit des Sittengesetzes in sich verstärken. Hieraus ergiebt sich nun zum wenigsten dieses, daß die Deduction des Offenbarungsbegriffs, wie solche der Verf. gegeben hat, gar nichts darzu beytrage, in denjenigen Menschen, welche der Offenbarung bedürfen, die Ueberzeugung zu begründen, daß Gott geredet, und sich als höchster moralischer Gesetzgeber angekündigt habe.

Wir wenden uns nunmehr zur Beurtheilung des 6ten §. Bey dem, was in demselben von der Möglichkeit des im Begriff der Offenbarung vorausgesetzten empirischen Datums gesagt worden ist, kommt zuvörderst alles darauf an: ob es moralische Wesen, und insbesondere auch erwachsene Menschen, die nicht ganz vernunftlos sind, und über ihre Handlungen nachzudenken vermögen, geben könne, in welchen das Moralgesetz seine Causalität für immer gänzlich verlohren hat, und in welchen nicht einmal, wie S. 61 gesagt wird, der Wille, ein Moralgesetz anzuerkennen und ihm zu gehorchen, da ist? Die

Die Möglichkeit hiervon leugnet Rec. durchaus, denn sie widerspricht, wie schon erinnert worden ist, dem Begriffe eines moralischen Wesens. Zur Natur eines moralischen Wesens gehört nothwendig und wesentlich dies, daß es ein Bewußtseyn des Moralgesetzes in sich habe, und der Verf. sagt S. 35 selbst ganz richtig: „sich des Gebots des Moralgesetzes nicht bewußt seyn, und kein moralisches Wesen seyn, ist einerley." Zum Bewußtseyn des Moralgesetzes gehört ferner Achtung für das Gebot desselben, und der Mensch muß, vermöge der Einrichtung seiner Natur, das Moralgesetz, sobald er sich desselben bewußt ist, achten und verehren, und als ein für ihn vorhandenes Gesetz ansehen. Selbst der größte Bösewicht kann sich von dieser Einrichtung seiner Natur nicht losmachen, denn er kann die wesentlichen Anlagen derselben nicht aufheben und zerstören. Er kann sich zwar in seinen Handlungen blos durch die Triebfedern der Sinnlichkeit bestimmen lassen; aber er kann weder das Bewußtseyn des Moralgesetzes in sich gänzlich zernichten, noch auch aufhören, demselben Achtung zu beweisen, und es für ein ihn angehendes Gesetz zu erkennen; oder, er kann nie aufhören, moralisch gut seyn zu wollen, und wenn dies sich nur mit den Trieben der Sinnlichkeit vertrüge, so würde er es auch seyn, und das Gebot der Vernunft zur Maxime seiner Handlungen erheben. Das Factum also, auf dessen Daseyn in der Menschheit der Verf. die Erwartung der Offenbarung vorzüglich gründet, ist vermöge der Einrichtung der menschlichen Natur unmöglich. Ob aber dies, daß in manchen Menschen das Moralgesetz nicht in allen Fällen stark genug wirkt, um den Hang, sich durch die Triebe der Sinnlichkeit bestimmen zu lassen, gänzlich zu besiegen, etwas für die Nothwendigkeit einer Offenbarung beweise, wollen wir nachher untersuchen. — S. 63 berührt der Verf. die Frage: Obwohl die moralische Verderbniß solcher Menschen, welche unter moralisch bessern leben, die Nothwendigkeit einer Offenbarung beweise? Ohne sich aber eben auf eine genaue Beantwortung dieser Frage einzulassen, (welches auch im ganzen Werke nicht geschehen ist,) sagt er jedoch: man dürfe wohl annehmen, daß es den moralisch bessern Mitgliedern einer Societät möglich sey, durch Belehrung und Bildung das moralische Gefühl in ihren moralisch verdorbenen Mitbürgern zu entwickeln, und das Bedürfniß einer Offenbarung trete mithin erst ein, wenn die ganze Menschheit oder ganze Völkerstämme in den tiefsten moralischen Verfall gerathen seyen. Die Gründe für die

Verneinung der obigen Frage wollen nicht viel sagen: Es läßt sich nämlich gar wohl der Fall annehmen, theils daß die moralisch bessern Mitglieder einer Societät ihre Pflicht, in den moralisch verdorbenen Mitbürgern das sittliche Gefühl zu entwickeln und zu stärken, nicht gehörig erfüllen, oder nicht Fähigkeit genug darzu besitzen; theils daß diese moralisch verdorbenen Mitglieder dem Unterrichte anderer über Sittlichkeit wegen der in ihnen herrschenden Sinnlichkeit gar kein Gehör geben wollen, und sich gegen alle Entwickelung des moralischen Sinnes hartnäckig sträuben; und es dürfte alsdann wohl eintreffen, was der Verf. S. 75 in einer andern Rücksicht als möglich und wirklich annimmt. Was soll nun Gott in diesem Falle thun? Nach des Verf. Principien muß er sich den moralisch verdorbenen Menschen, die in Verbindung mit bessern leben, besonders offenbaren, damit auch sie der Moralität wieder fähig werden; denn er wird ja durch das Moralgesetz bestimmt, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle mögliche moralische Mittel zu befördern. Gegen diese Anwendung des Princips, so der Verf. seiner Offenbarungstheorie zum Grunde gelegt hat, dürfte man nur aus einem groben Anthropomorphismus Einwendungen hernehmen, und etwa sagen: Der Gottheit liegt weit mehr an der Moralität ganzer Völker und Nationen, als an der Moralität einzelner Menschen. Ob dieser Anthropomorphismus nicht Antheil habe an der Verneinung der obigen Frage, wie solche in diesem Werke gegeben worden ist, darüber wollen wir nicht entscheiden. — Durchgängig wird in diesem Werke behauptet: nur allein dadurch sey es möglich, in Menschen, welche kein Bewußtseyn des Moralgesetzes haben, und deshalb der Moralität ganz unfähig sind, der praktischen Vernunft die ihr zukommende Herrschaft über die Triebe der Sinnlichkeit wieder zu geben, daß sich Gott diesen Menschen offenbare, und unmittelbar durch die Sinne Gehorsam von ihnen fordere. Der Verf. hat die bey dieser Behauptung vorkommenden Schwierigkeiten sehr wohl eingesehen, und sucht sie daher S. 71 — 78 wegzuräumen. Ob dies auf eine genügende Art geschehen sey, wollen wir jetzt, so viel es in der Kürze geschehen kann, untersuchen. Darzu, daß die praktische Vernunft und ihr Gebot Einfluß auf den Willen eines Wesens habe, ist schlechterdings erforderlich, theils daß ein Bewußtseyn des Moralgesetzes, theils daß Achtung für dasselbe in diesem Wesen vorhanden sey, und ohne diese beyden Stücke kann eine moralisch gute Handlung

nie wirklich werden. Soll also dadurch, daß Gott sich offenbart, und unmittelbar durch die Sinne Gehorsam fordert, Moralität befördert werden, so muß durch eine solche Offenbarung zweyerley bewirkt werden, nämlich theils, daß das Bewußtseyn des Moralgesetzes, theils daß die Achtung für dasselbe erregt wird. Wie mag nun aber wohl beydes in Wesen geschehen können, die, nach des Verf. Voraussetzung, weder ein Moralgesetz anerkennen wollen, noch auch die geringste Achtung dafür haben? Wenn auch Gott unmittelbar zu ihnen redete, und Gehorsam von ihnen verlangte, wird dadurch wohl ein Bewußtseyn des Moralgesetzes und eine Achtung für dasselbe, in ihnen entstehen, wenn beyde in ihrem Gemüthe vorher noch nie vorhanden gewesen sind? Werden sie auch das, was Gott von ihnen verlangt, als ein ihre Natur angehendes Gesetz erkennen, sie, die gar keinen Begriff von einem moralischen Endzweck ihrer Natur haben, und also auch von der Forderung Gottes gar nichts verstehen können? Wie weit dies vielleicht in einzeln besondern Fällen möglich sey, darüber will Rec. nicht entscheiden. Daß es aber, überhaupt genommen, nicht überall erwartet werden dürfe, dafür zeuget die Geschichte des Christenthums. Mehrentheils werden noch jetzt, so wie ehemals durchgängig geschah, die Gebote und Vorschriften desselben als unmittelbare Befehle und Forderungen des höchsten Regenten der ganzen Natur den Laien vorgetragen. Dessen ohngeachtet aber ist moralische Verbesserung der Anhänger des Christenthums noch nicht sehr weit gediehen; dessen ohngeachtet treffen wir noch viele Tausende unter den Anhängern des Christenthums an, bey denen, trotz der Ueberzeugung, daß alle Vorschriften desselben unmittelbare Gebote Gottes ausmachen, das Bewußtseyn des Moralgesetzes noch nicht so weit belebt, und die Achtung für dasselbe noch nicht so weit gestärkt worden ist, daß die Triebe der Sinnlichkeit auch nur von groben Ausschweifungen zurückgehalten würden. Auch ist es überdies noch in einer andern Rücksicht grundfalsch, was der Verf. behauptet, daß nämlich eine unmittelbare Aufforderung Gottes zum Gehorsam gegen das Sittengesetz nur allein im Stande sey, moralisch verdorbene Menschen der Moralität wieder fähig zu machen. Moralisch gute Handlungen werden durch das Wohlgefallen am Moralgesetz, welches uninteressirt seyn muß, und durch den Einfluß desselben auf das Begehrungsvermögen zur Wirklichkeit gebracht. Nun giebt es noch ein uninteressirtes Wohlgefallen anderer Art in uns, und dies

ist

ist das Wohlgefallen am Schönen. Dieses Wohlgefallens am Schönen ist nicht nur der sinnlichste Mensch fähig, sondern es muß auch durch die Entwickelung und Ausbildung desselben, sowohl die Thätigkeit der Vernunft überhaupt, als auch das Wohlgefallen am moralisch Guten entwickelt und gestärkt werden; denn beyde Arten des Wohlgefallens sind in sofern homogen, als sie nicht von der Befriedigung sinnlicher Triebe abhängig sind. (Rec. verweiset hierbey auf die Kritik der Urtheilskraft, wo zuerst dieser Zusammenhang des Gefühls des Schönen und des moralischen Gefühls aufs meisterhafteste und befriedigendste dargethan worden ist.) Nach allen unsern Einsichten von den Bedingungen moralisch guter Handlungen und von dem Einflusse der verschiedenen Kräfte im menschlichen Gemüthe auf einander, müssen wir also urtheilen, daß bey ganz sinnlichen Menschen durch Ausbildung der ästhetischen Urtheilskraft auf den moralischen Sinn gewirkt, und dieser durch jene entwickelt werde, und daß mithin Gott, wenn er die der Moralität verlustige Menschheit zur Fähigkeit, moralisch gut zu werden, wieder erheben wollte und mußte, sich dieses Mittels, als des zweckmäßigsten, darzu bedienen werde. — Oben haben wir schon am Schluß der Prüfung der Deduction des Offenbarungsbegriffs angezeigt, daß die Principien derselben nur für diejenigen Menschen überzeugend seyn können, in welchen bereits ein entwickeltes moralisches Gefühl und ein Glaube an das Daseyn Gottes vorhanden ist, und die mithin einer Offenbarung, um der Moralität fähig zu seyn, gar nicht bedürfen. Dieser Einwendung sucht der Verf. S. 78 — 81 zu begegnen. Inzwischen kann er doch selbst nicht leugnen, daß nach allem, was von ihm gesagt worden ist, kein vernünftiges Annehmen einer Offenbarung eher, als nach völliger Entwickelung des Moralgefühls in uns, Statt finde; er räumt also die Richtigkeit unserer Erinnerung ausdrücklich ein. Wenn er aber dennoch behauptet, daß Menschen, die sich des Moralgebots wenig bewußt sind, und zur Aufsuchung einer Religion gar nicht getrieben werden, nachher eben durch Hülfe der an sie ergangenen, und anfänglich von ihnen verworfenen Offenbarung das Moralgefühl in sich entwickeln und so geschickt werden können, eine Offenbarung ihrer Göttlichkeit nach zu prüfen; so kommt bey der Richtigkeit dieser Voraussetzungen alles darauf an: erstlich, ob wohl ganz sinnliche Menschen, die vom Moralgesetz noch gar nichts wissen, wie der Verf. annimmt, eine Sache in ernstliche Betrachtung ziehen

 werden,

werden, welche sie, vermöge des Mangels gewisser Einsichten, für Täuschung und Betrug halten müssen, zumal da das Resultat dieser Betrachtung so leicht der ruhigen Befriedigung der in ihnen herrschenden Triebe Abbruch thun könnte? Zweytens, ob Menschen, die von einem Urheber der Natur noch gar keinen Begriff haben, aus irgend einer Erscheinung in der Sinnenwelt, sey sie auch noch so übernatürlich, abnehmen können, daß dieser Urheber existire und geredet habe? Drittens, ob nicht solche Menschen, im Fall sie auf den natürlichen Wegen des Nachdenkens zum Begriff von einem Gott und zum Bewußtseyn des Moralgesetzes gelangt seyn, und nun, was ihnen als göttliche Offenbarung angekündigt worden ist, prüfen sollten, im Besitz der Naturreligion sind, und der Offenbarung zur Entwickelung des Moralgefühls keinesweges bedürfen? Diese Fragen beantworten sich selbst, wir wollen also nicht dabey verweilen. — Endlich sucht der Verf. im 6. §. noch zu beweisen, daß eine Offenbarung auch denjenigen Menschen unentbehrlich sey, bey denen das Moralgesetz seine Causalität nicht immer, sondern nur in einzelnen Fällen verlohren hat. Das Hauptmoment dieses Beweises läuft nun darauf hinaus, daß die Naturreligion in manchen Fällen eine Zeitlang gänzlich unterdrückt und unwirksam gemacht werden könne, daß ihre Principien alsdann, um auf die Sinnlichkeit Einfluß haben zu können, durch die Phantasie vorgestellt werden müssen, und daß hierzu die Ueberzeugung erforderlich sey, Gott selbst habe geredet, er habe etwas unmittelbar geboten oder verboten, und er werde uns dereinst unter gewissen bestimmten Feyerlichkeiten richten. Alle diese Gründe beweisen aber sehr wenig, und der Verf. hätte dabey zuvörderst darthun sollen, daß ein Mensch, bey dem das Moralgesetz seine Causalität in einzelnen Fällen verlohren hat, ganz unfähig sey, die Ideen, daß Gott höchster Gesetzgeber sey, und daß das Sittengebot zugleich auch sein Gebot sey, in der Phantasie versinnlicht darzustellen. Nur diese Unfähigkeit könnte etwas für die Nothwendigkeit einer Offenbarung in dem angenommenen Falle beweisen. Auch ist hierbey dieses noch in Erwägung zu ziehen, daß die Ueberzeugung, das Sittengesetz sey auch Gottes Gesetz und Gottes Wille, durch ein übernatürliches Factum in der Sinnenwelt nicht stärker, als durch die Einsichten der Vernunft begründet werden kann, und sich eigentlich auf diese Einsichten vorzüglich stützt. Wozu sollte also Gott erst durch Wunder diese Ueberzeugung befestigen, da der Mensch, in

welchem das Moralgesetz nicht überall unwirksam ist, sich dieselbe selbst verschaffen, und die derselben zum Grunde liegende Idee durch die Phantasie so einkleiden kann, wie er es seinen moralischen Bedürfnissen am zuträglichsten findet? Und im Fall endlich Gott durch Wunder bewirkte, was der Mensch durch eigne Kraft bewirken könnte, würden nicht dadurch der möglichen Wirksamkeit des Sittengesetzes in diesem Menschen von der Gottheit Gränzen gesetzt, und er um ein Verdienst gebracht, dessen er durch die Einrichtung seiner Natur fähig gemacht worden ist? Denn wenn allerst Gott durch ein Wunder bewirkt, daß die praktische Vernunft über die Sinnlichkeit siegt, so hat dieser Sieg keinen moralischen Werth mehr.

Ueber die §. 8—10. angegebenen Kriterien einer Offenbarung hat Rec. nur wenig zu erinnern. Sie beziehen sich nämlich auf die Deduction des Offenbarungsbegriffs und auf die moralischen Eigenschaften Gottes, und sind mithin in sofern richtig und vollständig, als diese wahr und ächt sind. Nur bey dem S. 101 aufgestellten Kriterium findet Rec. zu bemerken nöthig, daß daraus, weil eine Offenbarung uns durch angedrohte Strafen oder versprochene Belohnungen zum Gehorsam gegen das Gebot Gottes bewegen will, noch gar nicht folgt, dieselbe sey nicht von Gott. Jede Offenbarung soll sich nämlich zu den Bedürfnissen der Sinnlichkeit herablassen, wie der Verf. ausdrücklich lehrt. Auf rohsinnliche Menschen machen nun Belohnungen und Strafen den meisten Eindrück, und bewirken Legalität der Handlungen, worauf nach und nach durch weitere Entwickelung des Pflichtgefühls moralisch gute Handlungen folgen. Es ist also der Absicht Gottes bey einer Offenbarung nicht zuwider, wenn dieselbe wegen der Strafen, so auf das Laster, und wegen der Belohnungen, so auf die Tugend folgen sollen, Gehorsam fordert, und hiermit nur den ganz sinnlichen Menschen, durch die Einschränkung der Heftigkeit seiner sinnlichen Triebe, der Moralität und der Befolgung des Sittengesetzes aus bloßer Achtung gegen dasselbe fähig machen will. Als Mittel der ersten Ausbildung rohsinnlicher Menschen können also in einer Offenbarung Ankündigungen von Strafen und Belohnungen allerdings enthalten seyn.

Anlangend den 12. §., so verdient zuvörderst die im Anfange desselben vorkommende Behauptung, daß weder a priori noch a posteriori ein Beweis für die Wirklichkeit einer Offenbarung geführt werden könne, unsere ganze Aufmerksamkeit.

Diese Behauptung widerspricht nämlich den Principien der Deduction des Offenbarungsbegriffs geradezu, und ist der einleuchtendste Beweis, wie inconsequent die ganze in diesem Werke enthaltene Offenbarungstheorie sey. Ist nämlich Gott, wie der Verf. S. 52 behauptet, durch das Moralgesetz bestimmt, die höchstmögliche Moralität in allen vernünftigen Wesen durch alle moralische Mittel zu befördern, und ist, wie der Verf. ferner überall in diesem Werke sagt, nur allein eine Offenbarung und die Ueberzeugung, daß Gott selbst geredet, und das Sittengesetz als Gebot seines Willens unmittelbar verkündigt habe, im Stande, Menschen, in welchen das Sittengesetz seine Causalität verlohren hat, und die nicht einmal ein Sittengesetz anerkennen wollen, der Moralität wieder fähig zu machen; so kann ich a priori und aus dem Begriff von Gott ganz zuverlässig wissen, daß, sobald Menschen vorhanden sind, in welchen das Moralgesetz seine Causalität für immer, oder nur in gewissen Fällen gänzlich verlohren hat, auch an dieselben eine Offenbarung müsse ergangen seyn, und das Nichtvorhandenseyn dieser Offenbarung bey solchen Menschen widerspricht unserm Begriffe von Gott und seinem durch das Moralgesetz bestimmten Willen. Sobald ich also den traurigen moralischen Verfall der Bewohner des Feuerlandes, der Südseeinsulaner, der Neger und anderer Völker kenne, in denen, wie der Verf. meint, das Sittengesetz alle Causalität verlohren haben soll, so kann ich auch schon a priori und aus dem moralischen Begriffe von Gott wissen, daß sich dieser jenen moralisch verdorbenen Menschen müsse offenbart haben, und ist dieser Begriff richtig, so muß auch die daraus fließende Folge richtig und wahr seyn. Der Verf. sagte in der Deduction des Offenbarungsbegriffs ferner: „Kein Wesen ist fähig, die Idee vom Willen des Heiligen als einem Sittengesetze für alle moralische Wesen, auf dem Wege der sinnlichen Natur an Menschen gelangen zu lassen, oder wenn diese Idee schon in Menschen mit Bewußtseyn vorhanden seyn sollte, auf demselben Wege zu bestätigen, als nur allein Gott selbst." Sobald man also die Erfahrung gemacht hat, daß gewisse Menschen eine versinnlichte Idee vom Willen des Heiligsten als Sittengesetze für alle moralische Wesen besitzen, oder daß diese Idee durch eine Erscheinung in der Sinnenwelt in gewissen Menschen bestätigt worden sey; so muß man auch schließen und annehmen, daß jene Idee durch eine Offenbarung diesen Menschen mitgetheilt worden sey; und man würde, im Fall man nicht

nicht so schlösse, annehmen müssen, daß etwas durch natürliche Ursachen bewirkt worden sey, was sich nur als unmittelbar von Gott hervorgebracht denken läßt. — Die Beweise, welche der Verf. im 12. §. weiterhin für die Annahme einer Erscheinung als göttlicher Offenbarung vorgebracht hat, und aus den nothwendigen Bestimmungen des untern Begehrungsvermögens durch das obere hergenommen worden sind, verdienen keine sorgfältige Zergliederung und keine direkte Widerlegung, denn sie sind wirklich zu seicht, als daß ein Mensch, so lange er sich der vernünftigen Regeln des Fürwahrhaltens bewußt ist, etwas darauf bauen könnte; wir wollen sie also nur indirekte widerlegen. Der Verf. sagt: Ein Wunsch kann uns berechtigen, die Realität seines Objekts anzunehmen, sobald derselbe sich auf die Bestimmung des obern Begehrungsvermögens durchs Moralgesetz gründet, sobald die Annahme seines Objekts uns die Ausübung unserer Pflichten erleichtert; und sobald wir bey dieser Annahme nie eines Irrthums überführt werden können. Durch dieses Raisonnement ließe sich nun auch beweisen, daß jeder Mensch, sobald er nur wünscht, sowohl überhaupt, als auch in besondern Fällen, moralisch gut zu seyn, es auch wirklich sey. Der Wunsch, moralisch gut zu seyn, oder der Wunsch, daß das Sittengesetz entweder bleibende Maxime aller unserer Handlungen oder gewisser Handlungen sey, gründet sich nämlich auf die Bestimmungen des obern Begehrungsvermögens durch das Sittengesetz. Die Annahme der Wirklichkeit des Objekts von diesem Wunsche erleichtert uns aber nicht nur die Ausübung unserer Pflichten, denn die Ueberzeugung, daß wir das Sittengesetz bereits befolgt haben, stärkt uns im Kampfe gegen die Sinnlichkeit; sondern in der Wirklichkeit dieses Objekts besteht auch das Wesen der Sittlichkeit selbst. Daß mich Jemand bey dieser Annahme des Irrthums überführen werde, dafür bin ich auch ganz sicher; denn andere Menschen sind nie im Stande, die Maximen meiner Handlungen, sondern nur die Handlungen selbst und deren Folgen zu erkennen. Ich selbst auch bin mehrentheils unfähig, die ganze Reihe der Gründe meiner Handlungen zu übersehen, und das erste Glied dieser Reihe ausfindig zu machen. Auch ist ja der Wunsch, worauf der Verf. die Annahme der Wirklichkeit einer Offenbarung gründet, in so ferne nur ein zufälliger Wunsch, als er sich auf besondere Bedürfnisse gründet, die vermöge der Forderungen des Moralgesetzes im Menschen gar nicht vorhanden seyn sollten; wie mag also wohl die Vernunft

in

in jenem Wunsche einen Grund für die Wirklichkeit des Objekts davon antreffen können? Endlich muß auch derjenige, welcher sagen kann, es ist eben so gut, wenn ich bey der Annahme eines Satzes keines Irrthums überführt werden kann, als ob dabey gar kein Irrthum möglich sey, von der Wahrheit und ihren Kriterien die verworrensten Begriffe haben, und es wäre also wohl eine ganz überflüßige Arbeit, wenn wir diese mit allen Regeln der Logik streitende Behauptung genauer widerlegen wollten.

Ehe wir nun aber die Anzeige und Beurtheilung dieser Kritik aller Offenbarung völlig beschließen, müssen wir unsere Leser wohl noch auf einige Punkte aufmerksam machen.

Es hat allerdings das Ansehen, als wenn in dieser Kritik die Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung aus ganz neuen, bisher nie in Betrachtung gezogenen Gründen abgeleitet worden wäre. Allein, eigentlich hat man sich der Hauptidee, worauf diese Ableitung beruht, ehemals schon häufig bedient, um die Unentbehrlichkeit einer Offenbarung zu erweisen. Die ältern protestantischen Gottesgelehrten, ein Quenstedt, Hollaz, Gerhard und andere, geben insgesammt auf die Frage: Worzu war eine Offenbarung nöthig und nützlich? zur Antwort: daß Gott durch den Sündenfall der Menschen und durch die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens unter denselben bestimmt worden sey, sich zu offenbaren, und das menschliche Geschlecht dadurch wieder sowohl zur Tugend, als auch zur verlohrnen Glückseligkeit in diesem und jenem Leben zu verhelfen. Diese Idee ist auch der herrschende Gedanke in der Kritik aller Offenbarung, nur hat solche der Verf. anders eingekleidet, mit den Principien der kritischen Philosophie in Verbindung zu bringen, dadurch noch mehr zu unterstützen, und ihr durch Anwendung der Terminologie der neuesten Philosophie ein philosophischeres Ansehen zu geben gesucht. Doch es kommt am Ende nicht darauf an, ob Quenstedt und Hollaz bereits die Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung aus eben den Gründen abgeleitet haben, aus welchen es der Verf. der Kritik aller Offenbarung thut; und Rec. hat daher keine Lust, sich auf eine sorgfältige Vergleichung der Ideen jener Männer mit den Gedanken des Hrn. Fichte einzulassen.

Rec. muß hierbey ferner bemerken, daß ihm ausser der Kritik aller Offenbarung noch kein Buch vorgekommen ist, welches

welches alle seine Behauptungen blos auf die Principien der Vernunft zu stützen scheint, und doch auch zugleich Schwärmerey und Aberglauben aller Art ganz vorzüglich begünstiget. Man bedenke nur, wohin am Ende die in dieser Kritik aufgestellten Sätze führen; daß nämlich Gott durch das Moralgesetz bestimmt werde, Moralität durch alle mögliche moralische Mittel, und sogar durch Wunder zu befördern; daß Gott selbst allein fähig sey, die versinnlichte Idee von seinem Willen als Sittengesetze für alle moralische Wesen hervorzubringen und zu bestätigen; daß Gott selbst den in seinem Namen bekannt gemachten Religionen Autorität beygelegt haben müsse, indem er nicht wollen könne, daß ein moralisches Wesen eine solche Autorität erdichte, und daß hierbey gar nichts darauf ankomme, ob ein vorgeblich Inspirirter sich selbst täusche und schwärme (s. S. 75 — 76.)? Diese Sätze müssen nothwendig bey der geringsten weitern Veranlassung Schwärmerey in demjenigen begünstigen, der eine Anlage darzu hat. Ist in ihm eine versinnlichte Idee von Gott, als dem höchsten Gesetzgeber für alle moralische Wesen, entstanden, so wird er diese Idee aus einem geschehenen Wunder ableiten. Glaubt er vollends, daß das Sittenverderben unter seinen Zeitgenossen groß sey, und überhand nehme, so wird der lebhafte Wunsch, solchem zu steuern, leicht die Ueberzeugung bewirken, daß die Religion, welche er predigt, göttliche Autorität habe, und Gott ihn, da seine Absicht moralisch gut ist, durch das Sittengesetz bestimmt, unterstützen müsse. Diese Schwärmerey wird aber um so gefährlicher und hartnäckiger seyn müssen, da sie mit dem, was der Menschheit am heiligsten ist, nämlich mit dem Sittengesetze, in Verbindung zu stehen, und darauf gegründet zu seyn scheint. Wenn man vollends annehmen darf, das Objekt eines Wunsches sey vorhanden, sobald dieser Wunsch im geringsten sich auf die Forderungen des Sittengesetzes bezieht, und sobald das Gegentheil davon nicht erwiesen werden kann: so hat der Schwärmer gewonnen Spiel, und wird auf die Realisirung seiner Wünsche nach einer Erscheinung Gottes, oder der Engel, oder verstorbener Menschen, oder nach Wundern anderer Art, sobald dieselben nur den Hang zur Befolgung des Sittengesetzes in ihm einigermaßen verstärken können (worin jeder Mensch seine Eigenthümlichkeiten hat, die sich auf das Individuelle seiner Natur beziehen), sichere Rechnung machen können. Diese Schwärmereyen finden sogar dann noch Statt, wenn schon eine Offenbarung in einem Volke da ist, und was der

Weis.

Verf. im Anfange des 8. §. vorbringt, um den unberufenen Religionsstiftern jetziger und künftiger Zeiten Einhalt zu thun, reicht bey weitem nicht zu, um diesen Religionsstiftern dasjenige wieder zu entwenden, was sie zur Beschönigung ihrer Schwärmereyen aus dieser Kritik entlehnen könnten. Sollte sich zum Beyspiel das Ansehen und Fürwahrhalten einer Offenbarung auf die Glaubwürdigkeit gewisser Begebenheiten gründen, so müßte jenes Ansehen eben so nach und nach verschwinden und unwirksam werden, als wie die Glaubwürdigkeit der Erzählung von diesen Begebenheiten mit dem Verlauf mehrerer Jahrhunderte aus bekannten Gründen abnimmt. Alsdann bedürfte es also einer neuen Offenbarung, um den Glauben an die Göttlichkeit der ehemals geschehenen wieder zu bestärken. Wäre ferner eine Offenbarung durchaus verfälscht worden, so müßte Gott ein abermaliges Wunder thun, um sie in ihrer Reinigkeit wieder herzustellen, im Fall alle Bekenner derselben sie mißdeuteten, und wegen herrschender Sinnlichkeit ihren ächten Sinn nicht einzusehen vermöchten. Sollte endlich Gott in einer Sprache sich ehemals offenbart haben, die nicht mehr allgemein oder nur sehr wenig verständlich wäre, so dürfte man wohl nach den Principien unsers Verf. erwarten, daß Gott einen zuverläßigen Ausleger der Sprache, in der er ehemals durch seine Gesandten geredet hat, bestellte, damit die geschehene Offenbarung ihres Zwecks nicht verfehlte, sondern Moralität auf die höchstmögliche Art beförderte. Dies wäre auch in sofern nöthig, als die Worte der Gesandten Gottes einer vielfältigen Auslegung fähig wären, und herrschende Unsittlichkeit die Menschen geneigt machte, dasjenige nicht in den Worten jener Gesandten erkennen zu wollen, was eigentlich dadurch angezeigt und gelehrt würde. Ist nur aber erst diese Erwartung da, so wird sich gewiß bald Jemand finden, der sich zu einem von Gott autorisirten Ausleger der Worte Gottes aufwirft, und wir müssen, auch nach unserm Verf., seinem Vorgeben so lange glauben, als er Gott nur nichts gegen das Vernunftgebot laufendes sagen läßt, und als durch seine Auslegung unser Verlangen, gut zu seyn, befördert wird; denn wir sind ja unfähig, ihn wegen seines Vorgebens eines Irrthums zu überführen. Doch wir wollten unsere Leser nur aufmerksam machen auf die Begünstigungen aller Arten von Schwärmereyen und Aberglauben, die in der Kritik aller Offenbarung enthalten sind; und hierzu wird das bisher Gesagte schon hinreichend seyn.

Zuletzt

Zuletzt verdient auch noch die Frage untersucht zu werden: ob denn wohl die in der Kritik aller Offenbarung vorkommenden Principien der Beweise der Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung mit den Grundsätzen und Resultaten der kritischen Philosophie, wie solche der Königsbergische Weltweise in seinen Schriften selbst aufgestellt hat, übereinstimmen? Zuverlässig ist es, und unsere Leser können sich hiervon schon durch den Auszug überzeugen, den wir oben aus der Kritik aller Offenbarung mitgetheilt haben, daß der Verf. derselben alles angewendet hat, um die Methode des Vortrags, die Terminologie, den Ausdruck und den Periodenbau, die in den Schriften des Königsbergischen Weltweisen vorkommen, in seinem Werke nachzuahmen, und daß diese Nachahmung äusserst täuschend ausgefallen sey. Gewiß ist es, daß es wohl nicht leicht zwey Schriften geben wird, die in Ansehung aller dieser Punkte so genau mit einander übereinstimmen, als wie die Kritik aller Offenbarung und die Kantischen Schriften. Es ist endlich unleugbar, daß der Verf. jener Kritik alles mit der größten Vorsicht zu vermeiden gesucht hat, was den Leser seines Werkes im mindesten auf die Vermuthung hätte bringen können, als rühre dasselbe nicht von dem Königsbergischen Weltweisen her. Dieser Umstand hat uns, wie wir freymüthig gestehen müssen, schon mehrmals auf den Verdacht gebracht, als sey es dem Hrn. Fichte mit seiner Theorie über die Offenbarung gar kein rechter Ernst, sondern er habe dabey nur erfahren wollen, ob wohl das Publikum im Stande sey, Kantische Terminologie und Kantischen Sprachgebrauch von ächten Kantischen Grundsätzen zu unterscheiden, oder ein Nichtkantisches Werk für ein Kantisches anzusehen. Denn warum sollte er sonst so sorgfältig alles vermieden haben, was den Leser seines Werks auf die Meinung führen könnte, daß dasselbe nicht von Kanten herrühre? Auch wollen Männer, die den Hrn. Fichte noch von seinen jüngern Jahren her kennen, behaupten, daß er wohl eines solchen scherzhaften Unternehmens fähig sey. Doch dem sey, wie ihm wolle, und wir können diese Behauptung nicht verbürgen. Aber trotz der Uebereinstimmung im Aeussern des Vortrags zwischen der Kritik aller Offenbarung und zwischen den Kantischen Schriften, ist doch im Innern zwischen beyden ein himmelweiter Unterschied, und die Principien, worauf in jener die Theorie der Offenbarung gegründet wird, sind durchaus nicht Kantisch. Dies wollen wir nunmehr beweisen und darthun. — Hr. Fichte nimmt an, wie

wir

wir oben gesehen haben, der Mensch könne in einen so tiefen moralischen Verfall gerathen, daß das Sittengesetz in ihm seine Causalität auf immer, oder in gewissen Fällen, gänzlich verliehre, und gründet hierauf die Erwartung einer Offenbarung, weil der Mensch, welcher in diesen tiefen moralischen Verfall gerathen ist, in welchem nicht einmal der Wille, gut zu seyn, in ihm übrig bleibt, sich zur Moralität durch eigene Kraft gar nicht wieder erheben kann. Diese Voraussetzung widerspricht nun gänzlich den deutlichsten Aeusserungen Kants über die vorhandenen Anlagen im Menschen. Denn wie hätte wohl dieser Weltweise dem Moralgesetz Allgemeingültigkeit für alle Menschen beylegen, und darauf einen allgemeingültigen Glauben an Gott und Unsterblichkeit gründen können, wenn es Menschen gäbe und geben könnte, welche gar keinen Willen, gut zu seyn, besitzen, und das Sittengesetz gar nicht als ein sie angehendes Gesetz erkennen wollen? Doch wir wollen uns nicht auf Raisonnements über den Geist der Kantischen Moralphilosophie einlassen, sondern lieber Stellen anführen, in welchen Kant gerade das Gegentheil von den Fichtischen Voraussetzungen behauptet. In der Abhandlung über das radicale Böse (s. Berlinische Monatsschrift, April 1792.) sagt jener Philosoph S. 373 ausdrücklich: „Die Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in uns ist also nicht Erwerbung einer **verlohrnen** Triebfeder zum Guten; denn diese, die in der Achtung fürs moralische Gesetz besteht, haben wir **nie verliehren können**, und wäre das letztere möglich, so würden wir sie auch **nie wieder erwerben**. Sie ist also nur die Herstellung der Reinigkeit desselben, als obersten Grundes aller unserer Maximen u. s. w." Ferner heißt es S. 351 in jener Abhandlung: „Der Grund des Bösen in der menschlichen Natur kann nicht in eine **Verderbniß der moralisch-gesetzgebenden Vernunft** gesetzt werden: gleich als ob diese das Ansehen des Gesetzes selbst in sich vertilgen, und die Verbindlichkeit aus demselben ableugnen könne; denn das ist **schlechterdings unmöglich**." S. 342 in dieser Abhandlung wird der tiefste moralische Verfall des Menschen beschrieben und davon gesagt: „er bestehe in der Bösartigkeit oder in der Verderbtheit des menschlichen Herzens, die der Hang der Willkühr zu Maximen sey, die Triebfeder aus dem moralischen Gesetz, andern (nicht moralischen) nachzusetzen. Sie kann auch die Verkehrtheit des menschlichen Herzens heißen, weil sie die sittliche Ordnung in Ansehung der Triebfedern

einer

einer freyen Willkühr umkehrt." Hier widerspricht also Kant dem ausdrücklich, was der Verf. der Kritik aller Offenbarung als unleugbar behauptet, daß es nämlich erwachsene Menschen geben könne, in welchen, wie er S. 63 sagt, nicht einmal der Wille da ist, ein Moralgesetz anzuerkennen, und ihm zu gehorchen, und in welchen sinnliche Triebe die einzigen Bestimmungsgründe ihres Begehrungsvermögens sind; und er widerspricht diesem in einer Abhandlung, in welcher der menschlichen Natur, so wie wir solche in der Wirklichkeit antreffen, wahrlich keine Lobrede gehalten worden ist. — Hr. Fichte erklärt die versinnlichte Vorstellung davon, daß Gott der höchste Gesetzgeber aller moralischen Wesen sey, für das einzige Mittel, rohsinnliche Menschen der Moralität wieder fähig und der Besserung des Willens theilhaftig zu machen. Von dieser wundervollen Kraft jener Vorstellung weiß Kant in keiner einzigen seiner Schriften etwas. Nach ihm entspringt vielmehr alle Verbesserung der Sitten einzig und allein aus der seelenerhebenden Bewunderung der ursprünglichen moralischen Anlagen in uns, und aus dem lebhaften Bewußtseyn dieser Anlagen. Man lese nur dasjenige hierbey nach, was er selbst S. 379 ff. in der Abhandlung über das radicale Böse davon ausführlicher gesagt hat, (wir würden die ganze vortrefliche Stelle hersetzen, wenn sie nicht zu lang wäre). — Die in der Kritik aller Offenbarung aus dem untern Begehrungsvermögen hergenommenen Gründe des Glaubens an die Wirklichkeit einer Offenbarung sind eine äusserst elende, und beynahe unter aller Kritik schlechte Nachahmung der Kantischen Moraltheologie, und man muß wirklich den Geist dieser gar nicht kennen, wenn man jener im mindesten gleichen Werth mit dieser beylegen will. Unsere Behauptung mag manchem wohl sehr hart vorkommen, wir müssen sie also erweisen. a) Nach Kants ausdrücklicher Erklärung giebt es weiter keine Gegenstände des auf unsern moralischen Zweck sich beziehenden Glaubens, als allein das höchste Gut, die Gottheit und die Unsterblichkeit unserer Seele. S. 452 in der Kritik der Urtheilskraft wird gesagt: „Das höchste durch Freyheit von uns zu bewirkende Gut, zusammt den einzigen für uns denkbaren Bedingungen seiner Möglichkeit, nämlich dem Daseyn Gottes und der Seelenunsterblichkeit, sind Glaubenssachen, und zwar die einzigen unter allen Gegenständen, die so genannt werden können." Nach dieser Stelle machen also das objektive Daseyn Gottes und die Gewißheit der Seelenunsterblichkeit

lichkeit die einzigen Bedingungen der Erreichung unserer moralischen Bestimmung aus; sie sind das Einzige, was geglaubt werden muß, wenn das durch die praktische Vernunft gebotene höchste Gut von uns bewirkt werden soll, und von dem Fürwahrhalten der Wirklichkeit einer Offenbarung, als einer Glaubenssache, weiß die kritische Philosophie und ihr Urheber gar nichts. b) Nach Kanten (s. Kritik der Urtheilskraft S. 457,) ist der Glaube ein Vertrauen zu der Erreichung einer Absicht, deren Beförderung Pflicht, die Möglichkeit der Ausführung derselben aber für uns nicht einzusehen ist. Diese Erklärung paßt nicht im mindesten auf den Glauben an eine Offenbarung. Denn es ist ja keine Pflicht für uns, Wunder und Offenbarung zu befördern. Diese beziehen sich vielmehr nach Hrn. Fichtens Theorie auf einen Zustand im Menschen, der mit den Geboten der Pflicht gänzlich streitet, und den wir nach dem Moralgesetz nie wirklich werden lassen sollen. c) Der Schöpfer der kritischen Philosophie hat die Schwierigkeiten, das Daseyn eines Objekts ausser unserm Bewußtseyn aus einem Bedürfnisse und aus einer Thatsache in uns ableiten und schließen zu wollen, (als welches in der Moraltheologie geschieht,) sehr wohl eingesehen, und er hebt diese Schwierigkeit in der Moraltheologie dadurch, daß er zeigt, wie die Beabsichtigung des durch die Befolgung des moralischen Gesetzes zu bewirkenden Endzwecks in der Welt von uns aufgegeben werden müßte, wenn wir nicht so schließen, und an Gott und Unsterblichkeit nicht glauben wollten, welches aber moralisch unmöglich seyn soll, indem die Beabsichtigung jenes Endzwecks durch die praktische Vernunft immer und beständig uns geboten wird. In der Kritik aller Offenbarung wird hingegen im Beweis der Wirklichkeit einer Offenbarung geschlossen: es sey etwas ausser uns da, und zwar etwas, so nach keinem Naturgesetze da seyn konnte, weil in uns ein Zustand wirklich ist, der nicht wirklich seyn sollte, weil wir die Erreichung unserer Bestimmung versäumt haben, und gegen die Forderungen des Moralgesetzes ungehorsam sind, oder weil das Moralgesetz seine Causalität auf immer oder in gewissen Fällen gänzlich verlohren hat. Rec. dächte aber, es wäre ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen beyden Argumentationen. d) Kant sagt: was die praktische Vernunft verlangt, muß dem Menschen auch möglich seyn, er muß daher auch jederzeit seinen Willen bessern können, denn die Vernunft verlangt es. Hr. Fichte hingegen leugnet, unter gewissen Umständen des Menschen, die Möglichkeit seiner

Besse-

Besserung durch Anwendung der eigenen Kräfte, und meint, alsdann müsse Gott selbst durch ein Wunder ins Mittel treten, und was dem Menschen unmöglich sey, unmittelbar bewirken. Kant fordert endlich bey den Gegenständen des moralischen Glaubens, daß sie keinen Widerspruch enthalten, und die theoretische Vernunft ihre Unmöglichkeit nicht darthun könne, und erklärt dies nur für eine logische Bedingung des Fürwahrhaltens jener Gegenstände. Hr. Fichte hingegen meint, ein Satz sey für wahr anzunehmen, sobald wir völlig sicher sind, daß uns in diesem Leben Niemand eines Irrthums bey dieser Annahme werde überführen können. Diese Grundsätze der Kritik aller Offenbarung sind doch aber wohl nicht mit jenen Kantischen einerley? — Endlich haben wir zum Scharfsinn des Königsbergischen Weltweisen viel zu viel Zutrauen, als daß wir auch nur einen Augenblick sollten annehmen können, er habe die Begünstigungen nicht zu erkennen vermocht, die in manchen Principien der Kritik aller Offenbarung für Schwärmerey und Aberglauben enthalten sind. Auch hat ja der vortrefliche Mann in der Kritik der Urtheilskraft S. 435 über die wichtigsten Principien in dieser Kritik schon längst das Verdammungsurtheil gesprochen. Daselbst heißt es nämlich: „Wenn man mit Einsichten vom Daseyn und der Beschaffenheit der göttlichen Natur, von seinem Verstande und Willen, den Gesetzen beyder und denen daraus auf die Welt abfließenden Eigenschaften groß zu thun verstattet, so möchte ich wohl wissen, wo und an welcher Stelle man die Anmaßungen der Vernunft begränzen wollte; u. s. w." Dem Manne, der dieses im Jahr 1790 schrieb, können wohl unmöglich die im Jahr 1792 herausgegebenen Beweise von der Wirklichkeit einer Offenbarung angehören, die sich auf gewisse Bestimmungen des Willens Gottes, so aus dem Moralgesetz herrühren sollen, und auf gewisse aus diesen Bestimmungen abfließende Eigenschaften der Welt gründen; oder er müßte sich in seiner philosophischen Denkart binnen zwey Jahren gänzlich geändert haben.

Doch das bisher Gesagte wird hoffentlich zur Genüge schon beweisen, daß die in der Kritik aller Offenbarung herrschende Methode zu philosophiren keinesweges die Kantische sey. — Und nun überlassen wir es ganz der eigenen Beurtheilung unserer Leser, was von dem Inhalte des oben angeführten anonymischen Briefs aus Königsberg, und von der darauf erfolg-

erfolgten Erklärung des Hrn. Prof. Hufeland zu halten sey, ohne hierüber im geringsten etwas zu bestimmen. Nur so viel finden wir noch anzuführen nöthig, theils daß wir den Verfasser jenes Briefs im mindesten nicht kennen, theils daß nicht erst die Nachricht, Kant sey nicht Verfasser der Kritik aller Offenbarung, unser Urtheil über den Werth dieser Kritik bestimmt habe. Die Gründlichkeit der Deduction des Offenbarungsbegriffs und der Begründung des Glaubens an die Wirklichkeit einer Offenbarung in diesem Werke hat uns schon damals nicht im mindesten eingeleuchtet, als wir noch Kanten, den Nachrichten aus Jena zufolge, für den Verfasser desselben hielten; und wir könnten dies mit den Zeugnissen sehr angesehener Männer darthun, wenn die Sache von Wichtigkeit wäre. Auch fanden wir es immer nur unter der Voraussetzung für wahrscheinlich, daß Kant Verfasser der Kritik aller Offenbarung sey, daß er vielleicht besondere Ursachen gehabt haben könnte, seine Philosophie, welcher man so oft Beförderung des Unglaubens vorgeworfen hat, von einer Seite darzustellen, nach welcher sie den Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung, nach den gewöhnlichen Begriffen davon, zum wenigsten nicht gänzlich zu zerstören scheint. Uebrigens war es uns aber in mehrerer Rücksicht sehr angenehm, daß wir uns in der Vermuthung dieser Ursachen geirrt hatten.

Füglich müssen wir hierbey auch wohl noch unsern Lesern einige Nachricht über den Inhalt zweyer Schriften mittheilen, zu deren Entstehung die Kritik aller Offenbarung bereits Anlaß gegeben hat. Es sind folgende:

Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Eine philosophische Abhandlung von M. Friedrich Immanuel Niethammer, Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Jena, bey Cuno's Erben, 1792. 117 Seiten in 8. 7 ggr.

Kritische Theorie der Offenbarung. Nebst Berichtigung der Schrift: Christus und die Vernunft. Halle, bey Michaelis und Bispink, 1792. 340 Seiten in 8. 1 Rthlr.

Wenn

Wenn der Herr Adjunkt Niethammer, (vermuthlich auch einer von den acht akademischen Lehrern in Jena, welche das Publikum schon längst als Kenner der kritischen Philosophie anerkannt haben soll,) durch das Urtheil angesehener Männer irre geführt, die Kritik aller Offenbarung entweder für ein Produkt des Königsbergischen Weltweisen, oder für ein Werk von großer Wichtigkeit hielt, und dadurch zuerst auf den Gedanken gerieth, durch einen Auszug aus derselben sich in der gelehrten Welt etwas bekannter zu machen, so ist dies ihm, als einem jungen Anfänger in der Philosophie, wohl zu verzeihen. Darüber aber, daß er seine Vernunft unter den Glauben an die Unfehlbarkeit des Verfassers der Kritik aller Offenbarung gänzlich gefangen nimmt, daß er in dieser Kritik nichts als lauter neue Entdeckungen antrifft, und ganz im Geschmack der blinden Sectirerey ankündiget, wie eine eben so große Revolution im Gebiete des theologischen Glaubens durch jene Kritik bewirkt worden sey, als Kant durch die Vernunftkritik im Gebiete der Philosophie hervorgebracht hat, dürfte er wohl zum wenigsten von denen nicht Verzeihung zu erwarten haben, welche alles blinde Nachbeten und alle Ausbrüche des mit Recht verrufenen Sectengeistes aus der Philosophie verbannt wissen wollen, und jenes eben so wohl als diese für das Zeichen des Mangels an philosophirender Vernunft halten. Und daß endlich der Hr. A. Niethammer in diesem ersten Produkt seiner Feder (denn das Nachdenken hat daran wenig Antheil gehabt,) allen unsern Theologen, die bisher über Offenbarung und Christenthum nachgedacht und philosophirt haben, vorwirft, sie hätten hierbey alles schief und verkehrt angefangen, ihren Speculationen lauter falsche Principien untergelegt, und daher auch eigentlich, sie möchten nun als Vertheidiger oder als Gegner einer übernatürlichen Offenbarung aufgetreten seyn, wenn sie consequent im Denken hätten seyn wollen, auf die allerauffallendsten Widersprüche gebracht werden, und entweder diese annehmen, oder alles Philosophiren über Offenbarung aufgeben müssen, dies ist vollends unerträglich, und zeugt entweder von dem groben Eigendünkel, welcher den Kopf des Hrn. Adjunct eingenommen hat, oder von der großen Unwissenheit, in welcher er sich in Ansehung alles desjenigen befinden muß, was von denkenden Köpfen unter den Lehrern des Christenthums bisher über Offenbarung und deren Möglichkeit gesagt worden ist. — Aus dem eben Angeführten werden unsere Leser den Herrn Adjunctus schon beurtheilen und leicht

errathen können, was sie von der Lectüre seines Werkes zu erwarten haben. Rec. führt also nur noch an, daß dasselbe aus zweyen Abschnitten besteht, davon in dem erstern erwiesen werden soll, daß aus theoretischen Gründen über die Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Offenbarung und über deren Beschaffenheit gar nichts erwiesen werden kann, und daß diese Gründe vielmehr auf lauter Ungereimtheiten führen; davon der andere aber blos einen kurzen Grundriß der Kritik aller Offenbarung in den nämlichen Worten und Terminis, welche in dieser gebraucht worden sind, enthält. Aus dem erstern Abschnitte nur etwas weniges zur Probe. S. 22 — 25 sucht der Verf. zu erweisen, daß über die Form des Inhalts einer Offenbarung aus dem Begriff davon gar nicht entschieden werden könne, und daß, wenn man einmal angenommen habe, eine Lehre sey göttlich, man auch alles für wahr in derselben halten müsse, wenn es gleich die größten und abscheulichsten Absurditäten enthalten sollte, indem es eine Inconsequenz sey, die Vernunft als Maaßstab desjenigen gebrauchen zu wollen, was man selbst als über alle Vernunft erhaben anerkannt hat. Allein, wenn auch die Vernunft eine Lehre für göttlich erkannt hat, muß sie hiermit solche zugleich für etwas über alle Vernunft erhabenes halten? Kann sie nicht das Uebernatürliche in derselben blos auf die Entstehung und die Bekanntwerdung unter den Menschen einschränken? Dürfte sie gar nicht annehmen, daß die Lehren der Gesandten Gottes, im Fall Widersprüche und Unsinn darin enthalten zu seyn scheinen sollten, falsch verstanden und ausgelegt worden wären? Und kann endlich wohl die Vernunft sich bestimmen, etwas für wahr zu halten, das Widersprüche enthält, und gar keine Erkenntniß ausmacht? Jeder Glaube muß ja als solcher auch eine Erkenntniß seyn, und eine Erkenntniß, die keine Erkenntniß ist, was ist denn das? Uebrigens scheint Hr. Niethammer wohl einige Anlagen zum Philosophiren zu haben. Sollte er aber bey seiner blinden Anhänglichkeit an eine gewisse philosophische Parthey verharren, so kann er sich sicher darauf verlassen, daß dadurch jene Anlagen bald gänzlich werden erstickt werden. Denn Cultur der philosophirenden Vernunft ist ohne freyes und unbefangenes Selbstdenken schlechterdings unmöglich.

Ganz anders müssen wir über den Verfasser des zweyten Werks urtheilen. (Da er Bedenken getragen hat, sich selbst zu erkennen zu geben, so finden wir keinen Beruf, ihn genauer

zu:

zu bezeichnen; nach gewissen Stellen in diesem Werke ist er aber fast unverkennbar.) Er ist ein Mann, der mit Freymüthigkeit alles untersucht und prüft; der sich weder durch das große Geschrey, so eine gewisse Parthey jetzt über die Untrüglichkeit ihrer Lehrsätze erhebt, betäuben und irre führen läßt, noch auch das Gute und Wahre, so in den Speculationen anderer Philosophen enthalten ist, gänzlich mißkennt und ungenutzt läßt. Er ist mit einem Worte ein wahrer und ächter Philosoph. — Der Zweck seiner vorliegenden Schrift ist nun aber, die beyden Fragen: Kann überhaupt eine geoffenbarte Religion nach Principien der Vernunft beurtheilt werden? und, wie lassen sich aus Principien der Vernunft die Regeln ableiten, nach welchen alle Offenbarung beurtheilt werden muß? in ihrer ganzen Allgemeinheit zu beantworten, und auf unerschütterliche Principien zu bauen; und wie er in der Verfolgung dieses Zwecks verfahren sey, wollen wir jetzt angeben, damit unsere Leser zum wenigsten die Mannichfaltigkeit der Untersuchungen in diesem Werke kennen lernen. Nachdem er in der Einleitung die Behauptung des Verfassers der Schrift: **Christus und die Vernunft**, daß weder Religion noch auch Theologie einen Vorzug vor andern Wissenschaften habe, widerlegt hat; so zeigt er, warum es nur entweder eine moralische oder geoffenbarte Religion geben könne, und was zur Prüfung einer Offenbarung gehöre. — Hierauf werden im ersten Theile die Hauptmomente der Kritik aller Offenbarung, jedoch mit wichtigen und gründlichen Prüfungen versehen, vorgetragen. Hier deckt der Verf. vorzüglich von S. 133 an manche Inconsequenz in jener Kritik auf, und zeigt besonders, theils warum es solche moralische Subjekte gar nicht geben könne, als der Verf. jener Kritik in der Deduction des Offenbarungsbegriffs vorausgesetzt habe; theils warum eine Offenbarung solche Subjekte gar nicht wieder zur Moralität bringen könne; theils daß es nicht möglich sey, sich auf eine vernünftige Art davon zu versichern, daß irgend ein in der Sinnenwelt gegebenes Factum Offenbarung sey; theils daß die Theorie der Offenbarung in jener Kritik zu allen Arten von Schwärmerey und Aberglauben führe. Da wir das Nämliche oben schon dargethan haben, so würde es überflüßig seyn, des ungenannten Verfassers seine Beweise auch nur in einem Auszuge darlegen zu wollen. Inzwischen müssen wir doch noch anführen, daß dieser manche von seinen Einwendungen gegen die Kritik aller Offenbarung theils auf andere Principien gegründet hat, als

von uns geschehen ist, theils weitläuftiger ausgeführt hat, als wir in einer Recension des Raums wegen thun konnten. Wir empfehlen also um so mehr dieses Werk allen, die noch einer Belehrung über jene Kritik bedürftig seyn sollten. — Nun folgt S. 170 die eigene Theorie des Verf. über Offenbarung, wovon wir wohl die Hauptgedanken angeben müssen. Es läßt sich, sagt der Verf., eine Erscheinung in der Sinnenwelt denken, die ausdrücklich in der Absicht gegeben ist, die Idee von Gott und seinen Eigenschaften zu entwickeln, und Religion zu gründen und zu verbessern. Eine solche Erscheinung, da sie ausdrücklich Religion beabsichtiget, kann mit Recht Offenbarung heißen. Da sie aber aus Naturgesetzen entspringt, und nicht unmittelbar von Gott gewirkt ist, so mag sie **mittelbare Offenbarung** heißen. Die Befugniß darzu, sich eine mittelbare Offenbarung zu denken, ist völlig einleuchtend. Denn der Begriff davon läßt sich aus Grundsätzen der praktischen Vernunft deduciren. Auch ist eine Erscheinung, die für eine mittelbare Offenbarung gelten soll, sowohl physisch, als auch moralisch möglich, denn es kann Menschen geben, die derselben zur Begründung oder Verbesserung der Religion bedürfen, und zur Vermehrung ihrer Sittlichkeit anzuwenden vermögen. Diese mittelbare Offenbarung ist übrigens auch der Gottheit, nach allen Begriffen, die wir uns davon zu machen haben, am allerangemessensten, indem dabey nicht vorausgesetzt wird, daß Gott Wunder thue, und durch Anwendung eigener Kraft die Ohnmacht und Unvollkommenheiten der Natur, die doch sein Werk seyn soll, ersetze. — Nach diesen Ideen beleuchtet der Verf. S. 188 sowohl einige Gedanken über den Naturalismus in der Religion, die in dem **Versuche einer Kritik der Religion und aller religiösen Dogmatik, mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum**, vorkommen; als auch einige Behauptungen über die Religion und Offenbarung, die in andern neuern Schriften enthalten sind. Im zweyten Theile werden die Prüfungen des Werkes: **Christus und die Vernunft**, fortgesetzt, und die in diesem Werke vorkommenden Beweise dafür, daß die christliche Religion keine geoffenbarte sey, ausführlich widerlegt, wobey zugleich mancherley gründliche Untersuchungen über verschiedene Artikel der christlichen Dogmatik vorkommen. Ob es nöthig war, das seichte Geschwätz, so in dem Werke: **Christus und die Vernunft**, herrscht, weitläuftig zu widerlegen, können wir nicht beurtheilen, weil in unserer Gegend dieses Werk fast gar keine Sensation

erregt

erregt hat. Vielleicht hat aber der Verf. der Theorie der Offenbarung andere Erfahrungen hierüber gehabt.

Und nun haben wir nur noch die Versicherung beyzufügen, daß theils Deutschland so lange gewiß im Besitz einer gründlichen Philosophie bleiben wird, als solche Männer, wie jener Verfasser, in demselben leben, und die wichtigsten Gegenstände der Philosophie und des Nachdenkens mit edler Freymüthigkeit und wahrer Gründlichkeit untersuchen; und daß theils das Christenthum so lange aufrichtige Verehrer haben wird, als man die Lehren desselben und ihren Geist mit der Vernunft so in Uebereinstimmung zu bringen wissen wird, als von dem Verfasser der Theorie der Offenbarung geschehen ist.

Zi.

Arzneygelahrheit.

1. M. Saxtorph, d. A. Doctors, Königl. Dänischen Justizraths, öffentlichen Lehrers bey der Königl. Universität, und Vorstehers des Hebammeninstituts zu Kopenhagen rc. Auszug (Compendium, Handbuch) der Entbindungskunst zum Gebrauch für Hebammen. Mit Kupfern. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Ch. Kerstens, Student der Arzneywissenschaft. Leipzig und Kopenhagen, bey Pelt, 1792. 352 S. 8. 1 Rthl. 6 gr.

2. D. M. Saxtorphs, Königl. Dän. Justizraths rc. Umriß der Entbindungswissenschaft für Wehmütter. Aus dem Dänischen zuerst übersetzt von K. F. Schröder, jetzt nach der neuesten Originalausgabe durchaus umgearbeitet von D. J. C. Tode, Königl. Hofmedicus und der Arneywiss. öffentl. Lehrer an der Universität zu Kopenhagen. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke, 1792. 246 Seiten. 8. 12 gr.

Da unsere Leser die erste Ausgabe dieses vortreflichen Lehrbuchs für Hebammen aus der deutschen Uebersetzung schon kennen werden, welche Hr. Schröder 1783 von derselben herausgab: so halten wir es für überflüßig, den längst entschiedenen Werth dieser Arbeit eines wahrlich großen Meisters in der Entbindungskunst hier weitläuftig zu beweisen. Von den Zusätzen und Verbesserungen, mit denen der Verf. diese zweyte Originalausgabe bereichert hat, und von dem Werth und Unterschiede der beyden vor uns liegenden Uebersetzungen derselben wollen wir also hier nur kurz Rechenschaft geben. — Ganz neu vom Verf. hinzugesetzt ist eigentlich nur das erste Kapitel (welches die Eintheilung der Geburten enthält), und die sechs Kupfertafeln, sammt ihren 70 Seiten anfüllenden, sehr deutlichen, für Wehemütter äusserst lehrreichen Erklärungen, bey denen beständig die auf dieselben Bezug habende Stellen des Buchs angezogen werden. Auf diesen nicht fein, aber sehr deutlich gestochenen Kupfertafeln sind einige weibliche Becken, (pelves) um ihre verschiedenen Formen, Dimensionen, Axen u. s. w. deutlich zu machen; — die weichen weiblichen Geburtstheile in ihrem natürlichen sowohl, als auch in dem veränderten Zustande, in welchem sie während der Schwangerschaft und der Geburt sich befinden, — und endlich die mannichfaltigen Lagen des Fötus vorgestellt, in welchen bey den verschiedenen natürlichen Geburten und in den verschiedenen Perioden derselben der Kopf gestellt ist, und in den widernatürlichen Geburten die andern Theile des Körpers bey der Entbindung in den Muttermund eintreten. — Obgleich mehrere ganze Abschnitte, als die eben genannten, zu dieser zweyten Ausgabe nicht neu hinzugefügt, die Ordnung und Manier völlig dieselben geblieben sind, wie sie in der ersten Ausgabe es waren; so hat der Verf. doch kein einziges Kapitel hier neu abdrucken lassen, ohne es zu erweitern und hin und wieder näher zu bestimmen; so daß in diesem kleinen Bändchen mehrere praktisch richtige Wahrheiten und Lehren der Entbindungskunst zusammengedrängt sich befinden, als man in manchem über diese Wissenschaft geschriebenen corpulenten Folianten antreffen kann. Wir tragen also im geringsten kein Bedenken, das vor uns liegende Werk (hauptsächlich in der Uebersetzung No. 1., wie wir gleich erwähnen werden,) als ein der vorzüglichsten Lehrbücher zum Unterricht der Hebammen und angehenden Geburtshelfer unsern Lesern wiederholt zu empfehlen; indem das — freylich auch vortreffliche — Werk eines

Baude-

Baudelocque's von Mekel für Anfänger und Weiber zu weitläuftig, mit zu vieler Gelehrsamkeit und zu pretiös geschrieben ist, und wenige der andern Hebammenbücher weder an Bestimmtheit noch an Reichthum praktischer Bemerkungen und Vorschriften dem angezeigten gleich kommen. Möchte es doch dem großen Sartorph gefallen, seine Erfahrungen und Bemerkungen über die schweren Geburten, den Geburtshelfern zum Besten, nächstens auch öffentlich bekannt zu machen! — !

Was nun die Uebersetzungen anlanget, so sind sie beyde fließend und deutlich, beyde nach demselben Original bearbeitet; jedoch hat No. 1. (obgleich sie, wie leicht zu begreifen steht, 1 Thlr. 6 Gr. kostet, da No. 2. um 12 Groschen verkauft wird,) den großen Vorzug, daß sie die Kupfer und ihre umständliche Erklärungen mit enthält, und überhaupt auch, wie es uns scheint, dem Original getreuer bearbeitet ist, da Nr. 2. hingegen freyer, und freylich wohl in einer bessern Sprache geschrieben ist.

D.b.

Iosephi Eyrel Commentaria in Maximil. Stollii aphorismos de cognoscendis et curandis febribus. *Tomus quintus.* Vindobonae, 1792. 410 Seiten. 1 Rg. 8 gr.

Enthält die sogenannte indirecte Methode, den Fiebern oder ihren Zufällen beyzukommen. — Im Vorbericht meldet der Verf., wiefern er dabey Boerhaave, Swieten, G. A. Richter, Brendel, Gruner, Haën und Tralles gefolgt sey. Mit dem sechsten Bande soll das ganze Werk geschlossen werden.

Dfg.

Litteratura universa materiae medicae, alimentariae, toxicologiae, pharmaciae et therapiae generalis, medicae atque chirurgicae, potissimum academica; scripsit *E. G. Baldinger* —. Marburgi, in offic. nova academica, 1793. 8. 359 pagg. 1 Rg.

Weder Vorrede, noch irgend eine andere Nachricht belehret uns über den Plan und den Nutzen dieser Disputationssammlung. Der geneigte Leser erhält nichts, als das ehedem in Altenb. 1768 herausgegebene, hier etwas vermehrte Büchlein, unter den willkührlich aufgestellten und geordneten Rubriken, kahle Titel der in die Materia medica einschlagenden Schriften, Ort, Jahrzahl, des Präses und Respondenten, weitläufig gedruckt, ohne einiges Urtheil über ihren Werth und Unwerth, öfters ganz cavaliermäßig citiret, z. B. *Triller* de cura in stabulo, wo der große Litterator billig vollständig rubriciren, und hier, wie anderwärts, die Sammlung, worin sie stehet, genau und sorgfältig angeben sollen. Am Ende stehen Addenda, weil sich noch etwas zum Ausfüllen vorfand. Hier und da sind * angehängt, um den Besitzstand zu notificiren, (denn bekanntlich sucht der Verf. darinnen eine gewisse Größe,) oder auch um stillschweigend die christlichen Wohlthäter zu frommen Beyträgen zu ermuntern. Es ist also ein wahres gelehrtes Fingerwerk, höchstens eine aus dem Magazin und Journal ausgehobene und in das Fachwerk gebrachte Nomenclatur, die dem Verf. wenig Mühe und dem Leser nicht viel Vortheil gewähren kann. Solche Scriblerarbeiten müssen die Litteratur bey vielen anrüchig machen. Auch wissen wir nicht, was Litteratura academica seyn soll. Disputationen und Programmen sind eigentlich akademische Litteratur. Der gelehrte Akademiker hat zum Theil die guten Werkchen selbst, und überläßt die schlechtern dem Verf.; der Student aber dürfte nicht recht einsehen, was und wozu das Ding nützen soll, so wenig, als der Praktiker. Wollte doch der Verf., der den Ruf eines Litterators für sich hat, und es bey jeder Gelegenheit sagt, künftig mit weniger Flüchtigkeit arbeiten, und die Scrinia Crispini gemächlicher ausräumen! Dergleichen Bücher kann jeder mittelmäßige Kopf stans pede in uno gar leicht zu Dutzenden liefern, ohne daß die gelehrte Welt dabey gewinnet.

T.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Gedichte von Anna Louisa Karschin, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauf heraus-

herausgegeben von ihrer Tochter C. L. v. Kl. (
geb. Karschin. Berlin, 1792. gedruckt mit
ricischen Schriften. 392 Seiten. 8. 128 S
Lebenslauf, 1½ Bogen Vorrede, Inhalt und
dication. Mit einem in Kupfer gestochenen
blatt, worauf der verstorbenen Dichterin Por
abgebildet ist. 1 Rg. 16 gr.

Eine räsonnirende kritische Anzeige dieser Sammlung
Rec. nicht schreiben, theils weil er voraussetzen darf, d
Geist und die Manier dieser deutschen Dichterin unsern
bekannt genug seyn werde; sie machte, wenigstens in
Periode ihres Lebens, ziemlich viel Aufsehen, und ihr An
wird wohl bey Freunden der deutschen Litteratur sobald
nicht erloschen seyn; theils fürchtet er aber auch, daß ei
tische Anzeige leicht, wenigstens als scheinbare Härte
die verstorbene Dichterin ausgedeutet werden könne,
Rec. möchte auch gern den Schein einiger Härte und K
gegen die Karschin vermeiden. Einige Bekanntschaft m
Schicksalen der Dichterin und mit dem Druck, unter w
sie einen großen Theil ihres Lebens hinbrachte, (wer mi
Schicksalen nicht bekannt ist, den wird der von ihrer T
entworfene und dieser Sammlung vorgesetzte Lebensla
Dichterin, der gar nicht im panegyrischen Tone abgefa
hinlänglich davon belehren können,) legt ohnehin aller
ein ehrerbietiges Schweigen auf. Unter hundert Männe
hätten vielleicht neun und neunzig diesem Druck unterg
Die Karschin wußte sich dennoch dagegen zu waffnen
leugnen ist jedoch auch nicht, daß sie selbst sich in manch
legenheit brachte.

Man findet hier eine reiche Sammlung ihrer Ge
Der Hr. Graf von Stolberg-Wernigerode, der Herzog
nand von Braunschweig, der D. Krünitz u. a. gaben
reichen Vorrath dazu her, woraus die Herausgeberin
Sammlung zusammensetzte. Rec. hätte doch gewünscht
bey der Auswahl nach strengern Gesetzen verfahren w
wäre; manches Gedicht, besonders aus den letztern J
würde dann, ohne vermißt zu werden, weggeblieben
Sehr angenehm aber war dem Rec. ein Anhang von P
ihrer allerersten Dichtart, wie dieselbe von Zeit zu Zeit

Unterricht und Hülfe sich bis zu der Höhe geschwungen, in welcher sie berühmt wurde. So etwas ist sehr belehrend. Sie war gewiß ein Originalgenie seltener Art. Rec. ist auch durch diese Sammlung ihrer Gedichte, so wie durch die frühere, von Gleim veranstaltete, zur Bewunderung ihrer Fähigkeiten fortgerissen worden. Wenn gleich manche Gattungen der Gedichte, z. B. Episteln, Fabeln und Erzählungen, nicht ihre glänzende Seite sind, so muß man doch gestehen, daß der Flug mancher ihrer Oden und die Gewandheit ihres Geistes, womit sie die alltäglichsten Begebenheiten in Gelegenheitsgedichten (die undankbarste Gattung von Gedichten!) zu behandeln und immer interessant zu machen wußte, so wie das Mechanische des Versbaues und die Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft in den nach vorgeschriebenen Endreimen in erstaunlicher Schnelligkeit von ihr verfertigten Gedichten unverkennbare Züge ihres ihr angebohrnen Dichtertalents sind. Um immer mustermäßige und tadellose Gedichte zu machen, machte sie deren (zum Theil nothgedrungen) zu viele.

Die zwar blendende, aber nicht so zahlreiche Subscribentenliste, als man wegen der Celebrität der Dichterin hätte erwarten können, ist ein abermaliger Beweis, daß es in Deutschland noch gar sehr an jenem Gemeingeist fehlt, der in andern Ländern, z. B. in England, oft so kräftige Unterstützung leistet.

D.

Persische Erzählungen zur angenehmen Ausfüllung geschäftloser Stunden. Nach dem Englischen des Ambrose Philips, Esq. Erstes Bändchen. Lüneburg, bey Lemke, 1792. 11½ Bogen in 8. (Unter der Vorrede steht als Uebersetzer genannt Herr G. F. L. Bacmeister in Harburg.) 12 gr.

Mährchen! und immer Mährchen! Ist es doch, als wenn die Herren glaubten, es sey eine allgemeine Schlaflosigkeit in Deutschland epidemisch geworden, der man durch solche narcotische Mittel entgegen arbeiten müsse! Der Inhalt dieser Erzählungen ist äusserst unbedeutend, dient nicht einmal, irgend eine moralische Wahrheit anschaulicher zu machen, und die Uebersetzung ist sehr schlecht gerathen, voll von Sprachfehlern.

Gleich

Gleich auf der ersten Seite steht: „Er war Vater zweener Kinder." Man sagte freylich zu weiland Gottscheds Zeiten: zween, zwo, zwey, aber selbst damals würde man also doch zweyer Kinder gesagt haben, weil Kind generis neutrius ist.

Pk.

Comische Erzählungen, oder Scenen aus dem menschlichen Leben alter und neuerer Zeiten. Kopenhagen und Leipzig, 1792. bey Proft, 30½ Bogen. 8. 1 Rg. 4 gr.

Sechs, theils angenehm unterhaltende, theils lehrreiche Erzählungen, und ein comisches Heldengedicht, sämmtlich recht gut aus dem Dänischen der Herren Baggesen, Rabbeck und Anderer übersetzt, wofür der Verdeutscher Dank verdient.

Eg.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Französisches Handbuch für die jüngern Töchter. Erster Theil, die Anfangsgründe der Sprachlehre und leichte Lesübungen, nebst einer Anweisung zum Gebrauch des Buchs enthaltend, von Ernst Gabriel Woltersdorf, Inspector und Professor am Magdalenengymnasio und der Töchterschule zu Breslau. Züllichau und Freystadt, in der Frommannischen Buchhandlung, 1792. XLVIII und 270 Seiten. 8. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Manuel de la langue françaiſe à l'uſage des Cadettes, par *E. G. W.*

Dieses Buch verdient vor vielen ähnlichen Versuchen den Vorzug. Zuerst die wesentlichsten und unentbehrlichsten grammatischen Regeln, bestimmt und deutlich vorgetragen,

und

und mit einer Menge gutgewählter Beyspiele erläutert. Die Erlernung der Paradigmen muß den Anfängern, nach Hrn. W. Methode, ohne Vergleich leichter werden, und ihnen hellere Blicke in den Bau der Sprache geben, als nach der gewöhnlichen ganz unphilosophischen Methode. Indeß wird auch Hr. W. bey weiterm Nachdenken in einer neuen Auflage manches noch zweckmäßiger einrichten können. Sehr billigen wir es, daß der Verf. allenthalben, besonders bey den Regeln über die Aussprache, immer nur wenige und die am häufigsten vorkommenden Ausnahmen angeführt hat. Sie verwirren gewöhnlich den Anfänger nur, und werden weit besser durch die Uebung erlernt. Eben so sehr hat man Ursache, mit der Wahl der prosaischen und poetischen Stellen zur Uebung im Lesen, Uebersetzen und Sprechen zufrieden zu seyn. Die Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern ist gut beobachtet; die ausgewählten Stücke sind den Fähigkeiten der Kinder angemessen, geschickt, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und ihnen unvermerkt neben der Sprachübung eine Menge brauchbarer Kenntnisse beyzubringen, und ihren Sinn für das Gute und Schöne zu schärfen. Die Schriftsteller, aus denen Hr. W. geschöpft hat, sind **Berquin**, **Trembley**, **Bonnet**, **Monget**, **la Fite**, **Genlis** u. a. Voran steht eine französisch geschriebene Anweisung zum Gebrauch des Buchs, und überhaupt ist das Ganze so eingerichtet, daß es von französischen Guvernanten eben so gut, als von deutschen Sprachmeistern gebraucht werden kann. — Nur hätte der Verf. auf dem französischen Titel sich das à l'usage des *Cadettes* nicht entschlüpfen lassen sollen. Cadette deutet immer nur die jüngere Tochter in Bezug auf eine ältere an: La cadette d'une famille kann 60 und 70 Jahre alt seyn. Auch klingt es nun fast so, als ob, wenn in einer Familie zwey Töchter, eine z. B. von 10, die andere von 8 Jahren, wären, nur die letztere nach diesem Buche unterrichtet werden könne.

Ga.

Kurzgefaßtes Wörterbuch zum Behuf des richtig zu treffenden Unterschiedes vieler Zeitwörter, die theils einen Zustand schildern und eigentliche Handlungen beschreiben, theils Impersonalia sind, und den Dativ oder Accusativ regieren; von M. Joh. Chri-

Christoph Vollbeding, Gouverneur beym adel. Cadettencorps in Berlin. Berlin, 1792. 3 Bogen, gr. 8. nebst 1 Bogen Tabelle. 4 gr.

Den Anfängern in der deutschen Sprache können diese Bogen dazu dienen, sich Raths zu erholen, ob sie den Dativ oder Accusativ zu einem Zeitworte setzen sollen. Rec. findet aber nicht, daß der Verf. darin ein Mehreres geleistet hat, als schon andere Sprachlehrer vor ihm gethan haben. In der beygefügten Tabelle sind diejenigen Wörter gesammlet, bey welchen in verschiedener Bedeutung eine doppelte, oder auch dreyfache mehrere Zahl gebräuchlich ist.

Mb.

Theater.

Die edle Lüge. Schauspiel in einem Aufzuge, von August von Kotzebue. Fortsetzung von Menschenhaß und Reue. Leipzig, bey Kummer, 1792. 8. 64 Seiten. 4 gr.

„Dieses kleine Stück, sagt Hr. v. K., verdankt seinen Ursprung der Fortsetzung meines Schauspiels, Menschenhaß und Reue, durch Hrn. Ziegler. Ich schätze das aufkeimende Verdienst dieses jungen Dichters aufrichtig, glaube aber, daß der größte Theil des Jammers, welchen er in so reichem Maaße über mein armes Ehepaar ausschüttet, rühre blos daher, daß er ihm nicht einen andern unbekannten Wohnort angewiesen, fern von der Scheelsucht der Menschen, fern von ihren Convenienzen und Zwischenträgereyen. Uebrigens war Hrn. Z. wohl erlaubt, mein Schauspiel fortzusetzen; aber nicht Menschen vom Tode zu erwecken, welche ich mit gutem Vorbedacht umgebracht hatte, und dadurch den wichtigsten Umstand zu vernichten, welchen man bey Meinaus Verzeihung nie aus den Augen verliehren muß.“ Wir finden dieses Urtheil sehr gegründet, nur zweifeln wir, ob Hr. v. K. selbst in seinem eigenen Versuch viel glücklicher gewesen? Das versöhnte Paar lebt bey ihm in einem Winkel der Schweiz, in einer reizenden Gegend, im Genuß häuslicher und ländlicher Glückseligkeit, ruhig und vergnügt. Meinaus Brust füllt nichts als Liebe

und

und Zärtlichkeit, das Andenken der verflossenen Tage und des Verbrechens seiner Gattin ist ganz aus seiner Seele gewichen, und wenn er sich desselben erinnert, so ist es nur, um ihre Verzeihung zu bestätigen. Nicht ganz so glücklich ist Eulalia. Das Bewußtseyn ihrer Fehltritte und des ihrem zärtlichen Gatten verursachten Kummers trübt manche Stunde ihres Lebens, und vergällt ihr oft den reinsten Genuß ihrer häuslichen Seligkeit. Den Augen des liebevollen Gatten entgeht dies nicht; es schmerzt ihn, sein Weib nicht ganz glücklich zu sehen, und er benutzt einen Vorfall, der sich darbietet, und wodurch er seiner Eulalia „das sie peinigende Gefühl der Ungleichheit" zu nehmen hofft. Sein Gegner hat das Stubenmädchen seiner Gattin in einen Zustand versetzt, worin sich in den Schauspielen unsers Verf. gewöhnlich irgend eine weibliche Person befindet. Das Mädchen entdeckt sich Meinaun, und er verspricht ihr Verzeihung, unter der Bedingung, daß sie gegen seine Gattin ihn selbst als Vater angebe. Diese (nach Hrn. v. K. moralischen Begriffen) edle Lüge mißglückt aber. Das Mädchen verplaudert sich, Eulalia ahndet sogleich, und überzeugt sich auch bald von der gutgemeinten Absicht ihres Mannes. „O ich danke dir, sagt sie zu ihm, deine Liebe! aber laß dem Himmel seine Gerechtigkeit. Ich kann und darf nie ganz glücklich werden! und was wäre auch die Tugend, wenn es anders wäre? Habe ich vielleicht durch innige Reue und Buße manches wieder gut gemacht, nun so ist mir das auch vergolten worden, denn alles ausser mir lächelt mir Freude, und ich habe nur einen Feind, und den trage ich in mir. — Daß Gott ein reines Glück nur an ein reines Gewissen band, o das ist gerecht und gut, wie dürft ich murren? Beruhige dich, mein Lieber, ich bin so glücklich, als ich werden konnte u. s. w." — Und damit wäre die Sache wieder auf dem Fleck, wo sie vorher war. Ja, die arme Eulalia ist, bey ihrer Art zu empfinden, nur noch schlimmer daran, als zuvor. Uebrigens liefert dieses kleine Stück einen abermaligen Beweis, welch eine ganz eigene Moral Hr. v. K. sich gemacht hat, und in welchen ganz eigenen Bedeutungen er manche Worte braucht. Eine gutgemeinte Lüge ist fürwahr noch keine edle Lüge, wenn überhaupt eine solche nicht gar ein Unding ist. Es ist nicht einmal eine kluge Lüge, denn wie konnte Meinau, wenn er seine Gattin kannte, erwarten, daß sie dann glücklich werden würde, wenn ihr Mann sich dasselbe Laster vorzuwerfen hätte? Sie hätte nothwendig ihre Achtung für ihren Mann ver-

verliehren müssen, ohne daß sie in der Achtung ihrer selbst dadurch das mindeste hätte gewinnen können. Nur ein Weib von höchst gemeiner Denkungsart würde darin eine Beruhigung gefunden haben, daß auch ihr Gatte ihre Untreue durch Untreue vergolten habe. Ewig Schade, daß ein Mann von so vorzüglichem Talent, wie Hr. v. K. (auch dieses Stück hat mehrere rührende und vortrefliche Stellen), der den sittlichen Dichter machen will, solch ein verkehrtes moralisches Gefühl besitzt, seine Begriffe so wenig durch Nachdenken berichtigt hat, und auch in ästhetischer Rücksicht durchaus einen so ungeläuterten Geschmack verräth. Zwischen den schönsten Scenen drängt sich immer ein platter, komisch seynsollender Auswuchs, die rührendsten Stellen voll ächter Empfindung werden durch die Nachbarschaft kalter und übertriebener Declamation entstellt und in ihrer Wirkung geschwächt.

H.

Hier ist eine Wohnung zu vermiethen, ein Lustspiel in zwey Akten. Aus dem Englischen. Riga, 1792. bey Hartknoch. 6½ Bogen. 8. 8 gr.

Nicht alles, was in England geschrieben wird, ist deswegen gut, und werth, übersetzt zu werden. Dies Lustspiel z. B. ist eine alberne Posse; gleicht sehr den italienischen opere buffe, wo man durch Verwicklungen und Irrungen hindurch vergebens einen Inhalt, einen Plan, einen Zweck sucht.

Pk.

Romane.

Der Burgfriede, eine Rittergeschichte aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert. Zwey Theile. Braunschweig, bey Schröder, 1792. I. 246. II. 222 Seiten. 8. Mit einem Titelkupfer. 1 Rthl. 12 gr.

Ein Produkt, gerade von dem Schrot und Korn, wie solche stückweise zur Messe fertig seyn müssen; denn Ritterromane sind eine Art von Manufakturwaare geworden, ohne die ein

Buchhändler auf dem Marktplatze nicht mehr erscheinen darf. Der Anfang des vorliegenden ist ganz in Manier der Asiatischen Banise, die bald darauf aber einer Menge Floskeln aus dem Ossian Platz machen muß. Weiter in den Text hinein wimmelt es von Blumen und Blümchen, die aus unsern theils guten, theils nicht guten Schriftstellern gepflückt sind: sogar dem Dichterling Eschke werden ganze Lieder abgeborgt. Allein gegen das Ende des ersten Theils macht der Verf. schon förmlich Bankerot, und entwendet einem unlängst erst abgedruckten, eben so schlechten Roman eine Hauptentführungsgeschichte, und das mit allen ihren Episoden. Ist dem Verf. damit gedient, so macht Rec. sich anheischig, diese Beschuldigung Zug für Zug zu erhärten. Wie aber, wenn beyde Gesellen einen Dritten bestohlen hätten? nun so wären der Fliegen zwey mit einer Klappe getroffen! Auch noch ein dritter Fall ist möglich: Vielleicht ist unser Scribent an sich selbst zum Plagiarius geworden; denn zu was für Kniffen mögen Sudler, deren Machwerk zur Stunde fertig seyn muß, nicht ihre Zuflucht nehmen!

Die Ingredienzien zu diesem leidigen Potpourri sind übrigens die gewöhnlichen: durchtriebne Burgpfaffen, lüderliche Ritter, junge Herren, die sich wie Gassenbuben behandeln, Entführung, Mord und Todschlag u. s. w. Seine Ritter aus dem Sattel zu heben, darin excellirt unser Verf.: desto kärglicher sind Geschmack, Beurtheilungskraft und Menschenkenntniß ihm zu Theil geworden. An Erfindung ist solcher so arm, daß er sich nicht einmal mit den Namen zu helfen weiß. Jochen von Dißon, Freyherr von Snevus, Sobald, Hadat, Thanack, Ephron, Orgas, Hemathj, Peor, und wie sie alle heißen mögen, sind die Namen, womit oberdeutsche Ritter und Knappen aus dem XIVten Seculo hier gestempelt werden. Schon diese mehr als zu originelle Nomenclatur macht den dickleibigen Roman so beschwerlich zu lesen, daß die vielen poßierlichen Stellen, die ausserdem zum Lachen reizen würden, darüber auch diesen kleinen Vortheil einbüßen.

Den zweyten Theil durchzublättern, hat Rec. sich durchaus nicht abgewinnen können. Blos ein flüchtiger Blick auf die letzte Seite belehrt ihn, daß der Verf. es bey diesen zwey Bänden keinesweges werde bewenden lassen. „Nach meinem unmaßgeblichen Urtheile, heißt es da, ist das Rückständige weit interessanter, als das itzige.“ — Und dieses weniger

[illegible] hat er die Kühnheit gehabt, einer regierenden Königin und dem Erbprinzen eines großen Hauses zuzueignen! Mit einem Steine zwey Würfe. Hoffentlich sind beyde sehr weit diesseits des Zieles liegen geblieben.

D.

Sechs Jahre aus Carl Burgfeld's Leben. Freundschaft, Liebe und Orden. Von dem Verfasser des Pächter Martins. Leipzig, bey Göschen, 1793. 386 Seiten. 8. 20 gr.

Ein wunderlicher Titel! Der Verf. des Pachter Martins mag ein herzlich guter Mann seyn und es auch herzlich gut meinen, und der Pachter Martin mag auch wohl ein gutes Buch seyn, (Rec. hat es nicht gelesen,) aber ein unterhaltender Mann ist er gewiß nicht, denn diese sechs Jahre aus Burgfeld's Leben sind für den Rec. eine ewig lange Zeit geworden, ehe er sie zu Ende brachte. — So ist er vielleicht ein lehrreicher, weiser Mann? Auch davon kann Rec. nicht viel rühmen. Raisonnement ist genug in diesem Buche, (Geschichte desto weniger,) aber theils in einem so schulchriemmäßigen, steifen, trockenen Style, theils in Ansehung der Sachen voll von so überspannten Grundsätzen von Freundschaft und Liebe, daß man wohl sieht, der Verf., vermuthlich ein junger Mann voll lobenswerthen Eifers für das Gute, hat seine Grundsätze und Maximen nicht aus praktischer Welt- und Menschenkenntniß und Erfahrung, sondern aus Büchern auf der Studirstube gesammlet. Sein Haupt- und Steckenpferd ist dann endlich ein Orden, der mit vollen Backen empfohlen wird, und der nichts geringeres zur Absicht hat, als — die Menschen tugendhafter zu machen. Fürwahr ein großer Zweck! Aber unglücklicherweise taugt das Mittel nichts. Rec. hat sich lange genug mit Orden und geheimen Gesellschaften beschäftiget, um dies behaupten zu dürfen, ohne von irgend jemanden, der der Sache kundig ist, Widerspruch zu befürchten. In der That, es stünde schlimm um die Sittlichkeit der Menschen, wenn sie nicht kräftiger als durch Orden und geheime Verbindungen befördert werden könnte, die gerade das untauglichste Mittel dazu sind. Denn wodurch soll der Orden die Sittlichkeit befördern? Dadurch vielleicht, daß er die besten und tugendhaftesten Menschen

an sich zieht, und durch sie, durch ihre Lehre und Beyspiel auf andere wirken läßt? Konnten sie das aber nicht auch ohne Ordensverbindung? Um Menschen besser zu machen, muß man sie belehren, und nöthigenfalls auch bestrafen können, denn es sind ja Menschen. Wie und wodurch soll und kann dies der Orden auf eine schicklichere und zweckmäßigere Art, als im gewöhnlichen Gang der Welt geschieht? Die mit allen geheimen Orden nothwendig verbundene blinde Folgsamkeit ihrer Glieder und die Anhänglichkeit an Ordensgrundsätze, giebt immer dem Ganzen eine Steifheit und etwas so Maschinenmäßiges und Einseitiges, woran kein freyer Mann Behagen finden kann. Und ist denn Vollbringung des Guten und Unterlassung des Bösen, weil es der Orden befiehlt, etwas anders, als mönchischer Gehorsam? Und das will man Tugend nennen, das soll moralisch bessere Menschen bilden? Automaten wohl, aber nicht moralisch freye und gute Menschen. Und endlich kann man immer fragen: Wo ist der Orden, der selbst frey von schlechter denkenden und handelnden Mitgliedern wäre? Wo giebt es mehr Cabalen, Ränke, Tücke u. s. w., als in unsern so hoch gerühmten geheimen Gesellschaften, keine einzige ausgenommen, die Rec. kennt, und er kennt deren viele. Eben weil sie geheim sind und seyn wollen, fault ihr Inneres von geheimen Wunden und überkleisterten Schaden. Experto credite! Aber an alles dieses dachte unser Verf. im Enthusiasmus seiner Ordenswürde nicht. Zuverläßig wird er noch eben so, wie Rec., denken lernen, wenn er länger und vertrauter als bisher damit wird umgegangen seyn, und wenn er denn ehrlich genug ist, sich oder andern zu gestehen, daß er irrte und — betrogen wurde.

D.

Mathematik.

Allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, herausgegeben von G. Huth. Zweyten Bandes erster Theil. Weimar, 1792. 21½ Bogen. 8. 1 Rh.

Obgleich die Fortsetzung dieses Werks sich zwey volle Jahre verzogen hat, so muß es uns doch lieb seyn, daß es nicht gar

zu Stecken gerathen ist. Der jetzige Theil ist reichhaltig an theils neuen eigenen, theils aus andern Werken entlehnten nutzbaren Aufsätzen. Wir wollen diesmal den Inhalt vollständig bemerken, damit unsere Leser sehen, theils was sie zu suchen haben, theils wie bemühet der Hr. Herausgeber ist, durch nützliche Mannichfaltigkeit den Werth dieses Buchs immer mehr zu erhöhen. Den Anfang macht ein Auszug aus einem Briefe des Hrn. Amtsvorsteherverwesers Schmidt in Gotha. Es betrifft Bemerkungen über einige Werke der Baukunst zu Leipzig, und besonders über die neue von dem Hrn. Baudirector Dauthe daselbst verbesserte Nicolaikirche, welcher ein gebührendes Lob erhält. 2) Ueber den Einfluß der Ausbildung der Handwerker auf Baukunst und Staat. Zur Erhaltung der Ausbildung sollen Lehr- und Zeichenschulen errichtet, und der Unterricht am Sonntage ertheilet werden. So leicht möchte es aber doch wohl nicht seyn, die Lehrer hier zu finden, wie der Verf. meinet. 3) Eine versuchte Art, Häuser von Kupferschlacken zu bauen, von Carl Haldinn. Solche Mauer soll eher austrocknen, und fester binden, als von bloßen Ziegelsteinen, und im Winter keine Feuchtigkeit zeigen. So hätte man denn wieder ein neues Baumateriale, und zwar von einer sonst für unnütz geachteten Sache, das wenigstens da, wo es vorhanden, zu einem wohlfeilern Bau verhelfen kann. Und wo es auch nicht in solcher Menge vorhanden ist, könnte es doch sehr vortheilhaft zu Schornsteinen verwandt werden. Auch Eisenschlacken leisten dieselben Dienste. 4) Gedanken über wahre Schönheit in der Baukunst. Der einzige sichere wahre Grundsatz der Schönheit ist: Kein wesentlicher Theil darf und kann als bloße Zierde angesehen werden. Wenn der Verf. S. 38 sagt: Fast alle sogenannte Portale sind in ihrer Erfindung falsch und irrig, weil sie eine bloße Larve sind, so ist dies doch wohl nur von solchen zu verstehen, die etwa der Maler hinsetzt. 5) Untersuchung der Nagelschmiedearbeiten und deren Preise, nebst Vorschlag zu einer weniger willkührlichen und für alle Eisenpreise passenden Taxation derselben, von C. Fr. Meerwein, Hochfürstl. Baadischen Landbaumeister. Durchaus gleiche Nagelpreise an allen Orten einzuführen ist aber wohl nicht möglich. 6) Verunglückte Wasserwerke in Sanssouci bey Potsdam. Ist aus Mangers Baugeschichte von Potsdam, doch mit einiger Abänderung, genommen. 7) Ueber Arabesken und Grotesken. Der Autor redet ihnen das Wort. Man muß sie nur aus dem rechten Gesichtspunkte

betrachten. Dies hat der ehrwürdige Vitruv nicht gethan, daher wird sein Urtheil getadelt. Sie sind in der Malerey das, was Feenmährchen in der Dichtkunst sind. Können also als Geschöpfe der Phantasie durch Neuheit des Gegenstandes und gute Malerey an gehörigem Ort angebracht eben so gefallen, wie jene. (Doch aber wohl nur auf kurze Zeit, und wenn sie nicht in den Geschmack des Prinzen von Pallagonia verfallen.) 8) Von Freskomalen. Zeigt, daß zum Malen auf nassem Kalk, wenn die Arbeit keine Sudeley seyn soll, viele Geschicklichkeit erfordert wird. Giov. Cimabue soll am Ende des 13ten Jahrhunderts die Freskomalerey zuerst wieder ausgeübet haben. Noch wird die Wahl und Zubereitung der zu dieser Malerey schicklichen Farben gelehrt. 9) Geschichte der Stuckator- und Gipsarbeit in Augsburg; aus Paul v. Stetten Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg, ist sehr kurz. 10) Zubereitung des Gipsmarmors. 11) Beschreibung von Wentworth-House, dem Pallast des Marquis von Rockingham. Aus A. Youngs sechsmonatlicher Reise. 12) Ein Mittel, zu verhüten, daß die Schornsteine nicht rauchen. Ist sehr künstlich, und hätte billig durch eine Zeichnung erläutert seyn sollen. 13) Mittel, dem Austreten der kleinen Flüsse vorzubeugen. Nach der Angabe des Hrn. Pingeron, Artill. Hauptm. in Polen. Es soll geschehen durch Anlegung von Schützen, die sich selbst öffnen und schliessen, wozu die Einrichtung beschrieben wird. (Etwas dem ähnlichen hat der hochselige Herzog Friedrich von Mecklenburg bey einer Schleuse zu Ludwigslust mit weit einfacher Einrichtung bewerkstelliget.) 14) Mittel, die Strohdächer, auf eine Zeitlang zum wenigsten, vor dem Feuer zu bewahren. Durch Hrn. Wigand, einen Oesterreicher. 15) Beschreibung einer vortheilhaften Wirthschaftsbäckerey, nebst einer damit verbundenen Flachsdarre, in Siegersdorf bey Freystadt. Aus Plümikens Lesebuch für alle Stände, 2. B. 2. Heft, 1790. Schade, daß keine Risse beygefügt sind, doch erbietet sich Hr. Plümike, solche, nebst dem Modelle, einem jedem auf Verlangen zu verschaffen. 16) Neue Art, alte Holzgebäude zu beroppen, von dem Hrn. Reinhold Rückerschild. 17) Ueber die Erfindung und Geschichte der Schornsteine. Aus Hrn. Beckmanns Beyträgen zur Gesch. d. Erf. 18) Von der vortheilhaftesten Zubereitung des Kiesels, Granits und anderer festen Steinarten zum Chausseebau. Die von dem Hrn. v. Cancrin angegebene Art, harte Steinarten zu rösten, wobey

neben noch viele Holzverschwendung und andere Unvollkommenheiten sich befinden, wird verbessert, und in einer Grube mit weniger Holz, auch allenfalls mit Torf und Steinkohlen, zu rösten gelehret. 19) Art und Weise das Ebenholz nachzukünsteln, oder inländische Holzarten wie Ebenholz zu färben. 20) Baugeschichte der Stadt Augsburg. Aus Paul v. Stetten. Sie beschäftiget sich aber doch mehr mit den Architecten selbst, als mit ihren Bauprodukten. 21) Von Besetzung der Rammen mit Mannschaft, und Taktik des Rammens. Auf 1 Centner des Gewichts vom Bär soll man, ohne den Schwanzmeister, doch mit dem Nagel- und Flormeister 10 Mann rechnen. 22) Nothwendige Nachbesserung nach vollendetem Bau eines Gebäudes. 23) Ueber das Schwitzen einiger vermauerten Steine. (Zur Widerlegung der gewöhnlichen Meinung hievon.) Es ist nicht ein Durchdrängen der Nässe von aussen durch den Stein, sondern, wie das Schwitzen der Fenster, ein Anlegen der Feuchtigkeit der innern wärmern Luft an die kältern Gegenstände. 24) Vermischte Nachrichten. Unter diesen finden sich 21 theils kleinere, theils größere Anzeigen, nützliche und lehrreiche Bemerkungen. Hier wird auch eine Nachricht von des Hrn. Vogels Unternehmen gegeben, eine allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst herauszugeben. Aus Mangel der Pränumeranten kann dies Werk auf die angekündigte Art nicht herauskommen; es soll jedoch nach einem andern Plan vollständiger und ausführlicher in vier bis fünf Octavbänden und 50 bis 60 Kupfern nach und nach erscheinen. Zur Probe der künftigen Beschaffenheit dieses Werks hat der Hr. Herausgeber dieses Magazins den Anfang des Vogelschen Manuscripts abdrucken lassen, welcher eine angenehme Lectür gewähret, und von dem ganzen Werk viel verspricht.

Wu.

Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie, entworfen von Joh. Tobias Mayer, Hofr. und Prof. der Mathem. und Physik zu Erlangen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, Erster Theil. Mit 7 Kupfertafeln. Göttingen, bey Vandenhök und Ruprecht. 536 Octavseiten. 1 Rk. 4 gr.

Die erste Auflage erschien 1777, als sich Hr. Mayer noch in seiner Vaterstadt Göttingen aufhielt. Bey den Aenderungen und Zusätzen ist der Paragraphen Ordnung unverrückt geblieben. Ein Zusatz beym 14. §. erzählt kürzlich die Bemühungen um ein allgemeines Längenmaaß, erinnert aber, daß der Vorschlag des Secundenpendels dazu vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. In Whitehurst Versuch durch Zeitmessung unveränderliche Maaße zu erhalten, den Wiedmann 1790 deutsch herausgegeben hat, sind diese Schwierigkeiten deutlich gezeigt. Meilen und andere größere Wegmaaße, in rheinländischen Schuhen ausgedruckt, nebst jeder Verhältniß zum Grade. Wie genau sich Weiten durch den Schall angeben lassen, führt Hr. M. eigene Beobachtungen an, die er auf dem Göttinger Observatorio in Gesellschaft Hrn. Hofr. Kästners angestellt hat. Sie geben 1036 bis 38 Pariser Fuß in einer Secunde, und stimmen also, bis auf eine Kleinigkeit, mit der Pariser Akademisten ihren überein, auch mit Hrn. Maj. Müllers seinen, die in den Gött. gel. Anz. 1791; 1593 S. stehen. Ein Verfahren auf einem Kreise, der z. E. nur von 10 zu 10 Graden getheilt ist, die einzelnen Grade anzugeben. Begreiflich durch eine Art von Vernier. Hr. M. empfiehlt diese sehr, und glaubt, mit dem Schraubenmikrometer verbunden, sey es, zumal bey kleinen Winkelmessern, nützlich. Hrn. Fischers Verfahren, statt des Schraubenmikrometers einen excentrischen Kreis zu brauchen, aus Hrn. Bode astronomischen Jahrbuche. Die folgenden Theile werden noch mehr Zusätze bekommen.

Hz.

Musik.

Beleuchtung einer Recension des Buches: Kurze Anweisung zum Generalbaßspielen, von D. G. Türk. Am Ende unterschrieben: Halle, im September 1792. 8. 2 Bogen.

Die Recension, welche in dieser kleinen Schrift beleuchtet wird, steht in dem 108ten Bande der A. d. B. Der Recens. dieser Beleuchtung aber ist von dem Verf. der beleuchteten Recension verschieden; so wie es die Gesetze der gemeinsten Billigkeit erfordern, und wie es in ähnlichen Fällen in der

Allg.

Ma. d. Bibl. auch immer Sitte gewesen ist. Der Re
sich der strengsten Unpartheylichkeit bewußt, und diese erfo
daß er sich blos auf das Geschäft eines Referenten einschr
der den Inhalt der vorliegenden Acten richtig anzeigt,
wenn er sein Urtheil hie und da mit einmischt, voraussetzt
es dem Richter, welches in dem vorliegenden Falle das mi
lische Kennerpublikum ist, nicht die Hände binden werde.
Acten des einen Theils liegen nun diesem Publikum i
beleuchteten Recension bereits vor Augen. Wir müsse
hören, was der Gegentheil zu seiner Rechtfertigung an
Dieses audiatur et altera pars kann keinem Recensenten
fallen, und wir würden sehr uncollegialisch denken, wen
das von Hrn. Türks Recensenten nur vermuthen wollte

So wie es bey den meisten Streitigkeiten der Fa
daß sie auf Mißverständnissen beruhen, die durch gen
Bestimmung des Gesichtspunkts, woraus ein Schriftstelle
beurtheilt seyn, am leichtesten gehoben werden, so scheint
auch hier zu seyn. Hr. T. sagt: Mein Buch ist eine A
sung zum Generalbaßspielen, das besagt selbst der Titel
ben. Es ist also keine Anweisung zur vollkommenste
zeichnung desselben, sondern zum Lesen und zur Executi
üblichen und von den meisten und größten Componiste
genommenen Bezeichnung des Generalbasses. Hieraus e
sich schon, daß, wenn auch die Bezeichnung der None d
nicht zu rechtfertigen wäre, er diese fehlerhafte Bezeichnu
nicht zu verantworten braucht. Sie findet sich in B
G. Benda's, Grauns, Kirnbergers, Marpurgs,
leus u. a. Tonstücken, wie Hr. T. (S. 2.) anführt, und
diese executirt werden sollen: so muß der Generalbaßspie
lesen können. Sein Lehrer muß sich also daran halten,
sich der Leselehrer, der Grammaticus, der Lexicograph
übliche Orthographie halten muß. Das Aeusserste, w
thun kann, ist, ohne sie zu billigen, zu sagen, daß er si
befolge, weil sie üblich ist; und das hat Hr. T. in seiner A
sung S. 237. 238 gethan. Hr. T. ist daher nicht allein
entschuldigt, daß er diese Bezeichnungsart beybehalten
sondern er würde auch zu tadeln seyn, wenn er sie hätte
gehen und mit der bessern vertauschen wollen; denn er
versäumt haben, seine Schüler eine Bezeichnung lesen
ren, die ihnen alle Augenblicke in den Schriften der g
Componisten vorkömmt.

Wir können also diesen Tadel nicht anders begreifen, als daß wir annehmen, der Kunstrichter habe nicht den wahren Gesichtspunkt vor Augen gehabt, aus dem eine Anweisung zum Generalbaßspielen zu beurtheilen ist. Es ist daher billig, seinen Tadel auf diese Rechnung zu setzen. Mit einem andern Vorwurfe ist man schon mehr in Verlegenheit. Er betrifft die Definition des Generalbasses. Diese lautete bey Hrn. T. (§. 1.) so: er sey „die Baß- oder Grundstimme, mit welcher „zugleich die jedesmal zum Grunde liegende Harmonie angege„ben oder gespielt wird.“ Darüber findet sich in der Recension, gegen die sich Hr. T. vertheidigt, die unerwartete Frage: „Wie könnte dies wohl möglich seyn, daß man mit einer Ge„neralbaßstimme (einem mit Noten und Ziffern beschriebenen „Papiere, welches keinen Ton von sich giebt,) die Harmonie „angeben und spielen könnte?“ Der eigentliche und gleich in die Augen fallende Sinn der Definition ist offenbar, daß die Harmonie die Grundstimme begleiten soll. Auch bestätigt der gemeinste Sprachgebrauch diese Bedeutung der Präposition mit. Denn mit jemand spatzieren gehen, heißt in jedermanns Munde, ihn auf einem Spatziergange begleiten. Auch, setzt der gegenwärtige Rec. hinzu, kann Hr. T. unmöglich unter Stimme das Stück Papier verstanden haben, worauf die Noten, welche die zu singenden oder zu spielenden Töne bezeichnen, geschrieben stehen; sondern die Reihe von Tönen, die der Sänger singen und der Instrumentalist spielen soll! Ein vierstimmiger Satz ist doch gewiß kein Satz, der aus vier Stücken Papier besteht, sondern worin jede Harmonie vier Töne enthält. Daß eine Stimme auch das Stück Papier anzeigt, worauf die Zeichen der Töne oder die Noten geschrieben stehen, ist gerade die untergeordnetste und entfernteste Bedeutung des Wortes. Das kann man aus Adelungs Wörterbuche sehen, wo die verschiedenen Bedeutungen des Wortes: Stimme, vortreflich geordnet und definirt sind. Wenn hier der Referent seine Meinung hinzufügen dürfte, womit er doch dem Urtheile des Richters, welches immer das Publikum bleibt, nicht gesonnen ist, vorzugreifen: so könnte, wie es ihm scheint, der Beklagte diesen Tadel mit einigem Rechte eine Chikane nennen. Denn die hermenevtische Billigkeit erfordert, daß man unter mehrern Bedeutungen eines Wortes nicht gerade diejenige wähle, nach welcher die Meinung des Schriftstellers eine offenbare und handgreifliche Ungereimtheit enthalten würde; und eine harte Beschuldigung kann mit einem harten Worte ohne animus iniuriandi zurückgewiesen werden.

Auch

Auch der Vorwurf, daß Hr. T. die Philosophie nicht genug benutzt habe, läßt sich daraus herleiten, daß sein Gegner den Gesichtspunkt nicht immer vor Augen gehabt hat, woraus eine kurze Anweisung zum Generalbaßspielen anzusehen ist. Denn hier gilt gewiß, wenn irgendwo, das philosophandum sed paucis. Bey dem Generalbaßspielen kommt es zunächst auf das Lesen der Zeichen und das Verstehen der Kunstwörter an; bey jenen ist es aber genug, daß sie gebräuchlich sind, und bey diesen, daß ihre Erklärung nebst vernünftigen Gründen, hinlängliche Autoritäten für sich haben. So darf z. B. (S. 11.) Hr. T. ohne Bedenken reine Prime und Einklang für gleichbedeutend halten, er darf (S. 20.) die kleine Septime in den Umkehrungen bey dem Sextquinten- und Quartterzienakkorden, auch als Quinte und Terzie Dissonanzen, weil das von den angesehensten Theoristen geschehen ist, und verschiedene nicht unwichtige Gründe es rechtfertigen. In diesen Fällen würde eine Abweichung von dem Gewöhnlichen aus tiefliegenden Gründen, gesetzt, daß sie auch nur so problematisch wären, als sie unrichtig sind, aller vernünftigen Lehrmethode entgegen seyn, die doch eine der ersten Vollkommenheiten ist, die die Philosophie jedem Unterrichte vorschreibt. Hier würde also die Philosophie selbst das zu viele Philosophiren verbieten. Hr. T. behauptet aber auch, daß der Tadel seines Gegners bisweilen auf Fehlern beruhe, die er mit etwas Philosophie leicht hätte vermeiden können. So hatte er den Ton definirt durch einen Klang von bestimmter Höhe. (§. 5.) Hier frägt sein Gegner: „Warum nicht auch Tiefe? denn es giebt ja auch hohe und tiefe Töne." Sulzern hat indeß seine Philosophie nicht gehindert, ihn eben so zu definiren. Hoch und tief sind relative Prädikate der nämlichen Dimension, welche Höhe heißt, wenn sie von unten, und Tiefe, wenn sie von oben betrachtet wird. Der nämliche Ton kann daher hoch und tief heißen; hoch gegen die tiefern, tief gegen die höhern. Welcher Ton absolut tief sey, d. i. keinen tiefern unter sich habe, oder welcher keinen höhern über sich habe, und also absolut hoch sey, das ist gewiß weit schwerer zu bestimmen, als das ἡσυχάζειν des Chrysippus bey dem Acervus des Eubulides.

Ich schließe hier meine Relation, und wünsche nichts mehr, als daß sie ein jeder, den die Streitsache interessirt, mit den Acten selbst vergleichen möge. Wenn sie diesen gemäß ist; so

so wird sie auch unpartheyisch seyn, und das muß sie beyden Theilen empfehlen. Die A. d. B. würde sich nicht so lange in dem Ruhme der Unpartheylichkeit erhalten haben, wenn sie je ihre Urtheile für inappellabel gehalten, und nicht vielmehr die Rechtfertigungen gegen dieselben mit eben der Bereitwilligkeit in aller ihrer Stärke dargestellt hätte, womit sie die Urtheile selbst aufgenommen hatte. Uebrigens sind wir überzeugt, daß die Kritik, gegen die sich Hr. T. vertheidigt, noch irgend eine von der Art der gerechten Achtung seiner Verdienste oder der nützlichen Verbreitung seiner Schriften schaden werde. Er ist ein zu beliebter Componist und ein zu brauchbarer Musiklehrer, als daß ein bald vergessener Tadel einen unvortheilhaften Eindruck machen könnte, zumal da das musikalische Publikum mehr Noten liest als Bücher.

Differentes pièces pour le Clavecin etc. par *I. A. Fehre*, Musicien. *Volume I.* à Vienne, chès Artaria. 39 Seit. Quer-Fol. 1 Rg. 12 gr.

Eine kleine Sammlung von Handstücken, die der öffentlichen Bekanntmachung um so unwürdiger sind, da für Melodie und reine Harmonie gleich wenig darin geleistet ist. Jede Zeile kann von dieser Behauptung den Beweis liefern. Welch einen Mißklang giebt nicht z. B. im vierten Takte von No. II. das g zu dem gis im Basse? Doch das möchte noch hingehen! es ist eine durchgehende Note; aber wer duldet folgenden Gang? (im siebenten Takte No III.; es sind Sechszehntel.

Discant.	g a h c, d e fis g, a g fis e, d c h a.
Baß.	g d h d, g d h d, fis d a d, fis d a d.

Und in No. XIII. zu der halben Note Fis im Basse, die beyden Viertel f und es im Discante?

Pk.

Vermischte Schriften.

Gemälde von Berlin (,) Potsdam und San (s) souci (.) — Politisch-moralisch-charakterisch — freymüthig entworfen von Just. Conrad Müller (.) London

London und in allen Buchhandlungen Deutschlands. 1792. 7½ Bogen. 8. 8 gr.

Wie planlos, abgeschmackt, uncorrect, irrig, widerspruchsvoll und eckelhaft dies Geschmiere ist, läßt sich kaum denken. Es würde sich kaum des Abdrucks verlohnen, diese Behauptung, die sich jedem Kenner, der diesen Wisch liest, von selbst aufdringen wird, zu beweisen, wenn sich Rec. es nicht zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht hätte, jeden Ausspruch gehörig durch Belege zu rechtfertigen. Der Verf. sagt in der Vorrede, daß er die Werke eines Nicolai und Büsching mit Vorbedacht nicht genutzt habe, weil er sich ein eigenes, auf Erfahrung gegründetes Ideal von Städtebeschreibung ersonnen habe. Er weiß, daß er selbst mit jenen Schriften in der Hand, auf der Gasse oder in den Häusern sich sowohl dem allgemeinen Gelächter der Umstehenden, als auch einer oft unvorsichtigen — dies Beywort hat er selbst mit auseinandergesetzten Lettern drucken lassen — Aufmerksamkeit Preiß geben würde. Vom Schriftsteller fordert er die Eigenschaften der Hexe zu Endor, daß er ihm den verkörperten Geist der Stadt zeige. Die Arbeiten der genannten Männer – Nicolai und Büsching – forderten blos Mühe, seine dem Welt- und Menschenbeobachter interessante Darstellungen aber, ausser dieser, Verstand und Beurtheilungskraft. — So viel aus der Selbstrecension, die wohl bey der Abgeschmacktheit schwerlich mehr als ein inniges Bedauern verdient. — Von Berlin giebt er eine kurze topographische Darstellung, die von Fehlern wimmelt. Beym Opernhause führt er den Eingang der Hinterseite gar nicht an. Das Ordenspalais der Johanniterritter liegt nach seiner Beschreibung am Dönhofschen Platze, da doch bekanntlich der Ordenspallast an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsstraße ist. Das Haus des Hrn. Geheimkämmerier Rietz unter den Linden rechnet er zur Friedrichsstadt. Die Friedrichsgracht oder den Friedrichsgraben nennt er den sogenannten Gräften der Spree. Ramler hat sein Professorat beym Kadettenhause nicht mehr, wie er meint, sondern dasselbe seit mehrern Jahren niedergelegt. Im grauen Kloster wohnen nicht allein die Lehrer der Schule bis auf einen, sondern auch der Director und die Lehrer des Gymnasiums, mit Ausnahme der Professoren Spalding und Seidel. Ueberhaupt ist alles confus durch einander geworfen, es sind wichtige Straßen, z. E. die Leipziger Straße bey der Friedrichsstadt, übergangen.

Hierauf

Hierauf folgt die politisch - moralisch - charakteristische Zeichnung von Berlin. Was der Mensch sich wohl bey der politischen Zeichnung gedacht haben mag! Unter dieser Rubrik findet man topographische Nachrichten zerstreuet, so wie beym vorigen Abschnitt manche Reflexionen und seynsollende Beobachtungen über Charaktere der Berliner, welche meist tolle Einfälle und Calumnien sind. Nur etwas von unserm Beobachter: „In kleinen Landstädten grüßt mich jeder Vorübergehende, in großen Städten sieht mir jeder steif wie einem Landesverräther ins Gesicht, und geht seinen Gang fort.“ „An den Ecken der Straßen (besonders der Friedrichsstadt) sind Materialhandlungen. — Der Zucker ist ganz erbärmlich theuer.“ Auf seine Charakteristik der Einwohner Berlins thut er sich sehr viel zu Gute. Er hat die Unverschämtheit zu behaupten, daß er seine Meinung mit **strenger Wahrheitsliebe** sage. Man höre: „Die Sprache der Berliner ist eine **Art niedersächsischen Plattdeutsch** mit einigen Veränderungen. Sie verwechselt die Selbstlauter auf die unangenehmste Weise. Wollen sie z. B. sagen: ich habe nichts mehr davon; so sprechen sie: **Icke abbe nischt mähr davon.**“ Von welcher Klasse Menschen mag der Verf. dies gehört haben? wohl unter dem niedrigsten Pöbel, unter dem er sich scheint herumgetrieben zu haben, unter welchen er ausländische Handwerksgesellen gefunden haben mag, die er für Berliner hält, und die Sprache der Berliner darnach beurtheilt. Rec. eckelt, mehr dergleichen Zeug niederzuschreiben — Der dritte Abschnitt, Berlin betreffend, handelt von den **Kupplerinnen, Tanzsälen und Freudenmädchen.** Hier ist der Verf. in seinem Fache. Er kennt die Bordelle und ihre Verfassungen, wie es scheint, so genau, daß er das Locale oft besehen haben muß. Einige der niedrigsten Häuser dieser Art werden aufs genaueste und schmutzigste beschrieben. Potsdam, Sanssouci und das neue Schloß hingegen sind ganz kurz abgefertigt. Man suche ja keine Beschreibung der innern Schönheiten der königlichen Gebäude. Von dem Styl des Verf. nur eine Probe: „Ach! es ist unglaublich, wie der Berliner dem Frauenzimmer charmirt.“ — „Bey dem Eingang des Thiergartens steht die schöne Statüe des Apolli,“ u. dgl. Von Fehlern wider die Sprache wimmelt alles; französische Brocken und Parenthesen sind in Ueberfluß angebracht. Der V. besudelt wie eine Schmeißfliege unbescholtne Leute, so wie er den Unrath auch nebenher auf andere Städte als Berlin fallen läßt.

läßt. Da der V. viel von Abtritten und Nachtstühlen redet; so hat er ja für die eigentliche Bestimmung derselben schon selbst gesorgt.

Der Verf. ist, wie wir hören, der Bruder eines sehr würdigen Mannes, des durch verschiedene nützliche mathematische Erfindungen bekannten Hrn. Pred. Müllers zu Schwelm in Westphalen, dem er aber leider! in allem ungleich ist — Er ward nach Berlin mit Empfehlung geschickt, daß er da noch etwas lernen, und sich zu einem brauchbaren Menschen bilden sollte. Aber er hat die Hoffnung schlecht erfüllt. Wie er Berlin hat kennen lernen, und welche Gesellschaft und Beschäftigungen er gesucht hat, läßt sich aus dem elenden Buche zum Theil schon schließen.

Cw.

Taschenbuch für Kaufleute, Magaziniers und Militairpersonen, enthaltend die Berechnung der Verhältnisse des Clevischen, Mainzischen, Trierschen, Cöllnischen, Brabantischen, Franz. Flandrischen, und Elsaßischen Getraidemaaßes gegen das Preußische oder den Berliner Scheffel, als eine Fortsetzung zum Portefeuille bey Fouragegeschäften, u. s. w. von Jacob Dantziger. Berlin, 1792. bey Schöne. 29 Seiten in 8. 6 gr.

Bey den jetzigen Kriegesläuften ein sehr bequemes und nützliches Büchlein für alle diejenigen, die mit dergleichen Rechnungswesen zu thun haben.

Cb.

Alcidon und Dorinde, ein Gemälde, von G. F. Wurrwitz. Berlin, bey Oehmigke, 1792. 8. 2½ Bogen. 4 gr.

In dem Kopfe des Hrn. Rectors Wurrwitz, im Amte Zehden, muß es sehr verwirrt aussehen, denn ein unsinnigeres Produkt, als dies Gemälde, kann man sich nicht denken. Um über diese, Gott Lob! wenigen Blätter nicht zu weitläuftig zu

reden,

reden, wollen wir nur den Anfang der sinnlosen Vorrede abschreiben: „Die wilde Imagination, die Mutter der Leidenschaften, diese aber, als die Tyrannen unsrer Vernunft, sind die Quellen grober Irrthümer, die den Verstand umnebeln, den guten Willen hemmen, und den möglichen Grad der Erhöhung der Seele hindern — Leidenschaften stellen das Unvollkommne der Seele so deutlich dar," u. s. f.

Pk.

Waldheim, oder seltsame und lehrreiche Geschichte, so sich mit der Grafschaft Waldheim zugetragen. Dem Bürger und Bauersmanne zur Erbauung und Belehrung in Druck gegeben von Adam Gutmann. München, bey Lentner, 1792. 6½ Bogen. 5 ℛ.

Dieses kleine Buch (ein Wort zur rechten Zeit!) soll in einem ganz populären Style den Bürger und Bauersmann lehren, was für Folgen aus dem unbesonnenen Empörungsgeiste und Rebellionsfieber entspringen, und daß man nicht jedem Unruhenstifter und Ohrenbläser ein williges Ohr leihen dürfe. Die Pflichten und Rechte der Obrigkeiten und Unterthanen werden zu dem Ende auseinandergesetzt. Beyde Theile erhalten eine heilsame Lection; der Verf. will nicht blos gehorsame Unterthanen, er will auch gewissenhafte und menschenfreundliche Obrigkeiten bilden. Der Ton und die Sprache sind, besonders wenn man auf das Vaterland des Büchleins Rücksicht nimmt, gut genug. Etwas weniger Räsonnement wäre ihm zu wünschen; doch kann es, wenn es in die Hände der Leser kommt, für die es bestimmt ist, immer Nutzen stiften; und den wünschen wir ihm von Herzen, auf daß jedermann ein geruhiges und stilles Leben führen möge in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

D.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Beyträge zu Bambergs Topographischen und Statistischen sowohl älteren als neueren Geschichte, von Benignus Pfeufer, hochfürstlich-Bambergischen Hofräthe und Geheimenarchivare. Mit einem Titelkupfer. Bamberg, bey Dederich 1792. 1 Alphab. 14 Bog. in 8. 1 Rg. 8 gr.

Man stoße sich nicht an den Titel, den wir mit seiner ganzen Undeutschheit genau abkopirt haben! Das Buch selbst ist aller Aufmerksamkeit und vielen Dankes werth. Kennern brauchen wir nicht erst zu sagen, wie schlecht unterrichtet wir bisher von der Verfassung und Statistik eines der vorzüglichsten teutschen Bisthümer gewesen sind. Die heilsamen Wirkungen einer vernünftigen Publicität lassen sich aber auch jetzt in dem fränkischen Kreis überhaupt, und besonders in dem Hochstifte Bamberg, unter der so weisen Regierung eines **Franz Ludwig**, spüren. Ausser einigen Aufsätzen in dem Journal von und für Teutschland, (worinn wir ganz neuerlich die Probstische Topographie der Stadt Bamberg mit ausnehmenden Wohlgefallen lasen) und in dem Journal von und für Franken, (in welchem die Nachrichten eines Hrn. **Schneidawind** hauptsächlich hervorstechen, gab 178[illegible] der geistl. Rath Herr **Schellenberger** in Bamberg einige Beyträge zur ältern Geschichte aus Urkunden heraus; Herr Hofrath und Leibarzt **Marcus** 178[illegible] allerhand statistische Notizen in seinem Buche von dem Nutzen der Krankenspitäler; und der geistl. Rath Hr. **Schubert** 1790 schätzenswürdige Nachrichten von der geistlichen und weltlichen Verfassung des Hochstiftes. Aber in Rücksicht auf weit mehrere Punkte der eigentlichen Statistik sättiget nun Hr. Hofr. Pfeufer unsere Wißbegierde; obgleich sein Werk bey weitem noch keine vollständige und zusammenhängende Statistik ist. Denn diese wollte und konnte er nicht liefern. Die ehemalige Verfassung des Hochstiftes kann wegen der durch Kriege und Feuersbrünste verlohren gegangenen Urkunden, und wegen der Verheimlichungen in gewissen

 Stif-

Stiftern (man sehe z. B. S. 11) ja selbst im Domkapitel (s. S. 13 u. 94), nicht gehörig dargestellt werden; und in Ansehung der jetzigen Verfassung darf ein einheimischer Schriftsteller doch über gewisse Materien noch kein Licht verbreiten, vorzüglich wegen des sich oft durchkreutzenden Interesse des Fürstbischoffs und des Domkapitels. Indessen nur noch mehr solche, aus Quellen bearbeitete Beyträge, wie sie uns Hr. Ps. patriotisch schenket — dann wird man das so lang verkannte Land nach und nach genauer kennen lernen.

Das ganze Buch ist in Paragraphen eingetheilt. Im ersten zeigt der Verfasser die Bestandtheile des Fürstenthums Bamberg, wie er sich ausdrückt. Eigentlich geographische, aber nicht befriedigende Notizen. Es gehört dazu die erste Beylage, die ein alphabetisches Verzeichniß aller großen und kleinen Ortschaften enthält, mit der Bemerkung der Aemter, zu denen sie gehören. Dies ist zwar zum Nachschlagen bequem: aber eine nach der geographischen Lage der Aemter eingerichtete Beschreibung, oder auch nur Verzeichniß aller zu jedem derselben gehörigen Oerter, wäre doch noch angenehmer. Unserm Autor zu Folge sind im ganzen Lande — man vergleiche die Verbesserungen — 16 Städte, 18 Marktflecken (Büsching hat 18 Städte und 15 Marktfl.) und über 1200 Dorfschaften und Einzeln, unter welchen letztern man einen oder mehrere große Höfe versteht. Alles steht unter 18 Oberämtern und 35 Vogtey- und Jurisdictionsämtern. Hieraus sind sowohl Büsching als Fabri (in der Geographie für alle Stände), welche auch von einander abweichen, zu verbessern. Im 2ten von der innern politischen und gerichtlichen Verfassung, sagt der Verf. wenig, was dieser Ueberschrift entspräche, und verweiset auf das Schuberthische Buch. Der 3te §. handelt von dem Domkapitel und dessen Verhältniß zu dem Fürsten. Es ist der wichtigste und ansehnlichste Körper des Fürstenthums, weil aus ihm seit 400 Jahren der Landesregent gewählt wird, und weil es, ausser einer Menge Gült- und zehentpflichtigen Unterthanen, die Aemter Büchenbach, Burgellern, Döringstatt, einen Theil des Marktfleckens Fürth, Mayneck und Staffelstein, ganz eigenthümlich besitzt. Die freye Wahl eines Propstes wurde dem Domkapitel beynahe 300 Jahre lang durch päpstliche Eingriffe benommen; erst seit 1723 gelangte es zu dieser freyen Wahl, jedoch so, daß die Bestätigung des Neuerwählten zu Rom nachgesucht und alle-

allemahl 80 — 90 Scudi dafür bezahlt werden müssen. Der jedesmalige Domdechant ist der Richter des Konsistoriums oder Offizialatgerichtes. Das Domkapitel ist zwar dem Regenten unmittelbar untergeordnet, aber die Verwaltung seiner ökonomischen Angelegenheiten ist ihm ganz allein überlassen. Nur dann tritt die Mitwirkung des Fürstbischoffs ein, wenn, wie Hr. Pf. sich ausdrückt, die suprema inspectio nothwendig werden sollte, oder Anfälle auf dessen Rechte und Kränkungen seiner Besitzungen, die als Bestandtheile des Hochstiftes zu schützen sind, gewagt werden. Seitdem das Domkapitel die Bischöfe selbst wählt, wurden die Kapitulationspunkte zur Beschränkung der Bischöfe und zur Erhöhung des domkapitelischen Einflusses von Zeit zu Zeit immer strenger. Wenn man auch diese Kapitulationen nicht öffentlich bekannt machen kann oder will; so ist doch gewiß, daß Bischöfe und Domkapitel oft in Streitigkeiten geriethen, die das wechselseitige Vertrauen zum Nachtheil des Ganzen stöhrten. Die Kapitulationen gewährten aber doch auch Vortheile für das Land, indem dadurch der Verschwendung und Willkühr mancher Bischöfe vorgebeugt wurde. In Ansehung der §. 4 berührten geistlichen Verfassung beruft sich Herr Pf. wieder auf Herrn Schubert und liefert nur einige Ergänzungen. Die wichtigste betrifft die durch den jetzigen Fürstbischof veranstaltete musterhafte Einrichtung des theologischen Seminariums. Ganz vorzüglich gefällt uns die von eben demselben 1790 erlassene Verordnung, welcher zu Folge auch bey der Besetzung der protestantischen von dem Bisthum Bamberg abhängenden Pfarreyen auf moralisch gute Subjecte gesehen werden soll. Denn ehedem hegte man den scheußlichen Grundsatz, solche Stellen gerade mit den allerliederlichsten protestantischen Kandidaten zu besetzen, um dadurch den ihrer Seelsorge untergebenen evangel. Christen die römischkatholische Religion annehmlich zu machen. §. 5. Konsistorium. Der Verf. zeigt dessen allmähliche Reforme. §. 6. Päpstliche Nuntien. Da das Bisthum Bamberg exemt ist, d. i. unmittelbar unter dem Papst steht, (wovon neuerlich Schuberth gehandelt hat, und, wie wir S. 49 *) sehen, ein anderer ehestens noch genauer handeln wird); so hat es sich nie auf Zumuthungen der im teutschen Reich aufgestellten Nuncien eingelassen, wie hier mit vielen Vorfällen bewiesen wird. Es ließ nie seine Unmittelbarkeitsrechte weder in Gnaden- noch Justizsachen auf irgend eine Art antasten. Hier auch etwas von dem geistlichen Vikariat; mit einem Ver-

zeichniß der Suffragan- oder Weyhbischöfe. Im 7ten und folgenden §§. werden die Veränderungen in der weltlichen Verfassung, und zwar in Ansehung des Stadtmagistrats, der sogenannten Immunitäten, des kaiserlichen Landgerichts und der Landesregierung, quellenmäßig entwickelt. Ueberall wird gezeigt, wie seit dem westphälischen Frieden, die Landeshoheit zugenommen und dagegen die Rechte der Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes vermindert worden sind. Doch, wir können dabey, ohne allzuweitläufig zu werden, nicht verweilen; sondern gehen zu gemeinnützigern Materien über, die mit dem 12ten §. oder S. 139 anheben. Ueber Flächeninhalt und Volksmenge des Bisthums erzählt Herr Pf. nichts Bestimmtes: doch versichert er, die gewöhnlich angenommene Zahl der Volksmenge von 185,000 Seelen sey zu gering. Fahri l. c. giebt gar nur 156,000 an; zu Folge des Journals von und für Teutschland. Hr. Pf. versichert, es wären alle Anstalten zu einer Conscription getroffen. Von dem Charakter der Bamberger heißt es unter andern S. 143, sie seyen, bey allen ihren übrigen guten Eigenschaften, anhänglich an den alten Schlendrian, er möge religiöse oder weltliche Gegenstände betreffen; und dieser schädliche Schlendrian werde nicht selten schändlicher Weise unterstützt. §. 13. Landesprodukte und Nahrungsquellen. Daß Bamberg in Ansehung seiner natürlichen Lage eines der gesegnetesten teutschen Länder sey, ist bekannt. Mit Recht sagt unser Autor, die Natur habe einen grossen Theil ihres Füllhorns über diese Gegend ausgegossen. Doch sind nicht alle Gegenden gleich glücklich. Ueber die Hälfte gegen Osten und Norden ist gebürgig, folglich rauh und minder reitzend oder ergiebig in Ansehung der Feldfrüchte: hingegen desto ergiebiger in Ansehung des Holzes und der Mineralien. Die ohnehin bekannte um die Stadt herum blühende und von 386 Meistern betriebene Gärtnerey wird hier noch deutlicher dargestellt, indem z. B. S. 147 angezeigt wird, wie viel ungefähr jährlich an Sämereyen verkauft wird; z. B. gegen 30 Centner Anis zu 20 — 22 fl. fränkisch. Süßholz gegen 150 Centner zu 8 — 10 Rthlrn. Der Handel mit Schmalz oder Butter ist ausserordentlich groß; die Zahl der Centner aber kann nicht bestimmt werden. Man vergleiche damit, was S. 275 und ff. vom Schmalzhandel und vom Schmalzmagazin berichtet wird. Jährlich werden 3 — bis 4000 Centner Pottasche ausgeführt; an Fischen 3 — 400 Centner. Ergiebig und wichtig ist auch der Handel mit

Hir-

Giesen. — Die Schiffahrt auf dem Mayn nach Frankfurt und Mayntz hat seit 10 Jahren ungemein zugenommen.

Von S. 152 an beschreibt Herr Pf. die Produkte und die Industrie eines jeden Amtes insonderheit. Die Aemter Hallstatt, Baunach, Rattelsdorf, Dörringstatt, Zapfendorf, Staffelstein, Memelsdorf, Scheßlitz, Lichtenfels, Eggolsheim, Vorcheim, Herzogenaurach, Höchstadt, Burgebrach, Zeyl, Neunkirchen, Weismain, Mayneck, Gößweinstein, Neuhaus, Stadtsteinach und Kupferberg, kurz, die allermeisten sind ausnehmend fruchtbar und einträglich. Hier nur einige Merkwürdigkeiten aus diesem Detail! Hallstatt bauet jährlich für mehr als 30,000 fl. Konsumtibilien. In dem Amte Vorcheim ist ein Ort Katsbach, der einen ungewöhnlich großen Handel mit jungen Bäumen nach Holland und durch ganz Norden, wie sich der Verf. ausdrückt, treibet. Eben dies gilt von dem Amte Neunkirchen. — Bey Gelegenheit des großen Marktfleckens Fürth führet Hr. Pf. die bekannte bambergische, der Geschichte freylich nicht gemässe Sprache. — Der Hopfenbau kommt in vielen Aemtern so empor, daß es die Böhmen und Nürnberger gewiß schon zu ihrem Nachtheil empfinden und künftig noch stärker empfinden werden, zumal wenn erst das Vorurtheil, als wenn der böhmische und hersbruckische Hopfen besser sey, vollends verschwinden wird. (Weiter unten S. 268 folget noch eine eigene diese Materie betreffende Nachricht). Wir bemerken auch, daß in vielen Aemtern starker Handel mit Kleesaamen getrieben wird. Die Körbmacherarbeit im Amte Burgkunstadt wird wegen ihrer Schönheit bis nach Preussen und Rußland gebracht und trägt mehrere tausend Gulden ein. — Der Handel, der aus dem Amte Kronach auf den Flüssen Rodach, Haslach und Kronach, die unter dem Orte Zeuln sich mit dem Mayn vereinigen, bis in die Niederlande mit Floßböden, welche mit Weinpfählen, Bretern, Latten, Bohlen, Eisen, Schiefersteinen und Steinkohlen beladen sind, getrieben wird, ist so stark, daß, ohne die Sache im mindesten zu übertreiben, jährlich 4 bis 450000 fl. dadurch in das Land kommen. Hr. Pf. glaubt, es könne die Summe noch höher steigen, wenn die Flösser mit mehr Vorsicht und Eintracht zu Werke gehen wollten. Was die erwähnten Steinkohlen betrifft; so wird versichert, daß aus den jetzt bey dem Dorfe Stockheim gangbaren sieben Gruben seit 6 Jahren 157,990 Cent. gewonnen worden. Von denen, die ausser Land gehen, werden jährlich

12,000 fl. gewonnen. Man vergl. noch damit, was S. 270 hiervon erzählt wird. - Im Amte Wallenfels sind seit 1785 drey Eisensteingruben, die in Gängen brechen und sehr mächtig sind. Auch im Amte Stadtsteinach ist seit 1783 ein Eisenhammer im Gang. Aus demselben Amte werden seit ein Paar Jahren viele Tenner sogenanntes isländisches Moos verführt. — Im Amte Wartenfels ist 1790 ein Alaunwerk angelegt worden. Im Amte Kupferberg bekam der Bergbau 1787 eine ganz neue Reforme. Ganz neuerlich entdeckte man einen Berg, der durchaus Serpentinsteine führt, woraus schon manche schöne Arbeit verfertigt worden ist. — Im Amte Eichenreuth macht die Flachs- und Baumwollenspinnerey und Weberey eine Hauptnahrungsquelle aus. Dort sind auch Kalksteingruben, die bergmännisch gebaut werden. — Das ganz in der Oberpfalz liegende Amt Vielseck hat einige tausend Weiher, von denen mehrere nützlicher zum Klee- und Futterbau umgeformt werden sollten. Die dortigen Bergwerke sind wegen ihrer Mächtigkeit schon in ältern Zeiten berühmt gewesen. Die Eisenerze befriedigen fünf bambergische Eisenfabriken, die jährlich für 30 - 35000 fl. Eisen ins Nürnbergische verkaufen; anderer Mineralien, besonders der schönen Farbenerden, zu geschweigen.

Von den Steuern und Anlagen handelt der 14te Paragraph. Erst ihre ältere Geschichte, besonders diejenige des Umgeldes, als der ersten Auflage, die öfters grosse Unruhen verursachte, weil die Bürger sie nicht allein tragen wollten, sondern, wie billig, verlangten, daß sie auch die Stifter und die sogenannten Immunitaten entrichten sollten. Es wird alsdenn gezeigt, unter welchen Umständen nach und nach andre Neuere aufkamen. Im J. 1588 entstanden bey Gelegenheit der Berathschlagungen über die Tilgung der Landesschulden die Landtage und die Obereinnahme. Erst 1677 brachte es der Fürstbischof Peter Philipp aus dem Hause Dernbach unter kaiserlicher Beyhülfe so weit, daß er eigenmächtig Steuern auflegen durfte, welches vorher nie ohne Genehmigung der Landstände hatte geschehen können. In der Folge, hauptsächlich seit 1748, wurde jedoch festgesetzt, daß der Landesregent die Steuern nicht ohne Einwilligung des Domkapitels erhöhen sollte. Jetzt ist niemand von Steuern frey, so bald er liegende Güter besitzt: nur den wirklichen fürstlichen Räthen ist 20 fl. Steuerfreyheit bewilliget, die sie auf ihren Häusern oder Grund-

Grundstücken benutzen können. Die Geistlichkeit kontri
wie die Weltlichen, von allen Eigenthumsgütern, und
ausserdem von ihren Benefizien nach einem bestimmten M
stabe ein Subsidium charitativum, welches durch den g
chen Fiscal erhoben und der Steuerkasse eingeliefert
Die im Vergleichung mit andern Ländern sehr mässige St
anlage, so wie sie der Verf. angiebt, ist bisher unverändet
blieben, und alle Kreisabgaben oder etwanige Reichsröme
nate damit bestritten worden, ohne daß, wie in den me
teutschen Staaten üblich ist, die Anlage nach dem Maaß
höht würde, wie sich solche Auslagen erhöhen oder verm
mögen. Sogar in dem 7jährigen Krieg wurde die S
nicht um einen Kreutzer erhöht, sondern die Steuer
Landschaftskasse mußte sich aus eigenen Kräften, oder,
diese nicht hinreichten, durch Geldaufnahme zu helfen su
Von dem jetzigen Bestand der Landesschulden finden wir ni
noch viel weniger von den gewöhnlichen Staatseinnahmen
Ausgaben. Die Ursache, aus welcher der Verf. die An
der letzten für unnöthig hält, will uns nicht einleuchten.
muthlich durfte er nicht.

Bey so mässigen Abgaben und bey dem reichen S
des Bodens lebt der Bamberger in einem nicht geringen W
stande, der aber auch eine sorgenlose Genügsamkeit und
benbleiben beym Alten erzeuget. Man konnte ehedem
Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, erdenken. Der jetzige
glaubt es mit Recht in der Verbesserung des Erziehung
sens zu finden; und davon finden wir im 15ten §. herz
bende Nachrichten. Der Verf. sagt S. 231, der Haupt
des menschenfreundlichen Fürsten gehe 1) auf die bessere
ziehung der Jugend und auf ihre Anleitung zur Arbeit, 2)
Erleichterung der Nahrungsquellen, 3) auf Sicherstellung
Vermögens der Unterthanen, 4) auf die Erhaltung ihrer
sundheit. Die in diesen Rücksichten ergangenen herrl
Verordnungen und getroffenen Anstalten sind größtent
schon bekannt. Man weiß auch, daß Franz Ludwig nicht
anordnet, sondern auch unablässig über der Vollziehung
chet. Es ist schon ehedem, aber in der neuern Zeit weit
ser darauf gesehen worden, daß keine rohe Wolle, Häute
senbälge und andere Rauchwerke aus dem Lande geführt
den sollen. Die Domainengüter werden nicht mehr ve
tet, sondern, zum Besten des Staats, durch Vererbung

Bürger und Unterthanen übergeben. Die Beamten dürfen keine Güter an sich kaufen, um allen dabey gewöhnlich vorfallenden Unterschleifen und Ungerechtigkeiten vorzubeugen. Bey Schutzertheilungen sowohl für Einheimische als Auswärtige wird äusserst behutsam verfahren. Auch dürfen seit 1782 keine sogenannten Tropfhäuser mehr erbaut werden. Bey den Handwerken darf die Zahl der Meister nicht mehr so unüberlegt, wie ehedem, vermehrt werden. Zugleich wurden Maasregeln ergriffen, tüchtige Meister zu ziehen. Die Handwerksgesellen müssen ohne Ausnahme eine Zeit lang in die Fremde gehen. Den Pfuschereyen geschieht ernstlich Einhalt: es ist aber auch den Erschwerungen des Meisterwerdens gesteuert. Die Zahl überflüssiger Feyertage ist vermindert.

Viel Gutes ist demnach, obgleich unter Bekämpfung grosser Hindernisse, ins Werk gerichtet worden. Manches ist noch im Werden und mit zu vielen Schwierigkeiten umgeben; z. B. die Einführung der Stallfütterung. S. 283 wird von der Pferdezucht gehandelt und zugleich ein Irrthum des Herrn Hofraths Marcus in Ansehung dieser Materie berichtiget. Vergl. dessen Buch von den Vortheilen der Krankenhäuser S. 45.

Im 17ten §. lieset man mit Vergnügen die neuern Verbesserungen des Justizwesens, besonders des Advocatenstandes, so wie im 18ten die Gesundheitsanstalten: welche letztern jedoch schon größtentheils aus dem angeführten Buche des Hrn. Hofraths Marcus bekannt waren. — Wer vor 10 — 12 Jahren Bamberg kennen gelernt und sich über die meisten Theile seiner Verfassung aufzuhalten Ursache hatte, wird jetzt Stadt und Land zu seinem Vortheile ungemein verändert finden, und es wird noch weit mehr verbessert werden, wenn der jetzige Fürstbischoff noch lange leben und einen in seine Fußtapfen tretenden Nachfolger erhalten wird.

Der Beylagen sind 27 von S. 315 bis 571. Sie verdienen zum Theil auch von Nicht-Bambergern gelesen und beherzigt zu werden. Unter Nummer, oder, wie Hr. Pf. schreibt, Ziffer 2 steht ein Verzeichniß der Pfarreyen des Bisthums Bamberg, die von der katholischen Religion abgetreten sind. Weiter hin verschiedene Urkunden von Kaiser Wenzeslaus, Ruprecht und von einigen Bischöfen, nebst einigen neuern Verordnungen.

Zum Beschluß dieser Anzeige, die wir mit reinem, patriotischen Vergnügen niederschrieben, müssen wir bedauern, daß

das

das reichhaltige Buch, das uns so angenehm beschäftigte, in einer so unteutschen Schreibart abgefaßt ist. Wer an ächteutschen Styl gewöhnt ist, kann kaum ein Blatt ohne Widerwillen lesen. Da findet man z. B. Bißume statt Bisthümer, Verläßigkeit statt Zuverläßigkeit, thuen st. thun, gelegenheitlich des Hussitenkriegs st. bey Gelegenheit rc. Es wurde sich nach Bamberg gewendet st. man wendete sich nach B. Schankungen st. Schenkungen, benamsen st. benennen, ehender st. eher, begeben und Begebung st. vergeben und Vergebung, sich an etwas stöhren st. kehren, stoßt st. stößt, sich beanfragen st. anfragen u. s. w.

No.

Geographie der Griechen und Römer. Germania, Rhätia, Noricum, Pannonia. Bearbeitet von M. Konr. Mannert, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. III Theil. Mit zwey Charten. Nürnberg, bey Grattenauer, 1792. 8. 776 Seiten, und VI Seiten Vorrede. 2 Rg. 16 gr.

Auch als ein eigenes Werk für sich, unter dem Titel:

Germania, Rhätia, Noricum, Pannonia, nach den Begriffen der Griechen und Römer. Dargestellt von M. Konr. Mannert. Mit 2 Charten. Nürnberg. 1792. 8.

Obgleich der V. das nicht geleistet hat, was wir zunächst zu erwarten befugt waren, indem er noch mit dem zweyten Hefte zum zweyten Theile im Rückstande ist, statt dessen jetzt der dritte Theil ausser der Reihe erscheint; so müssen wir dennoch, voll Zufriedenheit und Hochachtung für den Fleiß und die Verdienste desselben, das dankbare Bekenntniß ablegen, er habe unsere Hoffnung nicht sowohl getäuscht, als vielmehr übertroffen. Er läßt etwas grösseres vorausgehen; die Beschreibung von Ländern und Völkern, die viel mehr, als das rückständige, umfassen, und gleichwohl mit einem male ganz vollendet, und um deswillen für uns Deutsche insonderheit doppelt interessant. Mit völliger Ueberzeugung können wir behaupten, daß

dieser Theil keinen Gegenstand als ganz vollendet darstelle, nicht blos dem Umfange nach, sondern in der gesammten innern Einrichtung und Ausführung, so daß er einen vorzüglichen Platz unter den besten Werken der letzten Messe behauptet und ein klassisches Werk unserer Nation bleibt. Es enthält die Resultate lang fortgesetzter kritischer Forschungen, durch mannichfaltige Kenntnisse unterstützt, die selten so vereinigt bey einem Geschichtforscher sind, zugleich vortrefflich geordnet, und in einer sehr correcten und gedankenvollen Sprache vorgetragen. Von einem Werke dieser Art müssen wir den Inhalt etwas genauer und vollständiger anzeigen, um alle, welchen an gründlichen geographischen Kenntnissen, zumal ihres eigenen Vaterlandes, gelegen ist, auf ein so wichtiges, reichhaltiges und in seiner Art vollendetes und klassisches Werk aufmerksam zu machen.

Aus den vorhergehenden Bänden ist schon bekannt, daß der Verf. sich nicht auf trockene Ortbeschreibungen einschränkt, sondern zur angenehmeren Unterhaltung der Leser vieles aus der Geschichte mit aufnimmt, wodurch die Erdbeschreibung selbst mehr Deutlichkeit und Interesse gewinnt. Alles, was dieser Theil enthält, ist unter acht Bücher gebracht worden, deren Inhalt wir einzeln anzeigen und beschreiben wollen.

Das erste Buch handelt im Allgemeinen von der Geschichte der Deutschen. Es versteht sich von selbst, daß nur die älteste Geschichte deutscher Völker, und nicht weiter herunter, als bis zum dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, gemeynt sey. Die einzelnen Betrachtungen, welche der Verf. darüber anstellt, sind in 13 Capitel abgetheilt. Für das älteste deutsche Stammvolk erkennt der V. die Kimmerier der Griechen, in den späteren Zeiten unter dem Namen der Kimbern bekannt, die ihre Wohnsitze in der Krimm und Europäischen Tatarey hatten, und lange vor dem Trojanischen Krieg von der Nordseite des Pontus Euxinus her eingewandert seyn müssen, als sie durch die Scythen verdrängt wurden, welche von den Massageten in Bewegung gesetzt worden waren. (C. 1.) Chronologisch das nächste nach diesen, sind die Budini des Herodots (IV. c. 108.) zur Zeit des Zugs des Darius wider die Scythen. Durch ein weitläuftiges Raisonnement, worinn die Umstände verglichen werden, sucht der Vf. einleuchtend zu machen, daß sie ein deutsches Volk waren und die Gegend an der Weichsel bis gegen die Ostsee, als dem älte-

sten

sten bekannten Wohnsitze der Deutschen, bewohnten: Herodotus sey durch die Erzählungen der Scythen irre geführet worden und habe sie zu weit östlich gesetzt. Nach Herodots Zeiten klären sich die Nachrichten von den Deutschen mehr auf. Pytheas kennt schon Teutonen und Gothonen an der Weichsel. (C. 2.) Durch die Römer sind genauere Kenntnisse erworben und aufbewahret worden. Erste Erscheinungen der Kimbern, verbunden mit den Tigurinern, Teutonen und Ambronen; Siege und Niederlagen gegen Papirius Carbo, Luc. Cassius, C. Manlius, Q. Servil. Cäpio und zuletzt Marius, J. 640 bis 653. So gern man den Vf. lieset, so wenig läßt sich doch verheelen, daß er über die Grenzen seines Plans hinausgegangen sey, und, als für Krieger schreibend, selbst die Stellungen der Armeen zu umständlich untersucht und verzeichnet habe. Und etwas ist dabey doch Spiel der Phantasie, wenn gleich Wahrheit zum Grunde liegt. (C. 3.) — Um des folgenden Willen wird hier durch eine förmliche Deduction aus einander gesetzt und bewiesen, daß Kelten und Deutsche durchaus verschieden, und gar nicht verwandte Völkerstämme sind. Gänzliche Verschiedenheit der Sprache ist der Hauptgrund, neben welchen zugleich die Unterschiede der Sitten und Gebräuche gegen einander gestellt werden. Belgen hingegen waren keine Hauptnation, hatten auch keine eigene Sprache; blos die Mischung der Kelten- und Deutschen Sprache habe eine Verschiedenheit hervorgebracht. Der Vf. verspricht in dem Theile, welcher die Britannischen Inseln enthalten wird, gegen Hrn. Hofr. Schlözer zu beweisen, daß die Sprache der Provinz Wales, nicht die alte Belgische, sondern die Keltische Sprache sey. (C. 4.) — Cäsar lernte zuerst das Land der Deutschen kennen, nachdem man sie als Volk schon früher kannte. Eigene Unternehmungen und nähere Nachrichten durch die Gallier belehrten ihn. Indessen sind wirkliche *Nachrichten*, von Cäsars *Meynungen* zu unterscheiden. Germanen braucht er als Haupt- und allgemeinen Namen; als einzelne Völker an der Ostseite des Rheins kennt er die Ubier, Sygambern, Usipeter, Teukterer und weiter nordöstlich die Cherusker. Ausser diesen erwähnt er den mächtigen Stamm der Sveven, die er hinter den Ubiern im heutigen Hessenlande setzt. Ihr Sitz war an der Donau; folglich hatte er sie mit den Chatten verwechselt. (C. 5.) — Fernere Unternehmungen der Römer gegen die Deutschen, des Drusus, Tiberius, nebst den von ihnen gemachten Eroberungen. (C. 6.) — Es

folgte

folgte die Niederlage des Varus, davon der V. das Schlachtfeld auf der Südseite der Lippe in der Grafschaft Mark oder im Herzogthum Westphalen sucht, (s. S. 98.) und der Verlust aller Eroberungen an der Ostseite des Rheins. (C. 7.) Germanicus Feldzüge und neue Eroberungen. Die Gegenden der zwey von ihm gelieferten Schlachten setzt der Verfasser zwischen Minden und Blotho; und zwischen dem Steinhuder See und der Weser (S. 109. 113.) Derjenige Theil von Truppen, welchen er durch Schiffe hatte an das Land setzen lassen, verunglückte durch Sturm fast ganz. Allein dieses Unglück der Römer ward Gewinn für die Erdkunde. Von dieser Zeit an hörte man zuerst von der Kimbrischen Halbinsel, von dem Kodonischen Meerbusen, von einzelnen kleinen Inseln und von Skandinavia. (C. 8.) Nun wirft der Vf. einen Blick auf die innern Verhältnisse der Völker in Deutschland, durch Kriege und Bündnisse. Der Bund der Cherusker, wozu sich die Langobarden und Semnonen anschlossen, und der mächtige Bund der Markomannen, und die Heerführer beyder wider einander, Marcobodnus und Arminius, werden aus dem Tacitus beschrieben. Es entstehen jetzt schon Familien-Partheyen, und von diesen wird Arminius ein Opfer, den der V. nach dem Tacitus kurz, aber schön schildert. (C. 9.) — Nun folgt die Geschichte der Deutschen an der Westseite, nach den Zeiten des Germanicus, im Verhältniß unter sich und gegen die Römer. Die Römer unterhielten am Rheine immer eine untere und eine obere Observationsarmee, ohne weitere Absicht eines allgemeinen Kriegs, ob es gleich nicht an Streitigkeiten mit einzelnen Völkern fehlte, besonders mit den Friesen, Ansibariern, Chatten ꝛc. Die Römer behaupteten zwischen beyderseitigen Grenzen unbewohnte Striche; auf ähnliche Art entstanden die Decumatischen Felder. Was nach der Folge der Kaiser für einzelne Anekdoten aufzufinden waren, die hat der Verf. aus dem Tacitus fleißig zusammengetragen, und bisweilen aus andern ergänzt. Bey einer solchen Gelegenheit (S. 133. n.) rechtfertigt er sehr einleuchtend im Dio Cass. (LX. 8.) die alte Leseart Μαύρουσοι wider die vermeynte wahrscheinliche Verbesserung in Μαρσοι oder Καυχοις welches wir blos anführen, um zu beweisen, wie aufmerksam der V. auf alles war, auch was nicht unmittelbar sein Gegenstand ist. (C. 10.) Der V. geht hierauf von neuem zurück bis auf Augustus Zeiten und verfolgt die Geschichte der südöstlichen Völker Germaniens, oder vielmehr, er sucht die Fragmente

mente der Geschichte darüber zusammen. Die Markomannen oder Sueven hatten vorhin ihre Wohnsitze an der Südseite der Donau in Oesterreich und Ungarn, aber durch die Eroberungen der Römer bewogen, folgten sie dem Rathe des Marobodius und occupirten Bojohemum, das Land der Bojer, worauf sie einen furchtbaren Völkerbund errichteten, mit den Langobarden und Semnonen, besonders mit den Quaden und Hermunduren. Abfälle einzelner Verbündeten, besonders aber ein Angriff des Arminius und der Cherusker zertrümmerten diese den Römern besonders gefährliche Macht. (C. 11.) Der Marcomannische Krieg unter Antoninus Philosophus. (C. 12.) Endlich werden noch die späteren Veränderungen beschrieben, welche in den Donau-Gegenden durch das Vordringen der Gothen in südlichere Gegenden veranlaßt worden sind. Früher als in der Mitte des zweyten Jahrhunderts sind sicher nicht die Gothen von der Weichsel fort in die Gegenden des Dniepers und Dniesters gewandert, weil Ptolemäus und die Tabula Peutingeriana sie noch nicht kennen. Jornandes setzt freylich ihre Einwanderung früher, aber theils durch Vorliebe zu seinem Volke verblendet, theils durch den Irrthum irre geführt, daß Geten einerley mit Gothen sind, da doch jene ein Thracisches und kein deutsches Volk waren. Unter dem Caracalla, um das Jahr 215, kommen die Geten namentlich vor. Da von ihnen erzählt wird, sie seyen im Vorbeygehen von den Römern geschlagen worden, so konnten sie nicht mehr über den Dniester hinaus wohnen, sondern mußten in Dacien eingefallen seyn. Sie und mit ihnen zugleich die Roxolanen setzten sich in Dacien fest, und nannten sich nach ihren Wohnsitzen gegen Morgen und Abend, Ostrogothen und Visigothen. Heruler und andere Nördliche Völker kamen zugleich mit ihnen, nicht ganz mit ihnen vereinigt, aber doch so, daß sie oft gemeine Sache machten. Gepidä, von Gothischer Abkunft, kamen später und waren vielleicht Ueberbleibsel der Gothen in ihren ursprünglichen Wohnsitzen. Ihr Wandern war Ursache, daß die Burgunder an dem südlichen Theile der Weichsel nach wanderten, die sich darauf in die Gegenden des heutigen Franken zogen. Dies Auswandern der Deutschen hatte das Einwandern der Slaven zur Folge, welchen im 2ten und 3ten Jahrhundert die Gothen an der Weichsel Platz machten. Andere Meynungen von andern ursprünglichen Wohnsitzen der Slaven im östlichen Deutschland, Pannonien und Illyrien,

oder

oder als wenn alle Gothen ursprünglich aus Skandinavien abstammten, werden widerlegt.

Wir haben den Inhalt des ersten Buchs mit Vorsatz etwas ausführlicher dargelegt, um darüber eine Anmerkung zu machen, welche den ganzen Umfang dieses Bandes betrifft. Der V. scheint mit sich selbst in der Vorr. unzufrieden zu seyn, daß dieser Theil, welcher die Geogr. Beschr. von Deutschland enthält, zu einer solchen Weitläuftigkeit erwachsen ist, und weiß gleichwohl nicht zu ermessen, wo er etwas, und was er habe auslassen oder abschneiden sollen. Wir selbst, wenn uns der Verf. darzu die Erlaubniß geben wollte, würden so ungewiß seyn, als er, was wohl, ohnbeschadet der Vollständigkeit des Werks, als entbehrlich weggenommen werden könne. Indessen wenn ein Theil entweder ganz hätte weggelassen werden sollen, so würde vielleicht gerade dieses erste Buch leichter als andere haben vermißt oder zusammen gezogen werden können. Denn vieles kommt in dem folgenden ohnedem bey anderer Gelegenheit wieder vor, oder wird zweckmässiger in Werken über die Geschichte der Deutschen abgehandelt.

Zweytes Buch: Germaniens Völker. Der Verf. geht alle vorkommende Namen von deutschen Völkern einzeln durch und erläutert sie etymologisch, geographisch und historisch. Einige dieser Namen umfassen, als allgemeine Geschlechtsnamen, die ganze Nation, andere, nach grösseren Landstrichen, grosse Sammlungen von Völkern, andere einzelne Völker. Was der Verf. zur Geographie und Geschichte dieser Völker beygebracht hat, ist genau und gründlich mit Beweisstellen belegt; in dem aber, was die Ableitung der Namen betrifft, folgt er wahrscheinlichen Vermuthungen, ohne es nöthig, oder bisweilen auch wohl möglich zu finden, seine Meynungen durch Zeugnisse zu bestätigen. **Thuisconen** heiße die ganze Nation von dem ersten Gotte oder Stammvater der Nation; **Teutonen** sey der eigenthümliche Name einer verbündeten Sammlung von deutschen Völkerschaften gewesen, die einst mit den Kimbern in Italien eingefallen waren, nachher aber ebenfalls National-Name geworden; mit dem Namen **Germanen** habe der Kelte zuerst die Deutschen belegt und von ihnen sey dieser Name zu den Römern übergegangen, auch in der Folge zu den Deutschen selbst, obgleich letztere ihn nicht erfunden hatten. Er bedeute im Allgemeinen **Kriegsmänner**, und als solche seyen die Deutschen zuerst den Kelten bekannt geworden.

Der

der Name sey hernach unter Römern und Deutschen allgemein geworden und der gewöhnliche geblieben. In anderer Rücksicht brachte man die Völker der Deutschen den Himmelsstrichen nach unter gemeinschaftliche Benennungen: Ingävonen hiessen alle Völker des nördlichen Oceans. Istävonen alle nach Westen wohnende und Hermionen die Völker des Mittellandes. Diese Eintheilung und Benennung hatte zugleich einen mythischen Grund. Alten Volksliedern zu Folge stammten von Mannus, dem Sohne Thuiskons, drey Söhne, nach welchen jene drey Volksstämme benennt worden. Der V. legt diese drey Geschlechtsnamen zum Grunde und unter jedem verzeichnet und beschreibt er alle einzelne Völker, welche nach der Zeit ihrer Einwanderungen und nach ihren früheren Wohnsitzen eine solche Stellung erfordern.

Istävonen hießen die Völker, welche einst die Rheinländer, Hessen, Franken und vermischt auch Schwaben bewohnt haben. (S. 192.) Zu ihnen zählt der Vf. folgende einzelne Völker, deren Lage und Grenzen er möglichst bestimmt angiebt: Chamavi, Tubanter, Usipier, Ansibarier; Brukterer, Chasuarier, Marser, Langobarden (S. 217 ff. Sie sind Sveven, die aber aus andern Himmelsstrichen hieher getrieben worden sind. Der Vf. verfolgt ihre Wanderungen bis zum 5ten Jahrhundert.) Zu ihnen gehörten ferner: Dulgumnier, Sicambrer, Tenkterer, Ingrioner; Chatten, Nertereonen, Dandutier, Turoner, Marvinger, Mattiaker; Cherusker, Chamaver, Foser; Franken, Alemannen. Ueber die Chatten, Franken und Alemannen sind die historisch-geographischen Untersuchungen des V. ungleich weitläuftiger geworden, als über die übrigen einzelnen Völkerschaften, die entweder an sich unbedeutender waren oder von welchen sich weniger Nachrichten erhalten hatten. — Seit Caracallas Zeiten breitete sich besonders die Macht der Alemannen aus und ward durch Einfälle in Gallien für die Römer gefährlich. Nach mehrern vergeblichen Versuchen gelang es erst dem Befehlshaber der Rheinarmee Postumius, die Alemannen zu schlagen und in ihr Vaterland zurückzujagen. Dieser hat, um die Alemannen auf immer von Gallien zu entfernen, einen langen Wall mit Schanzen aufgeworfen, der merkwürdig genug war, um weitläuftiger beschrieben zu werden. Der Vf. hat dieser Beschreibung der römischen Linien ein eigenes Capitel (das 10te dieses zweyten Buchs) gewidmet, worinn er Hanselmann und Wenk folgt,

ob er gleich daneben seine eigene Meynungen darüber vorträgt. Es sind eigentlich drey, bisweilen unterbrochene, sonst aber lange fortlaufende Rudera von Schanzen, die Teufelsmauer, die Schanzen bey Oehringen und Jaxthausen, und der Pfahlgraben. Es ist wahrscheinlich, daß sie einst alle zusammen gehangen und zugleich die Decumatische Felder umschlossen haben, obgleich letztere selbst lange nicht die große Ausdehnung hatten. Unter den Decumatischen Feldern denkt sich übrigens der Vf. neueroberte Länder, die theils den Galliern vom jenseitigen Ufer des Rheins, theils den Veteranen eingegeben worden, wovon sie den Zehnten der Früchte, als Abgaben, entrichten musten. (S. 284.) Die Mauer kann übrigens nicht in einem Jahrhundert erbauet seyn. Am Ende aber bringt der Verf. sogar Gründe vor, die es wahrscheinlich machen, daß sie gar nicht von den Römern herrühre, sondern den Zeiten der Carolinger zugeschrieben werden müsse. (S. 287 ff.) Der Verf. führt hernach noch die Geschichte der Alemannen bis zur Völkerwanderung fort.

Ingävonen (S. 300 ff.) hiessen die Völker, welche jetzt Westphälinger, Niedersachsen, Dänen und Schweden heißen. Die einzelnen Völkerschaften, welche sie unter sich faßten, waren die Friesen, Kauchen und Chauker, Angrivarier, — Kimbern. Von ihnen hat die kimbrische Halbinsel den Namen, obgleich der Verf. beweist, daß nie Kimbern da gewohnt haben, und daß sie durch Pytheas aus mythologischen Vorstellungen dahin versetzt und nachher selbst von Geographen als wirkliche Gegenstände der Geschichte angenommen worden sind. Des Verf. Ausführung muß zu weiterer Untersuchung nachgelesen und geprüft werden. — Saxones. Angeln. Die Völker des großen Skandinaviens. Da die Geschichte dieser letzteren eingeflochten ist in die Entdeckungsgeschichte des nördlichsten Europa überhaupt, so breitet sich der V. von hier an etwas weiter aus und beschreibt im Allgemeinen die Kenntniß vom äussersten Norden in Europa, und zwar in drey auf einander folgenden Capiteln: 1) vor der Römischen Periode. Cap. 15. S. 333 ff. Die ältesten Begriffe davon waren blos gedichtet, hier sey die entfernte Küste der Kimmerier, das Volk der Makrolier oder Hyperboräer, darhinter der unbeschiffbare Ocean und das Reich der Todten rc. Erst Pytheas aus Massilien verschaffte aufgeklärtere und zuverlässigere Nachrichten von Norden, welche die Quellen alles des waren, was

der

der Grieche vom Norden wußte. Der Vf. entwickelt solches und zeigt, wie schlecht der Grieche diese Nachrichten benutzt habe. (S. 333 — 349.) a) Nach Pomponius Mela und Plinius. Man kennt nun den großen Meerbusen Codanus mit seinen vielen Inseln, unter andern die große Insel Skandinavia, den Fluß Vistula oder die Weichsel u. s. w. S. 349 ff. b) Nach Tacitus und Ptolemäus. S. 365 ff. Viele geographische Kenntnisse der Vorgänger vermißt man im Tacitus, vielleicht darum, weil er mehr die Völker, als das Land beschreibt.

Hermionen (S. 379.) sind die Völker des Mittellandes gewesen, von der Elbe bis an die Weichsel, die von ihrer Lage so hiessen und sonst, als Völker, Teutonen und Semnonen genannt wurden, obgleich die letztern Namen nie Benennungen einzelner Völker, sondern Stamm-Namen gewesen sind, die eine Menge deutscher Völker einschlossen. Und gleichwohl erscheinen sie bald hernach unter den einzelnen Völkern, welches einen Widerspruch macht. Als einzelne Völker, die unter ihnen begriffen waren, werden folgende aufgeführt und nach Verhältniß der vorhandenen Nachrichten beschrieben: Variner, etymologisch Anwohner der Warne, Sidener, Teutonen und Avarper, Rugier, Turcilinger, Scyrer, Heruler in Oberungarn; Vandalen, ob sie gleich Plinius als einen von den vorhergehenden drey Hauptstämmen unterschiedenen vierten Hauptstamm der Deutschen vorstellt, und ihnen die Gothonen, Burgunder und Variner beyordnet. Sie wohnten ursprünglich auf dem nördlichen Theile des Riesengebürgs und in der Lausitz. (S. 397. 400 ff.) Ihre weitere Geschichte bis zur Vertilgung ihrer Macht. Auch wird gezeigt, wie irrig man sie für einerley Volk mit den Venetern gehalten habe, da diese Sarmater oder Slaven, jene aber Deutsche waren. (S. 405.) Gothen oder Gothonen. S. 406. Jornandes Behauptung, als wären sie von Skandinavien aus zuerst in Deutschland eingewandert, wird bestritten und dagegen durch mehrere Gründe wahrscheinlich gemacht, daß die Gothen zuerst an den Ufern der Weichsel gewohnt haben, obgleich der Verf. eine spätere Auswanderung der Gothen aus Schweden nicht bezweifelt. Nach ihren verschiedenen Wohnsitzen erhielten sie unterscheidende Namen: Ostrogothen, Visigothen. Der Verf. verfolgt ihre weitere Geschichte, besonders die grossen Veränderungen, welche der Einbruch der Hunnen unter

ihnen verursacht hat. (S. 418 ff.) — Einzelne Gothische Völkerschaften waren die Möso-Gothen in Dacien und Nieder-Mösien, die Tetraxitische Gothen auf beyden Seiten der kimmerischen Meerenge, die Gothen in Skandinavien, deren Besitzungen in West- und Ost-Gothland getheilt wurden, die Greuthunger, ein Theil der Ostgothen, die Taifaler und Therwinger, zwey Haupttheile der Westgothen, die Viktophaler, die Gepiden. — Es folgen noch die Burgunder (S. 430.) und die Lygier (S. 435.) unter den östlichen Völkern, mit ihren Unterabtheilungen.

Der Verf. führt jetzt seine Leser auf die Südseite Germaniens und zählt noch die Völkerschaften auf, welche an der Donau hin und rückwärts in Mähren, Böhmen, Voigtland und Franken wohnten. Der allgemeinere Geschlechtsname dieser Völker war Sueven. Er umfaßte: Quaden, Markomannen, Bojoarier, Hermundurer. (S. 430—460.) — Ausser allen diesen verzeichneten, geordneten und beschriebenen deutschen Völkerschaften waren dem ohngeachtet noch Namen und Gegenstände übrig geblieben, welche dem Ptolemäus eigenthümlich zugehörten und mit den Nachrichten seiner Vorgänger oder den vorausgehenden Betrachtungen nicht vereinigt werden konnten; über diese folgen noch besondere Untersuchungen in den fortlaufenden Capiteln vom 28 bis 32, die wir wenigstens nach ihrem Hauptinhalte anzeigen wollen: 1) Cap. 28. Eigenthümliche Völker des Ptolemäus längst der Donau. 2) Cap. 29. Des Ptolemäus Kenntnisse von den östlichen Theilen Germaniens. 3) Cap. 30. Abstammung und älteste Gechichte der Thüringer. 4) Cap. 31. Die älteste Geschichte der heutigen Oberpfalz, und woher es komme, daß in der alten Erdbeschreibung kein Ort in der ganzen Oberpfalz erwähnt werde? 5) Cap. 32. Einige Untersuchungen über die Bastarnä, Peucini, Carpi, als die ältesten Völker deutschen Ursprungs, die in alten Geschichtschreibern erwähnt werden.

Das **dritte Buch** stellt Germanien, als **Land betrachtet**, vor. (S. 494 ff.) Voraus schickt der Verf. die kurze Entdeckungsgeschichte des Landes. Er geht von der Griechen ihrem Keltenlande aus und verfolgt die stuffenweise Entdeckung unter den Römern, welchen allein die genauere Kenntniß der Alten zu verdanken ist. Diese Geschichte der Kenntnisse von Deutschland unter den Römern und durch die Römer erläutert der V. zugleich durch ein beygefügtes Kärtchen,

chen, welches nach der Verschiedenheit der genauern ode
fernteren Kenntniß illuminirt ist. Klima und Gewächs
die damals das Land hervorbrachte und eine bloße An
der Hauptzeugnisse alter Schriftsteller über Waffen, Kl
Sitten ꝛc. beschliessen das erste Capitel, weil der Umfan
Buchs es nicht erlaubte, sich in eine Beschreibung dieses
genstandes einzulassen. Das zweyte Kapitel (S. 510 ff.) l
ein beschreibendes Verzeichniß der Gebürge und Wälde
wie das dritte Capitel (S. 520 ff.) ein Register der F
Ueberall sucht der Verf. die Vorstellung durch Parall
alten und neuen Geographie, oder durch beygefügte n
Benennungen zu erleichtern und bestimmter zu machen.

In dem vierten Buche folgt abgesondert das Verz
niß u. die Beschreibung der Städte. (S. 534 ff.) Der S
klärt sich gleich Anfangs, daß er alle mit Häusern angebaute
ter so nenne. In der Beschreibung selbst oder in der Angab
Oerter folgt er ganz dem Ptolemäus, in welchem er, nac
535, jetzt erst entdeckt hat, daß er genaue mit den neu
Maaßen übereinstimmende astronomische Breitenbestimmu
vor sich gehabt habe, welches ihm bey der Ausarbeitun
Theils von Gallien verborgen geblieben war. Durch
entdeckten Fehler alter Abschreiber, in Versetzung einiger
ter, der sich in alle Exemplare eingeschlichen habe, sey
Stande gewesen, die wahre Breite überall herzustellen.
der V. bey dieser Gelegenheit wieder über die Beschaffe
und über den Gebrauch des geographischen Werks des
lemäus sagt, giebt neue Veranlassung, in ihm den Schar
und die Gelehrsamkeit des Kritikers und zugleich die K
nisse des Mathematikers vereinigt zu bemerken und zu sch
So wie im übrigen Ptolemäus das ganze Land in 4 Climat
getheilt hat, so ordnet auch der Vf. die Orte, welche er
zeichnet und beschreibt, nach denselben Climaten in vier b
dern Capiteln.

Das fünfte Buch enthält die allgemeine Gesch
und Beschreibung von Rhätien, Noricum und Pa
nien. (S. 478 ff.) Die Länder an der Nord- und No
Seite Italiens lernte der Römer am spätesten kennen un
re Eroberung war dem Augustus und seinen beyden Sti
nen, Tiberius und Drusus, vorbehalten. Weil die Erob
gen zuerst gegen Illyrische Völker gerichtet wurden und
der Illyrischen Küste anfiengen, so belegte man hernac

von dieser Seite eroberten Länder mit dem allgemeinen Namen Illyrien, obgleich der Römer selbst drey verschiedene Völkerstämme darinn unterschied: Illyrier, Kelten und Rhätier. Diese Völker werden nach ihrem Ursprunge und nach ihren untergeordneten Stämmen beschrieben; darauf folgt die von den Römern gemachte Eintheilung in drey Provinzen: Pannonia, Noricum, Rhätia, nach ihrem Umfang und ihren hernach erfolgten Schicksalen bis zur Völkerwanderung, welche Periode der Universalgeschichte hier erwünschte Erläuterungen finden kann.

Das sechste Buch: Berge, Flüsse, Seen und einzelne Völker der zuletzt genannten drey Provinzen. Das siebende Buch: Orte in Noricum und Rhätia. Das achte Buch: Orte in Pannonien. Alles dies wird nach der bey den vorhergehenden Theilen bereits beschriebenen Methode geordnet und abgehandelt. Angefügt sind zwey Karten: 1) eine grössere, welche Alt-Deutschland nach dem Ptolemäus und aus dem Ptolemäus darstellt; 2) eine kleinere des gegenwärtigen Deutschlands, worin durch stärkere und schwächere Schattirung oder Illumination angezeigt ist, wie weit sich die Kenntniß der Römer in Deutschland erstreckt habe und wie verschieden sie gewesen sey, bald genauer bald nur oberflächlich.

Durch das Studium der Quellen aller Art, verbunden mit der Kenntniß und dem Gebrauche der neuesten Hülfsmittel zur gegenwärtigen Länderkunde, so wie insonderheit durch die vielen gelehrten und gründlichen Untersuchungen, davon dies Werk die Resultate enthält, ist und bleibt es ein höchst erwünschtes und schätzbares Archiv und Hülfsmittel für den Geschichtforscher und Humanisten. Nicht so gut qualificirt es sich zum Handbuche junger Studirenden auf Schulen, wozu es ursprünglich bestimmt zu seyn schien. Es hat in der Abfassungsart selbst etwas, das jungen Leuten oft unverständlich ist, und eine sehr angestrengte Aufmerksamkeit fordert, setzt auch mancherley Kenntnisse voraus, welche gewöhnlich diesen noch mangeln. Der V. selbst scheint dies gefühlt zu haben, wenn er S. 476 also äussert: „Was ich bisher gesagt habe, ist freylich blos für den, der Geographie studirt; es muß jeden Leser, der sich schnell unterrichten will, von diesem Buche zurückschrecken, und das ist mir leid.“ — Um deswillen erweckt es

den Wunsch, daß mit Hülfe desselben ein eigenes Handbuch der alten Geographie für Schulen entworfen werden möge. Ueber die Einrichtung desselben, nach dem Bedürfnisse der Schulen, verstattet uns jetzt der Raum nicht, unsere Gedanken mitzutheilen.

Dz.

Romane.

Selim der Glückliche, oder der Substitut des Ormuzd, eine morgenländische Geschichte. Nach der Guzurattischen Urschrift herausgegeben vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 292 Seiten und XXXIX S. Vorrede. 8. Zweyter Band. Ebendaselbst 336 S. Dritter Band. Ebendas. 340 S. 2 Rg. 4 gr. Schreibpapier 3 Rg. 8 gr.

Herr D. Müller in Itzehoe — denn wer kennt nicht längst den Verfasser des Siegfried von Lindenberg, den Mann voll Laune, Humor, jovialischen Geistes und tiefer Menschenkenntniß? — hat durch seinen Siegfried von Lindenberg, Waldheim und Emmerich schon gezeigt, daß er die Kunst verstehe, die unter uns so sehr gemißhandelte prosaische Dichtungsart, den Roman, dadurch in Würde zu erhalten, daß er Charaktere, wie sie die Welt, und nicht blos die verbrannte Phantasie der gewöhnlichen Fabrikanten, aufstellt, mit Dichtergeist und Wahrheit darstellte, daß er nicht blos durch Regeln sondern durch eigene Produkte und Proben zeigte, was zu einem guten Roman gehöre, daß man, um Menschen zu schildern, selbst erst Welt und Menschen kennen, und um diesen Schilderungen Interesse zu geben, mit gutem Ausdruck, richtig gezeichnetem Plan, Ordnung und steter Haltung der Charaktere, auch Witz und Laune verbinden müsse. Alle seine Romane haben den großen wichtigen Zweck — und führen ihn meisterhaft durch — ächte practische Philosophie des Lebens zu lehren, die wichtigsten oft trockensten Kapitel der Moral in einem gefälligen Gewande den Lesern angenehm zu machen, allen Schur-

kereyen offene Fehde zu bieten, ohne drum weder bitter zu polemisiren, noch blos trocken zu moralisiren, über allerley lächerliche Bocksprünge der Geniemänner und Feuerköpfe unsers Zeitalters eine wohlthätige Erschütterung des Zwerchfells zu erregen — kurz, ohne Kläppchen und Kragen eines der wichtigsten Aemter, das Amt eines Volkslehrers, zu führen, ohne moralische Chrieen zu schreiben. Seine große, bisher noch selten von einem Romanschreiber deutscher Nation erreichte Kunst war immer die, jene Zwecke so genau und eng mit dem Gange der Geschichte zu verweben, daß man glaubt, er reflectire und raisonnire blos gelegentlich, statt daß man es andern sogleich ansiehet, daß sie erzählen, um ihre weisen Sprüche anzubringen. In seinen bisherigen Romanen fanden wir Menschen, wie wir sie in Deutschland und in unserm alltäglichen Umgange zu Tausenden sehen, man war da gleichsam immer zu Hause; in dem vor uns liegenden Roman aber finden wir ihn auf einer etwas abgeänderten Laufbahn; er reiset in dem Morgenlande herum, eine Gegend, die uns schon etwas fremder ist. Recensent hält das Fach der morgenländischen Dichtungen in mehr als einer Rücksicht nicht für so leicht, als es manchem scheinen mag, der glaubt, es komme da nur auf einen Wirrwarr von Zaubereyen, ungeheuern Compositionen u. s. w. an, er hält es vielmehr für schwieriger als irgend eines. Daß es dies sey, lehren alle in den Augen des Rec. verunglückten Mährchen und Nachahmungen der Tausend und eine Nacht, die auf den ersten Blick so leicht scheinen zu componiren und zu erzählen zu seyn, es aber in der That nicht sind; denn das Abentheuerliche macht es nicht aus. Hr. M. wird uns, da er nun selbst den Versuch gemacht hat, ohne Zweifel Recht geben.

Der Verf. des Siegfried von Lindenberg ist längst bey allen Lesern in den Credit eines guten Kopfs, unser Lob kann also seinem Credit keinen Zuwachs geben; indessen ist es des Rec. Pflicht, sein Urtheil über ein ihm vorgelegtes Buch zu sagen, und da urtheilt Rec., daß der Verf. sich auch hier als einen guten Kopf gezeigt habe, der in jeder Region, auch da wo andere schreibselige Geschöpfe eselartig nur Disteln fressen, sich ein Paradies zu schaffen und die schönsten Blumen zu ziehen weiß. Der Hauptgedanke oder, wenn man lieber will, die Moral, die Selim der Glückliche von Anfang bis zu Ende bald so, bald anders, immer aber anziehend, durchführt, ist der ein-

einfache, Gott weiß, von wie viel tausend Kanzeln herab schon Millionen male auf die ermüdenste Art der wiedergekäuete u. gepredigte Satz: daß das summum bonum nicht bloß in der Erfüllung und Erreichung unserer Wünsche bestehe, wiederholt worden. Wie mancher um das Seelenwohl eifrig bekümmerte Prediger mag wohl schon durch seine Predigten über eben diesen Satz so manche christgläubige Gemeinde in sanften Schlummer gelullt haben! Anders gehet es mit den Predigten des Verf. des Siegfried von Lindenberg; wir sind den Lesern Bürge, daß sie nicht dabey einschlafen werden. Es ist der Mühe werth, dem Verf. etwas näher zu treten und ihm, so viel es der Raum in diesen Blättern verstattet, etwas zu folgen. Haben auch einige unserer Leser beym Anblick dieser Anzeige das Buch selbst schon gelesen, so sind wir doch versichert, daß die durch unsere nähere Anzeige erweckte Reminiscenz ihnen nicht unangenehm seyn werde. Zuweilen werden wir uns auch wohl ein Paar Anmerkungen erlauben.

Selim Mahoglip Ibn Bissuph (denn so klingt der ganze Name des Helden dieser Geschichte) war unter Umständen zur Welt gekommen, die in Ansehung der Keuschheit seiner Mutter Zadiska, eines vorhin sehr züchtigen und blöden Mädchens, verschiedene Dunkelheiten unaufgeklärt ließen. Zadiska that indessen das Beste, was sie unter solchen Umständen thun konnte — um unnützen Debatten aus dem Wege zu gehen, starb sie im Wochenbette, und der gutmüthige Bissuph, der doch einmal der Vater Selims, wenigstens Pflegevater seyn wollte, besuchte seufzend ihr Grabmal. Indessen nahm Selim an Stärke, Tugend und Kenntnissen bis zur allgemeinen Bewunderung zu. In seinem 21sten Jahre verlor er seinen Vater, der vor Verzweiflung starb, als seine hartherzigen Gläubiger ihm alles raubten. Selim rettete aus den Krallen der Gläubiger und der Gerechtigkeitspriester nur neun Goldstücke und einen Ring. Dieser Ring war ein Erbstück von seiner Großmutter Floskia; als sie sterbend ihn an Selim auslieferte, empfahl sie ihm alle Sorgfalt dafür zu tragen, mit dem Zusatz: es gehöre ein eigenes Futteral von Schagrin dazu. „Ach liebster Selim, sagte sie, alles in der Welt möchte ich darum geben, wenn .... Hier unterbrach sie der Tod.“ Man sieht schon, daß dieser Ring werde in der Folge ein wichtiges Document werden, aber der V. hat die Kunst verstanden, uns die Auflösung des Räthsels bis zuletzt zu sparen, ohne daß man

die drey Wände hindurch bis auf den Augenblick der Lösung errathen kann, wozu der Ring eigentlich dienen werde. Von aller Welt verlassen, höchst mismuthig, macht sich Selim auf den Weg nach Tambaya, in der Hoffnung, von seinem Oheim Mesrem Beystand und Rath zu erhalten. Am dritten Tage seiner Wanderung erscheint ihm am Rande einer klaren Quelle ein Derwisch, von dem er erfährt, daß sein Oheim Mesrem längst verschwunden oder gestorben und sein Vermögen eingezogen sey. Selim erfährt ferner, daß nicht unwahrscheinlich der Großmogul, und nicht Bilsuph, Ursach seiner Existenz sey. Dieser Derwisch ist einer von den sechsmal hundert und sechs und sechzig tausend sechshundert sechs und sechzig Substituten des großen Orimuzd und bestimmt über Selim seit seiner Geburt zu wachen, der, zu einem glücklichen Leben auserwählt, nun vom Substituten erfährt, daß die Mittel dazu in seiner eigenen Macht stehen. So paradox dies dem Selim in seiner gegenwärtigen Lage scheint, die eben nicht viel Anschein von einem glücklichen Leben hat, so rechtfertigt der Derwisch doch seine Behauptung dadurch, daß er Selim erlaube, sich selbst ein Loos, welches er wolle, zu wählen, mit dem Versprechen, er werde seine Wünsche erfüllen, bis er zugebe, daß er glücklich sey. Selim bittet folgendes: Was für ein Loos er auch wünschen möge, es ihm nicht länger zu gewähren, als bis er seiner überdrüßig werde, dann aber ihn augenblicklich das wieder werden zu lassen, was er in dieser Minute sey, in allen Stücken genau dasselbige, daß er, wenn ein solcher Fall eintrete, wieder eben so jung, so gesund, so ein guter Moslem seyn möge, als in diesem Augenblick, daß er seinen Ring am Finger, seine 9 Goldstücke im Beutel, seinen Kandsjar im Gürtel, und seinen Säbel an der Seite habe. Seine Bitten werden erfüllt, der Geist verschwindet. Nach langem hin und her Denken, was er nun wohl wünschen solle, wünscht er sich endlich ein möblirtes bequemes Haus, wo das Angenehme mit dem Nützlichen vereiniget sey, einen treuen und gescheuten Bedienten, die jährlichen Einkünfte immer zum voraus in der Casse, und für den Augenblick ein gutes Mittagsessen fix und fertig. Alles erhält er in demselben Augenblick. Nach einem Monat fühlt er sich doch unbehaglich, und so sehr er sichs auch abläugnen will, so quält ihn doch die Langeweile, und er muß seine Zuflucht zu Ajub, seinem treuen Sclaven, nehmen, der ihm Mährchen erzählt, worüber Selim einschläft. Bald aber findet er seine häusliche Einrich-

tung

tung doch nicht so gut als die eines gewissen Rajah, er will es ihm nachthun, in Kurzen hat er kein Geld mehr, er muß arbeiten; die ungewohnte Arbeit schmeckt ihm nicht, in einem Anfall von Mismuth beseufzet er sein Unglück, sogleich liegt er wieder in seiner alten Form am Ufer jener Quelle, wo ihn der Derwisch traf und alles ist verschwunden.

Selim macht nun einen zweyten Versuch mit Wünschen; er wünscht unerschöpflichen Reichthum und erhält die Gabe, daß, so oft er seine 9 Goldstücke aus der rechten in die linke Hand zählt, sie sich immer vermehren; er zählt 2 und hat 4, 3 so hat er 9, 4 und er erhält 16, 5 verwandeln sich in 25 u. s. f. Mit dieser Vermehrungskraft begiebt er sich auf den Weg, verirrt sich und gelangt endlich unter das Dach eines Mannes, den er nicht kennet. In der Nacht macht er die Entdeckung, daß er bey einem Räuber ist, der ihn mit seinen Helfershelfern überfällt und Börse und Kleider abnimmt; Selim will sich zur Wehre setzen, findet aber Uebermacht, läßt sich auf eine Kapitulation ein und überläßt ihnen alles, was er hat bis auf seine Kleider und zwey Goldstücke, und so wurde er mit verbundenen Augen mitten in einen ungeheuren Wald geführt, wo keine Spur eines Pfades war. Als der Tag anbrach, machte er sich auf den Weg, um aus dem Walde zu kommen, aber vergebens, er muß im Walde noch eine Nacht aushalten und lernt, daß man mit einer ganzen Goldmine im Beutel in Gefahr kommen kann, Hungers zu sterben. Nach 5 Tagen findet er endlich einen schmalen Pfad, der ihn in eine verborgene Räuberhöhle führt, wo er todte Menschenkörper und einen gefesselten Sklaven von scheußlichem Ansehen (Mikrak ist sein Name) und ein fast halbtodtes Frauenzimmer findet. Sie verlassen die Höhle und Mikrak leitet sie durch den Wald zu dem Hause eines Banianen. Hier klärt sich Mikraks Geschichte etwas auf. Auch Tiza, so hieß die gerettete Schöne, erzählt ihr Abentheuer und wie sie in die Räuberhöhle gerathen sey. Die Gesellschaft reist endlich von dem Banianenhause ab und Selim hat sich in die Tiza vergafft. Ben Osnar, ein kleines verstümmeltes Männchen, ist Führer der Karavane, übrigens, trotz seiner Mißgestalt, ein sehr frohlaunigtes Geschöpf. Ehe sie aber noch auf den Weg kommen, stellen sich 4 Kalender als Bettler ein, die sich endlich als Räuber, denen jene Höhle gehörte, verrathen, und im Einverständniß mit dem Erzspitzbuben Mikrak sind; man be-

mächtigt sich ihrer, packt sie auf und nimmt sie gefesselt mit. Zur Bedienung Tizza's diente ein artiges Mädchen Zaide. Wir übergehen die lächerlichen Mißverständnisse zwischen Tizza, Zaide und Selim im Betreff seiner geheimen Kraft, wovon er gegen Tizza etwas dunkel sich geäussert hatte, und die Büberey der gefesselten Räuber. In einer Nacht hatte eine betrunkene oder bestochene Schildwacht alle Wasser- und Palmweinschläuche durchstochen und nun kam die Reisegesellschaft in Gefahr, vor Durst in der Wüste verschmachten zu müssen. Selim kann abermals mit allem seinen Gelde nicht helfen. Unvermuthet stoßen sie auf eine Armee, die dem Groß Scheik Khan Sultan Kubo Sophi Maha Raja von Sulopatam Schah Nagasi gehört, der, weil der Groß-Mogul ihm den Titel eines Herrn des Pfauenschwanzes streitig machte, in eigener Person ausgezogen war, um so viel Land als möglich zu verheeren. Selim erhält Audienz und findet, daß der Schah Nagasi und alle seine Höflinge affektiren, durch die Fistel zu sprechen. Er überliefert die 4 Räuber, findet eine gnädige Aufnahme, die ihm sehr lästig wird. Die Höflinge, die den Wind beobachten, der über Selim wehet, hofiren ihm gewaltig. Die ganze Beschreibung dieser Audienz und des ganzen Hofstaats ist überaus launigt und voll treffender Ironie. Während Selim und Ben Osnar im Lager des Schah Nagasi waren, hatten schon einige junge Herren vom Hofe den Damen Tizza und Zaiden ihre Aufwartung gemacht und auch schon stante pede ihre Plane zu Eroberung dieser Festungen fertig. Sie hatten von den beyden Mädchen durch hin und her fragen genug erfahren, um ihre Maasregeln darnach zu nehmen. Selim kommt zurück, erfährt den Besuch und wird eifersüchtig, denn die Mädchen schienen Geschmack an den wackern Hofcavalieren gefunden zu haben. Selim zeigt nun der Tizza durch ein Experiment, welch ein gewaltiger Geldmünzer er sey; er sucht sie damit zu blenden und von den Hofcavalieren ab u. auf seine Seite zu ziehen. Sie wird auch wirklich durch den Geldklumpen geblendet; aber plötzlich fällt es dem Schah Nagasi ein, als er von seinen Hofleuten hört, was für artige Frauenzimmer Selim bey sich habe, die beyden Dinger für sich zu behalten. Sie werden durch ein Detaschement aufgehoben und zu Schah Nagasi transportirt. Selim Mahoglip wird krumm geschlossen und auf einem Karren fortgeführt. Der Sultan attakirt, Tizza schlägt ihn zurück und thut einen Vorschlag zur Güte. Sie verlangt an Mahoglip ausgeliefert zu werden und verspricht, daß

daß dieser auf ihre Bitte den Schah Nagaſi in einen ganz hübſchen Wohlſtand ſetzen werde. Die Capitulation wird zugeſtanden. Tizza entdeckt dem Schah Nagaſi, was für eine ſonderbare Gabe Mahoglip beſitze, der alſo einen Verſuch machen muß, um es zu bewahrheiten, und nun heitert ſich das Geſicht des Schah Nagaſi wieder auf, da er ſieht, wie nützlich ihm der junge Moslem werden könne; er macht ihn zu ſeinem erſten Finanzminiſter, erlaubt ihm die auffallendſten Vorzüge vor allen Höflingen, will ihm eine junge unfruchtbare Circaſſierin abtreten, aus der er ſelbſt ſich nichts mehr macht, die aber beynahe ein Jahr lang ſeine Wonne war, und um ihm die höchſte Ehre zu erweiſen, worüber der ganze Hof vor Neid berſten werde, will er Tizza zu ſeiner Favoritin machen. Kaum war die Aufzählung dieſer hohen Gnaden zu Ende, ſo lief Mahoglip voll Zorn und Wuth zum Zelt hinaus, man erhaſchte ihn wieder und brachte ihn in Sicherheit. Kein Menſch begriff, wie Selim ein ſo überſchwängliches Glück ſo unbeſonnener Weiſe habe von ſich ſtoßen können. Schah Nagaſi hatte der Tizza geſchworen, ſie frey ziehen zu laſſen, wenn Mahoglip das leiſte, was ſie von ihm gerühmt hatte. Mahoglip hatte es geleiſtet, nun ängſtiget ihn der Schwur, da er die Tizza doch nicht ziehen laſſen will. Ein zuſammen gerufener Divan ſoll entſcheiden. Man kann denken, wie die Stimmen der geheimen Rathsverſammlung ausfallen. Seine Strahlſamkeit (Schah Nagaſi) will nun, ſtatt zu erobern, alle Städte und Länder kaufen und eine Univerſal-Monarchie und ewigen Frieden machen. Mahoglip ſoll zahlen und zwar nicht wenig, wo nicht, ſo — — — er will es thun, aber Tizza will er wieder zurück haben, wo nicht, ſo — — — Schah Nagaſi erboßt über einen Menſchen, der ſich nichts aus dem Leben macht, ſucht ihn zu ſchrecken. Suſuruth, der Großoberleibnagelbeſchneider tritt herein, einen bluttriefenden Säbel in der Rechten, in der Linken einen Kopf in einen Damenſchleyer gehüllt, den er auf die Stufen des Throns legt. Bey dem Anblick ſtürzt Mahoglip todt zu Boden, denn weſſen Kopf konnte es ſeyn als Tizza's Kopf? Schah Nagaſi reitet indeſſen ſpazieren.

Zweyter Band. Mahoglips Credit beym Sultan ſchien geſunken, ſogleich ſtimmten die jungen Herren am Hofe ihren Ton um und wetteiferten, wer unter ihnen den armen Schelm am ſchwärzeſten machen könne. Allein, wie denn die Sultane

ne ihre Launen haben, so fand auch der Allerstrahlendste für gut, den Selim Mahoglip während des Spatzierrittes — zum Wessir zu ernennen, sogleich klang die Unterhaltung der Herren von der Seite wieder anders als vorhin. Das Charakteristische in diesem Steigen und Fallen des Hofbarometers hat der Verf. meisterhaft darzustellen gewußt; man sollte glauben, er sey selbst ehemals Kammerherr gewesen und habe sich an Höfen herumgetrieben. Selim Mahoglip hatte sich unterdessen erholet, noch lag er am Throne; nicht weit von ihm das in einem blutigen Schleyer gehüllte Paket, das nach seiner Meynung seiner geliebten Titza Kopf enthielt, bebend wankte er zum Gegenstand seines Entsetzens, entwickelt das Nesseltuch und — bricht in ein wieherndes Gelächter aus, denn er fand einen zum Behuf dieser Pantomime frisch abgehauenen Kalbskopf. Der Sultan hatte also durch diesen Coup von Selim eine Antwort erpressen wollen, die ihn von seinem Eid entbände. Er fabrizirt durch seine bekannten Handgriffe in der Geschwindigkeit so viel Goldstücke, daß er damit den Kopf, den Schleyer und die Blutflecken bedecken kann, und will eben diesen Goldberg verlassen, als der Groß Wezir hereintritt und ihn als seinen neuen Kollegen begrüßt. Selim sucht ihn zu bestechen, um seine Flucht mit Titza zu befördern, findet aber an ihn einen unbestechlichen Mann — weil ihm das Geld zu lästig beym Transport wird, und er es in der Wüste zwar vergraben, aber nicht wieder würde finden können. Selim denkt an seinen Bach, wohin er sich durch ein einziges Wort versetzen könnte, aber wie soll er seine Titza mit fortbringen? Schah Nagasi tritt herein, der noch nicht weiß, daß Selim den Kalbskopf entdeckt hat. Bald klärt sichs auf und der Sultan sieht sich genöthiget, da Selim auf Erfüllung des durch einen Eid bekräftigten sultanischen Versprechens dringt, auf einen neuen Ausweg zu denken — er trägt ihm an, erst Huattinunoleß des sultanischen Pallastes zu werden, und dann mit seiner Titza zu reisen. Selim glaubt ins Paradies versetzt zu seyn, weiß aber nicht, daß die neue ihm angetragene Charge nothwendig vorher eine ähnliche Operation an seinem Leibe erfordert, als, wenn von Pferden die Rede ist, bey Wallachen vorgenommen wird. Er sucht in der Bestürzung, worein ihn diese erhaltene Nachricht setzt, eine Audienz bey Schah Nagasi, entschließt sich beym Sultan zu bleiben, und wider Willen Finanzminister zu werden, und es in Ansehung der Treue seiner Titza aufs Gerathewohl ankommen zu lassen. Das Lager

ger bricht auf. Alles flieht vor der Ankunft des furchtbaren Sultans. Er kommt auf seinem Zuge an eine große, schöne und reiche Stadt Tangobul, sie wird aufgefordert und ihr Befreyung von allen möglichen Abgaben versprochen, der Sultan kauft sie und bezahlt alle bewegliche und unbewegliche Güter, Menschen und Vieh, ohne zu dingen, und überläßt es den Verkäufern wieder als ein Geschenk. Schah Nagaffi hält seinen Einzug, und das Volk, das sich alles recht gut hatte bezahlen lassen, war ausser sich vor Freuden über den neuen Herrn, der so großmüthig war. Aber nun kam so viel Geld in die Stadt, daß die Köpfe verwirrt wurden und niemand arbeiten wollte. Selim erhält durch Zaidens Vater eine Einladung von einer ihm unbekannten Dame zu einem Rendez vous. Er nimmt sie an, gehet hin, findet die schönste Dame, die je sein Auge gesehen, auf einem Sopha, alle ihm von ihr gegebene Avancen scheint er nicht zu verstehen, er will blos von Tiza hören und sprechen, wovon die Dame, wie sehr natürlich ist, eben nicht erbauet wird, sie entläßt ihn voll innern Grimm und Selim stürzt, da er eine Treppe, auf der er vorhin heraufgekommen war, im Dunkeln wieder hinunter gehen will, köpflings ein ganzes Stockwerk hinab, denn die Dame hatte auf den Fall, wenn Selim nicht zu gebrauchen sey, um ihre Rache zu kühlen, die Treppe durch einen geheimen Mechanismus auf ein gegebenes Zeichen wegziehen lassen. Selim würde auf dem Marmorpflaster den Hals gestürzt haben, wenn er nicht — auf Eiderdunen gefallen wäre. Zaide hatte ihn gerettet, sie beschreibt ihm den Weg, den er nun nehmen soll; schon ist er an einer Gatterthür, als am Ende der Mauer Fackeln zum Vorschein kommen, mit der äussersten Gefahr entwischt er der Schaarwache. Er erhält einen Brief mit Tiza's Unterschrift, worinn sie ihm förmlich den Abschied ertheilt. Es entstehen neue Kabalen gegen ihn am Hofe des Sultans, auch sein Koch wird bestochen, ihn zu vergiften, Ben Chiar entdeckt ihm alles. Wer solte nach solchen Abentheuern sich nicht für unglücklich halten? Selim entwischte dieser Gedanke und — da lag er wieder auf dem Rasen am Rande jener einsamen Quelle, wo ihm der Substitut erschienen war.

Nun thut der Exwessir seinen dritten Wunsch und wird ein Philosoph; sein Bart wächst zu einer ehrwürdigen Länge, seine Ideen theilen sich in sententiöse Phrasen u. s. w. er wandert fort und kommt, nachdem er sich durch Berg und Thal,

Dornen und Gebüsche gearbeitet hat, zum Philosophen X. Dieser knochendürre, bleiche und laternenpfahlähnliche Greiß sprach nur durch Zeichen, er findet bey ihm nur noch ein menschliches Geschöpf. Diese beyden Leute Y und X führen ein so erbärmliches Leben, daß Selim überzeugt wird, er sey wenigstens nicht bey Epikuräern. Der Philosoph X ist ein speculativer Träumer und Y eine Art von Famulus. Jener beschäftigt sich blos damit, daß er zu vermeiden strebt, sich zu beschäftigen. Sein ganzes Leben ist eine tiefe Betrachtung, er will sich selbst, so weit es nur zu treiben ist, immer genügen — ein wahrer Mehlsack von Apathie. Selim glaubte anfangs hier das Glück gefunden zu haben, der Traum dauert indessen nicht lange; Y und X sind froh, ihn los zu werden, da er sich so wenig in ihre Lebensweise zu finden weiß, und Selim Mahoglip freuet sich eben so sehr, von dieser elenden Conversation erlöset zu seyn. Der taciturne Philosoph giebt ihm bey seiner Abreise ein Kästchen und Y schenkt ihm einen Becher von Kokosnuß und zween kleine Beutel, die, nach dem Gefühle zu urtheilen, mit einem Pulver gefüllt waren. Den Becher braucht er bald darauf an einem Bache, um sich einen Trunk zu schöpfen, und in den Beuteln findet er geröstteten und gemahlenen türkischen Weitzen. Er kommt endlich zu dem weisen Parmolza in der Wüsten in der Nachbarschaft von Sarpi, der Hauptstadt eines großen schönen Landes, zu diesem berühmten Mann zogen Menschen von jedem Alter, Gestalt und Stande. Man kann unmöglich, oder der Rec. müßte sich sehr irren, in Sarpi Paris, und in Parmolza Voltaire verkennen. Bey diesem Parmolza lernt Selim eine gewisse Madine kennen, die vieljährige Gesellschafterin und gute Freundin Parmolza's, die einen kleinen Handel mit den Audienzen bey Parmolza trieb. Selim fand in noch anderer Rücksicht Gnade bey ihr, weniger bey Parmolza. Madine giebt ihm nicht undeutliche Anleitung zu einer andern Art von Philosophie unter vier Augen, die Selim aber nicht zu verstehen scheint. Madine wird ergrimmt, Parmolza eifersüchtig und Selim gehet nach Sarpi. Hier macht er Bekanntschaft mit Blacknor, einen Kopieenunternehmer, (Buchhändler). Er findet in dem ihm von X geschenkten Kästchen Perlen, Rubinen, Diamanten, die ihm freylich in Sarpi gute Dienste thun konnten. Was Blacknor über die Bücherfabrikanten und über die Wege, ein berühmter Mann zu werden, ihm eröffnet, ist die schneidendste Ironie auf unsere eigene Litteratur. Bey dieser

ser Gelegenheit vergißt der Verf. nicht, die privilegirten, wenigstens geduldeten Verlagsräuber, die Nachdrucker, unter die Peitsche zu nehmen, und nebenher die Schriftsteller, die der Meynung sind, die Gesetzgebung habe nicht das Recht, den Verlagsraub zu verbieten, ad absurdum zu deduciren, wozu er allerdings auch Fug und Recht hatte: denn lustig ist es, von einem und eben demselben Gelehrten auf der einen Seite des Buches demonstrirt zu lesen, daß ein Verlagsräuber ein eingemachter Schurke sey, und auf der andern, der Obrigkeit das Recht wegdemonstrirt zu sehen, den redlichen, fleißigen, nützlichen Mann wider eingemachte Schurken beschützen zu dürfen. Gerade als ob es keinen andern Diebstahl gebe, als gewaltsamen Einbruch, als ob Verlagsraub erlaubte Industrie wäre! In einer Anmerkung versichert der Verf., daß er des Herrn Baron Knigge und des Herrn D. Reimarus Schriften für den Büchernachdruck zwar studirt habe, aber dadurch in seiner Ueberzeugung nicht gestört worden sey. — Blacknor, bey dem Selim logirt, führt ihn in einige Gesellschaften in Sarpi ein.

Dritter Band. Mahoglip wird in einen litterarischen Club eingeführt, wo die schönen Geister und Philosophen von Sarpi männlichen und weiblichen Geschlechts wacker radottiren. Er kommt eines Tages in eine Kirche, wo eben Messe gelesen wird, und weil er beym Aufheben der Monstranz nicht niederfällt, wie die übrigen, bekommt er Prügel. Ein freundliches Männchen erklärt ihm, daß der Mann, den man so weit riechen könne, (ein Franciskaner) den Großen, Unbegreiflichen und Einzigen, den Schöpfer aller Dinge in seinen Händen gehalten habe. Selim kann durchaus nicht begreifen, wie dieser in die Hände eines Menschen und besonders in die Hände eines solchen Stiefbruders gekommen sey. Er erstaunt noch mehr, als er hört, daß der Bahuhu (der Mönch) den Schöpfer so eben erst gemacht habe, und daß er sogar aufgegeßen werde. Der süße, freundliche Mann, an den Selim hier gerathen ist, macht sich als einen Lolili (Jesuiten) kenntlich. Selim fällt einem Unbekannten in die Hände, der ihn, unter dem Versprechen verborgene Weisheit ihn zu lehren, in eine geheime Gesellschaft introducirt. Der Verf. läßt ihn nun die ganze Schule durchmachen, von einer geheimen Gesellschaft in die andere gerathen, die verschiedenen Branchen der Freymaurerey, Rosenkreuzer, Tempelherren, Cleriker, Illuminaten

u. s. w.

u. s. w. und allenthalben findet er den Lalili. Ueber das Capitel von geheimen Gesellschaften ergießt der Vf. seine ganze Laune und schneidende Satyre. Ebenso bitter wird die Rechtspflege zu Sarpi persiffirt. Richter, Advokaten, Prokuratoren, Rabulisten aller Art bekommen da eine scharfe aber heilsame Lection. Er hörte z. B. einen Prozeß aburtheln, den eine Frau gegen ihren Mann puncto impotentiae führte, und den sie gewann. Der Beklagte verlor nicht allein den Prozeß, sondern mußte auch seinen und seiner Gegnerin Advokaten und alle Kosten bezahlen. Unserm Selim fiel das Urtheil mächtig auf, denn, sagt er, wenn der Mann wirklich jenen Mangel hat, so ist er ja unglücklich und gestraft genug, besonders wenn er das Weib liebt, von dem er nun geschieden wird, warum soll er noch seine Goldstücke verlieren? Aber noch mehr erstaunte er, als er einen andern Prozeß gegen einen Mann aburtheln hörte, der, ein Mädchen ohne öffentliche Erlaubniß zur Mutter gemacht zu haben, beschuldigt wurde, und in diesem Angeklagten den vorigen puncto impotentiae verurtheilten Mann findet, der abermals den Prozeß nach allen gesetzlichen Formalitäten verlor, und Kosten und Gebühren bezahlen mußte. Selim kann keine Celebrität erlangen, denn Parmolza hat durch Briefe ihn in allen Clubbs angeschwärzt. Er gehet ins Schauspiel und sieht ein Indianisches Stück, wovon er, obgleich selbst ein Indianer, kein Wort verstehet, so sehr ist alles, Idee, Plan, Costume, Ausdruck und Sprache von denen in seinem Vaterlande verschieden. Er sieht Opern, Ballette, und findet alles unnatürlich und doch wird alles beklatscht. Beym Ausgange aus dem Schauspielhause erhält er ein Billet zu einer gewissen Fatne zu kommen, die er vorhin im litterarischen Clubb hatte kennen gelernt. Er findet statt ihrer eine angebliche Schwester, ein schönes Mädchen; am Ende findet sich aber, daß Selim einer Bande Beutelschneider in die Hände gerathen ist, die Fatnens Namen gebraucht hatten, um ihn in die Falle zu locken. Ein angeblicher Bruder dieses Mädchens überfällt ihn in dieser Schäferstunde bey dem Mädchen und will ihn, trotz aller Protestationen, zum Diebe machen. Selim wird von Häschern gepackt und nach langen Debatten macht er sich aus den Klauen dieser Leute durch Ueberlieferung seiner Banknoten, Assignate und Ausstellung eines auf Sicht zahlbaren Wechsels los. Er fällt nun den rabulistischen Advocaten in die Hände, die ihn von der Zahlung des Wechsels losmachen wollen, in Hoffnung, selbst das

Beste

Beste davon zu ziehen. Meisterhaft werden hier alle die Kniffe der Rabulisten aufgestellt und ausgezischt. Man zog ihn indessen rein aus, selbst der Ring der gottseligen Grosmutter Floskia gieng fort, und, was das Schlimmste war, die angebliche Schwester der Fatne hatte ihm durch ihre vergiftenden Gunstbezeugungen die Gesundheit geraubt. Selim wird Autor, fällt den Recensenten in die Hände, sein Buch, ein Handbuch der Moral für den Bürger und den Staat, wird als gefährlich verschrieen; er kommt endlich an Seele und Körper zerrüttet ins Hospital. Wir übergehen eine Episode, die die Geschichte eines unglücklichen Solomini, der im Hospital mit ihm in einem Bette lag, enthält. Endlich erhält er den Betrag seines Wechsels, seine Diamanten, seinen Ring wieder; die Rotte jener Bösewichter war entdeckt und eingezogen. Hiedurch erlangt er Celebrität, aber er fühlt, daß er hier nicht glücklich sey und sogleich liegt er wieder an seiner Quelle, und thut seinen vierten Wunsch.

1) Die Fortdauer seiner universalen Sprachkunde, 2) die Quintessenz der Philosophie, 3) die unumschränkteste Macht und Herrschaft. Sogleich stehet vor ihm eine prächtige Stadt; er gehet hinein, findet die Einwohner beschäftigt, einen Chiabalno (ein Oberhaupt) zu wählen. Selim gehet mit seinem Wirth in ein Haus, wo Rath gepflogen wird, es ist das Haus des Bruders seines Wirths, und findet da in der Dame des Hauses Zaiden wieder, die ihn sogleich als Wessir begrüßt; er erfähret, was nach seiner Entfernung von Schah Nagaff vorgefallen. Man trägt ihm die einzige Tochter des Präsidenten im Staatsrath, die mannbare Nischischi an, die bey ihrer Tante auf den Gütern lebt; man wird des Handels einig. Zaide hat von seiner Geldmacher-Gabe geplaudert, ohne zu wissen, daß er sie nicht mehr besitzt, und Selim Mahoglip Ibn Bilsuph wird zum Chiabalno von Alvabirkohep gewählt. Aber er findet bald, daß eine Chiabalney für einen rechtschaffenen Mann ein gar mühseliges und gefährliches Ding sey. Seine Braut kommt an und er erblickt in ihr die unglaublichste Häßlichkeit, und doch findet er einst in ihrem Bette einen seiner Pagen, dessen Wohlthäter und Stütze er gewesen war. Um sich zu retten, entdeckt ihm dieser eine Verschwörung; aber der Kerl war doch ein Schurke, denn er gab sogleich nach erhaltenem Pardon auch den Verschwornen Winke; diese dringen bis in Selims Zimmer, sie beben, als er sich ihnen zeigt

und sie anredet, zugleich entwischen ihm auch die Worte: Orimuzd! mach diesem allen ein Ende u. s. w. und Selim liegt wieder am Ufer des Baches und der Derwisch stehet wieder bey ihm und giebt ihm eine Lection über seine Wünsche und seine Begriffe von Glück, und den Rath, nach Ahmedabat zurückzukehren und dort ausrufen zu lassen, daß, wer einen Ring verloren oder jemandem anvertrauet habe, sich bey ihm angeben könne, um ihn nach richtig angegebenen Merkmalen wieder zu erhalten. Wer das Futteral von Schagrin verzeige, dem solle er den Ring ausliefern, denn werde er so glücklich seyn, als Menschen es werden können. Selim gehorchte, ohnerachtet der Ring sein einziges Eigenthum war. Es meldet sich eine Alte mit dem Futteral und bittet, daß er den Ring der Dame, der er gehöre, selbst bringen möge. Er wird in einen Garten geführt und findet eine schöne, aber nicht mehr ganz junge Dame, die niemand anders als seine Mutter Zadicka ist. Sie war nämlich nicht im Kindbette gestorben, sondern mit Hülfe der Floskia wegtransportirt worden. Er findet hier eine neue Tizza. Alles klärt sich nun auf, auch Mesrems und Ben Osnars Geschichte. Selim bauet Mesrems Acker, der nun der Seinige war; er war glücklich, denn er war weise.

Dies ist das magere Gerippe eines Romans, der sich unter der Menge seiner Brüder gar sehr zu seinem Vortheil auszeichnet. Daß in demselben alles lebt und webt, die Handlung rasch fortschreitet, kann man schon aus der Menge von Gegenständen, die dieser gegebene Auszug aufstellet, erkennen, und diese sind mit H. M. eigener und bekannter Manier gezeichnet und ausgeführt. Eine fruchtbare schöpferische Phantasie, Kenntniß der mannichfaltigen Charactere, Stände und Sitten, tiefe Blicke in die geheimen Falten des menschlichen Herzens sind unverkennbar darinn. Wenn hie und da die Schattirung und das Colorit mit etwas grellen Farben aufgetragen scheinen möchte: so muß man auf der einen Seite bedenken, daß es eine morgenländische Geschichte ist, die dergleichen eher, als jede andere, vertragen kann, und daß auf der andern Seite der reichhaltige Schatz von wahrer Philosophie des Lebens, daß die schönen und treffenden hie und da unmerklich eingewebten Reflexionen über Gesellschaften, Zunftgeist, Polizey, Inconsequenz unserer Verfassung, unserer Reden, Meynungen und Handlungen, über Litteratur und Buchhandel,

bil, geheime Gesellschaften, Rechtspflege, Schauspiel u. s. w. und jene kleine Flecken vergessen machen, quas aut incuria fudit, aut humana parum cavit natura. So sind dem Rec. einige Ausdrücke aufgestoßen, die er lieber nicht gebraucht hätte, weil sie ihm zu niedrig in jener Verbindung schienen, z. B. er las sich selbst den Leviten u. a. m.

Bey der Achtung, die Rec. für H. M. hat und in dieser Anzeige auch öffentlich geäußert hat, wird man es nicht, am wenigsten H. M. selbst, für Recensenten-Micrologie halten, wenn wir hier noch einiges bemerken, was wir für Flecken an diesem im Ganzen schönen Gemälde halten. Wenn man des Herrn von Knigge Geschichte der Aufklärung in Abyssinien gelesen hat, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, manches in Selims Begebenheiten sey eine Kopie von dem, was Benjamin Noldmann beym großen Negus und an andern Höfen auf seinen Reisen fand. Dies würde nun freylich H. M. keine Schande machen, auch sagen wir es nicht als Vorwurf, denn es giebt gewisse Dinge, die nicht oft genug gerügt, über welche nicht bitter genug satyrisirt werden kann; aber es fällt an einem an sich so fruchtbaren Kopfe, als der Verf. des Siegfried von Lindenberg ist, immer auf, in einem seiner Romane gewisse Züge so genau einem andern nachgebildet zu finden, als z. B. im ersten Bande Selims Audienz bey Schah Nagast und Noldmanns Audienz beym großen Negus ist. Der große Negus hat einen kleinen Schaden am Gehör, und daher affectiren alle Hofleute ein wenig taub zu seyn. — Schah Nagast spricht durch die Fistel und Selim findet, daß alle Hofleute eben so quäcken. Benjamin Noldmann muß Sr. Majestät, wenn sie einschlafen will, etwas vorlesen und Ben Osmar erzählt zu eben dem Behuf dem Schah Nagast Mährchen u. a. m.

Im zweyten Bande scheint dem Rec. das Colorit hie und da an Lebhaftigkeit etwas zu verlieren; man spürt die Schwierigkeit und Mühe sich in gleicher Laune zu erhalten und die Leser gleich stark zu interessiren, was auch in der That drey Bände hindurch so gar leicht nicht ist. Einige Charaktere scheinen überladen zu seyn und diese Ueberladung schadet dem Interesse. Der Philosoph A ist eine Carricatur, die man in einzelnen Zügen wohl aufzufinden nicht verzweifelt, aber auf der andern Seite ist doch auch alles wieder an ihm so excentrisch, zum Theil so mährchenhaft, daß nur eine morgenländi-

sche Geschichte, wobey man sich doch immer etwas Mährchenhaftes denkt, es entschuldigen kann. Diese Mischung hat indessen ein nothwendiges Uebel mit sich verbunden, das dem Ganzen nachtheilig wird; sie raubt die Haltung der Charactere und macht eine unangenehme Unterbrechung der Täuschung und des Interesse, das der Leser bis dahin fand. Ueberhaupt aber dünkt dem Rec., daß von der Ankunft Selims bey Parmolza an, die Geschichte den Ton und Gang des Orientalismus verliere, das Luxuriöse der morgenländischen Phantasie gehet in europäische kältere Laune und Ironie über, die freylich für den deutschen Leser unterhaltend und lehrreich genug ist, aber doch das Ganze zu einer Art vor Zwittergeschöpf macht, dem die Einheit fehlt. Endlich kann Rec. diese Anzeige nicht schließen, ohne Hrn. M. zu gestehen, daß das beissende Salz der Ironie und Persiflage, das er im 3ten Buche über ein Dogma der römischen Kirche, die Messe und Transsubstantiationslehre, gestreuet hat, in der That zu sehr auffällt. Rec., ein guter ehrlicher rechtgläubiger Lutheraner, findet allerdings in jenem Dogma etwas den gesunden Menschenverstand beleidigendes; da es aber doch einmal kirchlicher Glaube und Lehre einer sehr angesehenen und zahlreichen christlichen Parthey ist, so hätte er, wenn auch nicht ganz diesen Punkt übergangen, doch mit mehr Schonung sich darauf eingelassen. Selbst der milder denkende und aufgeklärte Katholik, der in dem stinkenden Bettelmönch nichts weiter als ein säuisches Geschöpf siehet und findet, wird und muß jene Stellen, wo über eine Lehre seiner Kirche, gesetzt auch, daß er sie misbillige, mit der schneidendsten Ironie geschrieben ist, Unwillen fühlen; wie werden nicht andere, bigottere Katholiken, wenn ihnen das Buch in die Hände fällt, sich bekreuzen und segnen! — Dieß sind einige von den Anmerkungen, die sich dem Recensenten bey dem aufmerksamen Lesen dieses neuen Products der Müllerschen Laune darboten. Komische, launige Schilderungen, Charaktere, Empfindungen und Leidenschaften gelingen dem Verf. ohnstreitig am glücklichsten, und noch kennt Recensent unter unsern neuern Romanen-Dichtern keinen, der in Ansehung dieses Talents und dieser Darstellungsgabe mit dem Herrn D. Müller in Itzehoe sich messen könnte.

Tb.

Der

Der Graf und sein Liebchen. Riga, bey Hartknoch. 530 Seiten. 8. 20 gr.

Eine Geschichte zweyer Liebenden, die sich nicht sowohl durch Anlage und Plan, durch Verwickelung und Lösung des Knotens, denn dieses alles ist so ziemlich alltäglich, als durch reine Diction und einzelne gute Zeichnungen der Charaktere zum Range eines lesbaren Buches für Romanenfreunde erhebt, vorausgesetzt, daß man es nicht übel nehme, hie und da ein Paar langweilige Seiten, die man allenfalls überschlagen kann, und zum Theil Menschen zu finden, wie sie freylich in Romanen leben und weben, aber schwerlich um und neben uns zu finden seyn mögen. Ueber die Wahrscheinlichkeit der Fiction ließe sich vielleicht auch noch manches erinnern, aber es ist ja ein Roman, und Romanen-Dichtern quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

D.

Otto der Schütz, Junker von Hessen, Urenkel der heiligen Elisabeth. Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Erster Theil. 192 Seiten. 8. Zweyter Theil. 286 Seiten. 8. Leipzig 1792. bey Breitkopf und Compagnie. 1 Rg. 3 gr.

Otto, zugenamt der Schütz, der zweyte Sohn des Landgrafs von Hessen Heinrich des Eisernen, ward von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt. Dies stritt aber ganz mit seinen Neigungen, und da der Vater ihn in seinen Jünglingsjahren auf die Universität nach Paris und von da nach Prag schickte, daselbst den Wissenschaften obzuliegen, so beschäftigte er sich im Geheim mehr mit ritterlichen Uebungen als Büchern, tritt sodann unter falschem Namen in die Dienste des Markgrafen von Mähren, hält sich in den Fehden desselben als ein braver Soldat, verliebt sich in die Tochter desselben, die er aber durch einen frühen Tod verliert, geräth in die Gefangenschaft des pohlnischen Königs Kasimir, geht nach der Befreyung aus derselben an den Hof des Grafen von Cleve, in dessen Tochter er sich verliebt, und die er in der Folge heyrathet. Sein älterer Bruder stirbt, der Vater nimmt ihn zum Mitregenten an, überlebt ihn aber, indem Otto 1366 sanft und selig entschläft.

schläft. Diese unbedeutende Lebensgeschichte ist hier zu zween Bänden ausgesponnen, und zwar auf eine Art, die dem magern Stoff zwar Körper genug aber desto weniger Seele und Interesse gegeben hat. Die Darstellung ist ohne Kraft und Leben, die Charaktere sind so flach und gemein, wie die Begebenheiten, die Sprache ist rein und fliessend, aber matt und weitschweifig. Der häufig eingestreute Dialog sucht seines Gleichen an Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit. Wie wenig der Verf. sich in den Geist der Zeit, in welche seine Geschichte fällt, zu versetzen gewußt hat, kann folgende kleine Probe eines Dialogs zeigen:

Humbert. (stürzt in Ottens Gemach) Freue dich mit mir, nie empfundenes Entzücken bebt durch jede meiner Nerven.

Otto. Du hättest nicht mit dem Munde einer Aufforderung bedurft, die ich schon in deinen Augen lesen konnte.

Humbert. Aus ihnen glänzt die seligste aller Freuden, deren Genuß aber dir, armen Freunde, freylich nie zu Theil werden darf, wenn du nicht an deinen Pflichten zum Verbrecher werden willst u. s. w.

Einige wenige Stellen, aus denen ein Fünkchen Geist leuchtet, machen es wahrscheinlich, daß der Vf. vielleicht besser und anziehender schreiben könnte, wenn er sein schlummerndes Talent mit Nachdruck in Thätigkeit setzen wollte. Oder gehört er etwa zu der Klasse von Schriftstellern, von denen geschrieben steht:

Ils cachent de leur savoir la plus grande partie,
Ecrivent sans esprit par pure modestie,
Et par pitié même ennuyent les lecteurs.

Ge.

Schöne Wissenschaften.

Ossians und *Sineds* Lieder. *Erster Band*, gedruckt und verlegt durch Ignaz Alberti, Kayserl. Königl. privil. Buchdrucker. 1791. 114 und XXXIV Seiten (ohne die vorl. Abh.) *Zweyter Band*, 225 und

und LIV Seiten (ohne die vorl. Abh.) *Dritter Band*, 66 und XVII Seiten (ohne die vorl. Abh. von 9 Bogen) *Vierter Band*, 118 und XXIV Seiten (ohne die vorl. Abh.) *Fünfter Band*, 154 und XXXIX Seiten (ohne die vorl. Abh.) *Sechster Band*, 218 und XXVI Seiten (ohne das vorl. Gespräch) 1792. gr. 4. 20 Rg.

Die letzte Ausgabe dieser Sammlung von des Hrn. Raths Denis eignen und Ossians, von ihm übersetzten Gedichten erschien im J. 1784, und ist im 60sten Bande dieser Bibliothek, S. 410 ff. angezeigt worden. Ihr gegenwärtiger neuer und vermehrter Abdruck empfiehlt sich sogleich dem ersten Anblick durch seine annehmende Sauberkeit, welche er den schönen Didotschen Lettern und dem geglätteten Papier zu danken hat. Auch ist dem sechsten Bande das von Kohl überaus sauber gestochne Bildniß des Hrn. Denis vorangesetzt, dessen Anblick dem Verf. eben so sehr, als seine Gedichte und mannichfaltigen Verdienste, die Vorliebe der Leser gewinnen muß. Die neuen Vorzüge dieser Ausgabe bestehen in der Hinzukunft einiger seitdem verfertigter neuer Gedichte, und in manchen Veränderungen der alten. Der Verleger versichert, daß auch die [illegible] dieser Veränderungen von dem Verf. selbst herrühre, so wie auch die Orthographie ganz auf seine tief geprüfte Ueberzeugung gegründet ist. Er brachte diese Werke, und das kayserliche Reichsprivilegium darauf, von ihrem rechtmäßigen Eigenthümer, Herrn Wappler, bloß darum käuflich an sich, weil er denselben jene Gestalt zu geben wünschte, auf welche sie allen Anspruch zu machen ihm berechtigt schienen. Von dem Verf. selbst findet sich vor dem ersten Bande keine neue Vorrede zu dieser Ausgabe, sondern die ältere von der eben gedachten wiederholt. Auch ist zu der Anzeige der den Ossian betreffenden Schriften nichts hinzugekommen, und auf die in unsrer damaligen Recension gegebnen Berichtigungen und Zusätze keine Rücksicht genommen. Schade, daß ein Bibliograph, wie Hr. Denis, dieser Anzeige, die hier so sehr am rechten Orte steht, nicht alle mögliche Vollständigkeit ertheilte. Die zwey Abhandlungen über Ossian's Gedichte von Macpherson und Blair sind auch hier wieder den drey ersten Bänden vorangesetzt, und ihnen folgen die Gedichte selbst in der nämlichen Ordnung; nur daß Carthon und Lathmon erst auf

die

die **Temora** folgen, und die chronologische Ordnung der Gedichte durch beygesetzte Zahlen angedeutet ist. Sie nehmen sämmtlich die **vier**, so wie dort die **drey** ersten Bände ein; und ihnen ist noch im **vierten** Bande die **Octobernacht, eine alte Nachahmung Ossians**, angehängt. In unsrer ehemaligen Anzeige zeichneten wir einige Stellen aus, die einer Verbesserung zu bedürfen schienen; es hat aber dem Hrn. Vf. nicht gefallen, diese Stellen im mindesten abzuändern; und so wär' es wohl vergeblich, mehrere dergleichen bey dieser Gelegenheit auszuzeichnen, deren sich sonst eine Menge darbieten würde. Gern bescheiden wir uns, daß kleine Mängel dieser Art den vielen überwiegenden Schönheiten dieser Uebersetzung wenig Abbruch thun; aber zugleich bedauern wir doch, daß der Anlaß dieser neuern Auflage nicht so sehr, als sichs wünschen liesse, zur Ausfeilung einer Arbeit ist genutzt worden, die dem Fleiße und dem Talent ihres Verf. übrigens so viel Ehre macht. — Vor dem **fünften** Bande, der, nebst dem **sechsten**, die eignen Werke unsers Dichters enthält, steht wieder die Vorrede, oder vielmehr Abhandlung, **von der alten vaterländischen Dichtkunst**; und auch in dieser ist, so viel wir sehen, nichts verändert, noch neu hinzugekommen. Vor dem **sechsten** ist das Gespräch **vom Werthe der Reime** befindlich; und der ehemalige Anhang desselben, welcher die Geschichte und Genealogie der hexametrischen Versart bey verschiednen neuern Völkern enthält, steht jetzt als eigne Abhandlung vor dem **vierten** Bande, mit ein Paar Zusätzen in Ansehung Böhmens und Kroatiens. Von Hexametern in böhmischer Sprache fand Hr. D. die älteste Spur unter allen neuern Versuchen dieser Art: nämlich in der Handschrift eines im J. 1414 geschriebenen böhmischen Katechismus, der vermuthlich, so wie die darin befindlichen sechs böhmischen Hexameter über die tödtliche und läßliche Sünde, von **Johann Huß** herrührt. — Der größte Theil der Gedichte selbst ist theils schon in der vorhergegangenen Ausgabe, theils in der von Herrn **v. Retzer** zu Wien 1784 veranstalteten **Nachlese zu Sineds Liedern** befindlich. Sehr beträchtlich scheinen die darin gemachten Veränderungen nicht zu seyn. Auch sind der neu hinzu gekommenen Gedichte verhältnißmäßig nicht gar viele. Zu den beträchtlichsten darunter gehören die poetisch übersetzten **Grablieder der alten Schäferdichter**: nämlich, das Grabmal des **Adonis**, aus dem **Bion**; des **Bions**, aus dem **Moschus**; des **Daphnis** aus dem **Theokrit** und **Virgil**;

und

und des Melibőus aus dem Armesian. Von den kleinern neuen Stücken zeichnen wir folgende aus:

Verschiedene Lesart des königl. Wahlspruchs bey der östreichischen Huldigungsfeyer: *Opes Regum Corda Subditorum.*

Den Denkspruch, den Du wählst, wählt auch Dein Unterthan;
Doch fängt er nicht, o Fürst, wie Du, zu lesen an.
Das erste Wort bekömmt bey ihm den letzten Platz;
Und so wird, Leopold, Dein gütig Herz sein Schatz.

Unter Hirschfelds Bild.

So lange Blumen Lust, und Früchte Labsal geben,
Wird, edler Mann! Dein Ruhm bey Gartenfreunden leben.
Pomona geht durch Dich mit Floren Hand in Hand,
Es knüpft Natur und Kunst ein schwesterliches Band.

J.

Blumauer bey den Göttern im Olympus über die Travestirung der Aeneis angeklagt, oder Tagsatzung im Olympus, Virgilius Maro contra Blumauer, in puncto läbefactae Aeneidis. Herausgegeben von einem P. ***. Leipzig und Grätz, bey Ferstl. 1792. 176 S. 8.

Virgil erhält in den Elysäischen Feldern von dem verstorbenen Verleger der Blumauerischen travestirten Aeneis ein Exemplar derselben. Er fängt sehr neugierig es an, zu lesen, aber gleich die ersten Strophen erregen seine Galle:

er springt herum und rast,
Gleich einem wilden Löwen.

Zwar kann er sich bey einigen Stellen nicht enthalten zu lächeln, allein,

Das Schnackigte von dem Gedicht,
Die herrlichsten Gedanken

Vermochten Maros Herze nicht
Zu beugen —

Er zieht seinen Freund Sanchez zu Rathe, der sich ihm zum Sachwalter anbietet. Beyde beschliessen nach dem Olymp zu reisen, und dort in Person die Klage gegen den Travestirer anzubringen. So bald sie ankommen, sieht der schlaue Jesuit sich gleich nach Patronen um. Sie wollen der Juno ihre Aufwartung machen, werden aber von dem Thürsteher mit Schlägen zurückgetrieben, doch

Sah man die Schläge keinem an,
Denn im Olympus prügelt man
Mit nichts als Lilienstengeln.

Den folgenden Tag sind sie glücklicher. Sie erzählen der Göttinn, wie respektwidrig Blumauer von ihr geschrieben:

Roth wird die Göttinn, wie ein Hahn,
Sie hätte mögen brüllen —

Virgil besticht sie durch Schmeicheleyen, und sie verspricht ihm ihre ganze Protection. Sie bewirthet ihren Besuch mit Nektar, der ihnen aber in die Köpfe steigt, und

— unter Hoffen
Kehr'n beyde ins Quartier zurück,
Halb nüchtern, halb besoffen.

Indeß hatten die andern Götter, vorzüglich Venus, einen Wink von Junos Plan bekommen. Sie machen eine Kabale, und beschliessen einmüthig, den Zorn Jupiters unwirksam zu machen. Bey einem grossen Souper, wo Jupiter sich berauscht, gelingt es Juno auch, ihren Gatten in den Harnisch zu bringen:

Zeus brüllt, als wie ein Schweizerstier,
Und sagt: „Vulkan, geh, eile
In deine Schmiede, hole mir
Zwey Dutzend Donnerkeile.“
Vulkan bracht' sie mit eigner Hand.
Zeus schrie: „es sey ganz Wien verbrannt,
Wo man der Götter spottet!“

Und ohne daß man's hindern kann
Ergreift er schon zwey Keile,

Zünd't

Zünd't sie an einem Wachslicht an
Und schleudert sie in Eile.
Doch Venus ließ, schnell wie ein Pfeil,
Ihr Söhnchen pissen auf die Keil,
So daß das Feu'r erlöschte.

Venus legt sich nun ins Mittel, und zeigt die Nothwendigkeit den Handel gerichtlich zu entscheiden. Zevs ist damit zufrieden, und Merkur wird befehligt, den Angeklagten in den Olymp zu holen. Venus giebt ihm ihren mit Tauben bespannten Wagen und die Grazien zu Begleiterinnen. Die Kläger haben eine zweyte Audienz bey der Juno, die es dem Sanchez ans Herz legt, sich auf seinen Vortrag gut vorzubereiten. Merkur holt Blumauern von Wien, und bringt ihn an Ort und Stelle, wo das Gericht sogleich eröffnet wird. Sanchez trägt seine Klage in gereimten lateinischen Versen vor; Momus aber führt die Vertheidigung des deutschen Dichters so geschickt, daß er allen Eindruck der Rede seines Gegners vernichtet. Und wie er vollends der Götterversammlung die travestirte Aeneis selbst vorliest, so entsteht ein γέλως ἄσβεστος und eine so frohe Laune, daß alle Vorstellungen der Juno nun ohne Wirkung bleiben.

„Blumauer, rief nun Zevs, komm her,
Küß mich; dein Freund ist Jupiter,
Hast's gut gemacht, du Schlingel!

— — — —

Geh heim, nimm den Ovidius,
Den schleichenden Verführer,
Den Tasso, den Horazius,
Lukrezen, den Sektirer,
Den Lucian, den Juvenal,
Und travestir' die Dichter all,
So schnakisch, wie den Maro.

So lang du lebst, so schad' in Wien
Von dieser Stund kein Wetter.
Dein Dichtergeist ist Medizin
Für lange Weil der Götter.
Laß dich's nicht reu'n, befleiße dich,
Und liefre bald was neues; ich
Pränumerir' auf alles."

So

So war der Prozeß entschieden:

Die Kläger stehn versteinert da,
Blumauer fährt in gloria
Nach seinem Wien herunter.

Nach dieser Inhaltsanzeige und diesen ausgehobenen Zeilen wäre es unnöthig, noch viel über den Werth dieser Poße hinzuzusetzen. So plump der Witz des Verf. meist ist, so platt seine Einfälle, so roh und ungefeilt seine Verse sind, so ist er doch gewiß kein ganz schlechter Kopf. Mit unter glückt ihm eine recht drollige Zeile. An Geschmack und Politur aber fehlt es ihm noch ganz. Von Herrn **Blumauer** selbst ist der Anhang, worinn er dem Momus in seiner gewöhnlichen burlesken Manier dankt.

Nie, ruft er aus, hätt' ich gemeynt,
Daß ich im Himmel einen Freund
Und Schutzpatron besäße.

Ein Gläschen Wein; er ist es werth,
Will ich, um Dank zu sagen,
Ihm gießen auf den Opferheerd,
Das ist, in meinen Magen.
Es leben alle Heiligen,
Die für die armen Sterblichen
Im Himmel advoziren.

Ich weiß zwar, daß die Heiligen,
Als Himmelreichsagenten,
Das Honorar der Sterblichen
Gar leicht entbehren könnten:
Doch weil ein jeder auf der Welt
Noch seinen Opferstock sich hält,
So will auch ich bezahlen u. s. w.

Sa.

Arzney-

Arzneygelahrheit.

A. Hinze's, Doktors der Arzney- und Wundarzneykunst und Landphysikus zu Calvörde, Versuch eines systematischen Grundrisses der theoretischen und praktischen Geburtshülfe. Stendal, bey Franzen u. Grosse. 1791. 204 Octavseiten. 10 gr. Zweyter Theil. 1792. 143 Octavs. 8 gr.

In der Vorrede entschuldigt sich der Verf., daß er die Zahl der schon häufigen Lehrbücher über die Geburtshülfe noch mit gegenwärtigem vermehrt habe, mit folgenden Gründen: 1) habe keine von allen Schriften, die seit Jahrhunderten über die Geburtshülfe erschienen sind, mit der Seinigen, sowohl der Art des Systems, als der Eintheilung der vorgetragenen Materien wegen, die mindeste Aehnlichkeit. 2) Sey seine gewählte Ordnung des Vortrags durchaus neu und niemanden habe er dabey als Vorgänger gehabt. Die zeithero gewöhnlichen Lehrbücher in dieser Materie auf Akademien wären entweder zu weitschweifig, oder ohne bestimmte Ordnung abgefaßt. Beyde Fehler habe er vermieden, wodurch der Vf. ganz deutlich zu verstehen giebt, das Seinige sey vollkommener und besser, als alles, was je über Entbindungskunst in dieser Rücksicht geschrieben worden sey.

Daß Bescheidenheit nicht die erste Tugend des Vf. sey, erkennt man sogleich aus diesem dreisten, hohen und entscheidenden Tone, mit dem er dem Publikum seine Arbeit anpreißt. Wenn Männer von entschiedenem Verdienste von ihren Keñtnissen bescheiden und furchtsam sprechen, so erstaunt man um desto mehr über die stolze Miene eines jungen Schriftstellers, von ungleich geringern Talenten, mit welchen er auf andere herabsieht. Jeder Kenner wird beym Durchlesen dieser Schrift gar bald bemerken, daß der Vf. nicht Ursache habe, ohne anzufragen, sich sogleich auf den ersten Platz zu setzen. Was die Geburtshülfe durch die neue Eintheilung des Vortrags für andern bereits in Händen habenden gewonnen, haben wir nicht ausfindig machen können. Es wird nicht fehlen, daß nach wenigen Jahren einem andern diese Eintheilung nicht gefällt, der eine neue macht, und Ursache zu einem neuen Lehrbuche findet. Auch die aphoristische Schreibart, die der Verf. von seinem Buche rühmt, wodurch es sich von andern auszeichnen und zu akademischen

Vor-

Vorlesungen vorzüglich bestimmt und schicklich seyn soll, haben wir gleichfalls nicht ansichtig werden können. Wichtige Zweifel sind uns ferner noch im Wege, der Versicherung des Verf. zu glauben, daß akademische Lehrer dadurch in den Stand gesetzt würden, ihrem Vortrage die möglichste Deutlichkeit zu geben, und die richtigsten Urtheile über zweifelhafte Fälle dieser Wissenschaft mitzutheilen. Denn an vielen Stellen leuchtet gar deutlich vor, daß der Verf. nicht aus eigner Erfahrung spreche und in dem semiotischen Theile der Kunst nicht sehr bewandert sey. Das Kapitel von den Zeichen des am Gebährmutterhalse oder am Muttermunde angewachsenen Mutterkuchens wird hiervon den Beweis führen. Nun noch einige Belege zu unserm Urtheil. S. 25. heißt es: „der Nabelstrang bestehet aus zwey Schlagadern, einer Blutader und dem Uringange (urachus)“ Der Verf. muß scharfe Augen haben, daß er etwas im Nabelstrange gesehen hat, was die größten Anatomen bey der genauesten Untersuchung noch nicht haben entdecken können. Denn bis jetzt hat noch niemand einen Urachus als einen Nerven im Nabelstrang des Kindes bemerken wollen. Bey der Warthonianischen Sulze will er auch den sich hier ergiessenden Urin gesehen haben. Er ist seiner Meynung nach weiß von Farbe und süß. Ich erinnere mich nicht, daß ihn jemand vor ihn gekostet habe. S. 28. „In den ersten drey Monaten wächst die Frucht am stärksten.“ Wir und Andere halten das Gegentheil für wahr. Dies ereignet sich in den letzten drey Monaten. Ferner, „das beste Blut der Mutter geht nach dem Kopf, das schlechtere nach den untern Gliedmaßen.“ Auch eine neue Eintheilung, die uns bis jetzt unbekannt war! Wenn doch der Verf. die Stellen in dem Körper der Mutter angegeben hätte, wo das schlechte und wo das gute Blut zirkulire, und die Zeichen, wodurch man beydes von einander unterscheide! und woher weiß Er, daß, wenn auch die Mutter zweyerley Blut besäße, gerade das gute nach dem Kopfe des Embryo, und das schlechtere nach den Füßen desselben seinen Lauf nehme? S. 119. „Ist der Kopf bey widernatürlichen und schweren Geburten mehr als gewöhnlich zusammengedrückt oder ganz und gar verunstaltet, so wird ein gelinder Druck mit der Hand nebst einer schicklichen Bandage, welche fleißig mit stärkenden Mitteln angefeuchtet wird, die besten Dienste thun.“ Dieser Rath ist nicht gut! Auch der gelindeste Druck ist nachtheilig und kann sowohl dem Leben Gefahr als den Geistesfähigkeiten des Kindes in der Folge grossen

Scha-

Schaden bringen. Die durch das enge Becken verursachte lange Kopfgeschwulst hebt die Natur für sich ohne alle Kunst am besten. Die grosse Hautgeschwulst am Hinterkopfe zertheilen erweichende Umschläge in kurzer Zeit. Man kann Hebammen vor diesem [illegible] Druck, durch welchen sie öfters dem [illegible] Kopfe nach schweren Geburten eine schöne runde Form und dem Geiste immerwährende Stupidität geben, nicht genug warnen und ihnen diesen Handgriff gefährlich genug vorstellen. S. 16. 2 Theil. folgt der Vf. bey der Behandlung der Nachgeburt den Vorschriften angesehener Geburtshelfer, die um desto [illegible] sind, jemehr sie die Autorität in Ruse stehender [illegible] vor sich haben. Der gröste Theil der hier angeführten Anzeigen zur künstlichen Trennung der Nachgeburt [illegible] unsere entgegengesetzte Meynung. Da der Raum dieser Blätter nicht verstattet, was gegen jeden einzeln dieser [illegible], so schränken wir uns nur auf einen davon ein. [illegible] diesen Anzeigen zur künstlichen Trennung und [illegible] der Nachgeburt ist bey dem Verf. ein starker Blutfluß aus der Gebärmutter, wo die Nachgeburt nur zur Hälfte [illegible] ist, oder in einer andern Gegend, als im Grunde der [illegible] sitzt. Hier ist die Frage: liegt die Ursache des [illegible] Blutflusses in der zur Hälfte getrennten Nachgeburt [illegible] etwas anders? Stillt sich der Blutfluß, sobald die [illegible] getrennte Nachgeburt vollkommen durch die Kunst [illegible] und ausgezogen ist? Vieljährige genaue Beobachtung [illegible], daß dieses zuweilen geschehe, zuweilen auch nicht; daß [illegible] unter diesen Umständen nach der künstlichen Trennung der Blutfluß heftiger wurde und den Tod beschleunigte. Der Grund dieses verschiedenen Erfolgs liegt ganz allein in der verschiedenen Veränderung, die in diesem entscheidenden Zeitpunkt mit der Gebärmutter vorgeht. Zieht sich nämlich durch den [illegible] der Hand und der künstlichen Trennung der Nachgeburt die Gebärmutter schnell zusammen, so stillt sich das Bluten. Denn alles Glück des Erfolgs hängt von dieser Zusammenziehung ab. Erfolgt dieses aber nicht, wie dieses nicht selten der Fall ist, so werden durch diese Trennung die Quellen des Blutflusses noch ungleich mehr geöffnet und die Frau stirbt desto schneller. Dieser verschiedene Erfolg ist der Grund der verschiedenen Meynungen bey diesem Gegenstande. Es ist demnach unserer Meynung und unserer geprüften Erfahrung nach höchst gefährlich, sich auf dieses glückliche Ohngefähr zu verlassen und das Leben des Menschen dem Zufall blos zustellen.

stellen. Weit sicherer geht man, wenn man die halbgetrennte Nachgeburt zurückläßt und die in der Erschlaffung sich befindende Gebärmutter durch innere und äussere Mittel zur Zusammenziehung reitzt. Sobald man diese Absicht erreicht, so stillt sich der Blutfluß. Die Natur trennt nun nach und nach für sich den übrigen Theil der Nachgeburt ohne alle weitere Gefahr und stößt sie gewöhnlichermaaßen aus. Noch weniger finden wir eine Anzeige zur künstlichen Trennung dieses Theils, wenn er in einer andern Gegend, als in dem Grunde der Gebärmutter seinen Sitz hat. Er sitzt ja öfters zur Seite, und die Natur trennt ihn eben so glücklich und leichte, als wenn er den Grund dieses Eingeweides einnimmt. Wozu demnach eine künstliche Trennung, die immer Reitz, immer Entzündung oder vorsätzlich einen gefährlichen Blutfluß veranlassen kann! S. 96. 2 Th. räth der Verf. die Vereiterung der Brust bey Wöchnerinnen sobald es möglich, entweder durch das Messer oder durch ein Aezmittel, zu öffnen. Wir sind entgegengesetzter Meynung. Die Erfahrung hat vielfältig bewiesen, daß man die Oeffnung des Eitersacks mit ungleich besserm Erfolg der Natur überläßt und daß die Verhärtungen der Brust ungleich schneller durch den Eiter sich auflösen, als wenn man den Eitersack frühzeitig durch das Messer öffnet. Das Aezmittel ist noch unschicklicher; es verursacht anfangs heftige Schmerzen und in der Folge eine üble Narbe.

Rb.

D. J. Arnemanns, Professors der Med. auf der Universität zu Göttingen, Mitglieds verschiedner Societäten u. s. w. Entwurf einer praktischen Arzneymittellehre. Zweyter Theil; von den chirurgischen Mitteln. Göttingen, bey Vandenhoek und Ruprecht. 1792. Ohne Einleitung und Register, 222 Seiten in 8. 14 gr.

Mit der Belesenheit und dem praktischen Scharfsinn, — welche wir bey der Anzeige des ersten Theils von dieser Arbeit des Verfassers schon gerühmt haben, — finden wir auch hier die äusserlichen Arzneymittel und ihre Heilkräfte behandelt. Obgleich der Verf. auch bey diesem Theil wenig oder gar keine eigene Erfahrungen anführt; so hat er doch alles mit so guter

guter Auswahl aus den Schriften der besten Aerzte und Wundärzte geschöpft, und es mit so vieler Ordnung zusammengestellt, daß wir kein Bedenken tragen, diese Materia chirurgica unsern Lesern als ein nützliches Handbuch zu empfehlen. — Die hier beschriebenen Mittel sind nach ihrer Wirkung eingetheilt, 1) in Blutausleerende, 2) Blutstillende, 3) zusammenziehende, 4) zertheilende, 5) fäulnißwidrige Mittel, 6) Aezmittel, 7) erweichende, 8) austrocknende, 9) Niesemittel, 10) Speichel erregende, Kühlmittel und 11) Klystire. — Einige der angeführten Mittel hat der Verf. jedoch etwas zu kurz abgefertigt, andre ganz übersehn. So vermissen wir hier z. B. den Balsam: vitae externum, das Nußöl, u. e. a. gewiß nicht überflüssige äusserliche Arzneymittel. —

D. b.

Wie hat man sich nach einem verdächtigen Beyschlafe zu verhalten? Ein Toilettenstück für galante Jünglinge und Mädchen. Mit einem Kupfer. London und Paris, 1793. 170 Seiten in 8. 10 gr.

Das Publikum kann durch den Abdruck dieser Brochüre nichts gewinnen, und es wäre gut, wenn der Verleger dabey verlöre, denn jemehr dieser dabey gewinnt, desto mehr würde die Moralität und die Gesundheit dabey einbüßen. Das Wort Toilettenstück ist wohl ein Kunstgriff, diese Scharteke in die Hände der Mädchen zu spielen; wahrhaftig die Polizey sollte solchen Autoren, oder Verlegerkniffen steuern, wodurch Schriften verbreitet werden können, welche die Unschuld verderben, und die Zügellosigkeit erhöhen und vermehren. Der Verfasser meynt, alle bisher bekannten Polizeyverfügungen könnten der Ansteckung durch Bordells keine sichere Grenzen setzen, zuverlässiger würde es seyn, wenn die Polizey die Kennzeichen, woraus das Mädchen die Ansteckungsfähigkeit des Mannes erfahren kann, in jedem Bordell öffentlich anhängen und den Freudenmädchen durch den gewöhnlichen Aufseher in jedem Monat wenigstens einmal erklären liesse. Die Kennzeichen, welche der Verf. angiebt, mögen für Bordelle ihren politischen Nutzen haben; aber richtig sind sie nicht, und eben darum kann hier die Angabe derselben bey vollkommen geheilten Mannspersonen eine unnöthige Aengstlichkeit und bey Frauenspersonen ungerechtes und unglückliches Mißtrauen gegen ihre

Männer erregen.. Alle Vorbauungsmittel gegen venerische Ansteckung sind unsicher und kein einziges ist gewiß, eben so trüglich ist das vom Verf. empfohlne Abwaschen und Einspritzen mit Kalkwasser. Des Verfassers ärztliche Rathschläge zur Heilung venerischer Zufälle beziehen sich nur auf das Oertliche, und es ist doch entschieden, daß zu vollkommener Heilung auch eine allgemeine Behandlung durchaus erforderlich ist!!! Ueberdies sind seine Rathschläge unbedingt und quacksalberisch. Es wäre Zeit und Raum verloren, sich hier in eine detaillirte Beurtheilung derselben einzulassen, gnug daß Rec. gegen den Gebrauch und die Verbreitung dieser in mancherley Rücksichten bedenklichen Schrift laut warnt. Das Kupfer stellt eine gute Mutterspritze vor.

Ia.

Rechtsgelahrheit.

D. Ernst Christian Westphals, Königl. Preuß. Geheimen Justizraths rc. öffentliche und privat Rechtsgutachten, und ausgesuchte Erkenntnisse des bürgerlichen Rechts, nebst vorausgeschickter wissenschaftlicher Zusammenstellung der darin, und in den Erkenntnissen dieses Fachs angewendeten Grundsätze nach Ordnung der Pandecten. Zwey Bände. Leipzig, 1792. bey Weygand. 416 und 394 S. gr. 4. 4 Rthl. 16 gr.

Die Verschickung der Acten an die Juristen-Facultäten, was man auch dagegen sagen mag, hat doch im Ganzen ihren überwiegenden Nutzen. Sie trägt gewiß nicht wenig dazu bey, die deutsche Freyheit gegen so manche Arten des Despotismus zu sichern; und selbst den academischen Unterricht durch die Erfahrung, welche sie den Lehrern des Rechts von Zeit zu Zeit verschafft, desto brauchbarer zu machen. Vorzüglich könnte aber die theoretische und practische Rechtsgelahrheit durch zweckmässige Sammlung und Auswahl jener Erfahrungen viel gewinnen; allein, ohne das Gute, was academische Lehrer auf diesem Wege geleistet haben, nur irgend zu verkennen; muß man doch wohl zugeben, daß ihre Sammlungen sich grö-

sten-

[illegible] durch einen fast unverzeihlichen Mangel an Auswahl wirklich merkwürdiger Rechtsfälle eben so sehr, als durch eine geschmack- und zwecklose Einrichtung auszeichnen. Freylich ist es einem Facultisten leichter, seine Ausarbeitungen, wie sie da liegen, abdrucken zu lassen. Wie viel aber übrig bleiben möchte, wenn der ganze Vorrath auf Beobachtungen, wie sie [illegible] und andere geliefert haben, zurück geführt würde? ist eine andere Frage. Immer haben es hierin die Mitglieder der eigentlichen Gerichte und Dicasterien, wenn sie ihre Beobachtungen heraus gaben, den mehresten Facultisten zuvorgethan. Wer die Arbeiten des Verf. über das deutsche Privatrecht, Criminalrecht u. s. w. kennet, der hat auch im Ganzen schon einen Begriff von der Absicht und Einrichtung des vorliegenden Werks. Anfänglich gieng der Entschluß des Vf. dahin, aus dem großen Vorrath seiner practischen Ausarbeitungen blos diejenigen dem Druck zu übergeben, welche sich mit Einer Materie des gemeinen bürgerlichen Rechts allein beschäftigen; aus den Arbeiten vermischten Inhalts aber künftig das Brauchbarste in einer Sammlung besonderer Observationen bekannt zu machen. „Weil es aber besser ist, schreibt er in der Vorrede, das, was man thun will, sofort abzuthun, als auf künftige ungewisse Arbeit zu verweisen: so habe ich zwar bloß die Erkenntnisse und Gutachten von der [illegible] Beschaffenheit abdrucken lassen; jedoch aus dem übrigen Vorrathe schon jetzt die theoretischen Sätze mit ausgehoben, und der vorgesetzten Einleitung mit eingeschaltet.“ Diese Einleitung enthält nun nach Ordnung der Pandecten die Rechtssätze, welche in dem abgedruckten und übrigen Vorrathe der practischen Ausarbeitungen des Verf. angewandt, und in dem ersten zum Theil weiter ausgeführt worden sind. „Eigentlich ist daher die Einleitung als ein raisonnirendes Register der Erkenntnisse und Gutachten eingerichtet,“ und diese folgen darauf mit Beybehaltung der Nummern, die sie schon in dem Vorrathe des Verf. hatten; daher auch die Zahlen wegen der nicht gedruckten Stücke hin und wieder ziemlich unterbrochen sind. Dieß hat indeß zu Unrichtigkeiten Gelegenheit gegeben, z. B. die Entscheidung No. 311, worauf Seite 47 verwiesen wird, fehlt ganz. Was nun zuvörderst die Ordnung anbetrifft: so wäre es doch wohl zur Bequemlichkeit des Lesers nicht undienlich gewesen, wenn der Verfasser in Rücksicht auf die Folge der Materien ein gewisses Lehrbuch der Pandecten zum Leitfaden bestimmt hätte; weil bekanntlich

die Systeme nach Ordnung der Pandecten hierin noch sehr von einander abweichen, und was in einem Lehrbuche unter diesem Titel vorkommt, bey andern wieder unter ganz andern Titeln abgehandelt ist. Auch hat die gewählte Ordnung des Verf. so viel Eignes, daß sie hin und wieder noch den Wunsch eines eigentlichen Registers übrig läßt. Z. B. Von der Verantwortlichkeit des Richters, und der Entschädigungsklage gegen ihn wird nicht 50. 13. sondern im Titel de jurisdictione gehandelt, daselbst auch von der Frage, in welchen Fällen der Richter von Amtswegen verfahren könne u. d. m. Allerdings enthält diese Arbeit übrigens manche brauchbare Ausführungen und gute einzelne Bemerkungen, welche in der Theorie Manches berichtigen, und zur gehörigen Anwendung der Gesetze führen können. Zum Beyspiele kann unter andern dienen, was S. 8. über die sogenannten praejudicia juris und S. 61 über die Frage: ob und in wiefern man durch einen Bau, den man auf seinem Grund und Boden vornimmt, dem Nachbar Licht, Aussicht etc. etc. entziehen könne? — nach gemeinen Rechten gesagt worden ist. Besonders mühsam ausgearbeitet und sehr unterrichtend sind auch die Belehrungen No. 70. B. gegen ein Gutachten der Facultät zu Göttingen, den Streit über ein Fideicommiß betreffend, und No. 71. über den heutigen Gebrauch der bekannten Römischen Verordnung über die einem Wahnsinnigen deferirte Erbschaft. Allein, dieses zugegeben, muß ich doch bey aller Achtung, die ich für den verdienstvollen Verfasser der klassischen Werke über das Pfandrecht und die Lehre von den Servituten hege, im Ganzen gegen das vorliegende Werk erinnern, daß der Inhalt größtentheils auf bekannte Dinge führet, die man in jedem Lehrbuche schon antrifft, und derentwegen also wohl nicht leicht ein irgend gut unterrichteter Sachwalter oder Richter zu den Sammlungen der öffentlichen Rechtssprüche seine Zuflucht mehr nehmen wird, wenigstens in hundert ähnlichen Sammlungen schon hinlängliche Auskunft findet. Anmerkungen von dem Gehalte, wie sie ad Tit. de condict. causa data, causa non secuta, de cond. indebiti, de compensationibus etc. etc. vorkommen, findet man durch das ganze Werk sehr häufig. Nicht selten sind mir auch Entscheidungen, die sich durchaus nicht billigen lassen, und in der Einleitung manche Sätze vorgekommen, die der Verf., wenn die Arbeit nicht, wie es fast scheint, ein wenig zu sehr beeilt worden wäre, wohl nicht hätte einschleichen lassen. So z. B. wird S. 46. Th. 1. behauptet, daß einem

[illegible] die [illegible] der [illegible] nicht [illegible], [illegible] der Gegner aus [illegible] Gründen ihn für großjährig ge[illegible]. Wer sieht nicht, daß hier eine gewisse Ein[illegible] des S. C. Maced. sehr unschicklich auf Minderjäh[illegible] angewandt werde? Eben so ist auch in der Entscheidung [illegible] von einem homine sui iuris, ein sehr unrichtiger [illegible] auf die Rechte der Großjährigkeit gemacht, und ver[illegible] gesetzwidrigen Folge der Vertrag eines Emancipir[illegible] Minderjährigkeit ohngeachtet, für gültig erkannt [illegible]. Es ist schlimm genug für die einzelne Parthey, [illegible] dieses Urtheil der Facultät nach der Proceßord[illegible] Orts keine Rechtsmittel mehr statt gefunden haben; [illegible] wäre es, wenn das Ansehen des Verf. in ähnli[illegible] noch ferner zu gleichen Entscheidungen Anlaß [illegible]. Rechtsgelehrte von einigem Gewichte sollten [illegible] mit doppelter Sorgfalt prüfen, weil sie im[illegible] und Sachführer rechnen können, die, fiducia [illegible], ihren Meynungen zu folgen geneigt sind. Nicht [illegible] indeß dem Verfasser darin Jemand beypflichten, [illegible] daß heutiges Tages ein Schuldner, dem Geld [illegible], das angeliehene Kapital verzinsen müsse, [illegible] keine Zinsen versprochen worden, und auch der [illegible] nicht eintreten sollte. Zu den unrichtigen [illegible] gehört auch folgende: (ebendaselbst.) „Es [illegible] ein Beklagter den Einwand des nicht empfangenen, [illegible] zugleich excipirte er, das Geld schon wieder be[illegible] zu haben. Beyde Einreden liessen sich offenbar nicht [illegible] einander gedenken. Daher [illegible] auf die erste gar kei[illegible] nicht zu nehmen." Dies ist den Rechten, und dem [illegible] Satze: excipiens non confitetur entgegen. Auch [illegible] vorgeschützte Zahlung mit dem Nichtempfang des [illegible] an sich schon nicht geradezu im Widerspruche. Man [illegible] indebite bezahlt haben. Der Satz: (Seite 82.) „Im Concurse fällt das Retentionsrecht, als ein bloß persön[illegible] Befugniß weg," bedarf wohl noch sehr einer näheren [illegible], wenn er gelten soll. —

Tf.

[illegible] die Justizgewalt der Reichsverweser in ihren [illegible] Sachen. Ein Versuch von Daniel Frie-

 drich

drich Leypold, Herzoglich-Wirtembergischem Regierungssekretär. 1792. 8. S. 108. 6 gr.

Ein sehr wichtiger Abschnitt aus der Theorie der vicariatischen Reichsjustiz, der auch im Zwischenreiche von 1790 bey der Maynzischer Seits verweigerten Ablieferung der Sayn-Hachenburgischen Erbfolge-Acten praktisch wurde, und hier sehr gründlich und systematisch behandelt ist. Zuerst wird der Gegenstand nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen und dem Geiste der deutschen Staatsverfassung erörtert; darauf nach der Analogie der Justizgewalt des Kaysers, als Reichs-Oberhaupts und als Reichsbürgers, nach allen seinen dabey eintretenden Verhältnissen. Die Anwendung des letztern Falls auf die Reichsverweser führt Verschiedenheiten aus den Reichsgesetzen und der geschichtlichen Entstehungsart ihrer Justizgewalt und aus der besondern Beschaffenheit der Reichsvicariatsgerichte herbey. Hieraus entsteht das Resultat, daß die Reichsverweser, so wenig wie der Kayser, aus richterlicher Macht Recht sprechen oder sprechen lassen können, wenn ein von ihnen als solches angesprochenes Recht von den Ständen widersprochen wird; daß sie aber bey böslicher Verletzung unwidersprochener Rechte fiscalisch procediren können: ferner folgert der V. daraus, daß die Vicariatsgerichte im Allgemeinen in denjenigen Sachen Recht zu sprechen befugt sind, welche die Reichsverweser in ihren übrigen Verhältnissen betreffen, daß man sie aber in einzelnen Fällen recusiren kann.

Mit dieser historisch-publicistischen scharfsinnigen Theorie sind praktische Bemerkungen verbunden, wie sich Partheyen in Zwischenreichen gegen das Verfahren der Reichsvicariatsgerichte sowohl bey neu anhängig gemachten als bey alten Sachen sicher stellen können.

Tz.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten von D. Franz Volkmar Reinhard, Churfürstl. Sächsischen Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistoriali. Erster Theil. Zweyte Auflage.

lage. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1792. 1 Alph. 5 Bog. in 8. 1 Rg.

Predigten für prüfende und gefühlvolle Verehrer der Religion, über die gewöhnliche Sonn- und Fest-tags-Evangelien ein Jahr hindurch gehalten vor dem Frey-Adelichen Magdalenen-Stift allhier von Friedrich August Fritsch, öffentl. Lehrer und Prediger bey diesem Institut. Gera, bey Rothe. 1792. 2 Alph. 14 Bogen in 8. 2 Rg.

Was die Reinhardschen Predigten betrifft, so zeigen wir blos an, daß der Verf. bey dieser zweyten Auflage manche kleine Verbesserungen, besonders den Ausdruck betreffend, angebracht habe. Zugleich erklärt er sich in der Vorrede, daß er Willens sey, nächstens noch einen zweyten Theil nachfolgen zu lassen. Wir werden alsdann Gelegenheit haben, mehreres zu sagen, und verweisen jetzt den Leser auf das, was wir bereits zur Empfehlung dieses ersten Theils in unserer ersten Anzeige gesagt haben. (Siehe Allgem. D. Bibl. Band 74. S. 89.)

Hr. Fritsch hat seine Predigten nach Angabe des Titels und der Vorrede zunächst für prüfende und gefühlvolle Verehrer der Religion geschrieben, und wir müssen es auch bezeugen, daß er diese gebildetere Klasse von Zuhörern oder Lesern bey Ausarbeitung seiner Predigten fast immer vor Augen behalten und dem gemäß Sachen, Einkleidung und Sprache gewählt habe. Im Ganzen betrachtet, wollen wir auch seinen Vorträgen die Zweckmäßigkeit nicht absprechen, da die Materien mehrentheils nicht zu den alltäglichen gehören, sondern mit Sorgfalt ausgesucht und mit sichtbarem Fleiß bearbeitet sind. Man findet darin viele sehr richtige Erklärungen, glückliche Wendungen, deutliche und bestimmte Darlegung der Begriffe und Gründe, auch gute und passende Anwendung der vorgetragenen Wahrheit. Kurz, der Verf. zeigt sich als einen selbstdenkenden Kopf, der Altes und Neues untersucht und verglichen und sich dadurch einen guten Schatz von Kenntnissen erworben hat. So willig wir ihm dies Lob ertheilen, so müssen wir doch nach unserer Recensentenpflicht hinzufügen, daß

es ihm noch besser gelungen seyn und seine Arbeit noch mehr Empfehlung verdienen würde, wenn er weniger Kunst angewandt, weniger ängstlich die Schönheiten, besonders im Ausdruck, gesucht, sondern platter, natürlicher und gemeinfaßlicher geschrieben hätte. Schon im Ausdrucke des Hauptsatzes und seiner Theile, noch mehr in den Gebeten und Eingängen, ist diese Kunsteley bis zum Auffallen sichtbar. Ueberhaupt scheint der Verf. ein besonderes Wohlgefallen daran zu finden, wenn er sich vom gewöhnlichen Ton und Ausdruck entfernt, neue und auffallende Beywörter gebraucht und den Fluß der Rede durch einen schweren Periodenbau hemmt. Wir wollen dies nur durch ein Paar Belege aus seinem Werke zu beweisen suchen: Hieher gehören zuvörderst folgende abgehandelte Hauptsätze: **Am zweyten Advent. Sonnt.** betende Wachsamkeit, ein von Jesu empfohlnes Mittel, die Zukunft in Segen zu verwandeln. — **Am ersten Sonnt. n. Epiph.** Fortbildung der Menschheit, das edelste Geschäfte der Erden. — **Am ersten Osterfeyertage:** Auferstehungshoffnung, eine von Gottes Hand uns zugeführte Gefährtin zum Grabe — **Am Himmelfahrtsfeste:** die Erde, ein Vorhof des Himmels durch die Aufnahme des Geistes Jesu — **Am dritten Pfingstfeyertage:** Pauli gottbegeisterte Lehre vom Schicksal des menschlichen Leibes im Tode, nicht im Widerspruche mit dem, was wir vom menschlichen Leibe Jesu wissen. — **Am Trinitatisfeste:** die erhabene Majestätsrechte Gottes über Menschenleben in seinem unwiderstehlichem Blitze. — **Am 16ten Sonnt. nach Trin.** Gott freundlich bey Menschengräbern wie auf Erndtefeldern — Wir könnten weit mehrere anführen, da fast allen die von guten Homiletikern empfohlne Simplicität fehlt. Dies sey aber zur Probe genug. Nun auch ein Beyspiel von der gekünstelten Sprache im Gebet und in den Eingängen. Wir wählen hier die uns eben in die Hand fallende Predigt am 24sten Sonnt. nach Trinit.: Der Verf. hebt also an: „Dir, du göttlicher Sieger der Hölle und des Todes, dir „jauchzen frohlockend unsere Herzen entgegen; denn du trägst „die Schlüssel der Hölle und des Todes! Leben und Freude „ist in deiner Rechten immer und ewiglich! Triumphirend mit „unsterblicher Klarheit geschmückt, stehst du über dem Staube, „reichst deinen sterblichen Brüdern deine todtenreißende Hand „dar, und wem sie sich darbietet, der lebet! Du, der du todt „warest und lebst, alle Schrecken des Grabes hast du schau„getragen öffentlich, und einen Triumph aus ihnen gemacht!

„Wir

„Wir deine Erlöste können nun mit frohen Siegesliedern auf „unsere Gräber hintreten und den Tag des kommenden Todes „besingen: Tod, wo ist nun dein Stachel, Hölle, wo ist nun „dein Sieg?" — — Seinen Eingang zu dieser Predigt hebt er damit an, daß er den Zustand derer beschreibt, die sich den Tod als einen fortwährenden Schlaf der Seele bis zum Auferstehungstage denken. Er schildert hier diesen Seelenschlaf folgendermaßen: „Schlaf ist doch immer ein Zustand ge„hemmter Thätigkeit, erschöpfter Kraft, verdunkelter, oft ganz „erloschener Gedanken, die Klarheit des Bewußtseyns ist dahin. „Thätigkeit ist allein nur die leuchtende Fackel des Lebens; ist „diese erloschen, dann dämmert's nur noch in der Seele, gleich „dem Punkte, der von einem glimmenden Dochte erleuchtet „wird. Dann wandeln, wenns hoch kommt, leere Traumge„stalten der trunkenen Seele vorüber und winken der lau„schenden Einbildungskraft, ihr zu folgen, um sie einen Au„genblick hinzuzaubern in ein nichtiges Paradies, wo An„schauen ohne Genuß ist, oder auch sie mit täuschenden Schre„cken zu quälen. Ist dieser phantastische Zustand, gleich der „gaukelnden Fieberhitze, ein wünschenswürdiges Leben?" u. s. f. In diesem Ton geht es durch den ganzen Eingang fort. Nun folgt das Thema: *Die Furchtlosigkeit eines Christen in Ansehung eines zu besorgenden langen Seelenschlafs im Tode: 1) Auf was für Beweise gründet ein Christ diese Furchtlosigkeit? 2) Was für Einfluß hat sie auf seine Tugend und Ruhe?* — In dieser Ausführung selbst wird nun der Verf., wie dies fast immer sein Fall ist, wieder um ein merkliches klarer und faßlicher. Auch sind die angeführte Beweise so gut, als wir sie in dieser Materie haben können. So willig wir dies bezeugen, so müssen wir doch schlechterdings den im Eingange und andern einzelnen Stellen der Abhandlungen selbst aufgehäuften und ganz zur Unzeit angebrachten Schmuck der Redekunst tadeln, so viel auch der Verf. in der Vorrede zu dessen Rechtfertigung und zur Entschuldigung der fehlenden Popularität anführt. Wenn auch seine Gemeine, wie er sagt, größtentheils aus feiner gebildeten Personen, besonders des zweyten Geschlechts, besteht, so muß ihnen schon um deswillen, wenn anders ihre Bildung rechter Art ist, diese affektirte und gekünstelte Sprache um so weniger gefallen. Selbst vor den gelehrtesten Zuhörern muß und kann ein geschickter geistlicher Redner populär predigen, obwohl allerdings ein Unterschied unter dieser Popularität und derje-

derjenigen, die man im Vortrage vor Landgemeinden anwenden muß, statt findet. Doch genug über diesen Punkt.

Noch sucht sich der Verf. in seiner Vorrede gegen diejenigen zu verwahren, die etwa aus einigen freyern Aeusserungen über die Dogmen der Kirche nachtheilige Schlüsse für seine Orthodoxie ziehen wollen. Er versichert, es sey ihm lediglich darum zu thun gewesen, die wesentliche Lehren der Christusreligion, welche er von Herzen glaube, in ihrer Vernunftmäßigkeit und practischen Brauchbarkeit nach seiner besten Ueberzeugung seinen Zuhörern darzustellen. Und hierin hat er die Wahrheit gesagt; und daran hat er auch, wie wir meynen, recht und wohl gethan. Nur wünschten wir auch hier, daß er an manchen Stellen weniger philosophirt, und dagegen mehr bey den simpeln Vorstellungen der Bibel geblieben wäre, vorzüglich aber die praktische Seite mancher Lehre in ein noch helleres Licht gesetzt hätte. Auch bedient er sich zuweilen zur Erklärung einer Lehre solcher Ausdrücke, die statt des zu ertheilenden Lichtes noch mehr Dunkelheit bringen. So z. E. in der Predigt am ersten Weihnachtsfeyertage. Er handelt hier von der menschlichen Offenbarung der Gottheit in der Geburt Christi. Dieser Hauptsatz ist nun selbst schon nicht deutlich und richtig ausgedrückt. Aber in der Ausführung und besonders bey Erklärung der Gottheit des Erlösers kommen der unbequemen und unbestimmten Ausdrücke noch mehrere vor. Unter andern heißt es Seite 65. „Euch ist der „Heyland geboren! Nicht als Gott erst entstanden, das wäre „Unsinn! nur in und mittelst der menschlichen Geburt Jesu „als der Lebendige für Menschenwohl geschäftige Gott bekannt „gemacht, versinnlicht dargestellt. Der Menschheit wohl„zuthun, wählt die göttliche Weisheit ein Menschenleben. — „Die Menschheit Jesu wird nun also gleichsam der Kanal, „durch welchen alle göttliche Segenswirkungen in das Gebiet „der Sterblichen übergeleitet werden. Menschennatur bildet „das Ufer, innerhalb welchem die ewig beglückende Kraft der „Gottheit auf menschliches Daseyn überströmt. Und so ist „Gott in Christo und verknüpft die Menschheit mit sich; so „wohnt in ihm die ganze Fülle der Gottheit, so weit sie „Menschen beglückt, leibhaftig u. s. f." — Wie dunkel! Welcher Laie, so gebildet er auch seyn mag, kann hier den Sinn des Redners fassen! Ja wie mancher Theolog und Prediger wird hier über Heterodoxie oder Dunkelheit klagen; obwohl

Rec.

Rec. an seinem Theil manches Wahre in diesen Ideen entdeckt, das jedoch weit faßlicher, kürzer und biblischer ausgedrückt werden konnte. Ueberhaupt ist unsere Meynung, daß der V. erst denn ein guter Prediger werden kann, wenn er aufhören wird, nach dem Sonderbaren und Auffallenden sowohl in Sachen als besonders im Ausdrucke zu streben.

Gu.

Predigten zur Beförderung religiöser Gesinnungen. Herausgegeben von M. G. F. Oppelt, Prediger in Waban bey Weissenfels. Leipzig, 1792. 276 S. in 8. 14 gr.

Der Verf. meynt in der Vorrede, daß vielleicht seine Gönner und Freunde, denen er zugleich seinen flammenden Dank darbringt, seine Predigten mehr nach den Empfindungen ihres ihm wohlwollenden Herzens, als nach der Strenge kritischer Gesetze beurtheilen werden. Aber er fürchtet sich vor den Herren mit der strengen partheylosen Feder, worunter er die Recensenten zu verstehen scheint, daß sie ihn nicht so schonend behandeln dürften; indessen wolle er doch das Beste hoffen. Wir wollen ihn in seiner Hoffnung nicht täuschen, sondern ihm aufrichtig gestehen, daß auch wir von ihm das Beste hoffen. Nach unserm Urtheil und Gefühl sind seine Predigten keine Meisterstücke; sie sind mehr in der Manier der ehemaligen moralischen Wochenschriften gearbeitet, als in der Sprache christlicher Predigten, die, ohne zu großen Aufwand in Worten, den Verstand überzeugen und das Herz rühren und bessern. Der Styl ist zu weitschweifig, voll Tiraden und tautologischer Wendungen; bald zu geschmückt, bald zu nachläßig, und am wenigsten einer Dorfkanzel angemessen. Anlagen kann man dem Verf. nicht absprechen: und wenn er seinem Vortrage mehr Simplicität und seinen Gedanken mehr Zusammenhang und Präcision zu geben sucht; wenn er durch fleissiges Bibelstudium sich hellere Einsichten in die Lehre Jesu verschafft hat, und, die Feile bey seinen Predigten zu brauchen, nicht vergißt: so zweiflen wir nicht, daß er künftig eine Stelle unter unsern guten Kanzelrednern werde behaupten können. Weniger günstig können wir von den beyden hinzugefügten Parentationen urtheilen. Die eine ist bey

dem

dem Tode eines fünfmonatlichen Kindes mit einem Aufwand von Worten, rednerischen Figuren und Lobeserhebungen gehalten, die man kaum bey einem Erwachsenen von ausgezeichneten Verdiensten zu gebrauchen sich getrauen würde. Man höre nur in welchem Posaunentone der Verf. S. 358 spricht: „Schnell wie ein jäher Sturm aus Mitternacht, riß eine „todverkündende Krankheit die geliebte Entseelte aus den Ar„men der entsetzten Mutter, bleichte mit einem male die Ro„senfarbe ihrer Wangen, entstellte ihr holdes Engelgesicht, „wüthete mit solchem Ungestüm auf sie los, daß ihre zarte Na„tur gar bald erschüttert, erschöpft und aller Kräfte beraubt „wurde. Ach! nicht das Anwenden der kostbarsten Heilmit„tel, nicht die stummen Seufzer eines unruhigen Vaters, nicht „das Händeringen einer trostlosen Mutter, nicht ihre feurigste „Unruhe, nicht ihre flammenden Gebete, nichts, nichts war „vermögend, den Abgott väterlicher und mütterlicher Liebe „zu retten. — Er kam der gefürchtete Augenblick, da ein wür„gender Steckfluß ihren letzten Athem verschlang, ihr junges „Leben zerschnitt.“ — —

In der zweyten Trauerrede bey der Beerdigung Herrn Geyers, Viceactuarii im Amte Mügeln, fehlt es nicht an poetischen Floskeln, als: „Der furchtbare verheerende Hagel„sturm, der die wallenden Saaten zerschmettert.“ — Wir setzen noch den Inhalt der hier gelieferten Predigten her: 1) Die wichtige Pflicht, Menschen zu beglücken. 2) Die wohlthätigen Wirkungen des Evangeliums Jesu Christi. 3) Die Hindernisse, welche den Wirkungen des Evangelii entgegenstehen. 4) Der Friede, den Jesus giebt. 5) Die Thorheit derer, welche die Glückseligkeit dieser Welt der Glückseligkeit des Reiches Gottes vorziehen 6) Die Bemühungen Jesu, Sünder zu bekehren. 7) Das Bekenntniß des Namens Christi, eine Verpflichtung für uns, von aller Ungerechtigkeit abzutreten. 8) Das löbliche Verhalten eines Christen in Absicht auf vergänglichen Reichthum. 9) Der Christ beym Hinscheiden seiner Mitbrüder. Alle diese Predigten sind über die gewöhnlichen Pericopen gehalten.

Bb.

Joh. Christ. Döderleins kurze Unterweisung in den Lehrwahrheiten der christlichen Religion; Zweyter Theil.

Theil. Nürnberg und Altdorf, bey Monat und Kußler, 1792. 251 S. 8. 14 gr.

Wir beziehen uns auf das, was wir über diese Uebersetzung der Döderleinischen Summae institutionis theologi christiani, und ihre gänzliche Entbehrlichkeit bey der Anzeige des ersten Theils bereits gesagt haben. S. 96. ist von der Impersonalität der menschlichen Natur Christi, von den persönlichen, idiopoeitischen, auchematischen und apotelesmatischen Sätzen die Rede. Wo ist in aller Welt der Leser, der, wenn er dergleichen Ausdrücke versteht, diese Uebersetzung nöthig hätte; oder dem diese Uebersetzung etwas helfen könnte, wenn er jene Formeln nicht versteht, und sich um ihren Sinn auch nicht zu bekümmern braucht?

Nd.

Vom Wiedersehn in der Ewigkeit. Vier Predigten von C. G. Ribbeck. Zweyte Auflage. Magdeburg, 1792. Im Scheidhauerschen Verlage. 166 Seiten. 8. 10 gr.

Diese Predigten sind im 103ten Bande dieser Bibliothek vortheilhaft recensirt, und es darf also nur das Daseyn dieser zweyten Auflage angezeigt werden, welche sich von der ersten durch einige, doch im Ganzen nicht beträchtliche, Aenderungen und Zusätze unterscheidet.

Ao.

Mathematik.

Ueber die Bemühungen der Gelehrten und Künstler, mathematische und astronomische Instrumente einzutheilen. Von Joh. Georg Geißler, Mitglied der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft. Dresden, 1792. in der Waltherischen Buchhandlung. 8. 136 S. 7 Kupfert. 20 gr.

Der

Der Verf. beschreibt, wie der Titel zeigt, die bis hieher übliche Methoden astronomische Werkzeuge genau einzutheilen, und zwar in einem so faßlichen Vortrag, daß jeder Künstler, auch ohne besondere mathematische Kenntnisse zu besitzen, ihn verstehen kann. Die Beschreibungen dieser verschiedenen Theilungsmethoden sind auch so nach einander geordnet, daß das Werkchen zu einer Geschichte dieser Kunst dient. Die Quellen, aus denen der Verf. schöpfte und die in mancher Rücksicht noch eine vollständigere Belehrung über diesen Gegenstand gewähren, sind in der Vorrede angezeigt. Deutschen Künstlern, auch manchem Liebhaber mathematischer Wissenschaften, wird es angenehm seyn, in diesem kleinen und nicht theuren Werke die Hauptideen der Gelehrten und Künstler über einen so wichtigen Gegenstand beysammen zu finden, da sie doch nicht immer Gelegenheit haben dürften, die von dem Verf. benutzte Schriften zu lesen. — Zuerst beschreibt derselbe D. Hooks Verfahren bey der Eintheilung seines Quadranten und erläutert dasselbe durch 3 Figuren auf der 1ten Tafel; die Anführung dieser Figuren ist aber in dem Text verdruckt und in den Kupfern sind einige Buchstaben und Ziffern zum Theil gar nicht und zum Theil undeutlich gestochen. Mehrere dergleichen in diesem Buch vorkommende Fehler hätten sorgfältiger vermieden seyn sollen, da sie Undeutlichkeit veranlassen. Hierauf folgt das Verfahren des Astronomen Olaus Römer, einen Quadranten, durch Umschlagung eines festgestellten Zirkul-Instrumentes in willkührliche gleiche Theile zu theilen, und die Werthe dieser Theile nach der gewöhnlichen Kreißeintheilung zu finden. Die Fehler, die auch dies dem Anscheine nach untrügliche Verfahren veranlassen kann, werden bemerkt. Dann folgt Grahams Verfahren, der bey seinem Quadranten zuerst die doppelte Theilung von 96 Haupttheilen und 90 Graden nebst dem doppelten hierzu gehörigen Vernier anbrachte und alle bis hierhin übliche Unterabtheilungen durch Transversalen verwarf, aber noch nicht auf die verschiedene Ausdehnung der gebrauchten Metalle bey der Theilung des Limbus Rücksicht nahm. — Birds Eintheilungsmethode, der einen Maasstab auf einer Messingplatte mit äusserst feinen Theilstrichen von der Länge eines Fußes in 100 Theile theilte, und mit einem daran verschieblichen Lineal durch einen Vernier jeden der Theile wieder in 100 kleinere, also den Schuh in 10000, damit mehrere Chorden des Quadranten genau abmaß, und durch mehrere Bisectionen auf dem Limbus desselben 85°. 20′. in 1024 Theile theilte.

theilt. Eines ähnlichen Verfahrens bediente sich der geschickte deutsche Mechanikus Brander, der eine äusserst fein getheilte Glasskale gebrauchte, der Französische Fuß ist in 10878 Theile darauf eingetheilt, der Verf. bildet sie ab und beschreibt sie und ihren Gebrauch sowohl zur Eintheilung der Kreisbögen als auch gerader Linien. In einem hierauf folgenden Abschnitt wird nur ganz kurz erwähnt, daß die Ausdehnung des zu theilenden Instruments und des hierzu gebrauchten Hülfswerkzeugs und ihrer verschiedenen Maßen bey abwechselnden Temperaturen Fehler bey der Theilung veranlassen könne; der Verf. lehrt aber nicht, wie diese Fehler zu schätzen seyen, sondern verweiset deshalb auf die Abhandlung des Prof. Späth „über den Grad „der Genauigkeit der Birdischen und Branderischen Quadranten.„ Ingleichen trägt er auch nicht die neue Art, mathematische Instrumente zu theilen, nach dem Verfahren des Duc de Chaulnes vor, sondern verweiset ebenfalls auf dessen, vom Prof. Hube übersetzte Abhandlung; dagegen giebt er nicht allein Nachricht von dem Ramsdenischen Verfahren, und wie es mit der Beschreibung dessen Theilmaschine gegangen, sondern theilt auch selbige nach der Französischen Uebersetzung des de la Lande nebst den dazu nöthigen Abbildungen auf verschiedenen Kupfertafeln mit. Diese sehr zusammengesetzte und kostbare Maschine des grossen Künstlers gewährt aber auch den Vortheil, daß er einen Octanten von 10 zu 10 Minuten in einer halben Stunde zu theilen vermag. Ramsden konnte diese Maschine nicht verfertigen, ohne eine ganz genaue Schraube ohne Ende zu haben, und erfand zu deren Verfertigung eine eigene Maschine, welche mit der Hauptmaschine der Verf. abbildet und beschreibt. Die ferner beschriebene Hindleyische Theilungsmaschine wird auf eine sinnreiche sehr einfache Art gemacht, und ob sie wohl an Genauigkeit die Ramsdenische nicht erreichen kann, wie auch der Verfasser selbst bemerkt, so kann sich doch ein genauer Arbeiter selbige zu vielerley Gebrauch, wo nicht die äusserste Schärfe erfordert wird, leicht verfertigen. — Nachdem nun der Verf. einige allgemeine Nachrichten von Maschinen zur Theilung gerader Linien mitgetheilt hat, so beschreibt und bildet er auch die von Ramsden zu diesem Zweck verfertigte Maschine ab, nebst der Ramsdenischen Maschine, die zu der erstern erforderliche und ganz besonders eingerichtete Schraube ohne Ende schneiden zu können. Der Verf. verfertigte sich zu eigenem Gebrauch zur Kreißtheilung eine Theilmaschine nach Ramsdens Vorschriften mit einer

Scheibe

Scheibe von 12 Pariser Zollen im Durchmesser (die Ramsdenische hat 45 englische Zolle.) Ihm dient sie zur Theilung der Uhrräder und ist zu diesem Zweck groß genug. An dieser Maschine veränderte er die Vorrichtung, welche die zur Drehung der Theilscheibe bestimmte Schraube ohne Ende trägt. Diese sehr viel einfachere Einrichtung, welche auch bey einer größeren Scheibe das Nämliche wie die des Ramsden leisten kann, beschreibt derselbe ebenfalls, und meldet, daß er von ihrer Güte bey dieser kleineren Maschine durch den Gebrauch sich vollkommen überzeuget habe. Angenehm wird es dem Leser dieser Schrift seyn, hier das Schreiben des P. Piazzi, Theatiners und Prof. der Astronomie auf der Universität Palermo, an Hrn. de la Lande zu finden, worinn jener nicht allein eine kurze Nachricht von Ramsdens Leben in Bezug auf seine Ausbildung als Künstler, sondern auch vorzüglich von dessen erfundenen und verfertigten physikalischen und mathematischen Werkzeugen mittheilet.

30.

Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, nebst ihrer Anwendung auf practische Rechnungen, das Feldmessen und die Markscheidekunst, von Georg Simon Klügel, Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle, und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Berlin, bey Nicolai. Zweyte verbesserte Auflage. 168 Octavs. 3 Kupfert. 8 [illegible]

Hr. Klügel hatte diese Wissenschaft bey der ersten Ausgabe seiner Encyclopädie 1782 abgehandelt, und schon damals zum Gebrauche seiner Vorlesungen besonders abdrucken lassen. Eben das geschieht jetzo bey der Encyclop. zweyter Ausgabe, von welcher gegenwärtiges Lehrbuch das dritte Hauptstück ausmacht. Er hat hier Verbesserungen und Zusätze gemacht, vornehmlich der Deutlichkeit wegen. Die erste Ausgabe ist auf Schulen gebraucht worden, und er hofft, gegenwärtige werde sich noch mehr empfehlen. Schullehrer werden in der Arithmetik durch viel Beyspiele, ihren Zöglingen Fertigkeit im Rechnen zu verschaffen suchen, welche Erwachsene sich schwerer erwerben. Die Lehre von den Logarithmen ist ganz zu überse-
hen,

hen, oder nur durch Beyspiele, ohne genaue Erörterung, praktisch zu lehren, oft wird man mit Nutzen die Lernbegierde reizen, ohne sie zu befriedigen. Bey dem Vortrage der Geometrie empfiehlt Herr Klügel die heuristische Entwickelung der Sätze; ein schönes Beyspiel giebt Plato im Gespräche Meno; (Wolf lehrt diese Entwickelung sehr deutlich in Rat. Prael. Es ist eigentlich der Anfang der geometrischen Analysis).

Hz.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Johann Nicolaus Martius Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von Gottfried Ehrich Rosenthal. Sechster Band. mit 10 Kpft. in 8. ohne Register. 408 Seiten; 1 Rg. 8 gr.

Auch dieser Band hat die nemliche Ordnung wie die vorigen Theile, und bey jedem Abschnitt eine gleiche Reichhaltigkeit an Materien, so daß man glauben sollte, in 6 Bänden müsse der Stoff zu einem solchen Werk erschöpft seyn. Und dennoch wird unser theils in nützlichen Entdeckungen, theils in physikalischen Spielwerken erfindrisches Zeitalter in Kurzem noch zu mehrerem neuen Stoff producirt haben, und besonders wird es dann nicht mangeln, wenn der Verf. mehrere aus der Mathematik entlehnte gemeinnützige Sachen, wie bisher geschehen, mit aufnimmt.

Der erste Abschnitt von der Elektrizität enthält zuerst Beschreibungen mehrerer elektrischer Maschinen, als eine Ergänzung der vorigen Bände, und zwar Walkiers von St. Armand Elektrisirmaschine nach Bohnenbergers Vorschrift, das Bonnetische bisher empfindlichste Elektroscop, (Bohnenberger hat dieses neuerlich noch verbessert) Achards elektrische Waage, einen bequemen Funkenmesser, Coulombs Instrument zu zeigen, daß die Wirkung der elektrischen Materie sich wie die Quadrate der Entfernungen verhalte, ein elektrisch Clavier von Labarde, das Kienmeiersche Amalgama. Hierauf folgen Beschreibungen mehrerer elektrischen Versuche und der da-

zu nöthigen Vorrichtungen: als die elektrischen Seifenblasen, der durch einen Wassertropfen verlängerte Funken, der leuchtende Drathleiter, die Spahrbüre; mehrere Versuche Schwamm und Pulver anzuzünden, und hierbey der Feuermörser, feuerspeyende Berg, die elektrische Kanone. x. — Meteorologische Elektrizität, nemlich Versuche, ihre Erscheinungen zum Theil nachzuahmen, Werkzeuge, die Elektrizität des Regens und der Luft zu bemerken, und Versuche mit Wetterableitern im Kleinen, um den Vorzug der Spitzen vor den Kugeln zu zeigen, endlich eine Angabe, einen wohlfeilen Ableiter nach Saussure zu verfertigen.

Im zweyten Abschnitt magnetische Kunststücke, und zwar zuerst mehrere Versuche, die Eigenschaften des Magneten kennen zu lernen, und darauf verschiedene magnetische Zauberkunststücke. — Im dritten Abschnitt werden unter den optischen Kunststücken mehrere Instrumente zur Zeichnung deformirter Figuren beschrieben, und Vorschriften, diese Figuren zu zeichnen, gegeben. Der vierte Abschnitt von chemischen Kunststücken ist sehr reichhaltig: Aus der reinen Chemie nur zwey Versuche, nemlich mit wenig heftigem Feuer Stahl zu schmelzen, und ein Mittel, in der Blase das Anbrennen zu verhüten; desto mehr aber aus der physischen Chemie: nemlich ein Versuch mit elektrischem Feuer, welches aus Eisen und Spießglaßmasse gefeilet wird, verschiedene Belustigungen mit Phosphor, von Selbstzündern zwey Erfahrungen, mancherley Belustigungen mit Hervorbringung von Feuer und Flamme, Feuerausspeyen u. s. w., von Verwahrungsmitteln gegen das Feuer, theils nemlich um die täuschende Künste des berühmten Dufour zu erläutern, theils um Gebäude und verbrennliche Materien für Feuersbrünsten zu sichern. Von den künstlichen Luftarten, ihrer Verfertigung und Kennzeichen, ihrer Prüfung und Verbesserung, und hierbey verschiedene Werkzeuge, auch einige Werkzeuge zur Sättigung des Wassers mit fixer Luft. Ferner viele Versuche aus der technischen Chemie, und zwar zuerst mehrere Halurgische: z. B. Recept zu einer Pommade, eine schöne Vegetation von Berliner Blaulauge, von der Verfertigung des rauchenden Salzgeistes, und Scheidung des mineralischen Alkali aus Soda und Kochsalz; aus der Glaßchemie verschiedene Glasflüße und Glaßuren; aus der Metallurgie eine Vorschrift, Eisen zu amalgamiren, Vorschriften zur Verfertigung von Tombak und Prinzmetall, Verfertigung grü-

ner

[illegible] Farben aus Vitriol, und metallische Vegetationen nach [illegible]mber; Aus der Gährungschemie eine Menge verschiedener [illegible]proben. Den Beschluß des Abschnitts machen einige [illegible]ische Ueberzüge, als eine Versilberung des Kupfers nach [illegible] und eine Verzinkung eiserner Gefäße. Der fünfte [illegible]nitt enthält mechanische Kunststücke, und zwar zuerst ei[illegible] hydraulische, welche aus der beschriebenen Wasseruhr blos [illegible] Belustigung dienende Maschinen sind; dann viele zur Ta[illegible]spielerey, theils mit, theils ohne Täuschung dienende Kün[illegible], welchen voran die Kunst Vögel zu zähmen stehet. — [illegible] Abschnitt: Rechnen und andere mathematische Kunst[illegible]. Das Allgemeine der Potenzenlehre, Zeichnung einiger [illegible] Linien, von der Theilung einer geraden durch den [illegible] darüber angespannten Saite, von der Theilung ei[illegible] Linie in 3 Theile; einige Sätze von ebenen Drey[illegible] geraden Linien und Quadranten, ein Rechteck zu hal[illegible], daß der Theil dem Ganzen ähnlich werde, von ver[illegible] Theilung viereckiger Flächen in 4 gleiche Theile, von der [illegible]schneidung eines schmalen langen Bretts, um damit [illegible]ere, breitere, gleichgroße Oeffnung zu decken; leichte [illegible], die Theilrisse von Getrieben zu finden, endlich drey [illegible] astronomische Maschinen, welche durch Electrici[illegible] werden. — Der siebente Abschnitt enthält zwölf [illegible] Kunststücke, eine kurze Abhandlung von denen [illegible] Betrüger nachgeäfften Krankheiten und den Mitteln, [illegible] Verstellungen zu entdecken; ein Mittel, im Wasser Er[illegible] wieder zum Leben zu bringen, ein Mittel gegen den [illegible] schädlicher genossener Schwämme. In dem 8ten Ab[illegible] sind 18 Karten-Kunststücke beschrieben; der neunte [illegible] einige Maler- und Kupferstecherkünste, und eine voll[illegible] Abhandlung der Silhouettirkunst. Der zehnte, tech[illegible]ische Kunststücke, worunter Jaksons Methode zu löthen [illegible] die des Magellans, Probirgewichte zu verfertigen, die in[illegible]essantesten sind. Den Beschluß macht wieder ein Anhang [illegible] Spielen.

Pa.

Kurze aber gründliche Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als schädlich geachteten und getödteten Thiere, nebst Aufzählung

 eini-

einiger wirklich schädlichen, die er seinem Berufe nach nicht dafür erkennt. Ein Versuch zur Verbesserung der gewöhnlichen Verzeichnisse und Taxationen schädlicher Thierarten, deren Verminderung dem Jäger oblieget. Allen Naturforschern zur Prüfung, und allen Forstkollegien, Forstämtern, Förstern und Jägern zur Beherzigung vorgelegt, von J. M. Bechstein. Mit Abbildungen. Gotha, bey Ettinger. 1792. 200 Seiten in 8. 12 ℋ.

Der ziemlich weitläuftige Titel dieser kleinen Schrift zeigt ihren Inhalt hinlänglich an. Ob nun aber diese kurze Musterung gründlich sey oder nicht; das mögen diejenigen näher prüfen, denen Herr B. seinen Versuch zur Beherzigung vorlegt; und die, wenn es ihnen anders um die Erfüllung ihrer Pflichten zu thun ist, den stärksten Beruf dazu haben.

Ein Wort zu seiner Zeit geredet, scheint indessen Rec. dieser Versuch immer zu seyn.

Eb.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Christian Wilhelm Franz Walchs — Grundsätze der Kirchengeschichte des Neuen Testaments. Erster Theil, welcher die ältern Zeiten, von Christo bis auf Gregor den Großen, enthält. Dritte Ausgabe, verbessert und vermehrt von Joh. Christoph Friedrich Schulz, Fürstl. Hessischen Superintendenten, ordentl. Prof. der Theologie u. s. w. Giessen, bey Heyer. 1792. 264 S. in 8. 16 ℋ.

Walchs eben so gründliche als ausgebreitete Kenntniße in der christlichen Kirchengeschichte; seine ungemeine Belesenheit in allem was jemals darüber geschrieben worden ist, mit aller

Neigung und Fertigkeit, es treulich zu benützen, verbunden; seine äusserst sorgfältige Genauigkeit im Untersuchen, bis auf die kleinsten Umstände; eine nicht geringe Anzahl ausgesuchter Bemerkungen, die ihm eigen sind; endlich ein gesundes und gemässigtes Urtheil über die von ihm vorzüglich bearbeiteten Gegenstände; alles dieses wird seine vornehmsten Schriften über die christl. Kirchenhist. vermuthlich sehr lange in Werth und Achtung erhalten; wenn ihm gleich nicht selten der tiefer dringende Scharfblick, die höhere Freymüthigkeit, und besonders auch die edlere pragmatische Methode, nebst dem würdigen historischen Ausdrucke fehlten. Die gegenwärtige Schrift gehört zu seinen unbeträchtlichern; sie wird, da wir jetzt mehrere weit bessere Handbücher von diesem Inhalte besitzen, nur unter dem Schutze seines ehrwürdigen Namens, noch eine Zeitlang im gelehrten Publikum herumwandeln können. Gleich der Titel wie unhistorisch, in der veralterten theologischen Sprache: *Kirchengesch. des Neuen Testaments!* und von dem Buche selbst gesteht sogar Herr Prof. Schulz, „daß sein Plan, die Perioden nach den Jahrhunderten zu ordnen, und diese nach einzelen Materien zu zerschneiden, für die pragmatische Bindung und Uebersicht des Ganzen äusserst unbequem und nachtheilig ist.“ Doch man weiß es schon aus den ersten Ausgaben, wie sehr darinne, bey aller Richtigkeit und vollständigen Anzeige historischer Merkwürdigkeiten, eine zusammenhängende Erzählung vermißt werde; wie oft der ins Kleinste zerstückelte Text mehr Wink mit Citaten, (nicht selten auch blos aus den Neuern, nicht aus den Quellen,) als Geschichte sey; und wie wenig insonderheit die hervorragendsten Personen und Begebenheiten in ihr gehöriges Licht gesetzt werden. Unterdessen da Hr. Sch. von dem neuen Verleger des Buchs um die nöthigen Zusätze und Verbesserungen für dasselbe ersucht ward: hat er die seit der Ausgabe vom J. 1772. darinne einzurückenden Begebenheiten und Schriften hinzugefügt; hin und wieder Urtheile über Charaktere der Personen und Geist der Begebenheiten eingeschoben; und da er eher zur Bezweiflung mancher von dem Verf. aufgestellten Thatsachen, als zu Berichtigungen Veranlaßung fand, jene durch ein Fragezeichen kenntlich gemacht; überhaupt aber seine Vermehrungen in Parenthesen eingeschloßen. Diese sind zahlreich genug, und wenn gleich nicht immer nothwendig; doch meistentheils nützlich. Da das Buch, bey seiner Tabellenmässigen Trockenheit, wohl unmöglich dazu dienen kann, daß jemand daraus ohne

besondere Erläuterungen, die Kirchengeschichte erfernt: so würde eine fruchtbarere Entwickelung mancher Hauptstellen, und eine bestimmtere Angabe der Quellen, wohl die zweckmässigste Bereicherung desselben seyn; die mehr als eine Seite lange Anmerkung vom Maternus hingegen, S. 150. fg. stellt nur einen gelehrten Auswuchs vor. Bey einigen andern hinzugekommenen Stellen wollen wir noch etwas stehen bleiben. S. 35. wird. Blondelli Pseudo-Dionysius genannt; ist aber vermuthlich mit seinem Pseudo-Isidoro vermischt worden; allein Dallaeus de scriptis Dion. Areop. den Hr. Sch. wohl im Sinne haben mochte, gehört hieher. Daß nach S. 65. die Rigaltische Ausgabe des Tertullianus von der Semlerischen übertroffen werde, läßt sich keineswegs behaupten; jene ist noch immer unentbehrlich. Eben daselbst sagt Hr. Sch. „daß er den Charakter des Papias nicht so sehr, wie einige Neuere thun, nach Eusebii, eines Schülers des Origenes, partheiischem Urtheil, bestimmen möchte.“ Worinne wäre denn aber sein Urtheil partheiisch? was er vom Papias aus dessen Schriften beybringt, bestätigt ja dasselbe; und welche andere Data hat man, um sich diesen Mann vortheilhafter vorzustellen?

II.

Luther, oder kleine Reformationsgeschichte. Ein Lesebuch für die Jugend niederer Stände, von Joh. Christoph Fröbing. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Weidmannischen Handlung. 1792. 279 Seiten in 8. 16 gr.

Dieser Aufsatz war zuerst in dem Volkskalender vom J. 1758 mitgetheilt, und schon damals besonders abgedruckt. Man sehe die Rec. in der A. D. B. Band 67, Stück 2, S. 607 und folgg. Die Anmerkungen dieses Rec. scheint Hr. Fr. nicht beherzigt zu haben. Was jener, nicht ohne Ursache rügte, ist hier meistens noch unverbessert. Für niedere Stände thut das auch wohl. Lesen werden sie es auch immer gern. Ein wenig weit ausgeholt ist allerdings. Bey einer verbesserten Auflage sollten billig manche kleine Unrichtigkeiten der Schrift oder des Drucks mehr berichtiget seyn: z. B. Seite 141. heisst es von der neuen Bannbulle gegen Luthern: „Der „Pabst schickte sie in alle deutsche Länder, sie ist aber trotz aller

„seines

„seiner Macht in Sachsen gar nicht bekannt geworden“ — muß wohl heißen, gar nicht bekannt gemacht worden. — S. 142 ist durch ein versetztes Comma der Sinn stark entstellt, wenn es heißt: „Die Bulle in coena Domini ist bisher als ein Beweis der päbstlichen Macht und Heiligkeit in den Augen jedes Vernünftigen, aber als eine Probe der Lieblosigkeit u. s. w.“ — wo das Comma stehen sollte vor den unterstrichenen Worten. — Ob die Kirchenversammlungen nach S. 194 immer in der Absicht gehalten worden, um die christliche Religion von Irrthümern zu reinigen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Wenn er S. 205 rühmt, daß man in dem heutigen Frankreich in Religionssachen völlig nach Luthers Sinne handle, dem Pabste in geistlichen Dingen gar keine Gewalt mehr erlaube, die Mönche aus den Winkeln der Faulheit in die Welt zurückjage: so muß es um so viel mehr Wunder nehmen, warum man von protestantischer Seite mit darauf dringen solle, auch diese hierarchische Ordnung der Dinge gegen Luthers Sinn wieder herzustellen. — Wenn er die Kinder auf die Augsburgische Confession damit aufmerksam machen will, daß auch sie bald bey ihrer Confirmation dieses Bekenntniß beschwören müßten: so befremdet das, da doch diese Kinder gewiß äusserst selten dies Bekenntniß gelesen haben, auch es ihnen noch seltener erklärt ist. Und dem Rec. ist es nicht bekannt, daß eine solche Angelöbniß erfordert wird, da die Kinder sich ja nur zum Glauben und zur Ausübung der Lehre Jesu verpflichten sollen. — Regensburg wird durch eine Stadt in Bayern erklärt: soll heißen, im Bayerschen Kreise. — Dem jetzigen Pabste Pius dem Sechsten wird wohl ein wenig zu viel geschmeichelt. Auch hätte der Verf. billig die Gelegenheit wahrnehmen sollen, seiner Gattung von Lesern beyzubringen, daß Luthers Nachkommen nicht in seinem Geiste fortgefahren haben zu reformiren, und die evangelische Freyheit zu schützen. Beweise liegen genug am Tage!

Kurze Biographien der berühmtesten Römer, als Vorbereitung zur Erlernung der römischen Geschichte, für junge Leute. Mit 12 Kupfern. Erstes Bändchen. Berlin, 1792. im Verlage der Kunsthandlung. 263 S. in 8. 1 Rthl.

Freylich kürze, aber magere und trockne Excerpte aus dem Livius und den übrigen dahin gehörigen Historikern. Sollten es Biographieen seyn, sollte die Jugend dadurch auf eine anziehende Art zum Studium der Römischen Geschichte im Zusammenhange vorbereitet werden, so müßte der Verf. eine ganz andere Erzählungs- und Darstellungsgabe besitzen, die er vergessen hat, den Alten abzulernen. Es enthält dieses Bändchen 42 sogenannte Biographieen, die sich mit den sieben Königen des alten Roms anfangen, und mit Cicero, Junius Brutus und Antonius endigen. Ein zweytes Bändchen soll die Kayser und die unter ihnen berühmt gewordenen Privatpersonen folgen lassen, und dann soll die Reihe an die Griechen kommen. Die 12 Kupfer sind Brustbilder von eben soviel berühmten Römern en medaillon, nach Antiken, aber eben nicht in der saubersten Manier gestochen.

Kb.

Haushaltungswissenschaft.

Allgemeiner Bürger- und Bauernkalender auf das J. 1793. mit Holzschnitten oder Figuren. Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Adolph, Landgrafen zu Hessen-Philippsthal in Barchfeld unterthänigst zugeeignet von George Stumpf — — — Erfurt, 1793. im Verlage der Kayserschen Buchhandlung. 34 Seiten in 8. 3 gr.

Da wir die zwey vorigen Jahrgänge dieses Kalenders bereits umständlich angezeigt (m. s. unsere Bibl. B. 106 S. 233. desgleichen B. 111. S. 291.) und uns dadurch in Stand gesetzt haben, bey künftigen Jahrgängen kurz seyn zu können: so befolgen wir diese Regel, und zeigen die jetzige Erscheinung blos an. Es ist auch alles, was darinnen vorkommt, bekannt, selbst der Heuschober in Diskau S. 18, der nach Art der Oberschlesischen, (m. s. Riem's Prodromus S. 135 und dessen Preißschrift der Stallfütterung zweyte Aufl. S. 75,) erbauet ist. Es hat der Verf. zwar zuweilen seine Quellen genannt, zuweilen aber wieder nicht: z. B. sollte der so belesene

sen Hr. St. nicht wissen, daß und wo mehrere Dünkel- oder Spelzemühlen beschrieben und abgebildet sind u. s. w. Da er also, entgegen den ihm gegebenen Winken unverbesserlich ist, so mags dabey sein Bewenden haben. Nur seine Einwendung gegen den Freyherrn von Linker S. 25 müssen wir mit wenigem berühren. Warum spricht Hr. St. demselben Prinzipien über den Spanischen Klee ab? Er wird sagen, daß sie uns auch fehlen, wenn wir auf des Freyherrn Seite treten, und diesen Klee, so wie derselbe, für den milchreichsten erkennen: allein es ist doch nicht anders und daher unsere Pflicht, zu versuchen, ob Hr. Oe. St. mit H. v. L. nach Grundsätzen der gesunden Vernunft zu vereinigen sey. Wir wollen hiebey eben nicht sagen, daß dieses Klees wäßrige Substanz den Vortheil bringe, sondern weil er zärter und safftreicher ist, folglich besser auf Milch wirkt. Safftreiche Sachen sind nicht allemal wäßrig zu nennen: wäßrige oder feuchte Theile haben indessen alle Futtergewächse. Ist eins nun reichlich damit versehen, dann bedarf das Vieh weniger Wasser zu saufen; und genießt es mehr trockenes Futter, sey's Gras- oder Blatt- oder Wurzelgewächs, so bedarf es dann mehr Zusatz von Feuchte. Es ist zwar gewiß, daß bloßes Wasser verdünstet: aber bey vielen frischen Gewächsen ist es doch nöthig, da zu seyn und eben so beym Spanischen Klee. Zwar ists auch wahr, daß weniger wäßrige oder safftreiche Dinge, seyn sie jung oder alt, oft weniger milchend sind, wie wäßrigtere. Z. B. die meisten Arten von Wiesengras haben gegen alle Kleearten die wenigsten wäßrigen Theile, und doch wirkt das Gras meistens weniger auf Milch; wie jede Kleeart, und besonders wie der wäßrigtere spanische Klee. Und wie sieht es mit letzterm aus, wenn er älter und hartstenglichter, folglich weniger wäßrig und saftreich (nach des Verf. Ausdruck compacter) wird? Rührte die wenigere Milchung von seinem mehrerem Wasser her, so müßte er nun nicht weniger, sondern mehr milchen: und doch bewirkt er jetzt gerade das Gegentheil. Also den Schluß gemacht: obs innere Krafft des Safftes, oder mehr und wenigere Feuchtigkeit allein sey, was Milch zeugt oder mindert? Findet man ja unter den Gewächsen oft Gräser und Kräuter, davon nur weniger Genuß schon viele Milchabnahme macht; und doch sind sie nicht mit so sehr vielen wäßrigen Theilen versehen, wie der Klee: z. B. das Kräutig von Zellerie (apium dulce) u. s. w. Ueberhaupt ist es nicht fein von Hrn. St., so geschwind andern

Kenntniße abzusprechen, um auf deren Verlust die Einigen präcelliren lassen zu wollen! Auch ist es zu wünschen, daß Lehrer ihren Lehrlingen nicht falsche Prinzipien beybringen: dieß ist der Grund, warum wir Herrn St. etwas umständlich den rechten Weg, über die Güte des spanischen Klees, zeigen wollen, und das noch um so mehr, als auch die Bürger und Bauern, denen er doch diesen Kalender eigentlich bestimmt hat, gar geschwind zu Irrthum und zum wenigern Anbau dieses Klees gebracht werden, zumal Luzernenklee und Espersette nicht überall fortkommen. Und warum mußte denn gerade der Herr Freyh. v. Linker im Kalender widerlegt und so allen Bürgern und Bauern blos gegeben werden? Gewiß sollte Herr St. seiner Feder mehr Vorsicht gebieten, wenn anders sein Kalender von Gutsbesitzern ihren Unterthanen in die Hände gegeben werden soll! Bey allem diesem scheint es auch Widerspruchsgeist und bloßer Mißverstand zu seyn, wenn er dem H. v. L. widerspricht. Z. E. die Note 5, da sagt der H. v. Linker ganz deutlich: durch unvermeidliche Zufälle sey vieles Heu und Grummet zu Grunde gegangen; und diesen unvermeidlichen Zufällen widerspricht er dem ohngeachtet. Gerade als wenn der Oekonom, selbst der beste, Hr. Strumpf nicht ausgenommen, gegen solche seyn könnte. Z. B. anhaltender Regen u. s. m. Nun schließe man auf die übrigen Widersprüche; z. E. der Klee darf wohlbehandelt keine Blätter verlieren. Das Wort: keine, sollte heißen: wenige; dann würde der Verf. vollkommen Recht haben. Wo macht man Kleeheu, da nicht auch wenige Blätter beym Aufrechnen und Aufladen verlohren gehen?

Bu.

Oekonomisches und Cammeralistisches Taschenbuch für das Jahr 1793, herausgegeben vom M. F. G. Leonhardi, ordentlichem Prof. der Oekonomie — — — mit Kupfern, Leipzig, in der Baumgärtschen Buchhandlung.

Wir wünschen diesem Taschenbuche mehrere Leser, als dem ehmaligen Strumpfischen, (m. s. unsre Bibl. 103 B. S. 175 —179) zumal es sich vor demselben sehr auszeichnet: damit es nach des V. Versprechen in der Vorrede für immer fortgesetzt

wer

werden könne. Der Inhalt kann den Oekonomen und Cameralisten wirklich von gutem Nutzen seyn: obs aber rathsam war, jetzt erst die Correspondenz zwischen dem Königl. Preuß. Großkanzler von Carmer und dem verstorbenen Pastor Tschirner, als diesem das Sekretariat der ökonomischen Gesellschaft in Schlesien angetragen wurde, abdrucken zu lassen, da diese Gesellschaft eben ihre Endschaft erreicht hat, möchte Rec. nicht bejahen.

B.

Vermischte Schriften.

Diplomatische Nachrichten adelicher Familien, herausgegeben von Aug. Wilh. Bernh. von Uechtritz, Churf. Sächs. Premier-Lieutenant rc. Vierter Theil. Leipzig, 1792. in der Beygangschen Buchh. zu haben. 93 S. 8. 7 gr.

Der Verf. bedient sein Publikum fleißig, aber mit keiner bessern Waare, als vorhin. Familien, die ihre Genealogien und sich selbst gerne gedruckt sehen, werden auf allem Falle mit ihm zufrieden seyn, aber wahre solide Liebhaber des genealogischen Studiums nie. Er liefert immer noch nichts weiter als Nachrichten, die ihm aus den Geschlechtsorts-Kirchenbüchern mitgetheilt worden sind, welche er jedoch in den letztern Theilen getreuer und pünktlicher, als in den erstern, angezeigt hat. Daß es diesen Nachrichten, weil die Ortskirchenbücher ohnmöglich alle in den Geschlechtern sich ereigneten Geburten und noch weniger die Todesfälle angeben können, an der Angabe und Bestimmung vieler Daten fehlen müsse, kann sich jeder vorstellen. In der Art, seine Nachrichten mizutheilen, hat sich der Verf., ohngeachtet es ihm die jetzt gewählte Form zur Pflicht machen sollte, um nichts gebessert. Er theilt sie so mit, wie er sie erhalten zu haben scheint, immer mit demselben Einerley der Anfangsperiode und zuweilen, wie die Nachrichten der Familie von Döring, in einer so antiken Form, daß man sie vor 50 Jahren geschrieben zu seyn glauben sollte. Die in diesem Theile abgehandelten Genealogien sind die Genealogien der Familien von Brandenstein, von Carlowitz, von Dallwitz, von Döring, Freyherrn von Ende, von

Gab-

Gablenz, von Griesheim, von Karras, von Schwarzenfels, von Witzleben und von Wolffersdorf. Der Rec. erwartete etwas Bestimmteres von dem Ursprunge und dem Adel des Geschlechts von Schwarzenfels in diesen Nachrichten finden zu können; aber seine Erwartung schlug fehl. Die mehresten dieser Nachrichten sind Fortsetzungen der in Königs Adelshistorie mitgetheilten Genealogien. Wenn doch ein Mann, mit glaubwürdigen und durchaus geprüften Nachrichten in der Hand, aufstehen wollte, der den König, der nicht zu verachten ist, nicht blos fortsetzte, sondern auch wirklich verbesserte! Der Rec. kennt einen vollkommen zu dieser Arbeit fähigen und vorbereiteten Mann aus demselben Geschlechte unsers Hrn. Verf., der aber bey aller seiner Kenntniß des genealogischen Studiums doch noch zu schüchtern zu dieser Unternehmung seyn würde.

Em.

Sittenbuch, oder die ersten Grundsätze einer heilsamen Lebensordnung und eines guten Verhaltens für Knaben und Mädchens (Mädchen.) In Erzählungen, Gesprächen, Regeln und Bildern mitgetheilet von Johann Heinrich Bolten, Prediger zu Krenzlin u. Darriz. Neu-Ruppin, bey Kühn, und in Kommission bey Maurer in Berlin. 1792. 188 Seiten. 8. 16 gr.

Nach einigen vorläufigen Begriffen, welche der Verfasser über Recht und Unrecht, Anständigkeit und Unanständigkeit, Belohnung und Bestrafung vorausgeschickt hat, zerfällt das Büchelchen in vier Abschnitte, in welchen über die Sorge für die Gesundheit, über das Wohlverhalten gegen andere Menschen, über Wohlanständigkeit und die Hülfsmittel der Sittlichkeit manches Gute und für Kinder Brauchbare gesagt wird, ob es gleich schon bessere Sittenbücher giebt, als dieses. Es sind z. B. oft die Begriffe nicht richtig genug entwickelt, oder auch nicht mit dem rechten Worte bezeichnet, welches in Kinderbüchern unumgängänglich nöthig ist. So rechnet der V. unter die Hülfsmittel zur Sittlichkeit: Lob und Selbstgefälligkeit. Unter dem letzten Ausdrucke wird aber allemal ein

Fehler

Fehler verstanden, und ein solcher Fehler kann doch wohl keine guten Sitten befördern? Er ist ja selbst etwas Unsittliches. Auch ist in dem Gespräche, welches eine Mutter mit ihren Kindern über dieses Süjet hält, nichts Erklärendes darüber gesagt. Zu dem Buche werden nach dem Inhaltsverzeichniß 12 Kupfer mit ausgegeben, die aber Rec. nicht anzeigen kann, weil er mit dem Exemplare, welches er vor sich hat, keine erhalten hat.

Ao.

Vade Mecum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien, aus den besten Schriftstellern zusammen getragen. Zehnter Theil. Berlin, 1792. 188 S. 8. 12 gr.

Da diese Compilation schon bis zum zehnten Theil angewachsen ist, so muß sie doch wohl Käufer finden, und dies wird dem Verleger sowohl als dem Sammler (wenn sie nicht beyde in einer Haut stecken,) ein ungleich wichtigerer Beweis für die Güte des Buches seyn, als alle Recensenten-Gründe, die das Gegentheil erhärten sollen. Rec. gestehet auch, daß hie und da ein witziger Einfall, ein wirklich sinnreiches Späßchen u. s. w. auch dem finstersten Misanthropen, der es lieset, ein Lächeln abzwingen würde. Daß aber bey der Menge witzig, sinnreich und spaßhaft seyn sollender Geschichten, Einfälle und Anecdoten auch sehr viel plattes, abgenutztes und schaales Zeug mit unter laufen müsse, kann jeder leicht vermuthen. Einer der besten Einfälle ist der letzte: „**Ein unbekannter Nutzen des Vademecums.**“ Ein angesehener Mann ward mit einer „Uebereilung, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, „überall verspottet. Ich kann sie weder widerlegen noch ver„tilgen, sagte er, aber ich will dafür sorgen, daß sie ins Va„demecum kommt. Dann darf sie niemand mehr auf meinen „Namen erzählen, weil man dem Erzähler gleich entgegen ruft: „Das ist ein altes Geschichtchen, es stehet schon im Vademe„cum.“ Der Einfall ist wirklich naiv; ob er aber neu ist, kann Rec. nicht entscheiden.

D.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1793. Leipzig, bey Böhmen. 378 Seiten. 16 gr.

Der Verf. und Herausgeber dieses Almanachs arbeitet mit immer gleichem Glücke auf denselben Endzweck hin, der uns so wohl die erstre Erscheinung, als die Fortsetzungen desselben, bey allen kleinen Flecken und Mängeln, die man um der Vollkommenheit des Ganzen willen wegwünschen möchte, so werth gemacht hat. Unter dem ungeheuren Schwarm unsrer heutigen Modelectüre, die dem größern Theile nach auf nichts weniger, als auf wirkliche Bildung des weiblichen Geschlechts, so wie sie sowohl für die große, schöne Bestimmung desselben, als für den Vortheil des ganzen Menschengeschlechts gewünscht werden muß, hinausgeht, ist ein Taschenbuch, wie dieses, wahre Arzeney. Das weibliche Herz sey gestimmt, wie es wolle, so wird es in diesem Almanach nichts finden, als wornach es eigentlich streben muß, die Grundsätze für die schönen Gefühle, nicht der Empfindeley, sondern der wahren Zärtlichkeit, Sanftmuth und Sittsamkeit, die Anleitung zum Gefallen, aber nicht zur Coquetterie, das Streben nach Einsicht, nicht nach Kenntnissen, die das weibliche Geschöpf, das allein gefallen und behagen soll, zu einer halbgelehrten faden Schwätzerin, sondern die es zu einer gefallenden unterhaltenden Gesellschafterin und zu einer nutzbaren liebenswürdigen Hausfrau und Mutter bilden können. Der Verf. weiß es sehr gut, was eigentlich dazu gehört, wenn der Unterricht in dem weiblichen Herzen gedeihen soll. Er verbindet die Unterhaltung mit der Belehrung, die Beschäftigung des Herzens mit der Beschäftigung des Kopfs. Dieser Endzweck ist wenigstens in allen den Stücken sichtbar, die sein diesjähriger Almanach in sich faßt. Die vorangeschickten Gedichte sind alle so gewählt, daß sie dem weiblichen Herzen nicht blos schöne sanfte Gefühle, sondern auch Wohlgefallen an Tugend, Sittsamkeit und Arbeitsamkeit mittheilen können. Einige sind unverbesserlich schön, aber andern fehlt es an Geschmeidigkeit und Correctheit, wie S. 14, ein reines unbefleckt (es) Gewissen. Die Erzählung, „Mutter Rahberg und ihre zwey Kinder, ist überaus belehrend, weil sie Kenntniß und Leitung des zweyten Geschlechts in gleichem Grade verbindet. Die spöttischen Anspielungen auf das Modejournal,

das,

[illegible] mit Verstand gebraucht, auch keinen Nutzen haben kann, [illegible] einige kleine Auswüchse in dem Tone der Erzählung, die [illegible] Ende nichts als fade Witzeleyen heißen können, und für [illegible] zur allgemeinen Belehrung geschriebenes Taschenbuch durchaus nicht anpassend sind, hätten wir wegstreichen mögen. Einige werden die Replique der Tochter Ruhberg S. 65: „ob [illegible] zwar noch keinen Bräutigam habe, so despertire deshalb [illegible] Mädchen nicht, sintemal und alldieweil man täglich einen Bräutigam haben kann, und sie wie die Schmetterlinge um- [illegible]," und die Antwort des jungen Ruhbergs S. 1[illegible]: „wenn es gleich Bräute ohne Bräutigam geben soll, so [illegible] ich doch die Ehre zu versichern, daß ich ein Bräutigam [illegible] einer Braut bin," billigen können. Bey Seite gesetzt, [illegible] solche Bemerkungen gar keinen Nutzen haben, so legt die [illegible] Ruhmredigkeit und den Stolz des reichen Mädchens, [illegible] die schwache Seite des unverheyratheten Frauen- zimmers zu sehr am Tage. Hildegardis, eine Sa- ge aus dem achten Jahrhundert, ist anziehend und inter- essant bearbeitet. Die übrigen Aufsätze sind Fortsetzungen [illegible] in den vorigen Jahrgängen angefangenen Unterrichts. [illegible] Staaten- und Völkergeschichte ist eine statistische Be- schreibung Rußlands, aus der Naturgeschichte die Geschichte [illegible] und der Perlen, aus der Oekonomie eine Anwei- sung zum Anbau der Wurzel- und Knollengewächse und von [illegible] Erhaltung der Baumfrüchte mitgetheilt. Einige [illegible] vom ländlichen Briefwechsel, von der Diätetik, [illegible] Scenen aus der Familie Ehrenberg und Miscella- neen für die Toilette machen den Beschluß. Wir haben schon ehemals den Gedanken geäussert, daß diese Bruchstücke für ei- nen dauernden Unterricht zu kurz zugeschnitten sind, und wir müssen ihn hier wieder äussern. Die Kupfer von Chodowiecky und Berger sind, wie man sie von diesen Künstlern erwarten kann, und die erstern derselben stellen die vorzüglichsten Mode- trachten des XVI Jahrhunderts vor.

Gz.

Schwäbisches Archiv. Herausgegeben von Haus- kutner. Zweyter Band. Zweytes Stück. Stutt- gardt, auf Kosten des Herausgebers. 1792. 8. 9 Bog. 14 Kr.

Dieses

Dieses Stück des Schwäbischen Archivs enthält folgende Abhandlungen. 1) Johann Matthias Haas, (von Augsburg, der berühmte Mathematiker u. Geograph.) 2) Nachricht von dem Alter und den Malereyen der Kirche zu Weilheim, einer Wirtembergischen Landstadt. (von Dr. Osiander.) 3) Die älteste Periode der Wirtembergischen Geschichte bis auf Graf Ulrich I. den Stifter, oder mit dem Daumen. 4) Topographische Beschreibung der Reichsstadt Biberach. Es ist zu wünschen, daß der Herausgeber nach und nach von mehreren Schwäbischen Reichsstädten ähnliche Beschreibungen für das Archiv erhalten möge. 5) Ulmische Hochzeitordnungen. 6) Geschichte des Frauenklosters Ober-Schönefeld, in der Markgrafschaft Burgau. 7) Wie man für die Bundsverwandte Gott den Allmächtigen bitten soll. (vom Jahr 1517.) 8) Versuch eines Idiotikons aus der Wirtembergischen Baar. Erste Lieferung. 9) Offenbarungen. Ein Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde. Diese Offenbarungen würden eigentlich in einem psychologischen Magazin an ihrem rechten Platze stehen; da sie aber der Herausg. einmal in sein Archiv aufgenommen hat; so würde seinen Lesern ein beygefügter Versuch diese Visionen zu erklären, gewiß willkommen gewesen seyn. 10) Das Merkwürdigste aus Schwaben vom 1 Jul. bis 31 Dec. 1790. Unter dieser Rubrik liefert der Verfasser für dießmal blos einen Auszug aus der Schrift: Beschwerden und Wünsche des Schwäbischen Reichskreises; gesammelt bey dem allgemeinen Reichskonvent vom Jahr 1790. Aus Veranlassung der bevorstehenden Kayserwahl und der zu verfassenden Wahlkapitulation.

G.

Chemie und Mineralogie.

Beschreibung der Gebirge von Baiern und der obern Pfalz u. s. w. Von Mathias Flurl, Churfürstl. wirkl. Berg- und Münzrath, ehemal. Professor bey der Herzoglich-Marianischen Landesakademie. Mit vier Kupfertafeln und einer petrographischen Karte. München. 1792. 642 S. in 8. ohne Vorrede, Inhalt und Erklärung der Kupfer. 2 Rß. 12 ℛ.

Die Erwartung, welche die Mineralogen aus einigen Aufsätzen des Verf. im Bergmänn. Journal schöpfen konnten, ist durch dieses Werk mehr als erfüllt! Man wird hier in Briefform mit der Mineralogie zweyer beträchtlichen Länder auf eine eben so verständliche und klüglich ökonomische, als interessante Art bekannt gemacht. Kenner des Studiums wissen, daß die Wernersche Methode in Beschreibung der Fossilien, dem Wesentlichen nach befolgt, für die Wissenschaft ungemein wohlthätig sey. Darum folgt ihr auch der Verf., der, zufolge der Vorrede, sich nicht scheuet, öffentlich zu bekennen, in seinem vier und dreyßigsten Jahre Werners Schüler gewesen zu seyn, und durch dessen liebevollen Unterricht in der Kenntniß der Fossilien weit mehr Bestimmtheit und Aufklärung gefunden zu haben, als durch andre Lehrer, Bücher und Sammlungen. — Um einerseits allen Unbestimmtheiten möglichst abzuhelfen, andererseits überflüßige Wiederholungen zu vermeiden, bezieht sich Hr. F. hauptsächlich auf das mineralog. Handbuch durch weitere Ausführung des Wernerschen Systems geliefert von Lenz, und auf Suckow's Anfangsgr. der Mineralogie, ohne hiebey die Anleitungen von Gerhard, Kirwan, Kronstedt und Wallerius gänzlich aus den Augen zu setzen.

Nebst diesem Oryktognostischen befaßt der Verf. das Geognostische und Hydrographische jener Länder, den Bergbau der dort betrieben wird, und dessen Geschichte, die Einrichtung des dasigen Hüttenwesens, u. s. w. Eine solche Voll-

 stän-

ständigkeit des Plans würde allein schon für den Mann einnehmen, und wofern die Ausführung so gut geriethe, als sie wirklich gerathen ist, dessen mannichfaltige gründliche Kenntnisse bewähren. Indessen vermehren noch manche andere Umstände das Gefuhl der Achtung, das man für ihn zu hegen veranlaßt wird. Außer der Treue und Beharrlichkeit im Beobachten nämlich, herrscht bey ihm wahre Bescheidenheit, wovon unter andern das Benehmen bey den jetzigen Streitigkeiten über die Bildung des Basalts und über die neuen mineralogischen Nomenklaturen, wie auch die Mißbilligung des Tons, den mancher (große) Gelehrte hiebey anzunehmen sich nicht geschämt hat, zu Beyspielen dienen können. Sodann ist er, wie er selbst bemerklich macht, in Bayern der Erste, der sich an ein solches Unternehmen wagte, das bey den Hülfsmitteln, die ihm zu Theile wurden, gewiß nicht ohne Beschwerniß war, und endlich „was er schrieb, das that er „seinem Vaterlande und dem Bergbau zu lieb, um „doch Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu erregen, die es „nicht minder verdienen, als der Ackerbau." — Die Wahrheit dieser Aeußerung leuchtet allenthalben hervor! Bey jeder Gelegenheit erblickt man den aufgeklärten, warmen, darum aber keinesweges stürmenden Patrioten, der die Gebrechen in gewissen Einrichtungen tief fühlt, sie zwar nicht verhehlt, aber doch auch beym Nachspüren ihrer Ursachen manchen Entschuldigungsgrund findet, und zweckmäßige Verbesserungsvorschläge mit dem Anstande und mit der Ruhe aufstellt, die den weisen Staatsbürger bezeichnen.

Zu einiger Bestätigung des so eben Gesagten zeichnen wir, gegen die sonstige Regel sofort das aus, was der Verf. über die Ursachen des Verfalls bey dem Bayer. und Oberpfälz. Bergbau, im ein und vierzigsten Briefe zusammengefaßt, beybringt. Sie liegen 1) in den Kriegen, die seit den ältesten Zeiten diese Länder heimsuchten. 2) In der einmal gefaßten, nicht ungegründeten Meynung, daß man von Seiten der Landesherrschaft die Gruben wieder einziehen könne, falls etwas Ergiebiges ausgerichtet würde. 3) In der Unerfahrenheit und dem Mangel an Kenntnissen über den eigentlichen Bergbau und das Hüttenwesen. 4) In dem übertriebenen Eifer, womit man jedesmal die Sache angriff, wenn man den Bergbau wieder zu erheben dachte. 5) In dem zu kurzen Anhalten der angefangenen Arbeiten, und ihrer Beschrän-

kung

tung auf einen einzelnen Ort. — Die sich daraus ergel den Vorschläge zum Wiederaufleben des Bergbaus beste darin: daß die Landesherrschaft und Stände auf ihre Ko gewisse namhaft gemachte Gebirge durch Hauptstellen m aufschließen, (wozu natürlicher Weise tüchtige Männer an stellt werden müssen,) und die Bergbaulustigen anweisen, sie mit Vortheil ansitzen können; daß man einen ordentlic Bergfonds errichte; die Civilbeamten über die Absicht Landesherrschaft, und über die ertheilten Bergfreyheiten hörig belehre, u. s. w. — Manches eindringende W darüber ist in dem vorhergehenden Briefe beygebracht. M te es frommen!

Wir kehren nun wieder in das gewöhnliche Gleis zur und wollen versuchen, unsere Leser mit dem übrigen Inh des vortrefflichen Werks einigermaaßen bekannt zu mach Den südlichen Theil von Oberbayern begrenzen die ziem hohen Tyroler Vorgebirge, deren Hauptmasse ein versrei rungsleerer, meist tohnlegig gelagerter Kalkstein von v schiedenen Farben und Korn ausmacht. Sein abwechseln Bruch machte den Verf. ungewiß, ob er ihn zum Flötz- o Urkalkstein rechnen solle. Doch scheinen die äußere Ges der Gebirge, worin er vorkömmt, der stets mit ihm verb dene Kalkspath und andere Kennzeichen ihn zu einer Mi gattung zwischen beyden zu specifiziren, S. 7. Noch wa scheinlicher wird dies durch die Flötzgebirge, die an dem F dieser Berge ruhen, und eine Art Hügelland im obern Bay ausmachen. In ihnen wechselt gemeiner dichter, an V steinerungen sehr reicher Kalkstein mit Sand und Mer Thon, Stinkstein und Steinkohlen beständig ab. Diese lieren sich bis gegen die Donau zu in den Ebenen des um Bayerns, die Gries oder Sand, mit Thonlagen abwechse darstellen. Den nördlichen Theil von Bayern begrenzt e Gebirgsreihe von Granit, die längst der Donau aus Oe reich über Passau, in zweyen fast parallel laufenden Zü heranzieht. Der eine hält sich fast durchgehends an den U der Donau, schneidet sich über Donaustauf mit einmal und hat Kalkstein seinem Fuße angelegt. Der zweyte Ha zug geht von Südost nach Westnord auf Böhmen zu. bedeckt größtentheils den östlichen Theil der Oberpfalz, in che von Norden her ein zweytes Granitgebirge, ein T des sogenannten Bayreuthischen Fichtelgebirgs, eingr

Um dasselbe haben sich einige Gneis- Thon- und Glimmerschiefergebirge angesetzt. Den mittlern Theil der obern Pfalz nimmt Sandstein ein, und westlich überzieht der Kalkstein, der unterhalb Regensburg auf dem Granit unmittelbar aufsitzt, auch einen großen Theil dieses Landes. — Die dem Werke beygefügte petrographische Karte macht dies Alles anschaulich.

Nach einem ähnlichen allgemeinen Umrisse werden nunmehr die einzelnen Theile beschrieben. Folgendes diene zum Vorschmack! — S. 24. wie die (kaltigen) Tuffsteinlager sich bilden. S. 29. vergl. S. 75. 87. 103. Steinkohlenflötze, die zu ihrem Liegenden Stinkstein haben, oder damit abwechseln. (Wie steht mit solchen Beobachtungen die Angabe in Voigts prakt. Gebirgskunde S. 81. zu reimen? „Daß die Steinkohlen unstreitig zu der ältern Flötzformation „gehören, denn jünger können sie nicht seyn, weil wir keine „von den jüngern Flötzgebirgsarten (zu denen S. 105. der „Stinkstein gerechnet wird) unter denselben antreffen. Sie „ruhen in ihren Sandstein und Schieferthon eingehüllt, un„mittelbar auf dem Urgebirge.“) S. 38. von einem jetzt eingegangenen Bruch des schönsten Marmors. S. 40. Leberstein als ein mit Gips innig gemengter Stinkstein. S. 45. ff. eine interessante Beschreibung des merkwürdigen Holzflötzens, der sogenannten Ambertrift. S. 53. 61. Hornstein von verschiedenen Farben, in dichtem Kalkstein, mit demselben meist innig verwachsen, auch mit den nämlichen Kalkspathadern durchschnitten, so daß man beyde Fossilien zu gleicher Zeit und unter gleichen Umständen entstanden halten dürfe. S. 68. Ein Vorschlag, gewissen sehr tauglichen Sandstein, der Holzersparniß wegen, zum Bauen in München zu benutzen, und S. 70. der Wunsch, die vielen im Oberlande befindlichen Steinkohlen wenigstens zur Glasfertigung zu gebrauchen. S. 76. Grüner Sandstein mit Versteinerungen. (Nose in den orograph. Briefen über das Sauerland beschrieb S. 56. ein ähnliches Fossil, das immer noch zu den seltnern gehört.) S. 91. von dem wunderbaren Quirinusöl, das jetzt fast kein Priester des dortigen Klosters mehr für etwas anders, als natürliches Steinöl erkennt. Es quillt unter der Nagelfluth, die auf Sandstein liegt, hervor. S. 104. Beweise, daß ein ganz anderes Wasser ehemals da gestanden seyn müsse, als jetzt in unsern gemeinen Seen aufbewahrt. wird.

ses. S. 105. f. Ein zufälliger Umstand vereitelte die Vorrichtung, Ziegel mit Miesbacher Steinkohlen zu brennen. „Freund! (sagt der Verf.) in so vielen Ländern benutzt man „ohne Hindernisse und ohne Nachtheil der Gesundheit dieses „Foßil, brennet es roh und verkohlter, ja schätzt eine neue „Mine, die man davon entdeckt, so hoch, als wenn sie Gold „und Silber führte, und beschäfftiget damit manchmal tau„send Hände, und bey uns — — — geräth nichts!" — Unter den Steinkohlen der gedachten Gegend wiesen einige noch deutlich die Holzfasern nach ihren Jahrgängen, andere die fast noch unveränderte Holzrinde, auch fanden sich manche Stücke von bituminösem Holze mit unter, welche nur zur Hälfte in ächte Steinkohlen aufgelöst waren, ja sogar ein Stück, worin eine ganz unveränderte Holzkohle saß. Diese Steinkohlenflötze scheinen mit den mächtigen Lagern von bituminösem Holz des Irsenbergs zusammen zu hängen. (Man vergleiche hiermit Voigts mineralog. Abhandl. Th. 3. S. 200. ff.) Im zwölften u. f. Briefen überaus viel Beträchtliches zur Geschichte der Eisenwerke und Salinen gehörig. S. 134. eine besondere Verfahrungsart mit der Schlacke, bey dem Hochofen zu Bergen; (der nebst einem andern zum Ausglühen der Bleche in Reichenhall bestimmten Ofen beschrieben und abgebildet ist.) S. 148. und 192. von den sogenannten Brattenburger-Pfennigen. S. 203. Von den Goldwäschen von Innstrom. S. 224. Schwarze Bleyerde, in manchen Beschaffenheiten von der gewöhnlichen verschieden. S. 228. Ein Foßil aus dem Paßauischen, vermuthlich Diamantspat von einer bisher noch nicht beschriebenen Krystallisation. S. 230. Am Schönberge Granit mit lauchgrüner Hornblende, ebendaselbst geht der Granit in Sienit, und dieser in Hornblendschiefer über. S. 235. Der Lusen ein Gebirge von einer halben Meile im Umfange, aus lauter großen und kleinen Granitbrocken bestehend. S. 237. 242. Granit mit schwarzem Stangenschörl, auch Granaten. S. 240. Ein Beyspiel übler Forsthaushaltung. S. 243. Rosenrother Quarz bey Zwiesel, auch S. 250. so gefärbte Feldspath und Steinmark, und S. 252. berillartiger oder weisser Stangenschörl. S. 253. Granit aus lauchgrünem Quarz, olivengrünem Feldspath, braunem Glimmer und karmoisinrothen Granaten; Uebergänge des Granits in Gneis und Glimmerschiefer. (Vergl. S. 360. 378.) Kieslager zu Bodenmais. Geschichte ihrer Bearbei-

arbeitung. Vitriolsudwesen u. s. w. in der Gegend, S. 269. ff. Rosenrother Quarz und großer schwarzer (etwas elektrischer) Stangenschörl am Hörlberge. S. 281. Geschichte des Bergbaues in der Lahm. S. 305. Graphit, der in jener Gegend nur durch die Verwitterung einer gewissen Art von Glimmer entstanden zu seyn scheint. S. 315. Ueber die Entstehungsart der Perlen aus einer von außen geschehenen Verletzung des Thiers. S. 327. Flußspath bey Bach.

Mit dem neun und zwanzigsten Briefe hebt die Beschreibung der Gebirge in der obern Pfalz an, einem Lande, welches seine Kultur und Bevölkerung, seinen Wachsthum und dermaligen Zustand dem Bergbau und dem damit verbundenen Umtrieb des Hüttenwesens fast ganz allein zu verdanken hat. — Von dem Reichthum der hier darüber mitgetheilten Nachrichten muß man sich durch eignes Lesen überzeugen. Einige einzelne Bemerkungen mögen ausgehoben werden. S. 377. Spuren von Zinnober bey Neustadt an der Nab. Feldspath in die verschobene, ungleich sechsseitige Säule krystallisirt, wovon immer zwey an ihrer breitern Seitenfläche etwas zusammengewachsen sind. S. 380. Granit von einer ehemals dort befindlichen Theerbrennerey schwarz gefärbt, was man für natürliches Erdharz hielt. S. 383. Zeisiggrün gefärbte Quarzlager mit und ohne Eisenglanz. S. 391. Schwarzer Erdkobold. S. 400. Walkerde. S. 404. 418. 430. 486. ff. 510. f. Basalte im Pfälzischen unter andern mit Beweisen, daß sie lange nach allen einfachen und selbst den meisten Flötzgebirgen gebildet seyn müssen, und keine Spuren von vulkanischer Entstehung an sich tragen. S. 409. Eine dem Selterwasser sehr ähnliche mineralische Quelle. „Baiern! „lasset doch die auch von der gütigen Natur verliehenen Schä„tze nicht länger noch unbenützt unter euern Füßen liegen!“ — S. 413. 516. Kieselschiefer, nicht als Bachstein, wie neuerlichst Jemand vorgab. S. 416. Schörlschiefer, eine eigene Gebirgsart aus schiefrigem Quarz und schwarzem sehr klein krystallisirten Stangenschörl. S. 424. Flötze vom erdigen Talk, und talkichter Eisenstein. S. 429. Bituminöses Holz in ganzen Bäumen noch mit Aesten und Rinde versehen. S. 438. Chloritschiefer. Im vier und dreyßigsten Briefe die Beschreibung des oberpfälzischen Fichtelgebirgs. Im fünf und dreyßigsten Briefe Geschichte des Bergamts zu Gottesgab an diesem Gebirge, Betrieb der

dasigen

dasigen Eisenhütten, Beschreibung und Abbildung der Knopf- oder Paterl- eigentlich Glashütten, nur daß sie kleiner angerichtet sind, und blos gläserne Knöpfe verfertigen. Die schwarzen schmilzt man aus einer Trappart (S. 472. 443.) — Eisenstein mit eingewachsenem Adular, S. 481. Bleyerz in Sand, S. 490. Porphyr auf Sandstein S. 496. Merkwürdige Lager von Hornblendschiefer, Sienit, Talk und Stralstein bey Schornreit. — Bey Gelegenheit des Amberger und Aerzberger Reviers Nachrichten S. 549. von dem berühmten Eisenstein mit stänglich abgesonderten Stücken, in denen man mehrmals Basaltkuppen im Kleinen hat sehen wollen. Zwischen den Klüften und Ablösungen kömmt zuweilen schöner, weißer, haarförmig angeschossener Zeolith vor. Steinkohlenflötze, Versteinerungen u. s. w. um Amberg. S. 559. f. von einigen merkwürdigen Höhlen im Kalkstein, der Baumannschen ähnlich. S. 564. Krystallisirte Eisensteine, fast gleich unter der Dammerde. S. 566. von den Bayerischen Muschelmarmoren. S. 572. Trockenlegung des Donaumoors, das mehrere deutsche Meilen in der Länge und Breite beträgt. — Porzellainfabrike zu Nymphenburg. Beschreibung der Manipulation, Abbildung des Ofens, Preiskourant der dasigen Porzellainwaaren. — Schließlich ein systematisches Verzeichniß der in den beschriebenen Ländern vorkommenden Foßilien, das die Stelle eines Registers vertritt.

Bey der ausnehmenden Reichhaltigkeit dieses Werks wäre es unbillig, mit dem Verf. über einige Provinzialausdrücke zu hadern, um so mehr, da Reinheit der Sprache überhaupt eben nicht das Antheil der Mineralogen zu seyn pflegt, und hier das Gepräge der Kultur auch von dieser Seite, im Ganzen genommen, unverkennbar ist.

Eh.

J. A. Chaptals, d. h. G. O. Ritters, öffentl. Lehrers der Chemie zu Montpellier u. s. w. Anfangsgründe der Chemie. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Wolff, der Weltweisheit Doktor u. s. w. Zweyter Theil. Königsberg, bey Nicolovius. 1792. 540 S.

540 S. in gr. 8. Dritter und letzter Theil. 420 S. 2 Rl. 20 gr.

Der zweyte Band des gegenwärtigen Werkes begreift die Lithologie, oder die Lehre von erdigten Substanzen, im weitläuftigen Verstande, und ist vielmehr eine chemische Mineralogie zu nennen. So befinden sich in der ersten Klasse die Verbindungen der Erden mit Säuren, in der zweyten, die Vereinigungen und Mischungen der Grunderden, in der dritten, die Mischung der Steinarten unter sich, wie sie in der Natur vorkommt. In den folgenden Kapiteln finden sich die Beschreibungen der metallischen Körper, wie die Steine, eben so weit zusammen hergeholt, wodurch sicherlich die Begriffe der Anfänger allzusehr zerstreuet werden müssen.

Im dritten Bande machen die Gewächs- und thierischen Körper den Inhalt aus. Kennzeichen und Unterschied der Pflanzen. Vom Bau der Pflanze, von den nährenden Bestandtheilen, dem Resultat der Ernährung, was bey der Ausdünstung von ihnen entweicht, und von den Veränderungen, welche das abgestorbene Gewächs erleidet, wobey zugleich die Gährung abgehandelt worden. Auf gleiche Art werden zuletzt die thierischen Körper, sowohl nach der Naturgeschichte als nach den chemischen Verhältnissen abgehandelt.

Wir hätten in Deutschland gar nichts eingebüßt, wenn diese Anfangsgründe unübersetzt geblieben wären.

Km.

Mathematik.

Tabulae motuum solis novae et correctae, ex theoria gravitatis et observationibus recentissimis erutae, quibus accedit fixarum praecipuarum catalogus novus — editae auspiciis et sumtibus Seren. Ducis Saxo-Gothani, auctore *Franc. de Zach.* Gothae, 1792. Text 172 S. Tafeln 250 S. in gr. 4. In Commission bey Ettinger. 6 Rl. 12 gr.

Dieses

Dieses wichtige Werk ist schon eine Frucht der vorläufigen Anstalten, welche Se. Durchl. der Herzog von Sachsengotha, auf dem Schlosse zu Gotha, zu astronomischen Beobachtungen durch den Verf. haben machen lassen. Es läßt uns zur Vervollkommnung der Astronomie noch vieles erwarten, wenn die neue herrliche Sternwarte auf dem Seeberge bey Gotha ganz ausgerüstet seyn wird, sowohl von dem thätigen Eifer des edlen Fürsten, als von der vorzüglichen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit des Astronomen, dem die Sternwarte wird anvertraut werden. Das gegenwärtige Werk hat zum Hauptzweck, eine genauere und bequemere Bestimmung der Zeit, als bisher, ungeachtet der großen Vollkommenheit der neuern Astronomie, hat erhalten werden können. Die Zeitbestimmung ist der Grund der ganzen praktischen Astronomie, aber ohne eine genaue Kenntniß des Ortes der Sonne oder der Sterne nicht möglich. Wenn zwey Astronomen ihre Zeit aus der Beobachtung zweyer verschiedenen Sterne, oder der Sonne und eines Sterns herleiten, so wird eine Unrichtigkeit in dem Orte der Himmelskörper eine Verschiedenheit in ihren andern Beobachtungen hervorbringen, gesetzt auch, daß diese genau sind, und daß der Unterschied der geographischen Längen ihrer Beobachtungsörter richtig bestimmt ist; dieser Längenunterschied selbst aber kann, bey einem Fehler in der Zeit, nicht richtig angegeben werden, daher die schwankende Bestimmung der geographischen Länge, selbst unserer Sternwarten, entsteht. Beyde Astronomen müßten also übereinkommen, denselben Stern oder die Sonne allein zu ihrer Zeitbestimmung zu gebrauchen; oder sie müssen Tafeln haben, in welchen der Ort der Sonne und mehrerer Sterne sehr genau angegeben ist, damit sie, nach Beschaffenheit der Umstände, irgend einen dieser Himmelskörper zu ihrer Zeitbestimmung wählen können. Solche Tafeln erhält der Astronom in dem gegenwärtigen, mühsam ausgearbeiteten Werk. Der erste Abschnitt enthält die Erklärung der Tafeln der Sonne und der Fixsterne, und ist nicht bloße Anweisung zum Gebrauche der Tafeln, sondern giebt auch Rechenschaft von ihrer Verfertigung, und theilt die Formeln mit, nach welchen sie berechnet sind; es ist derselbe reich an Bemerkungen für die feinere practische Astronomie, und auch an literarischen Nachweisungen der neuern astronomischen Untersuchungen.

Die Sonnentafeln hat Hr. von Zach ganz neu berechnet, mit Verbesserung der Elemente und der Gleichungen der Per-

turbationen. Er hat ihnen zum Theil eine doppelte Form gegeben, theils die gewöhnliche, theils eine neue, wodurch sie zur unmittelbaren Zeitrechnung bequem dienen. Unter den Perturbationsgleichungen ist eine neue, für die vom Mars herrührende, eingeführt. Die größte Veränderung des Ortes der Sonne oder vielmehr der Erde, die daher entsteht, beträgt 3″, 52. Die Tafel der Mittelpunktsgleichung von 10 zu 10 Graden hat der Herzog selbst berechnet, so wie auch die Tafel zur Reduktion der Ekliptik auf den Aequator, und der Deklination der Punkte auf jener. Beyde Tafeln gehen von 10 zu 10 Minuten, und geben die berechneten Stücher bis in 100theilen einer Sekunde an. Die Tafeln XXVII. bis XXXVII. sind diejenigen, welche zur unmittelbaren Zeitrechnung dienen. Die vier ersten derselben enthalten die mittlere Rectascension der Sonne, die mittlere Bewegung derselben, und die Gleichung des Mittelpunkts in Stunden und deren Theilen ausgedrückt. Die sechs folgenden enthalten die Perturbationen, auf den Aequator in Zeittheilen reducirt, doch ohne Rücksicht auf die Deklination der Sonne, welche bequemer bey der Summe in Rechnung gebracht wird, und die Verrückung des Punktes der Frühlingsnachtgleiche, wegen der Nutation, auf dem Aequator in Zeittheilen. Die Taf. XXXVII. enthält die Reduktion der Ekliptik auf den Aequator gleichfalls in Zeittheilen. Die Tafel der Verbesserung des Mittags aus correspondirenden Höhen ist ausführlicher als die bisher in den astronomischen Tafeln, selbst in den neuesten von de Lambre, befindlichen. Hierauf folgen noch neun verschiedene Tafeln, deren einige unmittelbar zur bequemen Zeitrechnung dienen. Den Beschluß macht eine Vergleichungstafel von 314 zu Greenwich beobachteten Oertern der Sonne, und den berechneten, nach Mayers, de Lambre und von Zach Sonnentafeln. Die von de Lambre berechneten Unterschiede sind von ihm in den Berliner Memoiren mitgetheilt.

Nach den Zachschen Tafeln weichen unter allen diesen Oertern nur 22 über 10 Sec. im Bogen ab; die beyden größten Abweichungen sind 17″, 45 und 15″, 65. Nach den de Lambreschen Tafeln weichen 34 über 10″ ab, höchstens 14″, 6. Mayers Tafeln weichen häufig über 10″ ab, selten aber über 20″, nicht über 24″. Der Fehler derselben ist größtentheils in —, so daß durch eine Veränderung der Epochen die Fehler sehr möchten vermindert werden können.

Das

Das neue Verzeichniß von Fixsternen ist ein fast noch wichtigeres Geschenk für die Astronomen. Es enthält 381 ausgesuchte Sterne aus allen Gegenden des für uns sichtbaren Himmels, von welchen die Rectascension in Zeittheilen und in Bogentheilen nebst der jährlichen Variation, jene bis auf 100theile einer Secunde, angegeben ist. Die Declination hat der Verf. noch nicht selbst beobachten können, und sie nur nach andern Verzeichnissen in Graden und Minuten beygefügt. Sie ist nach dem Zwecke dieses Werks nicht genauer nöthig. Bey den Beobachtungen der Rectascensionen hat der Verf. die von Maskelyne mit größter Sorgfalt bestimmten Rectascensionen von 36 Sternen zum Grunde gelegt, indem er den Unterschied der Rectascension jedes Sterns von dem ihm unter jenen nächsten beobachtet, und daraus mit Rücksicht auf die bisdey nöthigen Abänderungen, die Rectascension hergeleitet hat. Es sind in einer ausführlichen Tafel die Beobachtungen jedes Sterns, deren oft 5 bis 8 für einzelne Sterne sind, angegeben, mit dem daraus gezogenen Mittel, einige ausgenommen, welche nur ein einzigesmal beobachtet zu seyn scheinen. Damit man diese Arbeit gehörig schätze, mag es nicht undienlich seyn, aus der Einleitung anzuführen, daß dieses Verzeichniß einige tausend Beobachtungen erfordert hat, und daß die Berechnungen sechs Bände ausfüllen. Noch eine wichtige zu dem Sternverzeichnisse gehörige Tafel ist die von S. 157 — 227, welche von 224 Sternen aus dem obigen Verzeichnisse die Ortsveränderung wegen der Präcession und Aberration von 10 zu 10 Tagen durch das ganze Jahr, und die Nutation für die Länge des Knotens der Mondsbahn von 10 zu 10 Grad angeben.

Mit Hrn. von Zach hat zu gleicher Zeit Hr. de Lambre in Paris, einer der größten astronomischen Rechner, neue Tafeln des Laufs der Sonne zu berechnen unternommen. Diese hat Hr. de la Lande in der dritten Ausgabe seiner Astronomie, 1792. mitgetheilt. Sie stimmen sehr nahe mit den von Zachischen überein, so daß die Bewegung der Sonne oder vielmehr der Erde gegenwärtig so genau berechnet zu seyn scheint, als man es nur verlangen kann. Es wird dem Leser vermuthlich angenehm seyn, die Abweichungen beyderseitiger Tafeln in der Kürze übersehen zu können. Der Unterschied der de Lambreschen Tafeln ist in der Epoche der mittlern

Länge

Länge für 1800, mit Rücksicht auf den Unterschied der Meridiane	— 2″, 5
in der Epoche der Länge des Apogäum	+ 43″
in der mittlern Bewegung der Sonne in 100 Jahren	0
in der Bewegung des Apog. in 100 Jahren	+ 15″
in der größten Mittelpunktsgleichung	— 1″, 2
in den Logarithmen des größten und kleinsten Abstandes der Erde von der Sonne	— 0,0000013
	+ 0,0000007

Die Tafeln für die Mittelpunktsgleichung sind nicht für dasselbe Jahr berechnet, von de Lambre für 1801, 74; von v. Zach für 1790. Setzt man nach de Lambre die Säcularverminderung auf 18″, 80, so ist der Unterschied + 0″, 5. Was die Perturbationsgleichungen betrifft, so kommen sowohl die Epochen und die Bewegungen der Argumente, als auch die größten Gleichungen ganz oder sehr nahe überein. De Lambre hat zwey Gleichungen für die Stöhrung von Mars (vielleicht wäre gar keine nöthig); Hr. von Zach nur eine; letzterer hat zwey wegen Jupiter, ersterer nur eine.

Aus der den Tafeln vorgesetzten Anleitung ist noch einiges zu bemerken. Den Anfang macht ein Verzeichniß der Bestimmungen des Längenunterschiedes aller öffentlichen oder Privatsternwarten, mühsam aus astronomischen Schriften zusammengesucht. Die Erzählung der Beobachtungen zur Erforschung der Länge von Gotha nimmt über 6 Seiten ein. Hieraus ist die erste Tafel in der Sammlung der Sonnentafeln gezogen, welche den Längenunterschied aller bekannten Sternwarten von der neuen Sternwarte bey Gotha angiebt. Port Jackson auf Neu-Süd-Wales ist aber in derselben ganz unrichtig bestimmt. Dieser Ort fehlt in jenem Verzeichnisse. Es sind noch einige Fehler in dem Verzeichnisse. In der Erklärung des Sternverzeichnisses ist die neuerbaute schöne Sternwarte auf dem Seeberge beschrieben, wovon das Titelkupfer den Grundriß und die Aufrisse enthält. Die auf der bisherigen Sternwarte in dem Residenzschlosse aufgestellten Instrumente werden beschrieben, mit Anführung aller gebrauchten Mittel, sie gehörig zu stellen und einzurichten — Die Tafel der eigenen Bewegung mehrerer Fixsterne, in der Rectascension, zufolge der Berechnung dreyer Astronomen, ist zur Vergleichung bequem. Es zeigen sich aber darin beträcht-

nächtliche Abweichungen. Noch eine solche Tafel für die eigene Bewegung in der Deklination, nach Mayers und Triesneckers Bestimmungen. Den Schluß der Anleitung macht ein sehr nützliches Verzeichniß der Unterschiede der Rectascensionen der Sterne, nach dem vorher angeführten Verzeichnisse des Verf., und den Verzeichnissen von Flamsteed, de la Caille, Bradley und Mayer.

Das Werk ist prächtig mit Reyherischen Schriften zu Gotha gedruckt. Es scheint aber nicht so frey von Druckfehlern zu seyn, als man es von einem solchen Werke wünscht.

Hu.

Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst, in welcher alle Fächer dieser Kunst nach alphabetischer Ordnung abgehandelt sind. Ein Handbuch für Staatswirthe, Baumeister und Landwirthe von C. L. Stieglitz, Dokt. der Rechte, Senator zu Leipzig und Canonicus des Stiftes Wurzen. Erster Theil, A—D. mit 16 Kupfertaf. Leipzig. 1792. in 8. 2 Rg. 16 gr.

Richtige Kenntnisse und einen geläuterten Geschmack in der Baukunst immer mehr und mehr zu verbreiten, und die Gelegenheit sich selbst zu unterrichten, so viel möglich jedem zu erleichtern, den entweder blos Neigung oder auch Pflicht dazu treibet, sich mit den hieher gehörigen Gegenständen bekannt zu machen, ist allerdings rühmlich, und jeder neue Versuch dazu, als ein Beweis patriotischer Gesinnung anzuerkennen. Es ist auch unleugbar, daß, da der Zweck derer, die sich unterrichten wollen, sehr verschieden ist, und nicht alle gleiche Kenntnisse verlangen noch gebrauchen, auch eben so der Unterricht, die Ordnung und Einkleidung desselben, sehr verschieden seyn kann. Es kann daher auch eine Abhandlung der Baukünste in alphabetischer Ordnung verfaßt, immer ihren Nutzen haben. Nur wer recht vollständige und gründliche Wissenschaft verlanget, wessen Hauptbeschäfftigung die Baukunst seyn soll, und der also wirklich ein ausübender Baumeister, in dem vollen Umfang dieses Worts zu werden gedenket, dem kann keine solche Encyklopädie genügen, wenn

sie

sie auch würklich mehr, als ein gemeines Baulexicon leistet, weil sie eben auch darum, daß sie, wo nicht alle, doch die mehresten Fächer der Baukunst concentrirt in sich fassen soll, unmöglich alles das enthalten kann, welches einem solchen Manne doch zu wissen nöthig ist, und in der Maaße, wie es ihm zu wissen nöthig ist. Und wenn auch das wäre, so ist doch die gründliche Belehrung immer mühsamer und verdrießlicher, wegen der nothwendigen Trennung so vieler Dinge, die doch zusammen gehören, und weil oft ein Artikel vorkommt, der seine Erläuterung und Vollständigkeit erst aus einem andern weit hinter ihm folgenden hohlen muß. Oder es muß gleich bey der ersten Gelegenheit, alles hieher gehörige erschöpft werden, wo denn in der Folge blos nachgewiesen wird. Aber wozu denn die alphabetische Form? Allein wenn denn nun auch eine solche Encyklopädie der Baukunst eigentlich nicht zur Erlernung derselben dienet, so kann sie doch denen, die schon mit der Baukunst bekannt sind, zum Nachschlagen dienen, wenn sie in diesem oder jenem Artikel sich eines Raths erholen, oder auch nachsehen wollen, was schon von andern in dieser Sache geleistet ist. Und wenn sie hier nicht in ihrer Erwartung getäuscht werden, so ist das alles, was man von solchem Buch erwartet. An einem solchen Werk hat es nun freylich der Baukunst bis jetzt noch gefehlt. Denn ob wir gleich schon architektonische Wörterbücher haben, die der Verf. auch nicht ungenutzt gelassen hat, und obgleich in Krünitzens Encyklopädie mancher hieher gehöriger sehr brauchbarer Artikel vorkommt: so ist doch das letzte Werk zu weitläuftig und zu kostbar, die ersten aber sind, als eigentlich nicht zu diesem Zweck eingerichtet, zu unvollständig. Diesen Mangel hat nun der Verf. mit seinem Handbuch ersetzt; und ob es gleich die architektonischen Wörterbücher nicht unentbehrlich macht, indem keine ausländische, sondern nur allein deutsche Wörter aufgenommen sind, so entspricht es doch der Absicht, zu welcher es dienen soll. Und es ist kein Zweifel, daß es wird mit Dank aufgenommen werden, da der Verf. sich bemühet hat, den Gang eines jeden Baues, die Verbindung und die Folge der verschiedenen Arbeiten bey jedem Bau deutlich vorzustellen, und dabey zwischen Vollständigkeit und Weitläuftigkeit die Mittelstraße zu treffen. Indessen hätte doch hie und da noch wohl manches können angeführt werden, das noch zur Vollständigkeit mit gehört. So ist, um nur eins anzuführen, unter dem Artikel: **Brücke** — die

die Löscherische Erfindung gar nicht erwähnt, auch nicht der fliegenden Brücken gedacht, die auf dem Rhein als eine vortreffliche Erfindung bekannt sind. Unter dem Wort: Balkon — hätte auch die Einrichtung der Balken bemerkt werden können, wovon Schmidt in seinem Baumeister redet. — Die Beschreibung des Pumpens bey den Säugpumpen ist wohl nicht ganz richtig, wenigstens undeutlich. Die Beschreibung einer Brettmühle gewiß den mehresten unverständlich. Ueberhaupt können solche so sehr zusammengesetzte Maschinen denen, die sie noch nicht kennen, und die Kunstwörter nicht wissen, ohne Abbildung durch Wortbeschreibung nicht wohl begreiflich gemacht werden u. s. w. — Das ist aber sehr gut, daß bey jedem wichtigen Artikel die vorzüglichsten Schriftsteller angeführet sind. Noch verspricht der Verf., daß er, nach Vollendung dieses Werks, noch die Grundsätze der bürgerlichen Baukunst, und aller dahin gehörigen Fächer systematisch geordnet, als ein Kompendium zu Vorlesungen herausgeben wolle. Ein gutes Kompendium über die Baukunst ist würklich noch Bedürfniß, nur das systematisch soll doch wohl nicht mit heißen: demonstrirt, wie beym Suckov, oder auch bey jedem Satz mit einer Menge Allegaten, wie beym v. Cancrin?

Nw.

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Weitere Ausführung der Salzwerkskunde, oder derselben vierter Theil, von K. Chr. Langsdorf, Königl. Preuß. Rath und Salineninspektor u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1792. 260 Seiten in 4. 2 Rthl.

Eine Fortsetzung der im LXXXIII. B. dieser Bibl. angezeigten Anleitung zur Salzwerkskunde. Der Verf., sehr überzeugt, daß noch viele Lücken auszufüllen, und manches zu berichtigen sey, fährt mit rastloser Bemühung und dem ihm eigenen

eigenen Scharfsinn fort, diese der Menschheit so wichtige Wissenschaft zu höherer Vollkommenheit zu bringen. Nach 8 Jahren legt er hier eine Menge Beobachtungen, Anmerkungen und Berechnungen in einzelnen Supplementen vor. Gleichwohl wird damit, wie er selbst erkennt, noch nicht alles das geleistet, was zu einem einigermaaßen vollständigen Lehrbuch der Salzwerkskunde erforderlich ist; allein, er macht Hoffnung zu künftigen mehreren Nachträgen.

Dieses Verfahren mit Supplementen, das Werk fortzusetzen, statt es in einer neuen Ausgabe umzuarbeiten, verdient besonderen Dank und Nachahmung. Bey Lehrbüchern über Wissenschaften, darin jährlich merkliche Fortschritte geschehen, wird es äußerst lästig, sich kurz hinter einander neue Ausgaben anschaffen zu müssen, zumal wenn sie an sich kostbar sind.

Chemische und geologische Kenntnisse fehlten bis hierhin den meisten Salinisten, bis ein Struve, Wild und nun Langsdorf auch von dieser Seite angefangen haben, die Salzwerkskunde aufzuklären. Der Verf. scheint diese Lücke besonders bemerkt, und sich seit der Ausgabe der Anleitung vorzüglich vorbereitet zu haben, auch hierin als Lehrer mit auftreten zu können; und gewiß, er hat seine Absicht sehr gut erreicht.

Wohl thut es einem, wenn man noch zuweilen auf solche Schriften, wie diese, stößt, worin sich folgenvolle Beobachtungen und scharfsinnige Beurtheilungen ohne Wortprunk und Prätension, auf einander drängen, durchaus eines ächten deutschen Gelehrten würdig.

Dergleichen Schriften, welche zugleich sehr wichtige Kenntnisse erweitern und verbreiten, verdienen auch in dieser Bibliothek mehr als bloße Anzeige. Zumal wenn der V., wie hier in der Einleitung geschieht, so angelegentlich darum bittet, und die Wissenschaft dadurch gewinnen kann.

In der Einleitung wird von Deroldingen, welcher gegen die kolossalische Begriffe von der Allgewalt der vulkanischen Hitze eifert, gründlich widerlegt. Nach dem Verf. ist der Heerd der Vulkanen tief unter allen neueren Erdschichten zu suchen. Bey Erhebung der feuerspeyenden Berge müssen in große Tiefe ausgehöhlte Behältnisse, gleichsam unterirrdische Thäler entstanden seyn, worin sich das Meerwasser stürzte. Wenn nun die vulkanische Hitze diese eindringende Wasser in Dünste auflößte, und das Meer sich nachher zurückzog, so

konn-

konnten wohl sehr beträchtliche Salzbänke zurückbleiben gen diese Vorstellungsart von der Entstehung der Sa in der Nähe der Vulkane ist wenig einzuwenden. läßt sich noch etwas gegen diejenige erinnern, welche §. 853. vorkömmt, wornach das Meer in der Nähe derer vor dem Anfang der Vulkane durch Feuersgewalt er Gebirge bis zur Sättigung verdampfte. Da das Wasser immer von der Ursache seiner Erhitzung wegge wird, nach dem heißen, und dies nach dem kalten kann hier keine Sättigung zu Stande kommen, außer selsförmigen Vertiefungen deren Wasserinhalt nicht durchaus mit dem Meere in Verbindung steht. Doch sich der Verf. vermuthlich eben solche Vertiefungen zu dem Gips- Kalch- und Thongebirgen, ohne ihrer nu drücklich zu erwähnen. Diese angenommen, wird e begreiflich, wie Salzstöcke sowohl in der Reihe der Urg als der Flözgebirge angetroffen werden — wie man a sowohl Ursalz- als Urkalchgebirge in die Geologie auf men habe.

Das erste Supplement enthält Literatur der Salzı kunde.

Im zweyten folgen allgemeine Anmerkungen üb Salze, besonders Küchensalze und salzige Wasser, wovo einige ausheben wollen.

§. 617. Anm. Nach Webers Zeugniß soll das aus den „Gmünder Siedereyen ganz rein seyn; aber m „det dort eine selbstgemachte Solution aus Wasser und „salz." Hier läßt sich die Frage aufwerfen: muß der Auflösung deswegen rein seyn, weil sie aus Steinsal standen ist? Die Untersuchung des Gehalts des Salzes terer Salzgruben in verschiedenen Tiefen könnte vi Resultate zeigen, welche diese oder jene Meynung von stehung der Salzbänke unterstützten.

§. 635. 636. Die Güte des Salzes beruht bl der in einem bestimmten Salzgewicht mit dem Alkal bundenen Menge. Eine sehr wichtige Bemerkung. E fehlerhaft, wenn man bisher das Verhältniß der Güte der Menge der Säure bestimmte, also auch die mit in nung brachte, welche statt mit Alkali mit Kalcherde geb war. Auffallend ist die Folge einer Berechnung, w Salz, darin in 100 Theilen 48 Th. der stärksten Sä findlich sind, $\frac{1}{15}$ mehr leistet, als eins darin 45,3 jener

und 2 Theile erdigen Kochsalzes enthalten ist. Rechnet man die Güte blos nach Verhältniß des mehreren Salzgeistes, so erscheint nur etwas weniges über die Hälfte der wahren Differenz.

§. 646. 647. wird gezeigt, daß Beaume und Seignette, wovon ersterer behauptet, daß das Kochsalz ohne Zusatz nicht zersetzt werden könnte, letzterer aber das Gegentheil, beyde es so gefunden haben könnten, wenn ersterer rein Salz in für der Luft verschlossenen Retorden, letzterer aber unreines, oder reines unter Zutritt der Luft bearbeitet hätte.

§. 655. Langsdorf fand die specielle Schwere des Kochsalzes 1,913. Gegen Wild wird erinnert, daß er den Verlust der Säure bey dem dazu gebrauchten Kochsalz nicht in Rechnung gebracht habe.

§. 656. Jede Salzsorte muß nach Verhältniß ihrer Bestandtheile in der Schwere von andern abweichen.

§. 657. Viele Vergleichungen belehrten den Verf., daß das Volumen, welches das Kristallisationswasser und die Säure für sich allein einnehmen, durch die Beymischung des Alkali nicht vergrößert wird, woraus die specifische Schwere des Kochsalzes erfolgt.

Drittes Supplement. Von der Löthigkeit und specifischen Schwere der Soole u. s. w.

§. 659. L. fand, daß die Räume, welche 100 Lothe 28löthige Soole und X Lothe süßes Wasser vor ihrer Mischung zusammen einnehmen, dem Raum gleich sind, welche sie nach ihrer Vermischung einnehmen. Hierauf gründet er eine allgemeine Formel, welche die specifische Schwere jeder Kochsalzsolution zu jedem Gebrauch so sicher angiebt als alle mühsam berechnete Tafeln, die überdem unmöglich allgemein richtig seyn können, sondern immer corrigirt werden müssen.

§. 665. Das Meer, wenn es 12löthig war, mußte 4926 hoch stehen, um eine 300 mächtige Salzbank abzusetzen.

Viertes Supplement. Einfluß der Temperatur auf die specifische Schwere der Soole.

Der Verf. theilt in diesem Supplement eine Tafel über die Löthigkeit einer Soole von jeder Temperatur, wenn in ihr die für 10° Reaum. eingerichtete Senkwage auf 0 steht, mit.

Fünftes Supplement. Vom Versieden der Soolen.

§. 683.

§. 683. Es wäre irrig, wenn man behaupten wollte, zu starkes und anhaltendes Kochen veranlasse Mischungen des Bitter- und des Kochsalzes; im Gegentheil, eher könne dies bey gelinder Wärme geschehen. §. 684. Die meisten dieser Vereinigungen geschehen in den Körben von der Feuchtigkeit, welche nicht abläuft. §. 688. Keine Soole ist von Mutterlauge völlig frey. Wenn man sich ihrer durch einen frühzeitigen Anfang des letzten Auskochens entledigen will, so kommt sie in das Salz und macht es schlecht. Doch kann man das Ausschöpfen derselben bis zum dritten Werk lassen. §. 690. L. läßt zum Soggen so viele 8 Stunden als Zolle die Soole in der Pfanne Tiefe hat.

§. 693 — 695. Hier wird sehr gründlich von dem Absonderungsmittel gehandelt.

Kalchwasser scheidet 1stens das Alkali ätzend vom Glaubersalz, wird mit Vitriol und Luftsäure zu Selenit u. s. w. Die vorzüglichste Wirkung desselben besteht 2tens darin, daß sich der ätzende Kalch mit den Oelen verbindet, welche der Abdampfung und Kristallisation hinderlich sind. Auf diesen Effekt darf man immer rechnen, auf den ersten aber nur sehr unvollkommen, zumalen im Grossen nicht einmal verstattet ist, das Kalchwasser in hinlänglicher Menge mit der Soole zu vermischen. §. 696. Schüttet man in die letzte Lauge noch Alkali zu, so kann sich aufs neue Küchensalz bilden, indem sich seine Säure mit dem erdigen Kochsalz verbindet.

§. 697 — 699. Fällt das 2te Nachsalz nicht ganz erwünscht aus, so tauche man es in einem Tuch in die gaare Soole des nächsten Werks.

§. 703 — 706. lehrt der Verf. wie man das Glauber- und Bittersalz aus der Mutterlauge, ingleichen das Viehsalz und den Pfannenstein auf einem sehr einfachen Wege, indem man ihre Auflösungen der Sonnenwärme und Winterkälte aussetzt, erhalten könne. Löst man das Viehsalz nochmals auf, und vermischt es mit Kalchwasser, so kann man noch beträchtliches Küchensalz davon scheiden. Ueber das alles haben wir noch künftig Versuche des Verf. zu erwarten.

§. 707 — 710. Die Erfahrung einer Siedprobe hat gelehrt, daß ein freyer Luftzug ausnehmend viel Salztheilchen verflüchtigt. Dieser Versuch ist, wie es Rec. scheint, den Vorschlägen des v. Born und neuerlich des v. Humbold im

2ten St. des bergmännischen Journals 1792. die Soole durch Reverberirfeuer zu erwärmen, nicht sehr günstig.

§. 712 — 719. Der Nutzen der Zirkulirheerde hängt vornehmlich von der Größe der Pfannen und der Löthigkeit der Soole ab. Bedeckte Pfannen, von welchen, daß sie mit grossem Vortheil anzuwenden seyn möchten, der Verf. in einer vorherigen Schrift behauptete, hat Wild jetzt wirklich als Wärmepfannen mit gutem Nutzen eingeführt. L. ist Wilds Vorschlag, die Pfannen auf Gewölben anzubringen, entgegen, weil die Erde, nicht wie W. meyne, ein stärkerer Leiter als die Luft sey. Wild hat indessen, seitdem in Nr. 71. des Intellig. Bl. der allgem. Liter. Zeitung 1792. seine Behauptung nun wirklich mit Erfahrung unterstützt. Er drückt sich aber jetzt so aus: trockne Luft sey weniger hitzraubend als feuchte. Gewölbe schliessen trockne Luft ein u. s. w.

Sechstes Supplement. Vollkommnere Theorie der Gradirung.

§. 728. enthält Einrichtungen zur größten Verminderung des zufälligen Verlusts durch die Winde. §. 729. Mehrere Beobachtungen zeigten einen Verlust von ⅕ des Ganzen. Je verschiedener die Löthigkeit derjenigen Soolen ist, die zusammenkommen, je größer der Verlust; daher sind auch ausser den schon bekannten Ursachen die verschiednen Fälle bey den Gradirhäusern nöthig — deswegen bringt der Regen großen Nachtheil, und die Bedeckung der Gradirhäuser Nutzen.

§. 768. L. theilte die Bassins durch zwo Schiedwände in 3 Abtheilungen, und fand, daß die äußere wohinein Tropfen fallen, welche die ganze Dornwand noch nicht passirt haben, zur ½ bis ⅓ schwächere Soole als die mittlere enthielt.

§. 774 — 800. Vom Einfluß der Wärme auf die Gradirung. Der Unterschied der Effekte fällt bey sehr schwachen Soolen weit beträchtlicher aus, als bey stärkeren. Nur wenige, sagt der Verf., werden die traurige Bestimmung gehabt haben, mit einer Brunnensoole kämpfen zu müssen, die im Gehalt nur ½ bis ¼ Loth abwechselt, und ich bin gewiß, daß noch nie ein Salinist in der peinlichen Lage gewesen ist, die ihm Gelegenheit gegeben hätte, über so erbärmliche Soolen Beobachtungen anzustellen, als mein Loos gewesen ist. Rec. setzt hinzu: der Wissenschaft wars indeß Gewinn, und sie wird ihn auch belohnen.

Sie-

Siebentes Supplement. Versuch einer theoretisch-praktischen Abhandlung vom Bau auf Salzquellen.

Vor 2 Jahren schickte der Verf. dieselbe der Societät zu Lausanne, und hat sie seitdem verbessert. Sie zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, schickte er das Mscpt an Wild, v. Trebra, Vogt und Werner, von diesem sollte v. Charpentier dasselbe erhalten, und dann noch mehrere bewährte Männer. Die ersten drey theilten dem Verf. ihre Anmerkungen mit, welche er hat beydrucken lassen.

Werner aber unterbrach diesen Plan, mehrere Briefe des Verf. blieben unbeantwortet, und erst beynahe ein Jahr verfloß, bis auf den 6ten Brief das Mscpt zurück kam. Wenn Rec. nicht irrt, so hat Abbe Esthner eine ähnliche Klage angebracht. Ein Gelehrter kommt zuweilen in Lagen, in welchen es ihm unmöglich wird, alle Ansprüche zu befriedigen; er nimmt sich auch wohl ernstlich vor, ein und anderes zu thun, wird aber nachdem immer wieder unterbrochen, daraus dann dergleichen erfolgt. So wollen wir wenigstens Wernern einstweilen entschuldigen, bis er es selbst thut, das er doch immer schuldig ist. Gewagt ist es, wie dieses Beyspiel lehrt, Mscpte vor dem Druck vielen zur Beurtheilung zuzuschicken.

1ste Abtheilung, von den Quellen überhaupt.

§. 803—812. Die stufenweisen Fortschritte der Natur vom unendlich Kleinen zum Merkbaren, und dann oft bis zum Fürchterlichen, findet bey Erzeugung der Quellen vorzüglich ihren Platz. Im Innern der Erde wird Wasser aufgelöst und verdampft, indem die Verbindungen vorgehen, wobey Feuertheile befreyt werden, welche die umher liegenden Stoffe äußerst erhitzen. Als Nebel und Dampf steigt diese Auflösung in die Höhe, und wird in kälteren Temperaturen wieder zu Wasser. Unmöglich ist es beynahe, daß nicht manche Quellen so entstehen sollten. Luftzutritt ist da nicht erforderlich: denn die Rede ist nicht von hydrostatischem, sondern vom pnevmatischen Aufsteigen. Indessen wird es schwer fallen, irgendwo eine so entstandene bedeutende Quelle zu finden. Dergleichen Dämpfe können mit ihrer Federkraft auf der Oberfläche eines Wasserbehälters liegen, und damit den Ausfluß als Quelle bewirken, der aufhört, wenn dieselben einen andern Ausweg erhalten. Dringen erhitzte Dämpfe in

angränzende Wasserbehältnisse, so wird das Wasser darin immer mehr erhitzt, und durch die zunehmende Federkraft der Dämpfe zum Aufsteigen genöthigt, bis es irgendwo als Quelle ausbricht. Solche Quellen können warm oder kalt ausfließen, nachdem sie nahe oder fern von der Höhe, welche sie erstiegen haben, ausbrechen. So mag der Geyser in Island vielleicht aus einer ewigen Teufe emporgetrieben werden.

Bey dieser Hypothese gefiel Rec. vornehmlich, daß die bey den Verbindungen (Kristallisationen) im Innern der Erde frey werdenden Feuertheile als Urheber großer Erscheinungen dargestellt werden. Nimmt man die fortdaurende Wirkung dieser Naturkraft an, wie man nicht anders kann, so werden ausnehmend viele Erscheinungen begreiflich. Ihre Werkstätten, die Gesteinspaltungen, gehen ohne Zweifel in außerordentliche Tiefen. Explosionen der angehäuften eingeschlossenen Feuertheile erzeugen immer wieder neue Risse. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß 80 bis 100 Meilen tief noch Spalten mit einander communiciren können, bis endlich vielleicht die nach dem Erdkern hin zunehmende Schwerkraft diese Wirkungen begränze. An flüßigem Stoff kann es darin nicht fehlen: sie erhalten denselben theils von andern Klüften, theils aus dem festen Gestein. Kann die Kunst aus der Hornblende über 7, aus dem Kalchstein 11 pro Cent Wasser scheiden oder darstellen, wie viel mehr werden diese die viele Jahre hindurch wirkende Naturkräfte vermögen.

Daß man in den tiefsten Gruben keine aus mehrerer Tiefe aufsteigende Dämpfe bemerkt, läßt sich leicht erklären: unsere Gruben haben immer noch Wasser unter sich, unmöglich können dieselben jene Dämpfe durchlassen: sie verdichten sich und vereinigen sich mit ihnen als Wasser, vermuthlich in weit größerer Tiefe. Selbst die künstliche Eröffnung der Erde führt solchen aufsteigenden Dämpfen Wasser entgegen, und entfernt so die Stelle, wo die Verdichtung vor sich geht, immer mehr abwärts.

Treffen dergleichen Dämpfe in der Höhe auf mächtige Kieslager, so entzünden sich letztere, und stoßen warme Quellen aus. Nur unter solchen Voraussetzungen läßt es sich erklären, wie die Wärme und der Inhalt dieser Wasser tausend und mehr Jahre hindurch sich gleich bleiben kann — wie die Natur einen Cirkel beschreibt, sich also nicht erschöpft. Ausführlich kann sich Rec. hier nicht erlauben darüber zu seyn.

Bey

Bey tiefer liegenden Kieslagern mögen Dämpfe und Wasser wieder erkalten, und dann als kalte Mineralquellen zu Tag erscheinen.

Zur Erklärung des hohen heißen Wasserstrahls in Island ist es eben nicht nöthig mit dem Verf. anzunehmen, daß diese Wasser aus einer ewigen Tiefe emporgehoben würden. Da die Dämpfe mehr Elastizität bekommen, je mehr Feuerbehältnisse sie ununterbrochen durchlaufen, dieses abrr ohne Zweifel in der Nähe des Geysers geschehen wird: so bedarf es weiter nichts als deren Druck auf allenfalls noch etwas hochliegenden heißen Wasserbehältnissen. Statt also den Grund dieses Strahls in der Tiefe zu suchen, fände er sich umgewandt in der Höhe.

§. 813 — 817. Regen- und Schneewasser legen indessen den Grund zu den allermeisten Quellen. L. zeigt durch eine eigene Berechnung, daß die jährliche Ausdünstung zur Unterhaltung der Quellen und Flüsse vollkommen hinreichen. Nach einer Anmerkung des v. Trebra giebt das Schwitzwasser aus dem Ganzen des Gesteins den Quellen Nachhalt. Sollte dies Schwitzwasser was anders als ein Produkt seyn?

§. 829. Starke und beständige Quellen kommen weit her. Der Beharrungsstand einer 700′ langen Leitung gab L. Anlaß statt einer Pumpe einen Kolben mit einem Pumpenschwengel einzusetzen, und der Verzögerungsstand erwirkte hier was bey Saugwerken die Klappe thut.

§. 843. Bey beträchtlichen Abteufungen, wenn man schon viele Wasserzuflüsse über sich hat, so daß dieselbe die Kraft der Kunst zu übersteigen scheinen, darf man noch nicht gleich die Hoffnung zu glücklicher Vollführung aufgeben. Der Schacht kann mit einem Wasserbehältniß in Verbindung stehen, nach dessen Ausleerung die Wasser wieder leichter zu gewältigen sind.

Zweyte Abtheilung. Von den Soolquellen und Soolschächten insbesondere.

§. 846. Das Meer dünstet weniger Salz aus als die Flüsse zuführen; der Unterschied ist aber Jahrhunderte durch in Rücksicht der ungeheuren Meermasse unmerkbar.

§. 847. Unsere Salzquellen sind ursprünglich süße Wasser, welche auf ihrer Reise durch salzige Schichten salzig geworden sind.

§. 850. Der Verf denkt sich den Rückzug des Oceans und die Erhöhung der Gebirge gleichzeitig. Feuerwirkungen trockneten die alten Erdschichten unterm Ocean aus, und erhoben sie. Lag Thon, Kalch, Gips schon vorhin untereinander, so mußte erst Thon, dann Kalch, und zuletzt Gips erhoben werden.

Diese Vorstellung setzt voraus, daß der Gips bereits als solcher vorhanden war, so gut wie der Kalch. Es ist aber unbegreiflich, wie in ein und demselben Wasser Vitriolsäure sich nur mit einem Theil Kalcherde vereinigt, sodann einen andern Theil ganz rein gelassen haben sollte, nachdem aber wieder mit der Alaunerde sich verbunden hätte. Rec. glaubt, daß mehrere Gründe vorhanden seyn, dem Gyps eine jüngere Entstehung zuzuschreiben. Erst dann als die Feuerwirkungen zu einem hohen Grad gestiegen waren, als schon der Ocean sich in etwas zurückgezogen hatte, und durch die Erhebungen beträchtliche Behälter von ihm wenigstens in so weit abgeschnitten waren, daß die in denselben gebliebenen Wasser zu Laugen verdampfen konnten, welche ihr Kochsalz fallen ließen — damals mögen die über dem Kochsalz zurückgebliebene vitriolischen Wasser die benachbarte Kalcherde in Gyps umgeändert haben. Schlammige Wasser der Art mögen, nachdem in niedrigere Gegenden über andere schon erhärtete Schichten hingeströmt seyn, und Flötzgipslager gebildet haben.

§. 851. 852. Gegen diese Hypothese hat Rec. schon in der Einleitung eine Erinnerung vorgebracht. Hier noch: daß zu Erzeugung des Gypses eben nicht nöthig sey, sich jene Behälter als vollkommen geschlossen zu denken. Wenn nur Ab- und Zufluß das Verhältniß nicht überschritt, bey welchem eine Uebersättigung statt hatte, und Salz niedergeschlagen wurde, so mußten immer die obern abfließenden Wasser sehr vitriolisch seyn. Daß manche Gypse selbst Kochsalz und Asphalt als Inhalt jener Gewässer enthalten, ist bekannt.

Bey dieser Vorstellungsart ist auch die große Höhe des Wassers zur Erzeugung eines Salzstocks nicht nöthig, da dieselbe durch Zu- und Abfluß ersetzt wird. Sehr richtig bemerkt der Verf. anderwärts, das Meer müsse, ehe es die große Salzbänke abgesetzt hätte, weit salzreicher gewesen seyn, als dermalen.

§. 855—859. Vulkanische Gebirge seyen keine Zeugen naher Salzbänke. Dieses ändert sich nun nach der eigenen

Theorie

Theorie des Verf. in der Einleitung. Allerdings können auch Salzbänke unter erloschenen Vulkanen sich befinden, nur jüngerer Entstehung als die, welche in der Nähe der Urgebirge angetroffen werden.

Nach Langsdorf kann das Salz sich auch auf die Unterlage des Gypses gelehnt haben, doch bleiben dann beyde noch Nachbarn. Vogt fand bey Absenkung eines Schachts in zwey Gipslagen kein Salzwasser. Sollte, sagt er, nicht sowohl der Gyps als die tiefe Lage das Hervorquellen der Soole begünstigen? Rec. tritt letzterem bey. Salzbänke ohne Gypslagen in der Nähe möchten sich nur unter Vulkanen finden, aber Gyps ohne Salz muß häufig in Entfernung von der Werkstätte, wo der Gyps entstand, angetroffen werden.

Die ursprüngliche unterirrdische Feuerskraft muß nach des Verf. Meynung unter den uranfänglichen Gebirgen liegen; daß man noch kein entscheidendes Beyspiel vom Durchbruch der Vulkane durch Granit habe, entscheide nichts dagegen. Die Kraft, welche die Granitgebirge erhoben habe, müsse doch wohl unter ihnen gewesen seyn. Rec. antwortet hierauf: diese Kraft kann anderwärts gelegen haben, und lag wahrscheinlich anderwärts. Alle Erhebungen lassen sich nicht wohl der unterirrdischen Feuerskraft zuschreiben; sie war wahrscheinlich selbst erst durch eine vorhergegangene Revolution in diese Wirksamkeit gesetzt worden. Alles Feuer strebt seiner geringen Schwere halber bekanntlich nach der Höhe. Als sich unser Planet noch in sich selbst ohne äußeren Anstoß bildete, so mußten nach diesem Naturgesetz die Feuertheile seine Oberfläche einzunehmen suchen, und wirklich einnehmen. Nach der allmähligen Bildung, Abscheidung und Senkung der festen Stoffe, mußte sich demnach die allergrößte Menge der Feuertheile in der Atmosphäre befinden, ein großer Theil auf und in dem Wasser, und nur allenfalls ein geringer Theil konnte im Gemische figirt sich in etwas wieder nach dem Mittelpunkte hinsenken. Ihnen kann man solche Anhäufungen und Explosionen, welche erforderlich waren die Granitgebirge zu erheben, nicht zuschreiben.

Die Naturwirkungen stehen im ganzen Weltall im Zusammenhange. Sollten wir nicht bey dieser sonst unerklärbaren Erscheinung den Grund davon in dieser Verbindung des Ganzen suchen können? Ein unserm Planeten zu nahe ge-

kommener anderer Weltkörper kann vielleicht durch Anziehen auf den unsrigen, oder letzterer auf jenen so gewirkt haben, daß diese Erhebungen erfolgen mußten. Wurden eben dadurch zugleich andere obere Lagen erhoben, welche, weil sie aus weniger erhärtetem Stoffe bestanden, wieder umgekehrt zurückstürzten: so konnten dadurch wenig gebundene Feuertheile in die Tiefe vergraben werden, woraus sie ihrer Natur gemäß wieder empor strebten, somit die nachfolgenden Erscheinungen erwirkten. Des Verf. Behauptung, daß die Heerden der Vulkane sehr tief seyen, leidet übrigens hierunter nicht; denn das Brennbare konnte so in sehr große Tiefen gebracht werden, ohne unter den Granit zu kommen.

§. 865. Es scheint also der Thon das Hangende der Salzgebirgsschichten — gebildet zu haben, und der Gyps eigentlich das Liegende, oder das Bette.

In Siebenbürgen hat man nach Fichtel noch nie das Unterlager des Steinsalzes erreicht, ob anderwärts mit Gewißheit?

§. 868. Aus der prävalirenden Eigenschaft der Erdart, welche eine Soole mit sich führt, schließt der Verf. auf die Entfernung des Salzgebirgs, z. B. die Wetterauer Quellen führen Kalcherden, folglich ist das Salzgebirg entfernt.

Diesem Satz stehet verschiedenes entgegen. 1) Salzbänke in der Nachbarschaft der Vulkane müssen nicht nothwendig Gypslagen neben sich haben. 2) Haben sie dergleichen neben sich, so können doch die Wasser durch die Lagen der ohnehin in der Nähe der Vulkane sehr verworrenen Schichten genöthigt werden, bald in die höhere Flötzlagen zu steigen, und so ihre größte Reise durch Kalchflötze zu machen. „Auch der geringe Gehalt der Wetterauer Quellen wäre nach „L ein Zeichen der Entfernung.“ Aber man hat ja S. 208. diesen noch nirgends tiefer als 100 Fuß nachgebohrt. Wir sehr müssen sie in den wasserreichen Kalchflötzen durch Zutritt wilden Wassers geschwächt werden, daher vermuthlich auch die große Menge der Soolquellen dieser Gegend. „Das „Steinsalz würde von der Hitze, welche Laven erzeugt, oben „geschmolzen, zerprasselt, aufgefahren, und in die obere Ge„birgslagen geworfen worden seyn, von dem allen sich doch „keine Spur finde.“ Wäre dies geschehen, so würden dergleichen geschmolzene und zerstreute Massen längst von dem

Tage-

Tagewasser aufgelöset, folglich unsern Beobachtungen entführt seyn. Es ist auch nicht nöthig, daß dies geschah. Wo die Soole einkochet, war nur Siedhitze erforderlich. Näher der Feuerswuth kam schwerlich so was zu Stande.

Struve und Wild glauben, mehrere deutsche Salzquellen bekämen ihren Gehalt von einem großen Stock. Daß dies gerade nur einer seyn sollte, dazu gehören, nach des Rec. Meynung, wohl noch mehrere Wahrscheinlichkeitsgründe, als die angeführten, und wäre es, so hätte man Ursach, ihn bey dem hohen vulkanischen Rhöngebirgen zu suchen, womit das niedrigere Vogelsgebirg im Zusammenhang steht. Viel tiefer mag Halle und Lüneburg gegen diesen Punkt liegen, als die Wetterau? Also kein Wunder, wenn jene Quellen weit reicher als diese sind.

§. 869. Sehr wichtig ist Struves Satz: par-tout où il y a une source foible, on peut en trouver une plus forte. Die stillschweigende Annahme und sorgfältige Beobachtung dieser Regel war das was die Herren v. Beust, Waitz v. Eschen und Borlach zur Zeit als noch wenige Naturforscher das Eigene der Salzwerkskunde ihrer Aufmerksamkeit werth hielten — groß und bewunderungswürdig machte. Darum bohrete man bey Altkosen 575′, zu Niedernhall gegen 400′ u. s. w.

§. 870. Unter einer tiefliegenden Thondecke fließt die Soolquelle ziemlich unverfälscht durch. Solche Wasser kommen mehr von den ursprünglichen Gebirgen, es existiren dabey weniger Communicationen mit den wilden Wassern, und wo ihrer vorhanden sind, da steigt die Soole nach der Lehre der Hydrodynamik in die süßen Wasser eher hinauf, als daß diese in die Soole fielen, um so mehr, da die Fallhöhe größer in Anschlag kommt, als die specifische Schwere der Soole.

Dritte Abtheilung. Von den Mitteln das Streichen und Fallen der Gebirgsschichten, und die zur Erschrotung bauwürdiger Soolen taugliche Plätze kennen zu lernen.

§. 875. Allgemeine Regel für die Wahl einer Stelle zum Einschlagen, und daraus hergeleitete besondere für hoch und für flachgebirgige Erdstrecken.

§. 878. Im Hochgebirgigen, wo schwarzer Thonschiefer Gefährde des ursprünglichen Gypses ist, oder auch von diesem

ver-

verlassen, sich fortzieht, können reiche Soolen enthalten seyn. Im flachen Gebirge scheint das Steinkohlengebirg jene Stelle zu vertreten.

Man hat unzählige Gypsgebirge ohne Soolquellen erschroten, und umgewandt. Hingegen hat man in der Nachbarschaft der Steinkohlen noch wenig vergebliche Versuche gemacht. Halle, Schmalkalden, Allendorf, Grosensalza, Creuzenach, Rothenfeld, Una, Werl u. s. w. viele Rußische und Englische Gruben beweisen dieses.

Nach Rec. Vorstellungsart von der Entstehung der Salzbänke ist dieses wohl zu erklären. Die haarzige Substanz des Meerwassers muß allenthalben in der Nähe wo es gesetten worden, geblieben oder vorhanden gewesen seyn. Trifft man jezt auf Soolen, wo dergleichen nicht in der Nähe sich finden, so sind die Siedplätze entweder entfernt, oder die Erdharze durch nachfolgende Brände destruirt. Gyps hingegen ist nicht einmal ein nothwendiger Gefährde der Salzbänke, weil er seinen Ursprung nicht dem Meerwasser allein, sondern denen den Siedplätzen nahen Kalchlagen zu danken hat. Bey in entfernte Gegenden geführten Gyps- und Steinkohlenlagen kann die Eigenschaft des ersteren, schnell zu erhärten, denen Soolezuführenden Klüften öfters hinderlich gewesen, auch kann ein Theil desselben durch Auflösung und Niederschlag versetzt worden seyn; in beyden Fällen war der Zusammenhang mit der Zeugungsstätte unterbrochen, welche Unterbrechung bey Steinkohlenlagen weniger Statt gefunden haben mag.

§. 881. Die Thalflächen haben selbst ordentlich ohngefähr das nämliche Fallen als die benachbarten Gebirgsschichten. (Dieses zu verstehen muß Breite und Erstreckung des Thals in Rücksicht genommen werden.)

Vierte Abtheilung. Erschrotung und Gewinnung der Soolquellen.

§. 893. Die stärkere Ausförderung der Soole kann übeln Einfluß auf ihren Gehalt haben. Ursachen und Mittel werden vor und nach angegeben.

§. 897. Die Abnahme kann gar langsam gehen. In 10 Jahren wird die Abnahme von 4 auf $3\frac{3}{4}$ Loth, vielleicht der verschiedenen Temperatur, worunter die Soole gewogen worden, zugeschrieben. Erst nach 30—40 wird vielleicht die Aufmerksamkeit gereizt, und nun irrige Mittel mit Fassungen u. s. w. ergriffen.

§. 899.

§. 899. Man hat nicht zu fürchten, daß eine erschrotene Quelle durch die oberen wilden Wasser im Tiefsten des Schachts verunedelt werde. Die Lehre der Hydrodynamik und Erfahrungen (welchen Wild noch einige in der Anmerkung zusetzt) beweisen dieses. Wie sich dabey zu verhalten, wird in der Folge gelehrt.

Bey S. 240. ist im Paginiren gefehlt, und ein Sprung auf 247 vorhanden. Auch ist die ate und Ae Abtheilung nicht genau abgesondert. Der Verf. entschuldigt sich deswegen S. 199. mit dem Aufenthalt, welchen ihm Werner gemacht habe, und der nahen Veränderung seiner Lage. Er spricht hier von zerstöhrter Gemüthsruhe und Kummer. Was doch diesen rechtschaffenen verdienstvollen Mann beunruhigt haben mag! möchte eine erwünschtere Lage ihn bald wieder ganz beruhigen. Dies wird wohl jeder redliche Leser, welcher weiß, was Männer der Art verdienen, mit Rec. wünschen.

§. 922. Langsdorf läßt nach jeder angehauenen wilden Quelle erst 10′ bohren, um nicht mit Schachtsoole und Soolquelle zusammen zu stoßen, weil letztere sonst sich mit den wilden Wassern eher mengen.

§. 923 — 925. Von Stollen und Umbrüchen.

§. 926. Vortrefflich gesagt und ausgeführt, daß die Verbesserung der Soolen alles übrige von Maschinenanlagen, Gradirhäusern, Siedereyen u. s. w. weit übertrifft.

Rec. hat mehrmals in dieser Bibliothek den Mangel einer guten Theorie der Lagerstätte der Salzlagen und Quellen beklagt. Nunmehr wird sich von einigen würdigen Männern beeifert, diese Lücke zu füllen. Unser Verf. hat sich durch diese Schrift einen vorzüglichen Rang darunter erworben, und man kann sich in der Folge von ihm noch viel darin versprechen. Jetzt ist aber auch ein sehr günstiger Zeitpunkt dazu, in welchem geologische Kenntnisse weit mehr geschätzt und bearbeitet werden als vormals. Noch sehen zwar manche auf einen Theil derselben, als auf Träumereyen herab, weil man so oft zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen muß, sie denken aber nicht daran, daß die Vorstellungsarten von Entstehung und Umbildungen unserer Erde mit den wichtigsten und nützlichsten Künsten sehr nahe verbunden seyn. Die meisten, welche dies Fach wirklich bearbeiten, fehlen durch Einseitigkeiten, sie kennen die mannichfaltigen Kräfte, womit die Natur wirkt, und bestreben sich doch das meiste aus einer dieser

Kräfte herzuleiten. Der Wissenschaft gereichen die darüber entstandene Streitigkeiten zum Nutzen. Die gesammlete Menge von Beobachtungen dienet auch dem, welcher anders denkt.

Nach Rec. hat dann erst die Geologie und was damit zusammen hängt, die beste Ausbildung zu erwarten, wenn man ohne alle Vorliebe für eine Naturkraft sich aller bekannten Erklärungen mit scharfsinniger Auswahl bedient.

Dieser Hyp wird ihn übrigens entschuldigen, daß er, ohnerachtet die Recension, mehr als den gewöhnlichen Raum einnimmt, doch die Schrift hauptsächlich nur von dieser Seite beurtheilt hat. Eben sie ist es, wobey durch Berichtigen, Zusammentragen und Mittheilen noch besonders viel gewonnen werden kann. Der Salinist wird das Buch ohnedem selbst lesen.

Aber des übrigen Inhalts dieses einzigen Paragraphs halber, wäre zu wünschen, daß auch Regenten und Minister, wo nicht die Schrift, doch den Schluß lesen, und dem hier angeführten Beyspiel der Republik Bern folgen möchten. Nicht blos Erfolg, sondern auch verdienstvolle Bemühungen, obgleich ohne glücklichen Erfolg schätzen, dazu gehören nicht gemeine Kenntnisse. Aber wie oft fehlt es zuweilen bey den Obern selbst an gemeinen Kenntnissen, ja sogar an der Fähigkeit, die Wichtigkeit der Gegenstände zu erkennen! Doch gehört das alles zur besten Welt — hilft mit dazu, daß Menschen hierunter oft ihren unvollkommenen Zustand zu betrachten Gelegenheit haben, also mit wenigerer Verlegenheit auf den Zeitpunkt hinblicken, wo sie ihn verlassen müssen.

Noch hat L. als einen Anhang von den Mitteln wilde Wasser von den Salzquellen abzuhalten beydrucken lassen. Struve ist der Verf. und die Arbeit seiner würdig.

Zo.

C. C. Illings Lehre vom Wechselgeschäffte, oder Handbuch eines Banquiers und Kaufmanns, enthaltend die Entstehung und Beschreibung der Wechselbriefe des Wechselnegozes, der Banken, Messen oder großen Jahrmärkte, Münzen und Coursen der vornehmsten Handelsplätze Europens, nebst Con-

Comtoristischen Wechsel und Agioberechnungen. Zweyte Auflage. Dresden, bey Hilscher. 1792. 19 Bog. in 8. 16 gr.

Der Verf. redet von der Entstehung der Wechselbriefe; von ihrer Beschaffenheit vom Wechselgeschäffte überhaupt, und was dabey zu beobachten ist; von den Banken, von den Messen und Jahrmärkten, von contoristischen Berechnungen der Wechselvaluten, und giebt endlich von den Münzen und Coursen der vornehmsten Wechselorte Europens Nachricht. — Alles was diese Bogen enthalten, findet man bey so vielen andern Schriftstellern, ausführlicher und gründlicher; das Publikum würde daher nichts verlohren haben, wenn sie auch ungeschrieben und ungedruckt geblieben wären.

H.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Dr. Goldsmith's Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen nach der sechsten Ausgabe neu übersetzt und mit einer Geschichte des Oströmischen Kaiserthums ergänzt von Ludwig Theobul Kosegarten, der Vernunftweisheit Doktor, der Stadtschule zu Wolgast Rektor. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1792. Erster Band, 416 Seiten. Zweyter Band, 432 Seiten in 8vo. 2 Rthl.

Hat auch den Titel:

Die Geschichten der Römer von Romulus bis auf den letzten der Constantine, von L. T. Kosegarten, erster und zweyter Band.

Diese

Diese zween Bände sind ganz die Arbeit des englischen Verf., die oströmische Geschichte wird Hr. K. nach einem ähnlichen Maasstabe selber bearbeiten. Als Umschmelzung der bisherigen schleppenden Uebersetzung hat das Werk sehr viel gewonnen: denn die Schreibart ist nicht nur fließender, sondern auch lebhafter, und, einige neugeprägte Wörter und Wortfügungen abgerechnet, vortrefflich. Dies ist aber auch der einzige Gewinn: denn die übrigen Fehler sind, wenn wir einige wenige abgeänderte Reflexionen ausnehmen, alle stehen geblieben. Unkritische Nacherzählung märchenhafter Geschichten, partheyische Erzählung mancher Begebenheiten, veranlaßt durch partheyische Darstellung römischer Geschichtschreiber, zu wenig Geschichte des innern Roms, oberflächliche Betrachtungen und schiefe Urtheile: dies sind die Fehler, für welche ein leichter, geschmackvoller Vortrag nicht hinlänglich entschädiget. Man hätte mit dem Dienste, den Goldsmith bisher auch unsrer Jugend und unsern Geschichtsdilettanten geleistet hat, zufrieden seyn, und diesem bisher beliebten Werke ein anderes nachfolgen lassen sollen, welches durch bessere Vorzüge auch beliebt zu werden verdient hätte. Da Hr. K. seinen Namen nicht nur als Uebersetzer, sondern auch als Verf. hat vorsetzen lassen: so mag er auch, wenn er gleich nur nach Goldsmith gearbeitet haben will, für alle die Fehler haften, die er hat stehen lassen. Hieher gehört nun erstlich die Aufnahme ganz fabelhafter, höchst ungewisser oder wenigstens zweifelhafter Erzählungen, ohne auch nur ein Wort von ihrer Grundlosigkeit oder Ungewißheit zu sagen. Einmal wenigstens hätten doch die Leser an die Unsicherheit der römischen Geschichte bis auf die Einäscherung Roms durch die Gallier erinnert werden sollen. Aber G. und K. thun dieses nicht nur nicht, sondern erzählen die Histörchen von Wahrsagerey, Anzeichen und Orakelsprüchen eben so treuherzig als Livius. Beynahe argwohnen wir, daß Hr. K. dieses gethan habe, um der Geschichte einen antiken Anstrich, den Rost des Alterthums zu geben. Das läßt sich wohl in einer Epopee rechtfertigen, aber nicht in einer schlichten Geschichtserzählung. Doch auch die Begebenheiten nach jener Zerstöhrung sind oft ohne Prüfung den leichtgläubigen und partheyischen Römern nacherzählt. Dies gilt insonderheit von der Geschichte der punischen Kriege. Regulus z. B. wird auch hier von den Karthaginensern auf das grausamste hingerichtet, ungeachtet der wohlunterrichtete Polybius gar

nichts

nichts davon gedenkt, und Diodor von Sicilien (in einem von Valois aufbewahrten Fragment des XXIVsten Buchs seiner Geschichte) uns auf ganz andere Vermuthungen leitet. Eben so wenig weiß Polybius von der Undankbarkeit der Carthager gegen den Lacedämonier Xantippus, die ihren Grund in nichts hat, als in dem Hasse der Römer gegen diese afrikanischen Phönizier. Auch ist es ungegründet, daß sie den Xantippus auf Ansuchen von den Lacedämoniern erhalten haben. Er befand sich mit andern unter der Schaar angeworbener Soldaten, und machte durch einleuchtenden Tadel der bisherigen Anstalten der carthagischen Feldherren gegen die Römer und durch Kenntniß Lacedämonischer Kriegszucht auf sich aufmerksam. Hannibals Sprengen der Alpfelsen durch Weinessig überläßt die Kritik gleichfalls dem leichtgläubigen Livius, und hält sich lieber an Polybius Erzählung, nach welcher das Unternehmen noch immer groß, aber doch nicht so gar übermenschlich und abentheuerlich erscheint. Zweytens hat Hr. K. seinen Autor auch nicht in Ansehung des Mangels der innern Geschichte Rom's verbessert, welches in Rücksicht auf Statistik, was die Geschichte bis auf den Untergang der Republik betrifft, aus Ferguson, und was den Zustand unter der Regierung der Kaiser anlangt, aus Gibbon, so leicht hätte ergänzt werden können. Auch vom moralischen und wissenschaftlichen Zustande der Nation erfahren wir sehr wenig. Drittens hat K. mehrere sehr unglückliche Reflexionen Gs. beybehalten, wovon wir nur einiges anführen wollen. Die Verbrennung der zwölf in lateinischer Sprache geschriebenen Bücher Numa's über religiöse von ihm angeordnete Gebräuche soll sie von dem Gelächter der Nachwelt befreyet haben. Ist die Erzählung würklich richtig, woran einstweilen zu zweifeln uns erlaubt seyn wird: so gieng damit ein schätzbares Denkmal des Alterthums verlohren, welches nur denjenigen ein Gegenstand des Spottes hätte werden können, die nicht im Stande sind, aus Ueberbleibseln dieser Art die trefflichsten Bemerkungen zur Geschichte der Menschheit herauszuziehen. Sie müßten, wenn sie noch vorhanden wären, für den philosophischen Geschichtschreiber gerade das seyn, was die ausführliche Beschreibung des jüdischen Gottesdienstes in den mosaischen Schriften ist; über welche nur ein unwissender Witzling lachen kann. S. 141. (1ster Th.) wird die Annahme des Soldes für einen Beweis angesehen, wie sehr die Römer von ihrer ursprünglichen Tugend ausgeartet seyen.

konnte wohl das Volk für die immer verheißene und nie erfüllte Vollziehung des Ackergesetzes, das man, aller tribunicischen Demokratenwuth ungeachtet, dennoch nicht für so gar unbillig halten kann, eine unschädlichere Vergütung annehmen, da es selbst durch eine Abgabe die Entrichtung dieser Ausgabe dem Staate erleichterte? Doch die Unrichtigkeit dieser Betrachtung erhellet aus dem, was gleich nachher erzählt wird. Wenn nämlich Feldzüge lange dauerten, und das Feld deshalb unbebaut liegen blieb: so mußten die Krieger den Rest des Jahres über nicht nur in äußerster Dürftigkeit schmachten, sondern wurden auch, weil sie sich genöthigt sahen Schulden zu machen, von den reichen und vornehmen Gläubigern (nicht Schuldnern, wie Hr. K. sich ausdrückt) auf das grausamste geplagt. Daß die Tugend damals auch unter den Plebejern nicht erstorben sey, erhellet daraus, daß bey der Belagerung von Veji, ungeachtet der Aufhetzungen der Tribunen, die Reichern Pferde zu kaufen, und die Aermern zu Fuße zu dienen, sich erboten. Ueberhaupt ist es um solche allgemeine Charakterisirung eine mißliche Sache; man verwickelt sich unmerklich in Widersprüche, wie auch hier geschehen ist, indem S. 185. ein entgegengesetztes Urtheil gefällt wird: dies war, heißt es bey den Kriegen mit Pyrrhus, das Zeitalter der Römischen Tugend. Wenn der Verf. glaubt, daß die Römer erst in diesem Zeitalter so tugendhaft geworden seyen: so können sie wenigstens keiner Ausartung von der ursprünglichen Tugend beschuldigt werden. Viertens lassen sich der Britte und Deutsche durch die Römischen Geschichtschreiber öfters zu partheyischen und unrichtigen Urtheilen über Personen und Handlungen verleiten. Der trotzige Patrizier Coriolan, (S. 83. fg.) der auf Einführung der drückendsten Aristokratie bedacht war, verdient unsers Erachtens die Lobrede nicht, die ihm hier gehalten wird. Wenn er wahrhaft edel gewesen wäre, und seinen Ruhm nicht in wilder, das Volk mit Füßen tretender Größe gesucht hätte: so würde er nicht sein eigenes Vaterland bekriegt haben. Der Sieg, welchen nachher über sein Herz davon getragen wurde, ist nicht der wieder erwachten Vaterlandsliebe — denn gegen des Vaterlands Flehen war er taub — sondern der Familienliebe zuzuschreiben. Zwar benahm sich das Volk hiebey nicht am besten, wie es selten thut, wenn es sich gegen Druck und Ungerechtigkeit auflehnt; allein das kann des stolzen Patriziers Betragen, wodurch er dasselbe bis zu dieser Wuth reitze,

te, nicht rechtfertigen, nicht einmal entschuldigen, und alle seine Würden und Siege sind für ein solches Unternehmen eine schwache Apologie. S. 103. wird es eine Frechheit genannt (in der alten Uebersetzung heißt es doch nur eine Kühnheit) daß die Tribunen (eigentlich Terentillus, daher es lex Terentilla hieß) verlangten, daß ein Codex geschriebener Gesetze gesammelt werden müsse, worin der Bezirk der Pflichten des Volks (oder vielmehr hauptsächlich der consularischen Gewalt) aufs genaueste abgesteckt wäre. Wie konnte man bey so vielen patrizischen Gewaltthätigkeiten dem Volke den Wunsch nach Sicherheit seiner Rechte verargen? Nur das kann getadelt werden, daß sie dieses Gesetz in Abwesenheit der Consuln vorschlugen, und statt der bisherigen drückenden Regierung demokratische Tyranney gesetzlich zu machen, im Sinne hatten. Und auch in diesem schlimmsten Falle war es doch nur Gewalt gegen Gewalt, Kampf des zahlreichern Haufens gegen die reichere und bisher mächtigere Parthey. Die Fehler, die das Volk begieng, sind wenigstens weder zahlreicher noch größer, als die des Senats; vielmehr zeigte es oft eine bewundernswürdige Unpartheylichkeit und Großmuth. Als man Kriegstribunen mit consularischer Gewalt anordnete, und die eine Hälfte derselben aus den Patriziern, die andere von den Plebejern genommen werden konnte: wählte es, ungeachtet sich viele Plebejer meldeten, einigemal nach einander lauter Patrizier. „So wenig, heißt es hier, ist die Menge mit sich selbst einstimmig.“ Natürlicher und billiger scheint die Bemerkung folgendergestalt ausgedruckt werden zu müssen: „So sehr liebte das Volk, nachdem einmal seine Freyheit und seine Rechte gesichert waren, das allgemeine Beste des Vaterlandes, daß es die Partheysucht für seinen Stand vergaß, und, weil es keinen aus seinem Mittel für würdig zu diesem Amte hielt, nur Patrizier wählte.“ Eventus eorum comitiorum, sagt Livius, docuit, alios animos in contentione libertatis dignitatisque, alios secundum deposita certamina incorrupto iudicio esse. Nach geendigter Erzählung von den decemviralischen Streitigkeiten wird S. 130. die Bemerkung gemacht, daß die Römischen Geschichtschreiber hier die Farben zu grell auftragen; inzwischen habe der Verf., da ihm die Gränzen des Werkes keine Untersuchung in die Wahrhaftigkeit der Geschichte gestatten (aber doch wohl wahre Geschichte zu erzählen nicht hindern?) es für besser gehalten, die Zeugnisse der Geschichtschreiber auf Treu und

und Glauben anzunehmen, als mit Anmaßung eines selte-
nen Scharfsinnes zu bezweifeln. Diesem allzubescheidenen
Grundsatze haben wir unter andern auch S. 202. die Aufbe-
wahrung der Fabel von der 120 Fuß langen Schlange zu dan-
ken, die dem **Plinius** ohne weiters nacherzählt wird; ihre
Haut soll sogar noch zu dieses Naturforschers Zeiten zu sehen
gewesen seyn, da er doch blos erzählt, daß sie bis auf den
Numantischen Krieg, also ungefähr anderthalb hundert Jahre
vor ihm, vorhanden gewesen sey. Eben so schüchtern aus
unrichtigen Grundsätzen ist der Verf. auch in Beurtheilung
des Charakters des C. Gracchus. Die Geschichtschreiber,
sagt er, behaupten, daß alle seine Plane lediglich auf Aus-
dehnung seiner eigenen Macht berechnet, und seine Tugenden
blos Kinder des Eigennutzes gewesen seyen. „Ein solches
Vorgeben, fährt er fort, scheint freylich aus keiner der
bisher von uns erzählten Handlungen seines Lebens zu erhel-
len: jedoch geziemt es den Neuern nicht, mit den alten Ge-
schichtschreibern über den Charakter des Alterthums zu hadern;
sie kannten die Menschen ihrer Zeit am besten, und vielleicht
verdammen sie sie oft im Ganzen wegen Fehler, welche ein-
zelne aufzuzählen sie der Mühe nicht werth fanden." Hiege-
gen läßt sich nun manches sagen. Ist es ein bloßes Vorge-
ben der Alten: so können wir nicht mehr im Zweifel seyn,
wie wir von C. Gracchus denken sollen. Daß die alten
Geschichtschreiber einen Mann, von dem sie so vieles erzählen,
tadeln sollten, ohne desjenigen zu erwähnen, warum sie ihn
tadeln, ist uns nicht bekannt. Ferner sind Zeitgenossen, in-
sonderheit Mitbürger Eines Staats, oft am allerwenigsten
zu unpartheyischer Schätzung der Charaktere fähig, und die
Nachwelt urtheilt in der Ferne, wenn ihr nur Data genug
von Freundes- und Feindeshänden überliefert werden, ge-
meiniglich weit richtiger. Endlich wissen wir keinen römischen
Geschichtschreiber, der als Zeitgenosse der Gracchen uns
ihre Geschichte erzählt hätte. **Livius** — und wir haben
die Erzählung von dieser Geschichte nur in der dürftigen Epi-
tome — lebte um ein gutes später, und stehet eben nicht im
Rufe, der Parthey der Volksfreunde allzu sehr zugethan ge-
wesen zu seyn; und **Cicero's** Deklamationen, dem es so sehr
um das Ansehen des Senats zu thun war, wenn derselbe auch
Ungerechtigkeiten verübte, sollen doch wohl nicht den Werth
oder Unwerth dieser Männer bestimmen? Cäsars Ermor-
dung, ein so viel gewaltthätigeres Unternehmen, billigte dieser

senatorische Redner, das Beginnen der Gracchen hingegen wird von ihm verdammt. Wie kann man überhaupt, ohne Partheygänger zu seyn, bey einem Senate (wir sprechen nicht von einzelnen Gliedern, in denen vielleicht die Liebe zur Tugend nicht ganz erloschen war) Gerechtigkeitsliebe voraussetzen, der bald nach diesen Gracchischen Vorfällen seinen vormaligen Tugendruhm in Jugurthas Angelegenheiten so schmählich befleckte? Beym Volke fand sich damals noch alte römische Treue, nicht aber bey dem Patriziat und Senat. Wir würden also hier lieber dem Plutarch und Appian, welche das Unternehmen der Gracchen vertheidigen, gefolgt seyn. S. 214. hätte die Unpartheylichkeit verlangt zu bemerken, daß die Karthager den zweyten punischen Krieg nicht unbeleidigt angefangen haben, sondern, wie wir aus Polybius wissen, durch den Einfall der Römer in Sardinien während der Friedenszeit und durch die ihnen zur Zeit ihrer Schwäche abgedrungenen Geldsummen dazu gereizt worden sind. Wenn S. 262. gesagt wird, daß sich Karthago's ganze Größe allein auf den Handel gegründet habe, „ein flüchtiges und „fziges Wesen, das eigentlich zu nichts nützet, als eine Na„tion herauszuschmücken, Raublustige anzulocken, und das „Schlachtopfer zu seinem Untergang herauszuputzen;“ so verräth das eine gar zu geringschätzige Vorstellung von der Verfassung der Handelsnationen überhaupt, und Karthago's insbesondere, wovon Polybius, der wohl unterrichtet, und nicht nur ein Zeitgenosse, sondern auch ein Freund der Scipionen war, anders urtheilt, indem er die carthagische Staatsverfassung unter die besten Regierungsformen rechnet. Wo nun eine gute Verfassung und durch Handel erworbener Reichthum gefunden wird, da ist die politische Existenz nicht so prekär, und kann nur durch eine barbarische Gewaltthätigkeit, als hier die Römer ausübten, zernichtet werden.

Doch, das sey genug von den Fehlern des Werkes, bey deren Anzeige wir uns nur darum so lange verweilten, weil diese Compilation, wofür es G. selbst erklärt hat, bey ihrer ersten Erscheinung in einem deutschen Gewande unsers Erachtens gar zu günstig aufgenommen worden ist. Jetzt nur noch einige Bemerkungen. S. 21. wie kann Numa die Vestalinen angeordnet, und nach S. 2. Rhea Silvia im Orden der Vestalinen gewesen seyn? S. 60. da hier die Ovation beschrieben ist: so hätte auch der Triumph beschrieben

werden sollen. S. 168. hätte angegeben seyn sollen, was für Meilen gemeynt sind. Die Zeitrechnung hätte öfters am Rand, und jederzeit bey der Rubrik eines Kapitels bemerkt, und etwa auch eine chronologische Tabelle angehängt werden sollen; denn diese Merkzeichen können für Leser, für welche Bücher dieser Art geschrieben sind, nicht oft genug wiederholt werden. — In soferne wir dieses Buch als Uebersetzung ansehen, wiederholen wir unser obiges Urtheil; nur weniges möchte etwa anzumerken seyn. S. 10. Bey den Benennungen **Schirmherr, Schutzgenosse, Schutzverwandtschaft**, hätten die bekannten Namen **Patron, Client, Clientel**, wenigstens in Klammern beygefügt werden sollen. S. 22. **Ceremonienbücher** ist undeutlich; es waren Bücher, in welchen die von **Numa** angeordneten gottesdienstlichen Gebräuche aufgezeichnet waren, liturgische oder Ritualbücher. Superbus sollte nicht der stolze, sondern der tyrannische übersetzt werden. Mons sacer heißt unsers Erachtens nicht der verwünschte Berg. Es ist wahrscheinlich, daß er diesen Namen wegen des lex sacrata, von der Unverletzbarkeit der Tribunen, erhalten hat. An neuen Wörtern, Wortformen, Zusammensetzungen und Wortfügungen fehlt es nicht, davon wir einige dem geneigten Leser zu beliebiger Billigung oder Missbilligung vorlegen wollen: **Liebgekose, Küssling, Belebung des Gesetzes, Brutus schien sich jeder holden Schwäche der Menschheit entwunden zu haben, beschwichtigen, entmuthigen, verfelsen, sich verunwilligen, Inhaltigkeit, die Leben, die Geschichten, die Umlage der Stadt**, st. die um die Stadt liegenden Ortschaften, **lüstern** st. lüstern werden, **vorherrschend**, (prädominant) **Ab segelten die Feldherrn, unherstellbar** u. s. w. Auch Archaismen liebt Hr. K. vermuthlich um des oben schon erwähnten antiken Anstrichs willen, z. B. **Altvordern, sintemal, angesehen, Neidharte** u. s. w. Ob wir gleich nicht so participienscheu sind, wie **Adelung**; so scheinen sie uns doch gar zu gehäuft zu seyn. Man sagt nicht zween Personen, wie es S. 164. heißt; wenn es vier Töchter sind: so kann man von zwo derselben nicht sagen: die eine, die andere. S. 12. Es waren nicht 3000, sondern nur 300 Reuter; so viel nur hat Livius und auch Goldsmith. S. 135. muß es drey **Monate** st. drey **Wochen** heißen. Die Dedikation an den Kronprinzen, jetzt König von Schweden, ist, ein Bischen Ziererey in der Schreibart

wegge-

weggerechnet, edel: möchten sie alle Kron- und Erbprinzen lesen und beherzigen!

Eb.

Joh. Reinhold von Patkul's, ehemal. Zaarischen Generallieutenants — — Berichte an das Zaarische Cabinet in Moskau, von seinem Gesandtschaftsposten bey August II. Könige von Pohlen; nebst Erklärung der chiffrirten Briefe, erläuternden Anmerkungen, Nachrichten von seinem Leben — — In zwey Theilen. Erster Theil, welcher die Berichte bis März 1705. enthält. Berlin, bey Matzdorff 1792. Ueberhaupt 29½ Bog. in gr. 8. 1 Rthl. 20 gr.

Der durch sein unglückliches Ende genugsam bekannte Patkul erhielt im J. 1703. vom damaligen Zar Peter I. den Auftrag, als sein zweyter Gesandter, doch ohne öffentlichen Charakter, an den Hof des Königs von Pohlen, welcher ihn kannte und schätzte, zu gehen; wo zwar der Fürst Dolgoruki bereits die Stelle eines Ministers bekleidete, aber vermuthlich aus Mangel an Sprach- und andern erforderlichen Kenntnissen nicht alles besorgen konnte. Dabey mußte Patkul von dort aus an mehrern Höfen wirksam seyn, auch ein Corps Truppen kommandiren. Schon hieraus erhellet, daß seine Berichte in der damaligen äußerst kritischen Lage keine Unerheblichkeiten können betroffen haben. Wirklich enthalten sie, obgleich keine ausnehmend wichtigen diplomatischen Aufschlüsse, doch einen guten Beytrag zur Geschichte jener Zeit, vornehmlich in Hinsicht auf den Rußischen Hof. Etwanige Zweifel wegen ihrer Aechtheit, hebt der Inhalt selbst, und das Zeugniß eines noch lebenden Ministers. Der ungenannte Herausgeber meldet, er habe das handschriftliche Original ohne dessen Inhalt und Werth zu kennen, in einer öffentlichen Versteigerung erstanden, und nun auf Anrathen des Herrn Grafen von Hertzberg sich zur Bekanntmachung entschlossen: man finde darin theils Entwürfe von P. eigner Hand, theils Abschriften die derselbe durch Schreiber nehmen lassen, aber selbst revidirt und mit Marginalien versehen ha-

be. — (Vermuthlich überzeugte er sich hiervon durch anderweitige dagegen gehaltene Handschriften.) Indessen scheint P. bey der Revision nicht alle Aufmerksamkeit angewandt zu haben, weil man zuweilen auf unverständliche Stellen und auf Lücken stößt, z. B. S. 347. Solche hat der Herausgeber größtentheils auszufüllen gesucht: welches gut ist, weil seine Ergänzungen immer als bloße Anmerkungen beygefügt, oder durch Klammern kenntlich gemacht sind. Aber daß er die Verstöße wider die Rechtschreibung und Sprachregeln verbessert, gar die eingemischten fremden Wörter größtentheils gegen gleichbedeutende deutsche vertauscht, auch manche ungebräuchliche Inversionen nach einem bessern Styl gemodelt hat, werden sachkundige Leser misbilligen, weil man nicht wissen kann, ob der Sinn des Verf. überall gehörig dargestellt sey. Billig hätte das Original ungeändert geliefert werden, und jede für nöthig erachtete Verbesserung blos in Klammern stehen sollen. Eben daher verdient es Beyfall, daß der Herausgeber auch die Chiffern eingerückt, aber eine Erklärung, zu welcher er selbst in den Berichten eine Anleitung fand, beygefügt hat.

Im zweyten Theil will er Nachrichten von Patkul's Leben und Betragen, ingleichen von andern hieher passenden Dingen, auch die noch fehlenden Berichte bis zum December 1705. (wenn er sie irgendwo bekommen kann) liefern.

Gh.

Die interessantesten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Nach dem Französischen des Herrn Fillaßier — Mit Anmerkungen und Zusätzen des Herausgebers. Fünftes Bändchen. Berlin, im Verlag der K. Pr. Akad. Kunst- und Buchhandlung. 1792. 18½ Bog. in 8. 1 Rt. 12 gr.

In diesem Band ist nicht ein Wort von Fillaßier, sondern alles ist eigne Arbeit des Herausgebers, Herrn Brunns in Berlin. Indessen ist es ein Zeichen, daß Fillaßiers sogenannte Anekdoten, denn das sind sie nicht, und diesen Namen gab

gar ihnen auch nur der Uebersetzer, bey aller ihrer mangelhaften Einrichtung, dennoch müssen Beyfall und Abgang gefunden haben, weil der deutsche Verf. seine eigne Arbeit unter diesem fortgesetzten Titel feilbietet. Im Grund sieht sie der Arbeit des Franzosen, der sie zur Fortsetzung dienen soll, gar nicht ähnlich. Jene enthielt, nach Art des Valerius Marimus, unter gewisse Titel gebrachte Beyspiele edler Handlungen: in der deutschen Fortsetzung hingegen findet man Regentengeschichten der vom vorigen Band noch übrigen europäischen Reiche; nämlich Biographien und Charakterisirungen der Könige von England, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland, Ungarn, Spanien und Portugal. Manche darunter sind, wie es seyn muß, freymüthig geschrieben. Ueberhaupt läßt sich das Buch wohl lesen, und kann daher immer, etwan beym Unterricht in der Staatengeschichte, der Jugend zu einem Lesebuch dienen. Bisweilen hätte durch den Zusatz weniger Worte die Erzählung richtiger und bestimmter werden können. Z. E. bey der Geschichte Jacobs des II. von England, und Wilhelms von Oranien, wird des Prätendenten nicht mit einem Wort gedacht, und doch kurz darauf gesagt, daß die Königin Anna versucht habe, ihrem Bruder die Thronfolge zu versichern. Von der Dänischen Margrethe heißt es: sie vereinigte mit ihrem Reich auch Norwegen — es kostete nur wenige Worte mehr, so erfuhr der Leser auch, auf welche Art. Die Anmerkungen des Verf. schränken sich noch immer, wie vom Anfang an, auf Erklärung aller geographischen Namen ein, die noch darzu, genau genommen, nicht allemal richtig sind, als wenn es heißt: S. 47. Amsterdam ist die Hauptstadt in den vereinigten Niederlanden." Der Verf. verspricht noch einen sechsten und letzten Band.

Pz.

Lebensbeschreibung Heinrichs des Großen, Königs in Frankreich. Von Harduin von Perefixe, Bischof von Rodez. Aus dem Französischen übersetzt. Tübingen, bey Heerbrandt. 1793. (eigentlich 1792.) 466 S. in 8. 1 Rg. 4 gr.

Perefixe, der im Jahr 1671. als Erzbischof von Paris starb, und zehn Jahre vorher sein Leben Heinrichs IV. herausgab, kann sein altes ehrliches Gesicht noch immer auch in unserm Jahrhunderte mit Ehren zeigen. Selbst seine etwas altväterische Tracht beleidigt uns eben nicht: das heißt, sein eifriger Katholicismus; seine öfters wiederkommenden moralischen Deklamationen, und andere Flecken seiner Zeit. Hat er doch Heinrichs Größe und Schwäche fast durchgehends sehr richtig ins Auge gefaßt, und eben so wahr als treuherzig ausgedrückt. Aber wenn man ihn in die Gesellschaften des Jahrs 1792. einführt: so muß man ihn wenigstens etwas näher mit denselben bekannt machen, damit er nicht gar zu fremd und unwissend in allem, was seit seinen Tagen auf dem von ihm bearbeiteten Felde vorgefallen ist, darinne auftrete; das heißt, man muß seine Erzählungen und Urtheile erläutern, ergänzen und berichtigen; sie mehr dem jetzigen Geschmacke, so weit er geläutert ist, nähern: und dieses kann in kurzen, wohlgewählten Anmerkungen geschehen. Von allem diesem hat unser Uebersetzer wenig gewußt, und nichts gethan. Er bemerkt zwar in der Vorrede nicht übel, daß Heinrichs IV. Geschichte in einer ausnehmenden Bedeutung eine Geschichte der göttlichen Vorsehung heißen könnte. Aber das Buch selbst übergiebt er uns ganz wie es der Verf. gab, in den er sich sogar nicht immer recht finden kann. Zum Beyspiel, wenn Perefixe S. 305. der Belagerung von Ostende durch den Erzherzog gedenkt, so macht er die schöne Anmerkung dazu: „Was vor ein Erzherzog gemeynt sey, wird nicht gesagt. Vielleicht läßt sich auch dies, wie manches andere, daraus erklären, daß diese Geschichte nur ein Auszug aus einem größern Werke des Bischofs ist." Sehr lustig! Als wenn es nicht allgemein bekannt wäre, daß der Erzherzog Albrecht jene berühmte Belagerung unternommen hat. Der Uebersetzer versichert übrigens, sich vorzüglich der Treue beflissen zu haben. Seine Arbeit ist auch nicht schlecht gerathen; aber bisweilen nur zu treu und daher undeutsch. Der possierlichste Fehler dieser Art kommt S. 348. vor, wo er den König das Paßafest feyern läßt. Heinrich wird doch kein heimlicher Jude gewesen seyn? und im Original kann wohl nichts anders als Pâques, Ostern, stehen. Daß von diesem Buche schon zwo deutsche Uebersetzungen vorhanden sind, (wovon selbst die neuere zu Altenburg 1753. 8. erschienene, freylich auch nur mittelmäßig wie die gegenwärtige

tig ist; und die ebengedachte Stelle ganz buchstäblich: der König feyerte die Ostern, giebt, weil der Verf. vermuthlich schrieb: Le Roi fit ses Pâques) scheint dem neuen Uebersetzer gänzlich unbekannt gewesen zu seyn.

3.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christologie, oder die Resultate der neuesten exegetischen Aufklärungen über den Artikel von der Gottheit Christi. Ein systematischer Versuch, besonders den jungen Theologen gewidmet, von Eucharius Ferdinand Christian Oertel, Kandidaten der Theologie aus Streitberg im Baireutischen. Erste und zweyte Hälfte. (Ohne Anzeige des Verlagortes.) 1792. 52 Bog. in gr. 8. 2 Rth.

Die sogenannten Resultate der neuesten exegetischen Aufklärungen über den Artikel von der Gottheit Christi, welche der Verf. hier zu liefern versprochen hat, laufen auf den von Clarke und Purgold angenommenen, von dem Verf. quasiarianisch genannten Satz hinaus, daß Jesus Christus seiner Natur nach weder wahrer wesentlicher Gott, noch bloßer Mensch gewesen sey, und noch sey; sondern der erste mächtigste Geist nach Gott, der als der Erstgebohrne aller Creatur schon lange vor der eigentlichen Weltschöpfung existirte, der von Gott selbst unmittelbar sein Daseyn und alle hohe Gott ähnliche Eigenschaften empfieng, der bey der Schöpfung als thätiges Werkzeug mitwirkte, der nachher selbst in eigner Person auf unsre Erde kam, indem er seine hohe Würde und Geistesnatur eine Zeitlang ablegte und ganz Menschenseele ward im angenommenen Menschenkörper, die Menschen belehrte, um der Sünden der Menschen willen litt und starb, und nach vollendetem Geschäffte sich aufschwang über Grab und Welt; indem er seine bisherige Menschheit wieder ablegte, seine vorige hohe Geistesnatur wieder bekam, und zu seiner vorweltlichen Herrlichkeit beym Vater zurückgieng. (S. XIII, XIV. der Vorrede.) Um dies quasiarianische System zu empfehlen, sind hier zuerst die nach dem Athanasianischen Symbolum

bolum gebildeten Begriffe von der Dreyeinigkeit, der ewigen Zeugung des Sohnes Gottes und den beyden Naturen in Christo kritisirt, und ihnen die bekannten Einwendungen entgegengesetzt. Dann sind Joh. 1, 1. ∓. 17, 3. 20, 28. 1 Joh. 5, 7. 8. 20. Ap. Gesch. 20, 28. Röm. 9, 5. 1 Kor. 8, 5. 6. Kol. 2, 9. 1 Tim. 3, 16. Luc. 1, 16. Tit. 2, 13. und die Begriffe Sohn Gottes, Eins mit Gott, und Herr, erläutert, wie man es nach dem obenangegebenen System zum voraus erwarten kann. In der zweyten Hälfte ist zuerst von den göttlichen Vollkommenheiten Christi gehandelt. Dabey sind Phil. 2, 6—11. und die Sätze, da Christus ein Ebenbild Gottes heißt, als zur Rechten Gottes sitzend, und nach dem Fleische und Geiste als Menschensohn beschrieben wird, erörtert, und die Stellen Joh. 1, 1. 2. 8, 58. 17, 5. die Redensart, daß Jesus vom Himmel gekommen sey, Joh. 5, 26. Hebr. 1, 8. 9. f. 1 Kor. 15, 24—28. und die Attribute der Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart Christi, erläutert worden. Ferner wird von den göttlichen Werken Christi, der Weltschöpfung und Weltregierung und dem Weltrichteramte, und endlich von der göttlichen Verehrung Christi gehandelt. Das ganze ist unter 35 Nummern, und diese sind wieder in sechs Abschnitte vertheilt. Unter jeder Nummer wird kritisch und polemisch die gewöhnliche Folgerung beleuchtet und bestritten, welche nach der Regel des Systems und der symbolischen Bücher, oder nach einigen neuern Ideen, oder nach Socins Erklärungsart, daraus hergeleitet zu werden pflegte, und demnächst exegetisch und dogmatisch gezeigt, warum der Verf. die quasiarianische Meynung in diesen Stellen finde. Die Schriften, aus welchen der Verf. das quasiarianische System geschöpft hat, sind die bekannten von Klarke, (Schriftlehre von der Dreyeinigkeit, Leipzig 1774.) Vernet, (de Christi deitate, Genev. 1777.) Basedow, (Examen in der allernatürlichsten Religion, 1784.) Purgold, (Resultat meines mehr als 50jährigen Nachdenkens über die Religion, Leipzig, 1788.) und einige anonymische Schriften, z. E. Ueber Person, Amt und Würde Jesu, Berlin 1783. Skizze einer Geschichte der Menschenreligion, Dessau, 1783. Ueber die Heterodoxie unserer Zeit, 1788. Beruhigungsgründe wegen der neuen Veränderungen des Lehrbegriffs der protestantischen Kirche, 1790. Die beyden letztern Schriften werden in sofern hieher gerechnet, in sofern darin die Schwierigkeiten der systematischen Dreyeinigkeitslehre

gezei-

gezeiget worden sind. Bey der Beleuchtung der einzelnen Beweisstellen hat der Verf. von den Schriften der angesehensten Theologen unsrer Zeit fleißigen Gebrauch gemacht, und sie selbst und ihren Inhalt meistens angeführt, so daß der Fleiß und die Belesenheit des Verf. überall auf eine für ihn rühmliche Weise beurkundet wird. Die Ausdrücke und Wendungen der Schreibart sind nicht immer so gemäßigt, anständig und würdig, wie sie in solchen Untersuchungen vornehmlich seyn sollten. Dies erkennt der Verf. S. XVII. der Vorrede selbst, und sucht vergebens sich mit dem großen Drange seiner Ideen und mit seinem innigen Gefühle der gerechten Sache seiner Gewährsmänner zu entschuldigen. Verdienen nicht die Andersdenkenden, gesetzt auch daß sie irrten, Achtung bey dem, der sie beurtheilt; zumal auch sie sich größtentheils ihrer gerechten Sache bewußt zu seyn glaubten? Spott erbittert, Beleidigung schmerzt; aber die Wahrheit, mit bescheidenem Anstand, mit Würde und gründlicher Darstellung vorgetragen, gewinnet beyde den Verstand und das Herz der Gegner.

Einzelne Proben von der Art, wie die Stellen der Bibel erklärt werden, brauchen hier nicht angeführt zu werden; da man schon aus dem Resultat der Erklärung auf den Sinn schließen kann, welcher den einzelnen Stellen der Bibel beygelegt ist. Uebrigens aber möchte schwerlich das Resultat, welches der Verf. herausgebracht hat, von den Theologen anerkannt werden, deren Schriften bey der Erklärung der einzelnen Stellen angeführt sind. Außer den oben angeführten Schriftstellern hat sich, so viel dem Rec. erinnerlich ist, keiner unsrer angesehensten Theologen geradezu für die quasiarianische Meynung, oder für das Subordinationssystem erklärt. Unleugbar drücken auch dieses System nicht mindere Schwierigkeiten, als das Athanasianische. Ein jeder einzelne Satz dieses Systems müßte als ein geoffenbarter Satz schlechthin geglaubt werden; denn sie sind alle von der Art, daß die Vernunft in den Gegenständen ihrer Erkenntniß gar keine Gründe dafür zu finden vermag. (In dieser Hinsicht also hat dies System vor dem Athanasianischen nichts, als das voraus, daß ihm kein Widerspruch wider die Vernunft vorgeworfen werden kann. Allein dergleichen giebt auch kein Vertheidiger des Athanasianischen Systems zu, wenn gleich der Verf. demselben, wie gewöhnlich, Widerspruch vorwirft.)

Nun

Nun müßte folglich erst erwiesen seyn, daß Jesus selbst das quästiarianische System deutlich und unbezweifelbar gelehret hätte, ehe man vernünftiger Weise fordern könnte, dies System zu glauben. Schwerlich wird man das aber jemals erweisen können, so erweisen können, daß an dem Sinne, den man Jesu Worten beylegt, kein Zweifel übrig bliebe. Geht man bey der Erklärung der Aussprüche Jesu von dem Grundsatze aus, daß sie sämmtlich so zu verstehen seyn, wie der Sprachgebrauch der damaligen Zeit, der aus der Vergleichung ähnlicher Stellen erweislich ist, es mit sich bringt: so wird man finden, daß alle Aussprüche Jesu von seiner Person und seinem Geschäffte den gemeinschaftlichen Endzweck haben, ihn als den einzigen wahren Messias mit den Benennungen und Attributen zu beschreiben, welche die Juden als die erhabensten Benennungen und Attribute des von ihnen erwarteten Messias zu betrachten pflegten; und zugleich die innige Verbindung zu bezeichnen, worin er als Messias dergestalt mit Gott stehe, daß er sich es bewußt sey, von Gott gesandt, oder nach Gottes Willen als Messias aufgetreten zu seyn, und daß Gott durch ihn lehre und wirke. Eben diesen Charakter tragen auch alle Benennungen und Attribute, welche die Apostel Jesu beylegen, nachdem sie durch seine Rückkehr ins Leben nach seiner Hinrichtung am Kreuze die festeste Ueberzeugung erlangt hatten, daß er der Messias sey. Die Absicht, in welcher Jesus seine letzten Leiden und seine Aufopferung am Kreuze übernahm, hat er selber deutlich genug erklärt. Er wußte, daß seine Rückkehr ins Leben nach seiner Aufopferung am Kreuze das wirksamste und der Absicht Gottes gemäßeste Mittel seyn werde, die Ueberzeugung, daß er der Messias sey, oder den Glauben an ihn, und dadurch den Endzweck, wozu dieser Glaube das Mittel seyn sollte, die Annehmung und Befolgung seiner Lehre von der würdigen Verehrung Gottes durch Weisheit und Tugend zu befördern. Eben so beschreiben die Apostel immer die Aufopferung Jesu als das Mittel, wodurch er sein Reich, oder den neuen Bund, die neue mit göttlichen Verheißungen begleitete göttliche Belehrung von der würdigen Verehrung Gottes, gestiftet, oder den Glauben an ihn, die Ueberzeugung, daß er der Messias sey, und daß alle, welche Gott nach seiner Vorschrift verehrten, sich der Gnade und des Wohlgefallens Gottes versichert halten könnten, fest gegründet und wirksam gemacht habe. Hier ist alles klar und zusammenhängend, und der

Ver-

Vernunft als Mittel und Zweck einleuchtend. Hingegen dem vom Verf gezogenen Resultat muß die Vernunft i Gehorsam, den der Glaube gebeut, unterworfen wer Und wer würde sie nicht gern unterwerfen, wenn er ü zeugt wäre, so habe Gott gelehrt? Aber wer müßte n auch vernünftiger Weise für jene Ueberzeugung hinlängl Gründe fordern? Ist eine vernunftmäßige Erklärung der bel möglich: so erfüllen wir den Willen Gottes, wenn die vorziehen; denn die Vernunft ist das einzige Mittel, chés Gott uns gegeben hat, um zu prüfen, was wahr oder nicht!

Abg.

Rhetorik für geistliche Redner von Dr. Carl Fr drich Bahrdt. Halle, bey Hendel. 1792. 1 Seiten in 8. 10 gr.

Nichts weiter, als ein bloßer Abdruck der ersten Ausg von 1784. der aber nicht allein nach den Seiten, sond sogar nach jedem einzelnen Buchstaben mit der ersten Aus be übereinstimmt, und mit stehenden Schriften gedruckt seyn scheint. Warum es dem Verleger nicht gefallen h dieses anzuzeigen, ist nicht abzusehen. Rec. braucht also dieser Rhetorik nichts weiter zu sagen, als daß sie für Anf ger sehr brauchbar ist. Die am Ende hinzugefügten Re zu Deklamationsübungen sind nur mittelmäßig.

Ao.

Entwurf einer praktischen Dogmatik von Carl Ch stian Palmer, Professor der Philosophie und P diger in Leipzig. Leipzig, bey Junius. 179 110 S. in 8. 8 gr.

Ein sonderbarer Titel! Dogmatik ohne Einfluß auf Be rung und Beruhigung der Menschen, was ist sie anders theologisches Spinnengewebe, welches weder für vernünfti Raisonnement, noch für Erfahrung, Haltung und Festig gewähret? und von der Art giebt es doch keine Dogma Uebrigens hat der Verf. bey dieser Schrift eine gedopp

Absi

Absicht, theils für diejenigen, die sich von der beruhigenden und bessernden Kraft der Glaubenswahrheiten überzeugen wollen, theils für künftige Lehrer, die einige Anleitung zum Vortrage derselben wünschen. Aber für die erstern hat der Verf. nicht genug gethan. Der Vortrag über den Zustand der ersten Menschen, über die Beschaffenheit des Menschen in der er gebohren wird, über Vergebung der Sünden durch den Tod Jesu, gehört mehr für den gelehrtern Leser, so viel Gutes der Verf. auch darüber sagt. Sehr unbehutsam äussert er sich über den Ausdruck Zorn Gottes, daß man nach S. 14. das dabey zu denken habe, was der Mensch zur Zeit des Affekts thut. Und was thut er alsdenn? er sucht dem andern zu schaden, und Schmerzen zuzufügen. Angehende Theologen werden indessen manche Veranlassung zu weiterm Nachdenken in dieser kleinen Schrift finden.

La.

Christliche Andachten zu Gottgefälliger Vorbereitung und würdigen Feyer des heiligen Abendmahls. Von Dr. Christian Gottfried Junge, der Theologie öffentlichem ordentlichem Lehrer und Archidiakonus zu Altdorf. Nürnberg, 1792. 370 S. in 8. ohne die Vorrede und einen Anhang, die Ordnung der Communion in den Nürnbergischen Kirchen, betreffend. 9 gr.

Es ist ein gutes Zeichen der sich immer mehr verbreitenden Aufklärung, wenn man nicht nur an zweckmäßige liturgische Verbesserungen denkt, sondern auch wirklich Hand anlegt, und Proben liefert, die dieser Absicht entsprechen. Ein solches Unternehmen ist freylich mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden, vorzüglich an solchen Orten, wo die alte Form des Kirchenwesens gewissermaßen mit der Staatsverfassung verwebt ist. Aber es gereicht auch um so viel mehr zur Ehre solcher Männer, die Muth, Entschlossenheit und Geisteskraft besitzen, um sich durch vermeynte oder wirkliche Hindernisse nicht abschrecken zu lassen. Wenn die Religion und ihre Diener die Achtung wieder gewinnen sollen, welche in unsern Tagen so sehr gesunken ist; so kann man nicht eifrig,

rig, aber auch nicht vorsichtig genug an liturgischen Verbesserungen arbeiten. Nürnberg hat seit einiger Zeit hierin nicht unbeträchtliche Fortschritte gemacht. Es hat nicht nur die allgemeine Beichte, und ein neues Gesangbuch eingeführt, sondern auch in der äußerlichen kirchlichen Form manche veraltete Gebräuche abgeschafft, welche die Andacht mehr hinderten, als beförderten. Dies hat auch den Verf. dieser Schrift bewogen, eine Anleitung zur würdigen Feyer des heil. Abendmahls herauszugeben, um dadurch den Geist einer vernünftigen, Gott gefälligen Andacht und die Ausübung des wahren Christenthums zu verbreiten; und Rec. zweifelt auch nicht, daß dieses Andachtsbuch etwas dazu beytragen werde. Sein Werk steht zwar, in Hinsicht auf geläuterte Religionsbegriffe, Popularität, gedrängte Kürze und eindringende Herzenssprache, den Communionbüchern eines Lüdke und Hermes, nach; aber es gehört doch immer unter die bessern, welche Empfehlung verdienen. Wenn der Verf. sich nicht zu ängstlich an die Sprache des Kirchensystems gehalten hätte; wenn sein Styl gedrängter wäre, wodurch er manche Tautologien würde vermieden haben, und wenn überhaupt sein Buch in einer zweckmäßigern Kürze abgefaßt wäre: so würde es sehr an Werth und Brauchbarkeit gewonnen haben. — Die ganze Schrift zerfällt in 3 Theile. Der erste giebt einen allgemeinen Unterricht vom heil. Abendmahl; der zweyte enthält Betrachtungen und Gebete bey der Beichte, und der dritte Betrachtungen und Gebete bey dem heil. Abendmahl selbst. Als Anhang sind Buß- und Communionlieder hinzugefügt, meist aus den besten neuern Liedersammlungen entlehnt.

Bb.

Katholische Gottesgelahrheit.

Jesus der Sohn Gottes und Lehrer der Menschen. In kurzen Reden der gläubigen und ungläubigen Welt zur reifern Betrachtung vorgestellt. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Stypr. 1792. 26 Bog. in 8.

Die Absicht dieser Reden ist, die gläubige und ungläubige Welt zu überzeugen, daß Jesus, der Sohn Gottes, und der beste Lehrer der Menschen sey. In zwölf Reden beweißt der Verf. den ersten, und in ein und zwanzig Reden den andern Satz. Da der Verf für die gläubige (nach dem Sinn des Verf., römisch katholische Christen) und ungläubige Welt geschrieben hat; so hätte er sich billig vorher erinnern sollen, daß vielleicht seine Mühe, die er aufgewendet hat, ganz vergeblich seyn könnte. Die gläubige Welt bedarf der Beweise des Verf. gar nicht, eben deswegen, weil sie die gläubige Welt ist, und folglich an allem dem, was der Verf. sagt, nie gezweifelt hat, auch ja wohl nicht einmal zweifeln darf; und die ungläubige Welt wird sich wohl nicht Zeit nehmen, des Verf. Reden zu lesen. Unterdessen müssen wir gestehen, daß diese Reden in die Klasse der mittelmäßigen katholischen Predigten gehören. Uebrigens wünschen wir dem Verf. von Herzen Glück, daß ihn Gott in der römischkatholischen Kirche hat gebohren und erzogen werden lassen, weil nach seiner Versicherung „die katholische, apostolische, und römische Re„ligion unstreitig allein gut, allein sicher, und allein wahr ist. „Denn einzig und allein der katholischen Kirche hat der Herr „seinen ewigen Beystand verheißen, da er zum Petrus sprach: „du bist ein Felse und auf diesen Felsen will ich meine Kirche „bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwälti„gen. Oder wo ist diese Kirche, welche Christus für alle „Zeiten bis ans Ende der Welt gestiftet, wenn es die katho„lische nicht ist? Wir haben vom heil. Petrus angefangen, „dem der Herr auch vor den übrigen Aposteln mit einem be„sondern Vorzug seine Schaafe zu weiden übergab, eine un„mittelbare und ununterbrochene Nachfolge der Päpste. Un„sere Bischöfe, wenn wir von dem heutigen Tage durch alle „Jahrhunderte, bis zum Anfange des Christenthums hinzäh„len, sind eben so unmittelbar in die Stelle der Apostel ein„getreten, welche dem Oberhaupte von dem heiligen Stifter „als Mitregenten beygesellt wurden. Was ihre Glaubens„und Sittenlehre in den ersten Zeiten war, das ist sie noch „heut zu Tage. Wie sie an einem Orte vorgetragen wird, so „wird sie an allen Orten der Welt vorgetragen, wo immer „die katholische Religion blühet. Sie bleibt allein unveränder„lich, immer rein in ihrer Lehre, und beweiset in der That, „daß sie der Herr zu seiner Braut erwählet hat, und mit sei„nem Geiste regieret. Wir sind die einzigen, meine Brüder,

„welche unsern Feinden die Stirne biethen, und sie auffor-
„dern können. Man benenne uns den Geschichtschreiber,
„man bestimme die Dogmen, wo unsere Kirche, das heißt,
„das Oberhaupt derselben mit einem ansehnlichen Theile der
„Bischöfe, in oder außer einem Konzilium vereiniget, in der
„Reinigkeit des Glaubens und der Sitten, worin die Untrug-
„lichkeit verheißen würde, so geirrt, oder sich widersprochen
„habe, wie bey andern auch christlichen Gemeinen. Mit ge-
„lehrten Mienen, mit höhnischem Gelächter, mit Macht-
„sprüchen und erdichteten Histörchen, ist uns nicht gedient.
„Ungelehrte und unerfahrne Zöglinge können sie damit täu-
„schen; aber nicht uns, die wir aus der Geschichte des gan-
„zen Alterthums, und aus den bewährtesten Urkunden wis-
„sen, daß die erste Kirche eben das geglaubt und gelehret,
„was die unsrige bis auf gegenwärtige Stunde lehret und
„glaubet. Ob sie gleich immer von Tyrannen und Afterwei-
„sen verfolgt wurde, hat sie doch an ihrer Reinigkeit keinen
„Schaden gelitten. — Die vergeblichen Bemühungen so
„vieler mächtigen und listigen Feinde zeigen klar genug, daß
„sie auf einen unerschütterlichen Felsen gegründet, und der
„einzige Wegweiser zum Himmel sey. — Christus hat uns
„das vollkommenste Religionssystem, und eine untrügliche
„Kirche in Auslegung seiner Worte zurückgelassen. Wir wis-
„sen nicht nur, daß, sondern auch, was er geredet, und
„wie sein Gesetz zu verstehen sey. Wir sind also durch seine
„Gnade die Einzigen, bey welchen für jeden Fall Irrthum
„unmöglich ist. Ein Vorzug, den wir mit keiner andern
„christlichen Gemeinde, will nicht sagen, mit keinem Philo-
„sophen theilen. Hören wir demnach die Stimme unserer
„Mutter, die uns Gott selbst als eine Lehrerin der Wahr-
„heit, und als die sicherste Wegweiserin zum Himmel hinter-
„lassen hat. Ehren wir Gott, und besorgen wir das Ge-
„schäffte unserer Seele, wie sie es uns von Jugendauf gelehrt
„hat. Trocknen wir derselben durch unsern Eifer und Gehor-
„sam die Thränen ab, welche ihr die widerchristlichen Philo-
„sophen, und widerspänstige Kinder auspressen. Wir wan-
„deln, meine Brüder, auf den lichtvollesten, und herrlich-
„sten Pfade, welche uns nach Christo und seinen Aposteln
„die erleuchtesten und tugendhaftesten Männer, Cyprian,
„Basil, Gregor, Chrysostomus, Augustin, Ambros, Leo,
„tausend andere angesehenste Lehrer vorgezeichnet; welche Mil-
„lionen mit ihrem Blute gezieret; welche endlich Heilige Got-

D 2 „tes

„tes von beyden Geschlechte ohne Zahl durch ihre heldenmü-
„thigsten und scheinbarsten Tugenden verherrlichet haben.
„Zu welchem Ruhme und Troste muß uns das gereichen, und
„alle Tage unsern Eifer von neuem anfachen?“

Katholisches Lesebuch für den Bürger und Landmann. Eine Abhandlung über die drey Hauptwunderwerke Gottes auf Erden: 1) In der Natur durch die Erschaffung. 2) In der Gnade durch die Erlösung. 3) In der Glorie durch die Seeligmachung. Verfaßt von Joseph Lindenmayr, Weltpriester des Augsburgischen Kirchsprengels. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Doll. 1792. 25 Bog. in 8.

Der Beruf des Verf. zur Ausarbeitung dieses Buchs, ist, nach seiner eigenen Angabe in der Vorrede, fürs erste, der Befehl des heiligen Papstes Damasus vom Jahr Christi 366, an die ganze Kirche Gottes auf Erden, die Worte: **Ehre sey dem Vater, und dem Sohne, und dem heiligen Geiste;** bey dem unblutigen Altarsopfer sowohl, als am Schlusse aller Psalmen, so unzählige Millionenmale zu beten und zu singen, damit der wahren dreyeinigen Gottheit durch dieses Lobgesang für alle Gnaden an Seele und Leib, für alle Worte und Wunderwerke des Evangeliums ohne Unterlaß Lob und Dank gesagt werden möchte; und fürs zweyte, die Betrachtung der Worte des 45sten Psalms: **Kommet und sehet die Wunderwerke des Herrn.** Durch diese Stellen hat sich der Verf. bewogen gefunden, eine Abhandlung über die drey Hauptwunderwerke Gottes auf Erden, nämlich über die Erschaffung, die Erlösung, und Seeligmachung der ganzen Welt, herauszugeben, und darin sonnenklar zu beweisen, a) daß Gott wundergroß sey in der Natur, an Allmacht, Weisheit und Fürsicht durch die Erschaffung; b) noch größer in der Gnade an Liebe, Güte und Barmherzigkeit durch die Erlösung; c) am allergrößten aber in der Glorie an Wahrheit, Allwissenheit und Gerechtigkeit durch die Seeligmachung der Welt. — So sehr sich nun der Verf. auch immer überreden mag, durch das Beygebrachte sich vollkommen zur Ausarbei-

arbeitung seines Lesebuchs legitimirt zu haben; so müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß er wohl daran gethan hätte, wenn er sich von seinem heiligen Papst Damasus auch vor allen Dingen mit den Kenntnissen und Talenten hätte ausrüsten lassen, die zur Verfertigung eines guten Erbauungsbuchs erforderlich sind. Dies, und also grade das Wichtigste, hat aber der Verf. vergessen, und uns deswegen mit einem Erbauungsbuch heimgesucht, das von Unsinn strotzt. Wir wollen unser Urtheil mit ein paar Zeilen belegen. Gott ist nach dem Verf. auch der allerfruchtbarste Geist, und in dieser Hinsicht sagt er von ihm, S. 13.: „Wir können zwar nicht begreifen, doch glauben und uns gleichsam vorstellen, wie der „unerschaffene, vollkommenste Geist, die dreyeinige Gottheit „an Verstand, Gedächtniß, Willen und Allmacht, unendlich „fruchtbarer als alle übrigen Geister seyn müsse, und wie der „ewige Vater ohne Mutter aus sich selbsten einen sich in allen Vollkommenheiten ganz gleichen Sohn von Ewigkeit „her habe gebähren; auch wie denselben die allerreinste Jungfrau Maria als eine wunderbarliche Mutter in der Zeit ohne „Vater von dem heiligen Geist habe empfangen und gebähren „können; wie zugleich in Kraft einer solchen Verstands- und „allmächtigen Willensfruchtbarkeit in sich selbsten der heilige „Geist als gleicher Gott von dem Vater und Sohne ausgehen könne. Dies ist jene unbegreifliche Wundergeburt und „Fruchtbarkeit des heiligen Geistes, von welcher der Evangelist redet, da er aufrufet: Wer wird seine Geburt erzählen „und fassen können, von welcher Gott selbsten längst vorgesagt hat: Sollte wohl ich, der ich allen andern die Fruchtbarkeit gebe, nicht gebähren, und unfruchtbar in mir selbsten seyn? — S. 237. Zu diesem Ende hat er (Christus) auch seine auserwählte und geliebte Braut, die Kirche, „als Haupterbin aller seiner unendlichen Verdienste, wie auch „der ganz besondern Verdienste Mariens seiner gnadenvollesten Mutter und aller Heiligen, im Testament eingesetzt, „und ihr die Gewalt gegeben ihren Kindern reichlichst davon „mitzutheilen, auf daß dieselben, wenn sie ihre eigenen Verdienste damit vereinigen, sich den Himmel desto sicherer und „leichter erkaufen mögen. Weil aber dieses Alles seiner unendlichen Gnade und Liebe für seine Kirche noch nicht genug „war, wollte er ihr auch zu ihrem zeitlichen Trost und Angedenken die kostbarsten Kleinodien ihres Heils, und die schätzbarsten Denkmale ihrer Erlösung, das ist, die peinlichen

„Werkzeuge seines Leidens und Todes hinterlassen; nämlich „das heilige Kreuz, die Lanze und Nägeln, die dörnerne „Krone, die Geißel, und die Ruthen. — S. 348. Hätte „aber wohl die ganze dreyeinige Gottheit eine erhabenere Per„son außer sich ersinnen können, als die erstgebohrne Tochter „des ewigen Vaters, wie er sie selbst in dem Hohenliede un„ter dem Bilde der Braut nennet; als die jungfräuliche Mut„ter des göttlichen Sohnes, und endlich als die würdigste „Braut des heiligen Geistes ist? Sie muß also in der Glorie „und ewigen Herrlichkeit über alle Chöre der seeligen Geister „und Auserwählten unendlich weit, und bis zu dem gehei„ligten Thron der göttlichen Majestät selbst erhoben seyn; „folglich als die Königin Himmels und der Erden, als die „Erfinderin der Gnade, als die Mittlerin zwischen Gott und „der Welt, als die Mutter des ewigen Lebens verehrt, und „Gott in ihr als der größten Zierde seines himmlischen Hof„staats geprießen werden, wie sie selbst in ihrem evangelischen „Lobgesange mit vollem Geiste aufrufet: Meine Seele macht „groß den Herrn, und mein Geist erfreuet sich in Gott mei„nem Heiland, weil dessen Name heilig ist, der mit seiner „Allmacht, Gnade und Weisheit an mir große Wunder ge„wirket hat." — Aehnlichen Unsinn findet man auf jeder Seite dieses Buchs, und dies Alles — mit Erlaubniß der Obern.

Kz.

Arzneygelahrheit.

Apologie des Hippokrates und seiner Grundsätze von Kurt Sprengel, der Arzn. Dokt. und Prof. in Halle — Zweyter und letzter Theil. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1792. 673 S. in 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Mit diesem zweyten Bande schließt sich ein brauchbarer Commentar über die Aphorismen, über die Lebensordnung in hitzigen Krankheiten und über Luft und Wasser. Der Verf. kennt den Geist des alten Hippokrates, und erklärt seine Werke mit Unverfangenheit, ohne steife Anhänglichkeit oder Verächtlichkeit, mit steter Hinsicht auf neuere Lehrsätze. Aus

dieser

dieser Parallele gewinnt der Leser einen festen Blick und unpartheyische Schätzung des Guten, ohne Rücksicht auf Zeiten und Menschen. In der Uebersetzung richtet sich der V. meistens nach der Grimmischen; zeigt aber in mehrern Stellen, wie sehr fehlerhaft, steif und schief dieselbe an manchen Orten gerathen sey. Außerdem führt er seine Gewährsmänner treulich an, und giebt noch am Ende ein Verzeichniß der Schriften und ein brauchbares Sach- und Wortregister. In der Vorrede gestehet er mit einer seltenen Offenherzigkeit die Mängel des ersten Theils nach mehr gereister Einsicht, und legt sein Glaubensbekenntniß über Hippokrates ab, das jeder uneingenommener Kenner gerne unterschreiben wird. Denn zwischen blinder Verehrung und stolzer Wegwerfung ist noch ein langer Mittelweg übrig, und die Tadler können oder wollen nicht kennen, was noch Gutes mancherley Art, auch für die naturgemäße Erkenntniß, Beurtheilung und Kur der Krankheiten, in jenen Werken zerstreuet liegt. Wer mit diesen einzelnen Lehrsätzen sich orientirt, kann gewiß vor dem Krankenbette besser figuriren, als wer alle faden Hypothesen und unnützen Theorien der Neuern herbeten und nachbeten kann.

Anstatt uns auf das Kritische des Buchs einzulassen, begnügen wir uns einige Aeußerungen des Uebers. auszuheben. S. 1. wird die Lienterie mehr von erhöheter Reizbarkeit, als Schwäche der Därme, abgeleitet, auch das saure Aufstoßen richtig erkläret. Nach S. 17. sind die Exanthemata blos von den erhabenen Blattern zu verstehen, und die Theorie von den verschiedenen Feuchtigkeiten, wovon die Ausschläge entstehen, ist nicht zu verachten. S. 23. über die Duldung alter Hämorrhoiden viel Richtiges und Gutes, so wie S. 28. über die verschiedene Kur in der Wassersucht. S. 35. ist Hipp. Sinn über die Verwundung der Blase u. s. w. gut gefaßt und bestimmt. S. 45. ist ῥῆγμα statt ῥεῦμα genommen, als lokal. Wir glauben, es kann, dem Zusammenhange nach, nicht anders gelesen und verstanden werden, von wegen der angegebenen Aderlässe. S. 67. heißt die zurückgetretene Gicht neu. S. 73. über den Gebrauch der Bäder und Bähungen, S. 82. von der Revulsion, und S. 122. von παραφροσύνη, so wie S. 126. von μετάστασις, kurz und befriedigend. S. 241. nimmt er σφακελισμὸς für spina ventosa, und S. 247. giebt er eine kurze Geschichte

der männlichen Chirurgie. S. 259. äußert er mit Recht sein Befremden über die Neuern, die sich um die Theorie des Todes gar nicht bekümmern. Eben so instruktiv ist auch der Commentar über die Lebensordnung. Daher sehr viel Richtiggedachtes. S 275. über das Genie des Arztes, und S. 290. über die Diät in Krankheiten, eine treffliche Skizze, so wie S. 320. eine gehörige Schätzung der Hipp. Fürsorge in dem Gebrauche der Nahrungsmittel, welches die Neuern Aerzte fast ganz vernachläßigen. S. 328. stehen die Hipp. Grundsätze über das Aderlassen mit historischen und prüfenden Anmerkungen, und S. 336. eine Sichtung der alten Purgirmittel, so wie S. 442. der griechischen Fische, und S. 475. des Panakes. — Das B. von Luft, Wasser und Clima ist eben so sorgfältig übersetzt und bearbeitet. Wer die griechische Zeitrechnung, die Arten und Wirkungen der Winde, die Eigenschaften des Wassers, die alte Theorie des Regens in Vergleichung mit der des de Luc's, die Erzeugung des Eises, die Nation der Sauromaten, und Amazonen, das alte Skythien, die weibliche Krankheit u. dgl. kürzlich überschauen will, wird hier, als Dilettant, hinlängliche Befriedigung finden; gesetzt, daß er auch hier und da über Sinn und Worterklärung anders dächte, manche Quellen vermißte, die billig gebraucht seyn sollten, tieferes Eindringen in den Geist des alten Arztes, besonders eine größere und öftere Vergleichung älterer und neuerer Lehrmeinungen, wünschte. Durch das letztere hätte der Commentator das falsche Vorurtheil, als ob lauter Unsinn in den Alten herrsche, und die jetzigen Aerzte vor deren schädlichen Lektüre zu warnen seyen, am bequemsten widerlegen und zernichten können. Wir wünschen dieser mühsamen Schrift viel Leser von Discretion, und dem Verf. anhaltenden Eifer, auch von der Seite auf die scepticirenden Zeitgenossen fernerhin zu wirken. Ein unpartheyischer Gelehrter nimmt das Gute, wo und wie er es findet, mit weiser Auswahl, prüfet alles, und behält immer das Beste.

Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrheit und zur medicinischen Polizey. Vierter Band, von Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholtz, Fürstl. S. Bergr. und Hofmed. — Weimar, bey Hoffmanns

manns Wittwe und Erben. 1793. 254 S. in 8. 16 gr.

In diesem Bande sind einige Gutachten und Fundscheine von dem Verf. den Herren Loder, Weineck, Herold u. a. enthalten. Die meisten Fälle sind alltäglich, und schon hundertmal beschrieben; wir sehen also den Nutzen ähnlicher Schriften nicht ein, zumal wenn sie so oberflächlich, wie die Bucholzischen sind? Die besten dürften wohl die über den Vorzug des Nürnbergischen Hopfen, über den Böhmischen, und über die glücklichen Kuren im Irrenhause durch die Gratiola, Bilsen- und Belladonnaextrakt, das Kirschlorbeerwasser, und Brechweinstein. Allein jeder lesender Arzt wußte dies alles längst aus bessern und gründlichern Quellen.

Dk.

Beschreibungen der häufigsten deutschen Pflanzengifte, nebst Anzeige der Gegenmittel derselben; ein Hülfsbuch zu Verhütung und Minderung des Schadens, welcher aus mangelhafter Kenntniß der Pflanzen und deren Gegenmittel bey Menschen und Thieren erwächst, von Dr. J. A. Garn. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1792. 7½ Bog. in 8. 6 gr.

Der Zweck des Verf. wie er in der Aufschrift ankündigt, ist rühmlich, aber wir zweifeln sehr, ob er, auch wenn die Beschreibungen allgemein faßlicher sind, als sie der Verf. hier liefert, ohne gute und mit Farben erleuchtete Abbildungen je erreicht werden wird, davon nichts zu erwähnen, daß schon ähnliche Werke da sind, vor welchen dieses, etwa Kürze und daher rührenden wohlfeilern Preis, ausgenommen, wenigstens nichts zum voraus hat. Die Eintheilung ist dieselbige, wie sie Gmelin in seiner Geschichte der Pflanzengifte beobachtete, nur daß am Ende noch auf einigen Seiten von Pflanzengewächsen gesprochen wird, welche nur gewissen Thieren giftig sind: diese Eintheilung würden wir bey dem populären Zweck des Verf. nicht gewählt, oder doch die Provincialnamen der Gewächse beygefügt, und auch diese in ein

vollständiges alphabetisches Register gebracht haben: der Ausdruck dünkt uns, (so nennt der Verf. z. B. das Mutterkorn eine Grasart) so wenig als die Beschreibungen (man sehe z. B. nur die Beschreibungen der meisten Schwämme; wer wollte diese darnach erkennen!) nicht bestimmt genug.

Eg.

Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneywissenschaft. Erstes Stück. Gotha, bey Perthes. 1792. 142 S. in 8. 8 gl.

Die — uns völlig unbekannten — Herausgeber wollen in dieser, mit vor uns liegendem Stück angefangenen und zu unbestimmten Zeiten fortzusetzenden, Zeitschrift, die als neu angekündigten, oder würklich neu erfundenen Lehren, Hypothesen, Theorien und Systeme aus der gesammten Natur- und Arzneywissenschaft kurz bekannt machen, mit der Fackel der Vernunft sie beleuchten, mit unpartheyischer, jedoch bescheidener Freymüthigkeit prüfen, und entweder ihre Blössen aufdecken, sie einschränken und widerlegen; oder die Gründe, welche für sie streiten, noch einleuchtender darstellen, sie bekräftigen, und so manches Wort zu seiner Zeit sagen. Jedermann soll es frey stehn, die Urtheile der Herausgeber, in diesem Journale selber zu widerlegen, einzuschränken u. s. w. wenn nur die Aufsätze mit unbefangener aber auch bescheidner Freymüthigkeit, und mit der Urbanität abgefaßt sind, welche so viele deutsche Schriftsteller leider! ganz aus den Augen verliehren, und unter der Addresse: „An die Herausgeber des Journals der Erfindungen“ dem Hrn. Perthes in Gotha versiegelt, und postfrey zugesandt werden.

In diesem ersten Stücke zeigen sich die Herausgeber als einsichtsvolle, selbstdenkende Männer und als geübte Schriftsteller; wir können daher nicht umhin, dieses ihr Unternehmen zu loben, und ihnen Muth und Aufmunterung zu der ununterbrochenen, sorgfältigen Fortsetzung desselben von ganzen Herzen anzuwünschen. — Als Einleitung steht eine kurze, mit lebhaften Farben gezeichnete, und mit vieler Laune durchwebte Schilderung der Fortschritte, Revolutionen und des jetzigen Zustandes der Natur und Arzneywissenschaft hier

vorge-

vorgedruckt; dann folgt: 1) eine ausführliche, zwar derbe, jedoch ohne Bitterkeit mit Scharfsinn und Sachkenntniß geschriebene Abfertigung oder Widerlegung, des neuen antiphlogistischen Systems in der Medicin des Hrn. Girtanners; — so weit es sich beurtheilen ließ aus seinen 2 Abhandlungen, über die Irritabilität als Lebensprincip in der organisirten Natur; aus Roziers Journal, übersetzt in Greens Journ. der Physik, 1791, Bd. 3. S. 317. 507. Duncans med. commentar. V. 5. 1791. und Girtanners Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, besonders Kap. 5. 12. 34. — 2) Beleuchtung des, von Moneta mit vollen Backen gerühmten Mittels wider die Wasserscheu, — welche, wie leicht zu denken, nicht sehr zum Vortheil des (jetzt schon verstorbenen) Hrn. M. und seines Mittels ausfallen konnte. — 3) Berichtigung, und nähere Bestätigung der Theorie des Hrn. Weikard's über Catharrhe und Rheumatismen, — nach welcher nicht unterdrückte Ausdünstung, sondern vielmehr ein schädliches Miasma aus der uns umgebenden Luft, von den zurückführenden Gefäßen aufgenommen, Stoff zu Rheumatismen abgeben soll, so daß bey jählingem Schmerz von Luftzug oder Verkältung, blos ein heftiger Reiz von scharfen Lufttheilchen auf empfindliche Nervenspitzen, die Ursache desselben werden könne. — 4) Untersuchung der Frage, ob im gesunden Zustande Luft im Darmkanal sich befinde? — welche bejahend ausfällt. — 5) Ueber Hahnemanns mercurius solubilis und Merkurialfieber. — In diesem Aufsatze scheint der Verf. desselben, Hrn. H. — mit welchem Rec. auch nicht die entfernteste persönliche Bekanntschaft hat, — unsrer Ueberzeugung zu Folge, wahrlich zu nahe zu treten. Denn obgleich wir nicht läugnen wollen, daß Hr. H. — sowohl bey Beschreibung seines Quecksilbermittels, als auch bey der Anwendung desselben, — nicht so ganz konsequent und mit der gehörigen Würdigung der andern Merkurialzubereitung und ihrer Gebrauchsart so verfahren sey, wie wir es gewünscht hätten: so können wir doch nicht umhin, durch wiederholte Erfahrungen überzeugt, zu bekennen, daß sein mercurius solubilis, (er mag nun ein neues, oder ein mit dem mercurius cinereus Edinb. übereinstimmendes Präparat seyn) vor den mehrsten Quecksilberzubereitungen, — seiner milden, jedoch kräftigen, wohlthätigen Würkung wegen — gegen venerische Zufälle im allgemeinen einen ausgezeichnet großen Vorzug habe. Das Merkurialfieber anlangend, geben

geben wir wiederum gerne zu, daß Hr. H. auch in diesem Punkte etwas übertreiben möge, und daß manche Zufälle der Lustseuche, durch sein oder ein andres Quecksilbermittel, ohne jene ausgezeichnet deutliche Fieberbewegungen geheilt sind, und geheilt werden. So viel ist aber doch unstreitig wahr, daß — auch des großen Hunters Ueberzeugung zu Folge — das Quecksilber seine antisyphilitische Kraft vornehmlich einem, ihm eigenthümlichen Reitz zu verdanken scheine: — daß alle Quecksilberpräparate, — in einem hohen, ja in dem zur völligen Sicherheit nothwendigen Maße gegeben — fieberhafte Bewegungen erregen, und daß — wir schreiben aus Erfahrung — der Hahnemannsche mercurius solubilis oft in kurzer Zeit, und in geringen Gaben angewandt, (ein Zusatz von magnesia schien uns seine Würksamkeit zu verstärken) die Befreyung von den Zufällen der Lustseuche und jenes Mercurialfiebers bewürke, welches Hr. H. mit so lebhaften Farben, der Natur getreu, geschildert hat. — 6) Erzählung der wichtigen Versuche der Hrn. Galvani in Bologna, zur Entdeckung der Nervenkraft; — und endlich noch eine kurze Prüfung mehrerer neuer Erfindungen und Lehren aus der Arzneywissenschaft.

Anzeigen müssen wir unsern Lesern noch, daß dieses Stück in einem gelben Umschlage sauber geheftet sey.

Db.

Exercitationes academ. argumenti aut anatomici aut physiologici ex dissertat. Regiomontanar. penu collegit Dr. *I. D. Metzger*, reg. arch. et medic. in acad. Regiomont. prof. prim. Regiomonti, apud Nicolovium. 1792. 302 S. in 8. 18 gr.

Diese Sammlung enthält sechzehn, und — wie man schon von dem Hrn. Herausgeber nicht anders erwartet — der Aufbewahrung werthe akademische Schriften, darin man über anatomische, physiologische, mit unter auch pathologische und medicinisch-gerichtliche Gegenstände auf manche gute Bemerkung stößt. Sie stehen in chronologischer Ordnung, und da die mehresten nicht mehr neu sind, so kommt es wohl hier besonders darauf an, zu wissen, welche Schriften man

eigent-

eigentlich in dieser Sammlung zu suchen habe? Den Anfang macht das nun selten gewordene *I. Th. Walteri* experimentorum in vivis animalib. revisor. circa oeconomiam animalem Specimen, praes. *I. G. Wernero* 1755. welches damals von *Remi* experim. quaed. circa circulat. sanguin. institut. Goetting. 1752. veranlaßt wurde, und gleichen Gegenstand betrifft. Dann folgen: Praes. *I. G. Werneri* et resp. *G. E. Brück* Spec. quaestionem movens, vbi manet vrina fetus? propos. 1759. *Nest. Kwiatkowski* thes. anatom. physiol. de nervorum fluido, decussatione et gangliis, pars poster. 1784. *I. D. Metzger* spec. inaug. de secretione generatim considerata, pro loco ventil. 1777. *Eiusd.* Progr. historiam section. anat. in cadavere foeminae maniaco-epilept. instit. breviter narrans 1781. *Eiusd.* prolus. de rubedine sanguinis propos. 1781. *Eiusd.* Progr. de pulmone dextro ante sinistr. respirante, edit. 1783. *Eiusd.* de controversa fabrica musculosa uteri, diatr. prior 1783. edit. *Chr. Schindelmeusser* de vi vitali, praes. Metzger propugn. 1785. *Ioh. Car. Fischer* diss. de assimilatione humorum, praes. *Metzger* def. 1786. *I. Ch. Cruse* diss. hist. ventriculi hum. anatomice et physiol. considerat. sect. prior praes. *Metzger* def. 1788. *M. Chr. Boeseke* melet. de bile, pr. *Metzger* prop. 1789. *Ioh. Dan. Auderſch* spec. de nutritione 1790. prop. *Metzger* de controversa fabr. musc. uteri, diatr. altera 1790.

Es.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Gedichte von Valerius Wilhelm Neubeck, M. D. Erstes Bändchen. Liegnitz, bey Pappäsche. 1792. 199 S. in 8. 16 gr.

Diese Erstlinge eines jungen Dichters werden, wenn wir uns nicht sehr irren, den Musen kein unwillkommnes Opfer seyn. Neben manchen mittelmäßigen und ganz unbedeutenden Stücken, die man in Sammlungen immer erwarten muß, trifft man auf Stellen und ganze Gedichte, die wahres Talent verrathen, von feiner Empfindung beseelt, oder durch artige Spiele des Witzes belebt sind. Weder in seinen Oden,

noch

noch in seinen Liedern und Sonnetten hat Hr. N. einen eigenthümlichen Ton, doch zeigt sich auch nirgend, was so häufig bey angehenden Dichtern der Fall ist, der Nachahmer auf eine zu sichtbare und beleidigende Weise. Man sieht immer, daß beym Dichten seine Seele bewegt, sein Herz voll, und seine Phantasie in eigener Thätigkeit war, und nicht blos auf Reminiscenzen ruhte. Vorzüglich schöne Stellen haben einige Stücke nach Oßian. Künftig wird Hr. N. hoffentlich noch mehr Sorgfalt auf den Ausdruck wenden, und sich weniger matte Zeilen und ganz prosaische Wendungen verstatten. Ein mehr ausgebildeter Geschmack wird ihm künftig keine so harten und seltsamen Metaphern erlauben, wie hier S. 4.

Ihrer (der Frauen) Sitten Anmuth mildert
Rauher Männer Felsenherz,
Löst, damit es nicht verwildert,
Ab von ihm des Hartsinns Erz.

oder Ausdrücke, die einen komischen Effekt hervorbringen, wo er nicht beabsichtigt war, wie S. 8.

Die verklärten Geister bückten
Sich vor Metas Geiste tief,
Als ein Engel der Entzückten:
Komm' und werd' ein Seraph! rief.

In die Zusammensetzungen hat sich Hr. N. zu sehr verliebt, und macht durch sie den Gang seiner Verse oft sehr schwerfällig und mistönend: z. B.

S. 16. Noch rinnt in reichbeblümter Au
Die Schattenquelle dämmerndblau.
Im Purpurschein des Frühroths glühn
Die Seen umkränzt von Erlengrün.

S. 34. Erdedaseyn, Menschenschicksal! banges
Traumgestaltenvolles Labyrinth!
Werth des schwermuthvollsten Klagesanges,
Melancholischer als Nächte sind!

S. 111. Gern durchschwärmt mein Geist die lieben Vatergefilde,
Hängt an dem Honigkelch heimischer Blumen so gern;

Wiegt

Wiegt sich am Frühlingssproß im Nachtigallen-
gehölze,
Wiegt in des Fruchtbaumwalds (!!) duftenden
Blüthen u. s. w.

S. [illegible]. Mit des Thaues Perlendiadem
Schmückt der Lenz ihr grünes Lockenhaar.
Ihrer Seegensbrüste Nektarströme
Tränken mit Gedeihn das junge Jahr.

S. 155. Rings von Pfirsichblüthengedüft umflossen — —
Siehe da kam ihr Schutzgeist durch des Gartens
Duftigdämmernden Fruchthain, leisewan-
delnd,
Wie der Westwind über die Wiesenhalme
Lispelnd dahin schwebt.

Um unsern Lesern nun auch ein ganzes Stück von den Arbeiten des Verf. vorzulegen, wählen wir das Gedicht S. 11.

Das Abendwölkchen.

Sey mir gegrüßt, du stilles Abendwölkchen,
Dort am Aether in deinem Silberschimmer,
Ach so sanft geröthet vom Strahl der Abschied-
Nehmenden Sonne!

Fliehest du schon? O schwebe nicht so eilend
Hinter jener Gebirge blaue Waldung!
Weile noch am thauenden Abendhimmel,
Den du verschönerst.

Tanze, geliebter Zefyr, hin in jenen
Blüthenhain, wo die goldgelockte Selma
Veilchen pflückt, und wehe die Balsamdüfte
Gegen ihr Antlitz!

Siehe! der Lenz beblümt der Erde Thäler.
Dort in lüftiger Höhe blüht kein Blümchen,
Wallt kein rosenwangiges Mädchen, das du,
Flatterer, könntest

Schmeichelnd umsäuseln. Bleibe denn im Thal, und
Blähe lieber die Schleyer junger Busen,
Oder wühl' in seidenen Mädchenlocken! —
Schone des Wölkchens!

Ga.

Drey

Drey Erzählungen zur Karakteristik großer Städte, mit Rücksicht auf Berlin. Charlottenburg. 1792. 19 Bog. in 8. 16 gr.

Diese drey Erzählungen sind von lehrreichem Inhalte für junge Leute beyderley Geschlechts, auch in einem nicht unangenehmen Styl geschrieben. Allein die Sprache ist nicht immer rein, besonders in der dritten, denn da stößt man auf Provinzialwörter, die vermuthen lassen, daß die Uebersetzungen (dafür werden sie ausgegeben) nicht von einem Brandenburger herrühren. Den unedlen Ausdruck Schwager, statt Postknecht möchten wir überhaupt, vorzüglich aber aus dem Munde eines Frauenzimmers verbannt wissen.

Pk.

Dialogen und kleine Aufsätze. Erster Theil. Zürich, bey Orell und Comp. 1792. 276 S. in 8. Zweyter Theil. Ebendas. 298 S. 1 Rh. 16 gr.

An diesem Buche hat Rec. genau dieselbige Erfahrung gemacht, die eine gewisse Sie laut der Vorrede des Verf., der sich daselbst Er nennt, gemacht haben soll. „Mein lieber „Herr, sagt die Sie, ihre Dialogen habe ich gelesen; das eine verstanden, das andere nicht verstanden." Wirklich, zwey Drittel des Buches sind für den Rec. Hieroglyphen, die er nicht enträthseln kann. Es mag wohl viel Weisheit darin stecken; aber sie muß sehr tief liegen, denn Rec. der anfieng in seine eigenen Verstandeskräfte ein Mistrauen zu setzen, gab das Buch einigen Freunden, in Hoffnung, daß diese, von denen er wußte, daß sie sonst wohl Menschenverstand von Aberwitz zu unterscheiden wissen, ihm Auskunft geben würden, aber auch sie gaben es mit Protest zurück. Wer also Lust hat diese geheimen Tiefen der Weisheit aufzugraben, der kaufe das Buch und grabe; aber verhelen kann Rec. nicht, daß der Theil des Buches, den er verstand, ein solches Gemische von Nonsens und Bonsens im allerabscheulichsten Styl und Schweizerdialekt vorgetragen, enthielt, daß er an seinem Theil nicht den geringsten Trieb in sich fand, der verborgenen Weisheit nachzugraben. Wundershalben müssen wir doch einen Brocken zum Besten geben. Der Engel

gel. „Eine Millio-Million hat sieben Millionen Zahlen,
„Vierzehn Zahlen auf den Sechzehntheil einer Elle, brauchts
„31250 Ellen, oder ungefähr 2¼ einer deutschen Meile die
„Millio-Million darauf zu schreiben, und die Millio-Millio-
„Million 1,953,125,000 Ellen. Wie lang muß das Papier
„seyn eine Millio-Millio-Millio-Millio-Millio-Millio-
„Million darauf zu schreiben?"

„Würde einer so viele Jahre, deren jedes so lange als
„die Summe wäre, zu welcher obige Summe Wurzel und
„Dignitäts-Zeiger ist, leben, als diese Summe: und nichts
„thun, als diese Summe durch den vorhergehenden Sum-
„men gleiche Zeiger erhöhen, so daß er das Resultat ohne
„Rechnung gleich fände, wie groß würde das letzte Produkt,
„und wie lange müßte das Papier seyn dasselbe darauf zu
„schreiben, wenn das Produkt mit lauter 1 geschrieben würde,
„und jedes 1 so viel Raum einnähme als der Diameter der
„Bahn, zu welcher Lamberts weißer Körper der Mittel-
„punkt ist?"

„Ungeheuer!"

„Angenommen, die letzte Zahl der Länge des Papiers
„in Linien gegeben (die Zahl aber drücke Diameter des Son-
„nensystems aus) sey ein Cirkelsegment zwischen zwey Tan-
„genten in einem Cirkelpolygon, welches so groß ist, daß
„dieses Segment fürs Kleinste, also für eine gerade Linie
„kann angenommen werden, wie groß muß der Kreis, wie
„groß die Kugeloberfläche, und wie groß der Inhalt der Ku-
„gel seyn in Atomen gegeben, wenn jeder Atom = ist einem
„Theil eines mikroskopischen Körpers, der durchs Instrument,
„das eine Million in Cubo vergrößert, unterscheidbar wird,
„einem Theil, sage ich, der herauskommt, wenn dieser Kör-
„per durch alle obigen in eine verwandelten Summen dividirt
„wird?"

„Noch ungeheurer!"

„Laßt uns nun diese Atomen zerstreuen, sie bilden eine
„gerade Linie, und jeder seye so viele Weltdiameter von dem
„andern entfernt, als die Summe der Atomen anzeiget.
„Diese hübsche Linie mache den Durchmesser eines Kreises
„aus, welcher der kleinste Kreis eines Kegels seye, der glei-
„che Basis und gleiche Höhe hat. Der Kegel seye so hoch,
„daß dieser kleinste Kreis für eine Spitze also ein unendlich
„Kleines in Absicht der großen Höhe zu betrachten ist.

„Solcher Kegelchen haben wir viele nöthig, denn ich „setze sie auf eine Kugel; die so groß ist, daß ihre Oberfläche „durch alle diese Kegelchen Vast (so schreibt der Verf. dessen Orthographie Rec. genau beybehält) „unmerklich „rauh gemacht wird."

„Das ungeheuerste vom ungeheuern!"

„Diese Kügelchen seyen die Kügelchen des Nervensafts „eines belebten Wesens, oder bestimmter, eines Engels, „dessen Körper zum gesammten Nervensaft sich verhaltet, wie „die Sonne zum Kleinsten mikroskopischen Thierchen, und „die Quantität des Nervensafts des Engels gleich einem „Cubus, dessen eine Linie gleich seye allen durch die Beantwortung obiger Fragen herausgekommenen und zusammenaddirten Summen, in welchen jede Einheit einen Diameter „eines Nervenkügelchens vorstellet; angenommen, der Körper des Engels bestehe aus lauter bis zur absoluten Dichtigkeit kondensirten Lichttheilen, und Lichttheile und Atomen und Elemente der Kügelchen des Nervensafts seyen von „gleicher oben angegebener Größe, so fraget sich nun, wie „viel Atomen der Engel in sich enthalte?"

„O mein Kopf!"

„Bagatelle! Dieses Engelchen mache ich durch wenig „Worte zu einem Insekt."

„Unmöglich!"

„Ich multiplicire alle obigen gesuchten Summen durcheinander, das herausgekommene Produkt seye a, und die „Große meines neuen, Riesen-Engels heißet mit zwey „Buchstaben

$$a^a$$

„Schade, daß der liebe Gott die Welt so klein gemacht, „denn mein Engel hat leider keinen Raum darin, so groß „ich sie auch auskalkulire, so hangen immer, so bald ich den „Engel hineinstecke entweder die Füße oder der Kopf desselben „über die Welt heraus."

„Genug gescherzet!"

„Der Spaß hat auch eine ernsthafte Seite. Obiges ist „ein Produkt meiner Denkkraft, es ist ein Gedachtes eines „denkenden Wesens, und so viel ich sehe, ist in dieser ungeheuern Anschwellung von Quantitäten nichts widersprechendes, nichts absolut unmögliches; physisch genommen, ist „weder mögliches noch unmögliches darinnen, unbestimmtes aller-

„allerdings. Es läßt sich also über dieses Denkphänomen nur „ontologisiren und psychologisiren; doch will ichs einem andern „überlassen, was Fr. daraus analysiren wird.

„Eines muß man mir zugestehen, daß ich unter allen „Engelmachern derjenige bin, der den größten verfertiget. „Was sind die Talmudischen und Coranischen Engel gegen den meinigen? Nichts, weniger als nichts: An Voltäres Mikromegas ist nicht einmal zu gedenken.“

Was sagen nun unsere Leser von diesem Engelmacher? — Qui capere potest, capiat! Der Verf. ist, wie Rec. aus einem durchgeschnittenen Titelblatt sieht: Herr Christoph Heinrich Müller, Prof. em. Gymn. Ioach. Berol.

Tb.

Theater.

Der halbe Ring, ein Originalschauspiel in fünf Aufzügen, von W. Thombrinck, Canonikus. Lingen, bey Jülicher. 1792. 8 Bog. in 8. 8 gr.

Vermuthlich der erste dramatische Versuch eines Mannes, der, wenn er unserm Rathe folgen will, keinen zweyten wagen wird, da es ihm an allen Talenten zu dieser Dichtungsart fehlt, und sein Werk sogar voll von grammatikalischen Fehlern ist.

Eg.

Agnes auf Falkenstein, oder die rasche That mit ihren Folgen. Ein Trauerspiel aus den Ritterzeiten in vier Aufzügen Halle, bey Händel. 1793. 144 S. in 8. 8 gr.

Ob es gleich am Ende des Stücks so bunt und abgebrochen wie in einer Zauberlaterne hergeht, der Hauptknoten, schon in der Mitte des Drama, nicht aufgelöst, sondern gewaltsam zerhauen wird, der Plan also keine Oekonomie, und die Sprache nur selten Haltung und Adel hat, auch die Wesen überall ganz ohne Noth vervielfältiget sind, so gehört der V. dennoch nicht unter den Schwarm von Schwindelköpfen, die man

man von dem Glattreise des Theaters ohne Schonung und auf immer zurückscheuchen muß.

Durch den unüberlegten Einfall, auch die Folgen der angeblich raschen That auf den Schauplatz bringen zu wollen, hat der Autor den Eindruck rein wieder verwischt, den die Handlung auf den Leser zu machen anfieng. Wenn er, statt seine Agnes Knall und Fall ermorden zu lassen, und das unter Umständen die äusserst unwahrscheinlich angelegt sind, solche nur verwundet, entführt, mit einem Wort, aus dem Gesicht eine Zeitlang entfernt hätte, so würden ihm daraus überflüßig Materialien zugewachsen seyn, seine vier Akte schicklich zu füllen, ohne der lieben Einheit Gewalt anthun, und die vielen Flickpersonen einhängen zu dürfen, wodurch die zweyte Hälfte seines Stücks zum abentheuerlichsten Wirrwarr von der Welt geworden ist.

Der junge Mann scheint übrigens nicht ohne Erfindungskraft und Takt, auch nicht ohne guten Willen zu seyn, sich die Fackel der Kritik leuchten zu lassen. Ob der jetzt tobende Geschmack an Sagen der Vorzeit eine so viel versprechende Morgenröthe der wieder aufwachenden deutschen Männlichkeit sey, wie in der Vorrede gerühmt wird, will Rec unerörtert lassen; obgleich die Geschichte des Tages ihm gerade das Gegentheil anzukündigen scheint: so viel aber ist ausgemacht, daß ehe der Verf. wieder etwas zum Vorschein bringt, er sehr wohl thun wird, vorher den ruhigen Gang der Alten aufmerksamer zu studiren, seinen Geschmack, was Ausdruck der Leidenschaft und Sprache überhaupt betrifft, schärfer zu läutern, und vor allen Dingen seinen Gegenstand dergestalt übersehen zu lernen, daß wenn er nun endlich die Feder ansetzt, solche für ihn nichts anders als der sichere Canal eines in Kopf und Herzen schon zur Reife gediehenen, von allem Auswuchs befreyten, und die Natur treu zurückspiegelnden Ganzen geworden seyn möge: mens enim partum edere nequit nisi ingenti literarum flumine inundata!

F.

Der Tod Julius Cäsars, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire, von Joh. Fr. Leonhard Menzel. Kandidat der Philologie. Baireuth, auf Kosten des Ueber-

Uebersetzers und in Kommission in der Lübeckschen Hofbuchhandlung. 1792. 6 Bog. in 8. 6 gr.

Der Verf. dieser prosaischen Uebersetzung verläßt sich, laut der Vorrede, ganz auf die nachsichtsvolle Güte seiner Leser, die meistentheils, wie er sagt, seine lieben Landsleute sind, bedankt sich für die großmüthige Unterstützung, die man ihm bey der Herausgabe des Brutus habe angedeihen lassen, und verspricht eine ästethische (ästhetische — muß es heißen; wer über etwas schreiben will, sollte doch wohl erst den Namen des Gegenstandes seiner Schreibsucht richtig schreiben lernen.) Zergliederung des gegenwärtigen Stücks, wenn anders ihm Gott Gesundheit verleihet, die gegenwärtige Verdeutschung versichert er mit dem bestmöglichsten Fleiße verfertiget zu haben. So weit der Verf. dieser Uebersetzung. Nun der Recensent. Das cui bono weiß zwar der Rec. bey dieser prosaischen Uebersetzung nicht anzugeben; indessen, da sie einmal da ist, was bleibt uns übrig, als zu sagen, wie sie ist? Der Rec. ist keiner von des Verf. lieben Landsleuten; der Verf. hat sich also von seiner nachsichtsvollen Güte auch nichts zu versprechen; an der Unterstützung seines Brutus ist der Rec. auch unschuldig, er verlangt nichts von des Verf. Dank, mag sich aber auch nicht der Sünde schuldig machen, ihn zu der versprochenen ästhetischen Zergliederung ermuntert zu haben, denn auf Recensenten Ehre und Gewissen versichert er, daß Hr. Menzel durch die Verdeutschung des vorliegenden Trauerspiels, sich eben nicht als einen Mann gezeigt habe, der jener Arbeit gewachsen scheinet. Entweder ist es nicht so genau mit dem bestmöglichsten Fleiße, den er hierauf will gewendet haben, zu nehmen, oder es fehlt ihm an Kraft, mehr darauf zu verwenden. Die ganze Uebersetzung ist steif, holpericht, ohne Noth mit Flickwörtern reichlich begabt, und hie und da sogar gegen den Sinn des Originals.

In der Lettre de M. Algarotti à M. l'Abbé Franchini sur la tragoedie de Iules Cesar par M. de Voltaire, wovon auch hier eine Uebersetzung beygefügt ist, sagt Algarotti von einer zu Paris erschienenen Ausgabe, die Voltaire nicht besorgt hatte: cependant la critique a jugé cette piece avec la meme severité, que si Mr. Voltaire etc. H. M. Indessen hat aber die Kritik u. s. w. Schon das ist steif, daß der Uebersetzer genau dem Französischen nach das a jugé

übersetze, er müßte das deutsche Imperfekt nehmen; und nun gar das Inzwischen aber! Voila enfin le tableau, tel qu'il est sorti des mains du maitre — „Kurz, das einem Gemälde gleicht, welches unverstümmelt aus den Händen des Künstlers kommt.“ Ganz falsch! Algarotti will sagen: Hier haben Sie das Stück gerade so, wie es aus den Händen des Künstlers gekommen ist. Algarotti schickte nämlich dem Abt Franchini das Trauerspiel gerade so, wie es Voltaire niedergeschrieben hatte; vergleichen will er es nicht mit einem Gemälde, er nennt es tableau, weil er vorher die erschienene fehlerhafte Ausgabe mit einem tableau Titians verglichen hatte, barbouillé par un peintre moderne. S. 9. „Die meisten Trauerspiele dieser Meister — — — enthalten entweder eine geschlossene oder missglückte und getrennte Heyrath“ Un mariage concerté, traversé ou rompu. Un mariage concerté ist nicht eine geschlossene, sondern nur verabredete, beschlossene Heyrath; un mariage traversé ist nicht eine missglückte, das heißt, eine unglückliche Ehe, sondern eine vereitelte Heyrath, die nicht zu Stande kommt. Il faudroit avoir bien peu de connoissance de l'homme pour ne pas savoir. „Man müßte eine sehr seichte Kenntniß von den Menschen haben, wenn man nicht wissen wollte. Eine ganz verunglückte Periode ist folgende: „Was überdieß die Bearbeitung dieses Gegenstandes äußerst schwer macht, ist die Kunst, womit man auf der einen Seite den Brutus schildern muß, der wenigstens dem Anschein nach und vermöge der Zeiten, in die uns der Autor versetzt, die gerechte Sache in Händen hatte, dabey aber von einer wilden Tugend (?) und beynahe undankbar war.“ Das Original klingt ganz anders.

Nun auch ein paar Beweise aus dem Stücke selbst, hier ist der Anfang:

Antoine. Cesar! tu vas regner; voici le jour auguste
Où le peuple romain, pour toi toujours injuste,
Changé par tes vertus, va reconnoitre en toi
Son vainqueur, son appui, son vengeur et son roi.
Antoine, tu le sais, ne connait point l'envie;
J'ai cheri plus que toi la gloire de ta vie etc.

Antonius. Ja, Cäsar, du wirst Roms Beherrscher werden! — Heute ist der festliche Tag, wo das, immer gegen

gegen dich ungerechte Volk (,) durch deine Tugenden entzückt (change?) in dir seinen Sieger, seine Stütze, seinen Rächer und König erblicken wird. Du weißt es, Antonius kennt keine Misgunst; ich habe mehr als dich selbst den Ruhm deines Lebens geliebt u. s. w.

Cäsar sagt:

Je pars, et vais venger sur le Parthe inhumain
La honte de Crassus et du peuple romain.

Hr. M. läßt das Expressive je pars ganz weg, ziehet alles in eine Periode, die er also schließt: „und an den grausamen Parther Krassus und des römischen Volks Schande zu rächen." Man glaubt fast, der grausame Parther sey Krassus gewesen.

Je vaincrai sans orgueil ou mourrai sans me plaindre.

„Ich werde ohne Stolz überwinden, oder ohne Klage dahin sterben." Wie schleppend! warum nicht: Siegen will ich ohne Stolz oder sterben ohne Klage. Eben so gedehnt und schief ist folgendes:

Et qu' emportant d'ici le grand titre de roi,
Mon sang et mon ami le prennent après moi.

„Denn wenn ich als König aus dieser Stadt ziehe, so wirst du nach meinem Tode mit der Familie des Cäsars das Scepter zu theilen vermögen."

Doch wer kann diese Schülerarbeit corrigiren! Noch ist Rec. nicht am Ende des zweyten Bogens, und seine Recension ist schon über die Grenzen einer Anzeige, wie sie für eine Schrift von der Art erlaubt ist, weit hinaus.

Tb.

Weltweisheit.

Ueber die Tugenden und Laster, so wie überhaupt über die Neigungen und Leidenschaften des Menschen, belegt und erläutert mit vielen Anekdoten und Beyspielen aus der alten sowohl als neuen Geschichte, von Heinrich Wilhelm Lawätz, Königlich

lich Dänischem Justizrathe. Dritter Theil. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1792. 544 Seiten in gr. 8. 1 Rt. 16 gr.

Bey einigen Artikeln stehen vielleicht mehrere historische Belege müßig; andern fehlen sie ganz. Demohngeachtet rühmt Rec. die verdoppelte Aufmerksamkeit und den verdoppelten Fleiß, welchen der Verf. sichtbar auf diese Fortsetzung gewandt hat. Das Werk mag ja mit aller Muße vollendet werden. Einigkeit, Enthaltsamkeit, Entschlossenheit, Erbarmen, Ergebung in den göttlichen Willen, Erkenntlichkeit, Ernst, Fassung, Fleiß, Folgsamkeit und Freundlichkeit, sind die bearbeiteten Artikel dieses dritten Bandes.

Lh.

Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften. Mit Unterstützung mehrerer Gelehrten herausgegeben von J. D. Mauchart, der Weltweisheit Magister, Repetent am theologischen Stifte zu Tübingen, und auswärtigem Mitgliede der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt. Erster Band. Nürnberg, in der Felseckerschen Buchhandlung. 1792. 23 Bog. in 8. 20 gr.

In der Vorrede giebt der Herausg. den Gesichtspunkt an, aus welchem dieses Repertorium seinem Zweck und seiner Anlage gemäß betrachtet werden soll. Zuerst bestimmt er genauer, was er eigentlich unter empirischer Psychologie verstehe, und wodurch sie sich von der rationalen unterscheide. Man behandelt diese Wissenschaft unter verschiedenen Namen — empirische Psychologie, Erfahrungsseelenlehre, Experimentalseelenlehre, praktische Seelenlehre — die doch im strengsten Sinne genommen, verschiedene Bedeutungen haben. Der Herausg. glaubt, daß Naturlehre der Seele, das Individuelle der empirischen Psychologie, ihren eigenthümlichen Charakter, ihren Zweck und ihre Bestimmung

am

am besten ausdrücke. Sie unterscheidet sich von der rationalen Psychologie, daß sie das a posteriori durch Erfahrungen und Beobachtungen beweißt, was diese a priori zu beweisen sucht. Da aber in der rationalen Psychologie, die Kapitel von dem Ursprunge, dem Wesen, und der Fortdauer der Seele ausgenommen, alles empirisch ist, indem wir von unserer Seele nichts mit Gewißheit wissen, was uns nicht durch Erfahrung gegeben ist; so besteht der Unterschied zwischen beyden Wissenschaften blos in der Methode. In diesem Repertorium soll nun empirische Psychologie immer als Naturlehre der Seele betrachtet und behandelt werden. — Der Zweck dieses Repertoriums ist, darauf hinzuarbeiten, daß die Bekanntschaft mit der menschlichen Seele, und die Liebe zu Untersuchungen, die darauf hinführen, allgemeiner verbreitet, die gewöhnlichen Erscheinungen mit psychologischem Blicke betrachtet, und der Einfluß der Seelenlehre auch auf das fruchtbare Studium anderer Wissenschaften hat, anschaulich dargelegt werden; deswegen dieses Repertorium nicht blos für empirische Psychologie allein, sondern auch für andere mit ihr verwandte, oder solche Wissenschaften bestimmt ist, deren Grundsätze auf psychologischen Prinzipien beruhen, z. E. Sittenlehre, Pädagogik und Aesthetik. Zur Erreichung dieses Zwecks soll dieses Repertorium immer nach folgenden Rubriken bearbeitet werden: 1) **Empirische Psychologie.** Unter diese Rubrike gehören, Abhandlungen über Erscheinungen der menschlichen Seele, in sofern ihr Stoff empirisch ist, auch Kommentare über psychologische Sprüchwörter und Sentenzen. Ferner, Erfahrungen und Beobachtungen, theils nur historisch erzählt, theils mit Erklärungen begleitet, psychologisch bearbeitete Biographien, Charakterzeichnungen, Selbstbeobachtungen, und einzelne Beobachtungen an Andern in verschiedenen Zuständen. 2) **Psychologische Sittenlehre.** Hieher gehören, Abhandlungen über moralische Gegenstände, in sofern diese nur durch Psychologie beurtheilt, und a posteriori bestimmt werden können; ferner, Erfahrungen und Beobachtungen aus der Praxis des Seelsorgers und des Juristen. 3) **Pädagogik.** Abhandlungen über gute und fehlerhafte Methoden in der Erziehung und beym Unterricht, in sofern dieselben auf psychologischen Prinzipien beruhen; ferner, Erfahrungen von ausübenden Erziehern über den Erfolg und die Wirkung solcher Methoden, und über den Gang und die Ausbildung jugendlicher Charaktere. 4) **Aesthetik.** Allgemeine

gemeine Bemerkungen und Untersuchungen über Gegenstände der allgemeinen Theorie der schönen Litteratur, in soferne ihre Erklärung und Anwendung auf psychologischen Prinzipien beruht; ferner psychologische Erläuterungen ästhetischer Thatsachen. 5) Geschichte und Litteratur der empirischen Psychologie. — Der vor uns liegende erste Band dieses Repertoriums enthält genugsame Beweise, daß es dem Herausg. weder selbst an Kraft, noch an Unterstützung guter Mitarbeiter mangelt, seinen vorgesetzten Zweck zu erreichen, und wir halten daher dafür, daß durch dieses Repertorium nicht nur psychologische Kenntnisse allgemeiner verbreitet, sondern auch diese Wissenschaft selbst auf mancherley Weise bereichert und berichtiget werden könne. In dieser Hinsicht wünschen wir, daß der Herausg. auf seiner angetretenen Bahn, ungehindert möchte fortwandeln können. In diesem ersten Bande sind folgende Stücke enthalten. 1) Empirische Psychologie. a) Versuch einer psychologisch-teleologischen Beurtheilung des Träumens, vom Hrn. Repetent Rapp. b) Auszüge aus der Lebensgeschichte Dr. Joh. Philipp Kämpfs, ehemaligen Hofpredigers und Konsistorialraths zu Bühl, im Elsaß, und nachherigen Hofraths und Leibarzts zu Homburg vor der Höhe, von dem Herausg. c) Einzelne Erscheinungen. Einige Beyträge zur Geschichte der Ahndungen und Visionen. Orthodoxie und Heterodoxie aus guter oder schlimmer körperlicher Disposition. Verlust der Personalität in der Trunkenheit; zwo Geschichten, nebst einem Versuch zur Erklärung dieser Erscheinung. 2) Psychologische Sittenlehre. a) Ob und in wieferne es räthlich sey, den Sünder durch Häufung aller möglichen Schrecken und schauderhaften Vorstellungen von der Natur und den Folgen seiner Sünden zur Buße zu erwecken? b) Ueber moralische Triebfedern, besonders die der christlichen Religion, vom Hrn. Repetent Rapp. c) Fragment aus dem Roman meiner Liebe, vom Hr. G. in S. nebst Bemerkungen darüber, in psychologischer und moralischer Hinsicht, von Ebendems. und Anmerkungen vom Herausg. d) Auszüge aus Criminalakten, Geschichte eines in der Trunkenheit begangenen Mordes, nebst Bemerkungen über diese Geschichte, von dem Herausg. 3) Pädagogik. a) Etwas zur Beantwortung einer pädagogischen Preisfrage, über den Werth öffentlicher und häuslicher Jugenderziehung, vom Hrn. Rektor Hutten. b) Eine merkwürdige pädagogische Erfahrung, aus einem Brief an den

Herausg.

Kranzes. c) Auszüge aus dem Tagebuch eines angehenden Erziehers. 4) Aesthetik. a) Ueber das Feyerliche, in Briefen vom Hrn. Repetent Conz. b) Psychologische Bemerkungen über die Wirkungen der Tonkunst, vom Hrn. Herrmann. 5) Litteratur der empirischen Psychologie. Unter dieser Rubrik stehen verschiedene gründliche Anzeigen und Beurtheilungen der neuesten hier einschlagenden Bücher. — Wir fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß die Abhandlungen in Zukunft immer in einem Band ganz möchten geliefert, und nicht in verschiedenen Bänden zerstückelt nach und nach abgedruckt werden.

G.

Haushaltungswissenschaft.

Handbuch für kleine und große Haushaltungen; oder gründliche Anweisung, wie ein junges Frauenzimmer Küche und Haushaltung auf die angenehmste und vortheilhafteste Art besorgen lernen kann. Ein Geschenk guter Mütter an ihre Töchter. Aus vieljähriger Erfahrung gesammelt und auf eigene Kosten zum Druck befördert, von M. E. B***. Rinteln, gedruckt bey Bösenthal, 1792. 400 S. in 8. 14 gr.

So lange die Verfasserin (vielleicht auch ein erdichteter Verfasser, da kein genannter sicherer Name Bürge dafür ist, doch indeß: die Verfasserin) in ihrer Sphäre bleibt, d. i. Lehren zum Kochen und innern Haushalte ertheilt, dann ist sie ganz passabel, sollte es auch nur aus den besten Kochbüchern zusammengetragen seyn, maaßen alles den Köchen und Köchinnen bekannte Sachen sind: sobald sie aber — vermuthlich um gern von allem schreiben zu wollen — ins technologische Fach eingehet, dann können wir, seys Compilation oder eigene Zusammentragung, gar nicht zufrieden seyn. Z. B. diene S. 65., da soll das Getraide zum Malzen blos benetzt werden. Bessere Bereitungen lehren aber, daß es in Zeit von etlichen Tagen zweymal mit frischem Wasser übergossen, eben so oft abgezapft, und dann in Quadrat-

haufen

haufen zum Mälzen aufgesetzt, endlich nach und nach wieder dünner umgesetzt werden müsse; so ist die Sache auch deutlicher gelehrt. Indeß ist es zum Glücke für die Leserinnen so nöthig nicht mehr, daß ein Frauenzimmer die Kunst des Bierbrauens und des Essigbrauens geradezu, mit allen Handgriffen, lernen muß, da dieses schon Dinge sind, die von Professionisten im Großen besser und wohlfeiler geliefert werden, als im Kleinen. Beym Kochen überhaupt will des Rec. angetraute Köchin keinen großen Werth diesem Buche beylegen; und bey manchem herrscht zu viele Einförmigkeit. Z. B. nur die zwey Biersuppen S. 11.: da wird in eine wie in die andere so alles schlechtweg gemischt, d. i. Brod, Kümmel, Zucker und Butter ins angesetzte Bier geworfen, so ists fertig. Und warum so einseitig? Man kann doch eine Biersuppe auf mehr Arten, und weit besser machen, z. E. Brod und Semmel zu Würfeln geschnitten, diese in Butter geröstet, so, daß sie zwischen den Zähnen krachen (daher diese Würfeln auch Kracheln heißen) dann in die ganz letzte Walle des Biers gethan, so erhält man eine herrliche Biersuppe auf veränderte Art. Manche unbedeutende Sächelchen hätten auch noch wohl im Anhange wegbleiben können: dabey wundert sich Rec., daß nicht eine Brandteweinbrennerey zur Vermehrung der Bogen eingerückt worden, da dieses doch in manchen Provinzen ein eigentliches Geschäfft der Frauenzimmer ist, und im Buche selbst einiger Aquavit zu bereiten angegeben worden? das wird aber wohl eine neue Auflage leisten, und sich die Autorin alsdann, zu besserm Glauben an ihre Lehren, zu nennen belieben. Das vorzüglichste Mißfallen können wir bey dieser Sammlung doch nicht darüber verbergen, daß die Verfasserin bey Verschweigung ihres Namens auch die Gegend oder den Wohnort nicht genannt hat, wo dies Buch geschrieben worden ist, um doch ihr im Buche angenommenes Maaß erklären zu können; wenigstens wäre deutlich zu bestimmen gewesen, wie viele Pfund eine dasige Maaß, z. B. bey den Nummern 18, 19, und 20, von flüßigen Dingen enthalte? Kannen und Maaß sind sich nicht überall gleich; weniger fehlt man in Pfunden, und doch verlangt die Accuratesse, daß man anzeige, welcher Gegend Gewicht man meyne; denn daß das Buch in Rinteln gedruckt ist, läßt noch nicht gerade zu schließen, daß die Autorschaft, und so auch das Maaß und Gewicht daselbst zu Hause sey. Bey vielem wird selbst nicht

nicht einmal ein Gewicht angegeben, also keine lernende, sondern schon geübte Köchin erfordert. So sagte Wilhelmine, meine Tochter von 11 Jahren, die glaubte, das Buch sey ihr gewidmet, gleich mit ihrer älteren Schwester, bey den Nummern 3, 5, 8, 10, u. s. w. sie fänden ja nicht, wie viel sie von jedem, was dazu gehöre, nehmen sollten; ich konnte ihnen nicht besser rathen, als ihre Mutter zu fragen: ey, sagte Wilhelmine, wenn ich erst die Mamma darum fragen muß, so braucht sie mir ja dies Buch, wie der vielversprechende Titel sagt, nicht erst zu kaufen; und die Dedikation an Wilhelminen schreibt so auch von diesem Buche die Wahrheit: daß man mit ihm blos einen schönen Titel kaufe. Also empfehlen wir der Verfasserin, bey der zweyten Auflage ja schon das zu ergänzen, was unsre jungen Töchter, denen sie es widmet, verlangen; und dann das, was ältere darin vermissen, nicht minder zu vervollkommnen!

Endlich fehlt dem Buche auch eine ordentliche Eintheilung: alles läuft im Artikel vom Kochen u. s. w. von Nr. 1—654. fort, dann fängt der Anhang wieder mit Nr. 1—3. an, und die folgenden Artikel haben gar keine Nummern. Da nun in der Inhaltsanzeige auch alles durch einander geworfen ist, so sollte dies ein Register vermuthlich wieder gut machen: das verdient aber eher Inhaltsanzeige zu heißen, da es alles in XVI. Rubriken eintheilt und nichts alphabetisch citirt.

B.

Auf Erfahrung gegründetes praktisches Haushaltungsbuch, auch in Rücksicht auf Naturlehre. Nützlich für den Bürger und Landmann. Zweyter Band. Leipzig, bey Sommer. 1792. 131 S. in 8. 8 gr.

Den ersten Band finden unsere Leser nach Würden in unserer Bibliothek, dem 101sten Bande S. 462—464. angezeigt. Dieser zweyte enthält 41 Kunststückchen, die alle bekannt und von weniger Bedeutung sind. Z. B. nur das letzte: „Hr. Schlipalius hat im ökonomischen Garten zu Leipzig 1787. einen Versuch mit dem Schröpfen des Leins

ge-

gemacht;" so sagt der Verf. ohne zu melden, wo das geschrieben stehet. Nun preißt er dieses an, ohne sich erkundigt zu haben, ob dies Schröpfen auch in der Folge im Großen vortheilhaft gefunden worden sey. So soll man dann dem Verf. auf die andern Stückchen Treu und Glauben opfern? Die größte Unrichtigkeit ist die: daß kein Schilpalius und kein ökonomischer Garten in Leipzig, sondern beyde zu Dresden sind. Der Verf. weiß vielleicht etwas von einer Leipziger ökonomischen Gesellschaft, aber nicht, daß diese ihren Hauptsitz zu Dresden hat? Es ist dies auch Beweis genug, daß sich der compilirende Verf. — unterm Vorberichte des 1sten Bandes steht: die Verfasser — nicht an die belehrenden Urtheile gekehret, noch weniger sich gebessert habe.

Bu.

Vermischte Schriften.

Aphorismen und Fantasien eines Britten. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1792. 237 S. in 8. 14 gr.

Laut der Vorrede, die ganz darnach aussieht aus dem Französischen übergetragen zu seyn, ist das Original 1784. unter dem Titel: Satirical Miscellanies of an Englishman zuerst erschienen, und im J. 1790. schon zum viertenmal aufgelegt worden. Ob es nach der Urschrift verdeutscht sey, sagt der Vorredner nirgend; wohl aber, daß man hier und da Züge weggenommen, die seine Landsleute (wessen?) nicht interessiren konnten, und andere an deren Stelle gesetzt habe. Auch schon ein West- oder Neufranke kann der Urheber dieser Veränderungen seyn. Da Rec. das Original nicht besitzt, so ist er eben so wenig anzuzeigen im Stande, ob es unter der Hand des neuen Bearbeiters gewonnen hat, oder nicht. Ganz oder beschnitten: auf keinen Fall dürfte das Werkchen in Deutschland eine vierte Auflage erleben, so unersättlich unser Lesebedürfniß auch immer geworden seyn mag.

Der Engländer hat die Artikel, worüber er seine satyrische, mit unter auch empfindsame Laune sich ergießen läßt, unter

unter neunzehn Rubriken gebracht, als da sind: Eitelkeit im Kleinen, der Kirchhof, der Schmarotzer, das Spiel, die Zeitungsschwätzer, die Bäder, u. s. w. Lauter Gegenstände, wie man sieht, worüber seine Landsleute schon zu Hunderten, und das ungleich tiefer eindringend satyrisirt, und humorisirt haben; da unser Miscellanist hingegen überall und dergestalt sich mit der leidigen Oberfläche begnügt, daß keine sechs Einfälle bey ihm anzutreffen sind, die man in den witzigen Schriften jeder kultivirten Nation nicht schon unzähligemal gefunden hätte. — Der zweyte Artikel: **Maria Blondwell**, eine Erzählung, ist der längste der Sammlung, und enthält die rührend dargestellte Geschichte eines verführten Dorfmädchens; zwar auch eine Materie, über die man in allen Sprachen sich lahm und müde geschrieben hat; da jedoch das Werkchen vermuthlich einen guten Theil unsrer Lesegesellschaften durchlaufen wird, so mag dieser kleine Roman, worin besonders der Verführungsanfang anschaulich entwickelt wird, für manches junge Frauenzimmer noch immer zu rechter Zeit lehrreich werden können. — Die spashafte Beschreibung wie der Sonntag in und um London angewendet wird, läßt sich auch noch durchblättern; enthält aber, wie gesagt, wenig oder nichts, was denjenigen schadlos halten könnte, der die einzelnen Züge hier zu schon anderwärts gelesen; oder, wenn ihm der geringste Beobachtungsgeist eigen ist, in den Mauern seiner Vaterstadt selbst, alle Sonntage wahrzunehmen Gelegenheit hat.

So unbedeutend nun auch der innere Werth dieses Produkts ist, verdient es dennoch, mehr als hundert andere, unsern Lesezirkeln empfohlen zu werden; wär es auch nur deshalb, weil es gar nicht schlecht übersetzt ist. Wahrlich, kein geringes Verdienst! Rein deutsch geschrieben, oder in unsre Sprache erträglich übergetragne Bücher werden von Jahr zu Jahr seltner, und was aus dem ungrammaticalischen Gewäsch endlich entstehen wird, mag der Himmel wissen! — Daß es übrigens ungleich leichter ist ein Buch zusammen zu schreiben, als den Titel dazu ausfündig zu machen, davon ist die Ueberschrift des vor uns liegenden ein neues Beyspiel. Die von **Aphorismen** verdient solches am wenigsten, und die von **Fantasien** ebenfalls nur in sehr schwachem Grade. Freylich wäre: **Satyrische Miscellaneen**, für unsre Buchläden auch nicht sonderlich anlockend

ckens gewesen; und hier eben ist es, wo der Knoten zu stecken scheint!

Ea.

Der Geisterbanner, eine Wundergeschichte aus mündlichen und schriftlichen Traditionen gesammelt von Lorenz Flammenberg. Mit einem Titelkupfer. Breslau, bey Korn. 1792. 22 Bog. in 8. 1 Rthl.

Von der Zeit an, da die Geschichte des Geistersehers in Schillers Thalia Aufmerksamkeit erregt hat, sind wir mit einigen ähnlichen Produkten versehn worden. Hier ist denn auch eine Menge Gespensterhistörchen, die, wie sichs hernach zeigt, mit einander in Verbindung stehen, erzählt. Zuletzt entwickelt sichs nun wohl, daß alles natürlich zugegangen ist, obgleich das wie? (nämlich die äußerst zusammengesetzte, künstliche Art, solche, jedermann täuschende Erscheinungen hervorzubringen) nicht sehr begreiflich gemacht wird. — Allein was der Leser, für Kopf und Herz durch solche Schriften, die den Verfasser wenig Geistesanstrengung kosten, gewinnen soll; das bleibt noch immer zu fragen übrig.

Eg.



Arzneygelahrheit.

Skizze einer pragmatischen Litterärgeschichte der Medicin, von D. J. D. Metzger, K. Leibarzt und Prof. Medic. zu Königsberg. Königsberg, bey Nicolovius, 1792. 8. 430 Seiten. (Ohne ein kurzes Namenregister.) 1 Rg. 8 Ge.

Litterärgeschichte ist und war von jeher die Basis aller gründlichen Gelehrsamkeit, die Fackel, die alle Regionen vor, um und neben uns erleuchtet, das Vehikel, wodurch wir mit den Werken der Groß- und Kleinmänner aller Jahrhunderte bekannt werden, und Geschmack an den Kenntnissen von mancherley Art gewinnen. Keine Wissenschaft kann ohne diese Präliminarkenntnisse bestehen, kein Gelehrter in seinem Fache fest und gewiß seyn, kein Schriftsteller ohne deren Einwirkung sich vor den übrigen auszeichnen. Manche wackere Männer, die alles aus sich selbst spinnen, alles selbst sehen und entdecken wollten, haben deren Vernachläßigung vielfältiglich gefühlt, Blößen gegeben, sich vergebene Mühe gemacht, die Zeit verderbt, und sich bald Unwissenheit, bald Plagiat müssen beschuldigen lassen. Unsere Vorfahren sahen ihren Werth ein, und trieben dieses Studium, wie die Naturforscher und Botanisten ihre Lieblingswissenschaft, mit einer solchen Beharrlichkeit, die ohne Enthusiasmus nicht denkbar ist. Unter diesen Umständen kann man ihnen die gerade in diesem Fache höchst nöthige und sehr verzeihliche Mikrologie gerne vergeben: Die verschiedene Liebhaberey führte zur Aufhellung mancher verödeten Fächer, und am Ende gewann immer die Litteratur dabey, mehr oder weniger, je nachdem sie sich engere oder weitere Gränzen steckte. Die Sammlungen eines Maittaire, Panzer, Denis, Seemiller u. a. hätten ohne diese Monographien sehr viel an Vollständigkeit und Gründlichkeit entbehren müssen, so wie ein vollständiges Pflanzensystem ohne vorgängige mehrere Provincialfloren nicht denkbar und möglich ist. Nur die allgemein einreissende Seichtigkeit im Studiren, der ausgehangene Schild der Gemeinnützigkeit, der praktische Ton, die Mode einiger Britten, welche, wie einst die Franzosen, alle Nachbarn für

dumme Thiere, und sich allein für weise halten, konnte die Deutschen, besonders die Aerzte, von einer Disciplin abreissen, die bey aller anscheinenden Beschwerlichkeit und Kleinlichkeit sehr viel Anziehendes, Annehmliches und Belehrendes hat. Bücherkenntniß führt zur Realkenntniß, so wie ächtes Sprachstudium zur vielfachen Wissenschaft, die jedem Gelehrten zur Zierde, dem Schriftsteller zur Empfehlung, dem Dilettanten zum angenehmsten Zeitvertreibe dient. Auch ist es wohl für die emsigen Deutschen keine Schande, wenn es gleich ein Britte und nachbetender Deutsche sagt, in litterarischen Arbeiten seine Vorgänger dankbar zu nennen, und die gereifte Belesenheit mit Anstande zu zeigen: Dies ist gemeinschaftliche Schwäche des Menschen und Gelehrten, wer Schätze und Reichthümer hat, läßt Jedermänniglich seine Größe und Herrlichkeit gerne sehen. Wer nach der Mode ausstaffirte Zimmer hat, macht sich ein Vergnügen, jedem Einheimischen und Fremden das Glück eines wohlhabenden Mannes sichtbar zu machen. Warum soll der Gelehrte sein Pfund vergraben, sein Licht nicht vor der Welt leuchten lassen, und seinen Reichthum hinter erkünstelte Armuth, das Plagiat hinter Nichtwissen verstecken?

Der Verf. der vorliegenden Schrift sucht einem wahren und wesentlichen Mangel in der medicinischen Litteratur abzuhelfen, bringt die gesammleten Materialien in das gehörige Fachwerk, verbindet Arztbiographie mit der Bücherkenntniß, und erleichtert dadurch dem Anfänger, vielleicht auch dem Veteranen, die vorläufige Uebersicht des Alten und Neuen. Dadurch schmiegt er sich an die beyden Rivalen, Ackermann und Sprengel, an, und bringt sein Buch in eine gute Gesellschaft, da alle drey zu einem Zwecke, obgleich auf verschiedenem Wege, arbeiten, — Wiederbelebung der medicinischen Geschichte in ihrem ganzen Umfange. Daß hierbey noch manche Lücken übrig geblieben sind, mancher Arzt in einem wahren oder falschen Lichte erscheint, nach Beschaffenheit des Führers, manches gute und klassische Buch dem schlechtern Platz machen muß, und überhaupt der Plan und die Behandlung nicht unsern ganzen Beyfall hat, können wir, aus Liebe zur Wahrheit, nicht bergen, ohne die Verdienstlichkeit und Nützlichkeit der Unternehmung zu verkennen. Ein Hauptfehler ist die Form nach Blumenbach, dessen Buch, ausser mancherley Mängeln, theils oberflächlich und flüchtig gearbeitet, theils blosse triviale Charakterisirung der Autoren und kahle Büchertitel liefert,

theils

theils planlos nur einige Lieblingsfächer begreift, worüber manche andere ungleich nöthigere vernachläßigt wurden. Der Verf. mußte also bey seinen (s. Vorred.) Vorlesungen, falls er dieser Introduction folgen wollte, die fehlenden Rubriken ersetzen und durch seine Collectaneen ausfüllen. Dadurch erhielt das Buch selbst mehrere Vollkommenheit, Vollständigkeit und Gemeinnützigkeit, und der Verf. gab hier und da weniger Blößen. Man sieht es gleich beym ersten Durchblättern, daß Pflanzenwissenschaft, Naturgeschichte, Chemie, Arzneymittellehre, nicht eben Lieblingsfächer sind: denn sonst wären die Notizen nicht meistens so mager ausgefallen. Auch ist es uns hier und da vorgekommen, als citire er andern nach, ohne die Schriften selbst gesehen zu haben. Deshalb sind die Urtheile aus Selbstbeschämung und Selbstprüfung gemeiniglich besser gerathen. Ueberdies fehlen ihm, wie es scheint, manche Haupt- und Specialquellen, die leider! in wenig öffentlichen Bibliotheken befindlich sind, eher in manchen Liebhaberbibliotheken.

So viel im Allgemeinen. Nun wollen wir dem Verf. einzeln nach den angenommenen 15 Perioden folgen, und, wo nöthig, die etwanigen Zusätze und Berichtigungen beyfügen. In der **Einleitung** stehet, wie gewöhnlich, die Erklärung, die Nothwendig- und Nützlichkeit der Litterärgeschichte, die Empfehlung des Quellenstudiums und der neuen Bearbeiter. (Hier fehlen der Vollständigkeit halber schon einige Schriften von **Goelicke, Neander, Matthiä, James, Schmiedlein, Cellarius, Sue, Justus** u. a. biographische Schriftsteller, ingleichen *Carrere*, *Eloy* u. s. w. Vom le Clerc fehlt die Ausg. 1702, und Freind's Buch ist eigentlich nur Fortsetzung des praktischen Theils. **Bergmann** ist von **Wiegleb** übersetzt und fortgesetzt.) I. **Vom Ursprunge der Arzneywissenschaft bis auf Hippokrates.** Begreift eigentlich die ursprüngliche empirische Medicin der Vorzeit, die Bruchstücke über Aegypter, Hebräer, Indier, Sinesen, Celten und Griechen, oder, wie sie **Gruner** nennt, die **fabelhafte Periode**, ist mager und unbeträchtlich, aus Mangel an Actenstücken. Indessen ließe sich doch gegen die Behauptung des Verf. über die Erlernung der Arzneyen durch Thiere einwenden, daß der Naturmensch und Jäger auch dergleichen bey den ungezähmten Thieren beobachten konnte, und von der Aussetzung der Kranken, als ältesten Polizeybefehl, ebenfalls mehr erwähnen. Aus

 der

der Voyage du jeune Anacharsis würden wir keinen Beweis führen. Ueber Aegypten — viel zu wenig, auch ohne Unterscheidung der ältesten, mittlern und neuern Zeit. Die Bücher des Hermes (S. 13.) würden wir wegen des Verbots, die ersten drey Tage keine Arzneyen, d. i. heftige Abführungen, zu geben, von späterer Abkunft, so wie die Chymie, erklären. Ueber das Nepenthes fehlt Petit und Triller. Ueber die Hebräer — nicht einmal alles, was in der Bibel hieher gehöret. (Warum giebt uns nicht ein gel. jüdischer Arzt aus dem Talmud die medicinischen Meinungen und Vorschriften? Denn viele diätetische Ge- und Verbote bekommen daher Licht, wie sich schon aus R. Moses Maimon B. de cibis vetitis schliessen läßt.) Ueber die Indier — nach Gründler — über die Sinesen — fast blos nach Cleyer, und fast gar nichts nach den neuern Hülfsmitteln, an der Fackel der Kritik beleuchtet — und von den Celten, lauter Kleinigkeiten. Eben so gehet es mit der fabelhaften Götterlehre der Griechen in Beziehung auf Arzneykunde. Diese, wie die vorigen, forderte entweder philosophische Behandlung, oder Weglassung. Auch hätten wir in Vorlesungen für Anfänger die nähere Bestimmung der Aesculapiden, ihre innere Verfassung und äussere Verhältniß zum Staat, so wie nachher zu den Philosophen, ingleichen von den vier alten Schulen wenigstens das Eigene einer jeden vermuthet: denn hierüber finden sich doch einige Fragmente bey den alten Schriftstellern, die sich einigermaßen in ein Ganzes zusammenreihen ließen.

II. Vom Hippokrates bis auf Asclepiades. Die Biographie und Schätzung dieses großen Arztes, die Censur der ächten und unächten Schriften, sein Lehrgebäude — erstere unpartheyisch, letztere nicht ganz vollständig. Und gerade die Dogmen oder Erfindungen müssen eines Jeden Werth auszeichnen. Von Plato und Aristoteles selbst für den Arzt zu wenig, auch dürften sie wohl besser die philosophische Periode beschlossen haben. — Durch die unschickliche Theilung in Anatomie, Botanik, Chymie u. s. w. wird der Faden der allgemeinen Geschichte zu sehr und oft unterbrochen. Wir sehen allenthalben nur Fragmente, und vermissen immer die Chronologie, welche wenigstens am Rande oder in Klammern beygefügt seyn sollte. Vom Herophilus (S. 53.) heißt es wohl unrichtig, er sey, als praktischer Arzt, die Veranlassung zur empirischen Secte gewesen. Durch Darlegung der noch vorhan-

vorhandenen Sätze und des Hanges zu Arzneymitteln wurde dies einleuchtender. Auch Erasistratus (S. 54.) wird zu kurz abgefertigt. Wir erwarten vom Hrn. Hieronymi (Diss. de Erasistrato, Ien. 1791.) einen bessern und vollwichtigern Entwurf. Aus dem praktischen Fache wird blos Diokles und Praxagoras gegeben, und von diesen ließe sich wegen Gründung des Humoralsystems mehr skizziren. Nikander stehet hier offenbar am unrechten Orte, blos nach Haller, dem der Verf. überhaupt zu unbedingt folgt und trauet. Die neueste Ausgabe der Alexiph. hat Schneider vor kurzem geliefert. Der Uebergang (S. 57.) scheint uns etwas zu rasch, und auch nicht ganz richtig. Billig mußte Alexandriens Gründung durch Alexander, die Niederlassung der Griechen, die Begünstigung der Könige, das Handelsverkehr u. dgl. vorangehen, um zu zeigen, wie die Revolution und Verbreitung der griechischen Medicin in alle bekannte Welttheile so leicht und möglich war. Eben daher würden wir den Archagathus lieber unten an die Spitze der Römischen Medicin, die doch immer ein Zweig der Griechischen bleibt, gestellt, und das Epikurische System als Basis beym Asklepiades vorgesetzt haben. Von den Secten — das Gewöhnliche und Allgemeine, und noch überdies zu kurz.

III. Von (vom) Asklepiades bis auf den Galenus. Den Zug eröffnet der Zustand der Medicin bey den Römern, (hierbey der Streit über den Sclavenarzt) dann folgt Asklepiades in einer Skizze, dessen System in die methodische Secte ausartete, der Uebergang in die bekannten Secten. Nebenbey etwas von den Archiatris und Botanisten. Unter dem vielversprechenden Titel, Literatur und Philosophie, finden wir nichts, als Erotian und Herodian, die bekannten Hipp. Glossatoren, den Traumdeuter Artemidor und Cicero. Wir finden hier zu viel unverdauete Collectaneen, zu wenig kritische Prüfung und Bestimmtheit. Wenigstens konnte das Eigene jeder Secte kurz und gut beygebracht werden, damit der junge Leser wußte, was sie waren und lehrten. Auch gehet der Verf. zu willkührlich mit der Römischen Periode um, da er vor- und rückwärts bis in Trajans Zeiten springt, und Männer, die notorisch nie Aerzte waren, z. B. Cicero, Columella, Virgilius u. a. hier aufstellet. Denn auf diese Art müßte in der neuesten Zeit jeder Dichterling die Ehre haben, wie Saul unter den Propheten, zu erscheinen.

IV. Von dem Galenus bis auf die Araber. Von ihm das Gute und Böse, auch die Litteratur zweckmäßiger, als beym Blumenbach. Eben so von den spätern Griechen das gewöhnliche Urtheil, als ob sie bloße Ausschreiber und Nachbeter wären. Dies ist nur mit Restriction wahr. Beym Oribasius, wie oben beym Xenocrates, vermissen wir die von Gruner gelieferten Fragmente und Varianten, und beym Paulus die zwey Abhandlungen von Vogel, weil dergleichen zunächst in das Departement eines Litterators gehört. Den Apicius (S. 100.) hat Bernhold wieder abdrucken lassen, und *Theophilus* de corp. fabrica, stehet auch lat. am Güntherschen Handbuche. Die ganz letztern Griechen sind zu mager abgefertigt. Demetrius de podagra ist schon vom M. Musuro Par. 1521. 8. u. d. Actuar. auch Opp Paris. 1556. 8. vorhanden.

V. Araber bis zu den Arabisten. Von den Arabern das Verdienstliche und Nachtheilige um die Medicin, nach den Vorgängern. Der biographische und litterarische Theil wird so lange dunkel und mangelhaft bleiben, als die vorhandenen Hülfsmittel unbenutzt bleiben. Abu Osbaiah Vitae Medicorum Arabum, die noch immer im Buchhändlerarrest liegen, dürften manches aufklären. S. 107 wird das Mährchen von Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek, auf Treue und Glauben, mit erbaulichen Anmerkungen wiederholet. Averroes, der zu sehr herabgewürdigt wird, ist auch Venet 1560 8. herausgekommen. Die Fragm. de variolis hat Gruner gesammlet, so wie von den folgenden Arabisten, Albucasem und Avenzoar ist sichtbar nach Friend behandelt, und die Behauptung (S. 121.), daß der Name, Alchymie, den arabischen Ursprung verrathe, wohl nicht ganz grammatisch richtig. Abdollatif hätte wohl einen Platz verdient.

VI. Arabisten bis zum 15ten Jahrhunderte. Abendländische Medicin. Die Eintheilung und Benamung scheint wohl nicht ganz richtig zu seyn. Denn eigentlich ist es Arabische Medicin unter den Christen, größtentheils nach Ackermann erzählt. Constantins Styl ist nicht so schlecht, wie der Verf. glaubt, besser, als bey vielen akademischen Aerzten des 18ten Jahrhunderts. Aber er hat vorzüglich den Isaac wörtlich abgeschrieben. Die Salernitanische Schule, Stiftung einiger Universitäten, und deren Einfluß auf das Studium: (denn auch in dieser so verschrieenen Periode gab

es

es aufgeklärte Köpfe.) Friedrichs Verdienste, auch um unsere Kunst, nebst den Namen der vornehmsten Männer. Vom Aussatze, als damaliger Generalkrankheit, vom Unterschiede des medici physici und medici chirurgi — schwerlich ganz richtig gefaßt. In der Chirurgie — Chauliac obenan. Pitard's chirurgische Stiftung, der Grund zu allen nachfolgenden Zänkereyen zwischen Aerzten und Wundärzten, mit männlicher Vertheidigung des historisch richtigen Satzes, daß die Chirurgie immer nur durch Aerzte gewonnen habe, und mit sichtbarem Rückblick auf die Begebenheiten der neuesten Zeit. Auffallend ist S. 148, daß schon Chauliac die Pest von der Conjunction des Saturns, Mars und Jupiters herleitet, wie die folgenden Schriftsteller die ausbrechende Lustseuche, und daß der Pöbel sich dabey gegen die Edelleute benahm, wie die neuen Freyheitsschwindler in Frankreich.

VII. Das funfzehnte Jahrhundert. Revolution in der Arzneywissenschaft. Der letztere Name ist wohl der schicklichste. Die gewöhnlich angeführten allgemeinen und besondern Ursachen voran, dann die Revolution selbst, d. i. Herstellung der griechischen Medicin. Ob aber gerade die neuen Krankheiten, besonders die Lustseuche, daran Schuld waren, wie der Verf. mit Hensler u. a. glaubt, wäre wohl noch ein Problem. Auch gehören manche rückwärts, als offenbare Arabisten. Hier also schon mehr Reichhaltigkeit in der Schriftstellerzahl, weil sich deren Werke eher in alten Bibliotheken erhalten, und die spätern Aerzte, als Kenner aus Lectüre, ihr Urtheil hingepflanzt haben. Beym Benedetti Spuren der Büffonschen Zeugungstheorie, Leonicens und einiger anderer Verdienste um Chirurgie und Medicin.

VIII. Erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

IX. Zweyte Hälfte — —. Beyde gehören ohnstreitig zusammen, und machen, aufrichtig zu reden, nebst No. 7. ein Ganzes — die Revolution — aus. Jenes bahnte den Weg, diese vollendeten den Umsturz des Galenischen Systems, oder vielmehr des Galenischen Despotismus. Denn das erstere ist im Grunde noch immer da. Die vornehmsten Männer stehen hier größtentheils gut gefaßt, nur ist nicht immer das Beste von ihnen erwähnt. So würden wir S. 173 vom Niphus gerade nicht seine verliebten Schwachheiten erwähnen, noch weniger aus seiner Schrift: De pulcro, auf allgemeines

Sittenverderbniß schliessen. Denn er beschreibt blos eine schöne Frau nach allen Prädicamenten. Eigentlich ist er, als ein eitler Mann, selbstsüchtiger Vielschreiber und Schmeichler der Großen anzusehen. Denn bey obiger Schrift nennt er sich sogar aus Schmarotzerschaft Medices. Vom Paracelsus — zu oberflächlich. Denn da der Verf. hier von Revolution redet, so war es Pflicht des Litterators, zu zeigen, was und wie viel er zur Stürzung des Galens beytrug, was er Eigenes in seinem System hatte, was er frommte und schadete u. s. w. Dies mußte aus eigener Lectüre geschöpft werden, nicht aus den trüben Quellen der damaligen Gegner. Und dies sind alle beleidigten Galenisten. Von Vesalii Epitome haben wir auch die Ausgabe L. B. 1616. 4. vor uns. Etwas von den Bemerkern des Blutumlaufs S. 184. Von der Chymie und Pharmacie — nur §§. 4. Viel zu wenig für die Wichtigkeit der Sache, ausser einige Gemeinplätze vom Paracelsus, da gerade diese verhaßte Chymie erst eine neue Secte, dann Hader und Streit mit den Galenikern, und zuletzt die Einimpfung auf den medicinischen Stamm bewirkte. Umständlich ist Brissots Streit über das Aderlassen erzählt. Er war eigentlich der erste Stoß gegen die Arabisten, und nachher auf entfernte Art die Veranlassung zum Prüfen und Verwerfen des Galenischen Systems, das allmählig zu leicht und voller Irrsamen befunden wurde. Rueff, als Erfinder der Zange, die Constitutio criminalis, als Basis der Staatsarzneykunde, als deutsches Produkt im Anfange, das bis jetzt von deutschen Aerzten am besten gepflegt ist. (S. die neuesten Französischen Belege.) Huarte, als erster Fertiger einer medicinischen Psychologie. Lob der Beförderer alter Arzneykunde und Sammler. (Wie kommts, daß wir jetzt weniger solche Sammlungen haben, als in den vorigen Zeiten? Und dennoch möchten gewisse Vorfallenheiten in der Medicin, neue und ungewöhnliche Krankheiten u. s. w. dergleichen wünschenswerth machen. In kurzem sind die fliegenden Schriften vergriffen und vergessen.) Von Thurneisser — einiges nach Möhsen, aber nichts von dem eben so sehr berühmten Streite über den Gebrauch des Spiesglases in Frankreich. Der verkannte Eugalen wird hier (S. 234.), als treflicher Schilderer des Scharbocks, in Schutz genommen, so wie die Fragmente über Staatsarzneykunde angegeben sind. Denn die medicinische Polizey gewinnet erst seit 1573 mit Strupsen Platz.

X. und XI. Erste und zweyte Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Die erste betitelt der Verf. Entdeckung des Blutumlaufs, die andere, Versuche mit den Transfusionen. Warum nicht lieber, wie vorhin, Revolution der Arzneykunde durch den von Harvey erfundenen Kreislauf? Denn dieser war doch jetzt die Hauptsache und die unter dem Titel, Litteratur und Philosophie aufgestellten wenigen Philologen und Philosophen sollten anders geordnet und genützt werden. Vom Harvey nach Verdienst, so wie seiner Nachfolger im anatomischen Fache — grösstentheils unpartheyisch und als Kenner, die Botanister meistens nach Haller. Eben so ist Sennerts Verdienst um die Einführung der Chymie erkannt, aber gerade nicht das Unterscheidende aus dem B. de Chym. et Aristotel. consensu ausgehoben. Van Helmont, als offener Kopf und Schwärmer, nebst den übrigen Beobachtern. Sylvius, Stifter der chymischen Secten. Die Entbindungskunst war unbedeutend, in der Staatsarzneykunde kommt der von Gassendi erregte Streit über verspätete Geburten vor. Die Errichtung verschiedener gelehrten Gesellschaften, die Journale, als Hülfsmittel, Locks und Leibnitzens Philosophie, als einwirkend auf bessere Medicin, zweydeutiger Nutzen der Fernglaser, die Transfusion und Injection, nebst andern Erfindungen sind zur Beurtheilung und fernern Erörterung des mündlichen Vortrags, wie es scheint, eingerichtet. Vorzüglich sind Malpighi und Ruysch merkwürdig, Willis und Vieussens noch mehr der Streit zwischen den Anhängern. Schwammerdam, Redi, Valisnieri, als Naturforscher, Ray u. a. als Methodisten in der Botanik, Leuwenhoeck mit seinen Saamenthierchen, werden ausgehoben, so wie die Verbesserung der Arzneymittellehre durch Versuche. Als praktische Bereicherungen nennt der Verf. die englische Krankheit und Nervenschwindsucht, den Hautwurm, die Kinder- und Handwerkskrankheiten, verschiedene Beobachter, vorzüglich Bonnet und Sydenham, als Wiederhersteller der antiphlogistischen Methode, Baglivi's Versuche, den Sectengeist zu tilgen und die Hipp. Kunst wieder herzustellen, einige Verbesserungen in der Chirurgie, noch mehr in der Entbindungskunst, dabey Deventers Verdienste, aus der Staatsarzneykunde die rege gewordene Lungenprobe, die der Verf. auch hier, wie immer, in Schutz nimmt, nebst einigen Sammlern — besonders Beförderern. Denn durch ihre fortgesetzten Bemühungen

ward die gerichtliche Medicin systematisch. Wichtig ist Graunt wegen der Todtenlisten, und der Pfarrer Albinus wegen Belebung der Scheintodten.

XII. Erste Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Mechanische und organische Arzneywissenschaft.

XIII. Zweyte Hälfte. Neueste Arzneywissenschaft. Wenn einmal getrennet werden mußte, warum wird die letztere nicht eclectisch, im Praktischen englisch genannt? Nach der einmal angenommenen und dem Verf. selbst lästigen Ordnung machen die errichteten Universitäten und Akademien den Anfang, dann folgen die Litteratoren le Clerc, Friend, Astruc, Manget, Mead, Morgagni, Boerhaave, Verbesserer des Systems, Wolf wegen seines philosophischen Einflusses, Gaub, Begründer der empirischen Seelenlehre, Tournefort, Jussieu, Geofroy, Stahl und Hoffmann — beyde als Gegner und Stifter der Systeme, der Streit in Frankreich über das Aderlassen und Pockenimpfen, über den Staar und Steinschnitt, die Errichtung der chirurgischen Akademie und die damit verbundenen Fehden, über die Unterbindung der Nabelschnur und verspätete Geburten, der Jenaische Kohlendampf (die Schrift ist nicht von Hoffmann, sondern von Schulz gefertigt), über Rindviehseuche u. dgl. In der letzten Periode hebt der Verf. die vornehmsten Männer aus, und schmeichelt selbst dem stolzen und vindicativen Haller nicht. Die Auswahl der Praktiker ist nicht ganz glücklich und zweckmäßig ausgefallen, und billig hätte der Verf. können und sollen den Einfluß bemerklich machen, den der englische Uebersetzungssucht und der daher entstandene englische Ton auf unsere theoretische und praktische Medicin gehabt hat. Denn ohne für die eine oder andere Parthie zu stimmen, so haben doch die Engelländer uns öfters Schein für Wahrheit verkauft, und durch ihre unbedingt angenommene Meinungen der Festigkeit des Systems unendlich geschadet.

So weit mußten wir dem Verf. folgen, der auf alle Fälle viel gesammlet hat. Bey einer neuen Auflage lassen sich die eingeschlichenen Fehler und Mängel leicht verbessern. Er hat denn doch wohl das Eis gebrochen! Wie leicht ist es, weiter fortzurücken!

Dk.

Ueber

Ueber die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten und deren Behandlung. Nach Armstrong neu bearbeitet von D. Jacob Christian Gottlieb Schäffer, Fürstl. Thurn- und Taxischem Leibarzte und Hofrathe u. s. w. Regensburg, in der Montag- und Weißischen Buchhandlung, 1792. XXXVIII und 212 Seiten. 8. 20 Kr.

In der Vorrede macht Hr. Sch. an seine Leser nicht blos ein Compliment, sondern giebt auch Rechenschaft, was er bey dieser neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe geleistet habe, und ist auch hier schon unterrichtend, indem er das Vorurtheil, daß bey Krankheiten der Kinder der Arzt wenig oder nichts thun könne, welches auch in Deutschland hin und wieder noch gemein ist, gründlich widerleget. Ferner wird auch hier bewiesen, daß bey den Unpäßlichkeiten der Kinder vorzüglich Brechmittel angezeigt, und daß ihre Krankheiten bey weitem nicht so mannichfaltig und verwickelt sind, als die der Erwachsenen. Am Ende der Vorr. wird auch noch die so sehr und fast aller Orten eingerissene und höchst nachtheilige Gewohnheit, in allen Gesellschaften die Unterhaltung auf die Stadtkranken zu richten, treffend geschildert, wobey die Mittel angegeben sind, wie derselben am leichtesten abzuhelfen. Medicinische Kannengießer giebts theils von selbst, theils werden Schwätzer wohl gar dazu gedungen, die Absichten sind verschieden, nur die wenigsten ruhmlich.

Die Armstrongische Schrift hat Hr. Leibarzt Sch. bey dieser neuen Ausgabe nicht allein ganz umgearbeitet, sondern er hat auch etliche ganz eigene Abschnitte an gehörigem Orte noch derselben beygefüget: bey diesen wollen wir uns nur ein wenig verweilen; die übrigen Abschnitte aber, da sie aus den vorigen Ausgaben dieses Buches schon bekannt sind, um der Kürze willen gar nicht beruhren. Diese Abschnitte heben wir in der Ordnung aus, in welcher sie im Buche selbst folgen.

Im ersten Abschn. wird Unterricht über die erste Pflege der Neugebohrnen gegeben. Die Behandlung eines neugebohrnen Kindes hat immer einen großen Einfluß auf die Gesundheit und das Befinden der Kinder in den folgenden Jahren. Gleich von der Geburt an kann die Gesundheit entweder festgegründet oder untergraben werden; hier findet man die treflichste

trefflichste Anweisung, ersteres zu bewirken. Das am Kinde bleibende Stückchen von der Nabelschnur soll man vor der Unterbindung wohl ausstreichen, nicht als ob in dem sonst darinne zurückgebliebenen Geblüte der Blatterzunder enthalten sey, wie einige wider Erfahrung bereden wollen, sondern um das natürliche Vertrocknen und Abfallen desselben zu erleichtern und widernatürlichen Eiterungen vorzubeugen. Gelegentlich erzählt Hr. Sch. die Geschichte eines Kindes mit verschlossenem After, an dem die Operation fruchtlos vorgenommen wurde: bey der Leichenöffnung sahe man hier den Mastdarm ganz fehlen, und den Grimmdarm da, wo er sich in den After verliehren sollte, in eine Rundung schliessen. Vor Verkältung der Neugebohrnen warnet der Verf. ernstlich, sie ist die Ursache häufiger Krankheiten, nicht selten des Todes selbst, daher wird das Taufen der Kinder in Kirchen, besonders im Winter, nachdrücklich widerrathen. Der 2te Abschn. von den Fehlern am Nabel; vorzüglich wird hier jener in der Nabelgegend bey uns selten vorkommenden Verhärtung des Zellengewebes erwähnet, die die Franzosen Endurcissement du Tissu cellulaire nennen. Der 3te Abschn. von der Gelbsucht der Neugebohrnen. Der Verf. leitet die Ursache dieser Erscheinung von der Verschliessung des gemeinschaftlichen Gallenausganges im Zwölffingerdarm her, der wahrscheinlich durch den nie gefühlten Reiz der ersten Kost oder der abführenden Arzney zusammengeschnüret werde, und die Galle zurück in das Blut presse, wodurch dann die Haut, das Weiße im Auge und der Harn gelb gefärbt wird. Der 4te Abschn. von der Verstopfung der Nase. Der Verf. will von dem in der Nasenhöhle aufgehäuften dicken zähen Schleime, wenn er sich schnell ablöst, und nach dem Rachen und Schlund zufließt, daselbst aber sich vor die Luftröhre legt, verschiedene Kinder erstickt gesehen haben. Der 5te Abschnitt, von der Eiterung der Augendeckeldrüsen. Dieser Zufall wird, da er nicht selten vorkommt, genau geschildert, um den Arzt recht aufmerksam darauf zu machen. Als Ursache dieses Zufalls scheint dem Verf. das unvorsichtige zu schnelle und anhaltende Aussetzen der Neugebohrnen in helle, erleuchtete Orte, die wahrscheinlichste zu seyn, die die erste Gelegenheit dazu gebe. Die Heilmethode wird umständlich angegeben, und mit angeführten Krankengeschichten bestätigt. — Ferner der 14te Abschn. vom Schorfkopfe und dem Erbgrinde. Gegen das letztere, sonst hartnäckige, Uebel fand der V. einigemal kleine wiederholte Gaben von Plumerischem Pulver mit Rhabar-

Rhabarber oder Jalappenwurzel versetzt, und äusserlich ein Liniment aus Ammoniakgummi in Meerzwiebelsafte aufgelöst, vom erwünschtesten Erfolge. Der 16te Abschn. von den Pocken. Nach dem Verf. geschiehet bey der Ansteckung zu dieser Krankheit der erste Eindruck dieses Giftes auf die Nerven und nicht auf die Säfte; hierdurch werde ein eigenes Fieber, das Pockenfieber, erregt, und dadurch werde gerade das Pocken- und kein anderes Miasma oder Produkt aus unsern Säften erzeuget, u. s. w. Der 17te Abschn. von der Einimpfung der Pocken. Die Ingenhoußische Methode derselben und dessen diätetische Regeln werden vom Verf. hier mitgetheilet. Der 18te Abschn. vom Scharlachfieber. Das Scharlachfieber kann auch ohne sichtbaren Hautausschlag existiren, wovon der Verf. auch ein Beyspiel angiebt. Die nach dieser Krankheit eintretende Geschwulst ist gemeiniglich gefährlicher als die erste Krankheit, wovon auch ein Paar Beyspiele. Der 19te Abschn. von den Masern. Auf die oft nachtheiligern Folgen nach dieser Krankheit wird man auch hier aufmerksam gemacht. Der letzte vom Hrn. Sch. in diesem Buche eingeschobene eigene Abschnitt ist der 14te, welcher von den kalten Fiebern handelt: weil Kinder auch von diesen Fiebern oft befallen werden, so hat er solche hier nicht ganz übergehen wollen. Bey Kindern sind die Wechselfieber bisweilen verlarvt und versteckt.

Ob zwar dieses Buch, welches wir noch zuletzt erinnern müssen, in keinem Betrachte einen vollständigen Unterricht über die Kinderkrankheiten enthält; so wird man doch eingestehen, daß die hier abgehandelten Krankheiten richtig und genau geschildert sind, und daß verschiedene gründliche und heilsame Rathschläge zur Cur derselben dabey gefunden werden: es behauptet daher dasselbe ohnstreitig seinen Platz unter den vorzüglichsten Schriften, die wir nur bisher über die Krankheiten der Kinder erhalten haben.

Kb.

I. A. Murray — Apparatus medicaminum, tam simplicium, quam praeparatorum et compositorum etc. *Volumen sextum.* Post mortem auctoris edidit *Ludov. Christoph Althof*, Med. Doct. Goettingae, apud Dietrich, 1792. 8. 243 S. ohne das 1½ B. starke Register. 16 gr.

Kinder

Ritter Murray versprach in einer Vorrede zum B. V dieses Werks, einen Supplementband zu liefern, welcher sowohl diejenigen Arzneypflanzen, welche während des Abdrucks der erstern Bände entweder ganz neu entdeckt, oder deren botanische Gattung und Art erst neuerlich bestimmt worden, als auch diejenigen vegetabilischen Arzneymittel abhandeln sollte, von welchen die Gattung und Art der Pflanze bis jetzt noch entweder gar nicht, oder doch nicht mit Gewißheit botanisch angegeben werden kann; denn glaubte er auch in diesem Supplement diejenigen Arzneykräfte der von ihm schon abgehandelten Pflanzen noch nachholen zu müssen, die erst seit einigen Jahren entweder neu beobachtet oder genauer untersucht worden, z. B. die europäischen Versuche mit der Moxa, die Kräfte der Wohlverley wider die Fäulniß der Säfte, in der Lahmung; im Wechselfieber, des stinkenden Asants wider den Knochenfraß rc. Dies Supplement haben wir nun, unter der Aufschrift: Sechster Band, aus den Händen des Hrn. D. Althofs erhalten; der erste Theil dieses Bandes, welcher die neu entdeckten und die neuerlich erst botanisch bestimmten Arzneypflanzen enthält, war schon abgedruckt, als der berühmte Verf. starb; den andern, welcher die Arzneymittel von bis jetzt noch unbekannten Pflanzen begreift, erhielt Althof wenige Stunden vor des Verf. Tod als Manuscript aus dessen Händen, um ihn dem Drucke zu übergeben, er mußte aber vorher noch einmal durchgesehen und in Rücksicht der Citaten verglichen werden. Der Inhalt dieses Bandes ist also noch vollständiges Eigenthum und Arbeit des sel. Ritters, der Herausgeber hat nichts hinzugefügt, als eine kurze Vorrede und ein vollständigeres Register über alle sechs Bände, in welches auch die systematischen Namen aufgenommen worden sind. Dieser Band enthält 27 Pflanzen, unter welchen Gallae turcicae, faba St. Ignatii, viola tricolor, cortex peruvianus ruber, chinchina sanctae Luciae, rhododendrum, astragalus exscapus, Geoffroya Iamaicensis und Surinamensis, balsamum peruvianum, nux moschata, am lehrreichsten abgehandelt sind; und 31 arzneyliche Theile von unbekannten Pflanzen, unter welchen sich radix colombo, radix Lopez, cortex angusturae, lignum aloës, gummi ammoniacum, gummi Kino, gummi myrrhae, auszeichnen. Der Herausgeber hat auch dasjenige von dem sel. Manne erhalten, was er zur Vermehrung der ersten Theile gesammlet hatte, er sagt nicht, warum er diesen Murrayschen Nachlaß, dem Versprechen des Verf. zuwider, diesem

letzten

letzten Bande nicht beygefügt hat, vielleicht daß er noch zu sehr cruda indigesta moles war, und er bewahrt ihn höchstwahrscheinlich zur neuen Ausgabe des ganzen Werks auf, die nächstens herauskommen soll; ob Hr. A. auch selbst diese neue Ausgabe berichtigen und vermehren wird, ist ihm vorjetzt nicht gefällig gewesen anzuzeigen, Rec. hofft es, aber auch, daß er seine Zusätze und Berichtigungen von denen unterscheide, welche der Verf. selbst ihm hinterlassen hat. So wäre denn dieses Werk vollendet, das den Beyfall so vieler Aerzte Europens erwarb, und welches Cullen das vollständigste und vollkommenste nennt, welches je über diesen Gegenstand erschienen ist; unwidersprechlich ist Murrays Arbeit die gelehrteste und vollständigste Compilation, welche wir über die Materia medica haben, aber daß er nicht praktischer Arzt war, machte ihn oft zu leichtgläubig, daher daß er oft die unzuverlässigste Beobachtung von jedem Schriftsteller als wahr annahm, und nicht den Muth hatte, den Werth eines jeden seiner beschriebenen Mittel so festzusetzen, wie ein Arzt von weitläuftiger Praxis und von seiner Gelehrsamkeit allerdings hätte thun können. Diese Leichtgläubigkeit und diese Muthlosigkeit im Entscheiden mindern die praktische Nutzbarkeit des Werks, und es wäre vortreflich, wenn der Herausgeber der neuen Ausgabe diese Mängel verbessern könnte.

Hf.

D. G. R. *Boehmeri* — Commentationes oeconomico-medico botanicae, quarum prior de plantis segeti infestis, posterior de plantis auctoritate publica exstirpandis, custodiendis et e foro proscribendis. Vitebergae et Servestae, apud Zimmermann. 1792. 128 Seiten in 4. 10 gr.

In der ersten Abhandlung nennt der berühmte verdienstvolle Greis, nach einer Untersuchung über das Wesen des Unkrauts und über die treffendste lateinische Benennung desselben, 74 Pflanzen, die den Saatfeldern seiner Gegend nachtheilig sind, giebt eine kurze Nachricht von den verschiedenen Abhaltungs- und Ausrottungsmethoden des Unkrauts, die uns aber leider! nichts neues lehrt, und erklärt die Art und Weise, wie das

das Unkraut den Kornfeldern nachtheilig wird, nämlich entweder vorzüglich vermöge der Wurzel, oder vermöge des Stengels und des Krauts, oder vermöge des Saamens; jeder dieser Theile könne wieder auf dreyfache Art schädlich werden, die Wurzel, in sofern sie jährig, ausdaurend oder schmarotzend ist, das Kraut und der Stengel in Hinsicht auf Höhe und Geradheit, auf Windbarkeit und auf Schmarotzen, und der Saame, in sofern er im Acker zurückbleibt, und in sofern er mit eingeerndtet wird, und durch seine Beymischung das Getreide schlechter macht, oder dessen eigenthümliche gesunde Eigenschaft verändert und verschlimmert. Nach diesen Schädlichkeitsarten theilt und handelt der Verf. die Unkrautspflanzen seiner Gegend ab, stellt sie unter ihrer Linneischen Benennung auf, fügt verschiedene deutsche Volksnamen bey, beschreibt sie kurz, aber meist ziemlich charakteristisch, bestimmt ihre Blühezeit, bringt bey einigen botanische, philologische, ärztliche Bemerkungen bey, und sagt, für welches Vieh sie als Futter taugen. Zu den jährigen Pflanzen, welche vermöge ihrer Wurzeln schädlich werden, rechnet er: veronica agrestis et arvensis, valeriana locusta olitoria, holosteum umbellatum, sperardia arv., asperula arv., aphanes arv., myosotis scorpioides arv., lithospermum arv., anagallis arv., (die schwärzlichen durchscheinenden Punkte auf den Blättern hält der Verf. für ein besonderes Absonderungswerkzeug) scandix pecten Veneris, polygonum aviculare, scleranthus annuus, spergula arv. (die sperg. pentandra, welche einige zum Futterkraut empfehlen, sey wahrscheinlich nur eine Varietät von dieser,) ranunculus arvensis, lamium amplexicaule, antirrhinum minus et arv., thlaspi arv. et bursa pastoris, geranium cicutarium, trifolium arv., hyoseris minima, filago arv., viola bicolor, oxalis corniculata. Zu den Unkrautspflanzen mit ausdaurenden kriechenden Wurzeln zählt er: triticum repens, cerastium arv., serratula arv., sonchus arv., rumex acetosella, equisetum arvense, convolvulus arv., lathyrus tuberosus. Als Unkraut, das durch seine Schmarotzerwurzel schädlich wird, führt er, ohngeachtet sie in Sachsen nicht einheimisch ist, die orobanche maior in der Absicht an, um zu zeigen, daß die orobanche der Alten eigentlich die cuscuta der Neuern sey. Unkrautspflanzen mit geradem Stengel sind die saponaria vaccaria, papaver rhoeas, delphinium consolida, nigella arv., galeopsis ladanum et tetrahit, stachys arv., myagrum sativ., erysimum cheiranthoides, brassica campestris,

pestris, sinapis arv., raphanus raphanistrum, fumaria off. sonchus oleraceus, carduus crispus, senecio vulg., matricaria chamomilla, anthemis arv. et cotula, calendula arv., urtica urens, mit windbarem oder rankichtem Stengel aber, galium aparine, polygonum convolvulus, lathyrus aphaca, pisum arv., vicia cracca et sativa und ervum tetraspermum. Als Schmarotzerkraut führt er blos die cuscuta europaea auf. Der Saame von avena fatua, agrostis spica venti, und chrysanthemum segetum bleibe auf dem Feld zurück. Als Unkraut, von welchem der Saame mit dem Getraide eingeerndet wird, dessen Beymischung dasselbe auch schlechter und nahrungsloser, aber nicht ungesund macht, werden hier blos bromus arvensis und centaurea cyanus aufgestellt. (Götzens Angabe, die Haarkrone des Kornblumensaamens (Bürstchen) habe, unter Linsen gekocht und genossen, Koliken erregt, zieht der Verf. in Zweifel.) Der dem Getraide beygemischte Saame des thlaspi bursa pastoris mache das Brod bläulich, schwer und unverdaulich; der Saame vom trifolium arvense theile dem Brod eine röthliche Farbe mit; von agrostemma githago werde das Brod bläulich und von bitterlichem etwas scharfem Geschmack, aber nicht ungesund (!!) Der Saame des melampyrum arvense gebe ein schwärzliches, bitterliches, vielleicht auch ungesundes Brod, weil das Bier, das aus mit diesem Saamen reichlich verunreinigten Waizen gebraut wird, Kopfweh erzeugt. Vom rhinanthus crista galli färbe der Saame das Brod zwar auch schwarzblau, scheine es aber weder unschmackhaft, noch ungesund zu machen. Man habe dem Saamen des bromus secalinus eine betäubende, Schwindel erregende Eigenschaft zugeschrieben, aber wahrscheinlich sey er alsdenn mit dem Lolch verwechselt worden, er gebe nur ein schweres, zähes, schwarzblaues Brod, das den Magen beschwert. Unter den Gräsern sey das lolium temulentum die einzige Giftpflanze, der Verf. belegt die giftigen Wirkungen dieses Saamens, in Bier, Branntwein, Brey oder Brod genossen, mit vielen Zeugnissen bewährter Schriftsteller, das Brod werde davon schwarz und bitterlich. Diese erste Abhandlung hat allerdings vielen Werth, und Rec. wünscht, daß sie, des ausgebreiteten Nutzens wegen, in unserer Muttersprache abgefaßt seyn möchte; freylich ist sie für den Landmann zu gelehrt geschrieben, vielleicht daß sie es aber alsdann minder seyn würde, wenn sie nicht in der gelehrten Sprache abgefaßt wäre. Ein Buch vom Unkraut wäre dem Landmann vielleicht willkommner

und für die öffentliche Gesundheit auch zweckmäßiger, als die Hausarzneybücher, welche ohnehin den Bauern entweder gleichgültig sind, oder sie zu äusserlichen Quacksalbern machen.

Die zweyte Abhandlung, welche eigentlich medicinal-polizeylich ist, hat dem Rec. minder gefallen, sie enthält wenig Neues und wenig Nutzbares. Jede Pflanze, die **einem oder dem andern Thiere**, oder dem Menschen, vermöge ihrer natürlichen Eigenschaft, **schädlich** ist, erklärt unser Verf. für giftig (eine wohl etwas zu weit greifende Definition). Alle bey uns wildwachsenden giftigen Pflanzen sollen durch öffentliche Veranstaltungen ausgerottet werden; er giebt die Namen der in seiner Gegend wildwachsenden Giftpflanzen mit einigen kurzen Bemerkungen an, welche sich vorzüglich auf die Schädlichkeit derselben beziehen. Ausser den schon allgemein als giftig anerkannten Pflanzen findet man hier auch rhinanthus crista galli, weil ihn das Vieh weder auf der Weide noch im Heu frißt, und weil er dem Vieh Krätze und Läuse verursacht habe!!! Thlaspi arvense et bursa pastoris, von welchen er doch selbst sagt: utramque plantam ulli animali nocuisse non constat; carex acuta sey dem Hornvieh schädlich, die drosera greife vorzüglich die Leber und Lungen der Schaafe an, ob vermöge ihrer Schärfe, oder wegen der an ihrer Wurzel hängenden Plattwürmer (fasciolae), sey noch nicht ausgemacht!! equisetum arvense, evonymus europaeus, myosotis scorpioides palustris, seyen den Schaafen ungesund; die Wurzel des sium latif. habe Knaben rasend gemacht, und Pruhn sage, das Kraut davon sey dem Hornvieh schädlich. Giftpflanzen, die zugleich Arzneypflanzen sind, und alle ausländische giftige Pflanzen, welche zum Vergnügen und zur Zierde in Gärten gezogen werden, sollten in einem durch eine Hecke oder eine Mauer eingeschlossenen Ort vor jedem Unkundigen bewahret werden; da aber die Anlegung eines solchen besondern Giftgartens mancherley Schwierigkeiten habe, so könne man dergleichen Pflanzen in einem Garten aufnehmen, der nicht jedem offen stehen dürfte, und überdies müßten sie von den andern abgesondert, und an einem entlegenen Ort, der sich durch eine Tafel mit der Inschrift: noli me tangere, auszeichnete, aufbewahrt werden. (Die Aerzte möchten mit dieser Verpflanzung der Arzneykräuter aus ihrem Standort in einen Garten wohl übel zufrieden seyn.) Man müsse auch die auf den Märkten verkäuflichen Pflanzen und

Pflan-

Pflanzentheile untersuchen, weil manche entweder an sich oder wegen ihrer Vermischung mit andern ungesund oder schädlich sind. Unter andern bekannten verkäuflichen Speisepflanzen, die schädlich werden können, führt der Verf. auch den mit Raupeneyern besetzten Kohl, die Pastinakwurzeln, die unreifen Kartoffeln, den bolligen Kälberkropf, die Platerbsen (lathyrus cicera et sativus, und die Steinricken ervum ervilia) an. Den Verkauf der Schwämme will er ganz verboten wissen, weil die unschädlichen höchst schwer von den giftigen unterschieden werden können. Es sollen Aerzte angestellt werden, welche die verkäuflichen Getraide- und Pflanzenarten besichtigen, und über ihre Unschädlichkeit urtheilen müssen. Die Obrigkeiten sollen Sorge tragen, daß die Giftpflanzen allgemein bekannt würden, das Vorzeigen der Pflanzen selbst reiche, wegen der öftern zu großen Aehnlichkeit unter einander, nicht hin; Schriften, worin die deutlichsten Unterscheidungszeichen angegeben, und durch instructive Abbildungen anschaulich gemacht werden, sind wirksamer; die Schulmeister sollten in den sonntäglichen Zusammenkünften der Bauern dergleichen Schriften vorzeigen und erklären; auch den Hirten sollen solche Bücher gegeben und sie angewiesen werden, die schädlichen Pflanzen auszureissen, und sie an bestimmten Tagen dem Amtmanne zu übergeben, nach der Menge der dargebrachten Pflanzen müßten alsdenn auch Prämien unter sie vertheilt werden.

Ia.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Cassian Anton Roschmanns von Hörburg, Kais. Königl. ehemals O. und V. Oesterr., nunmehr geheimen Hausarchivars, Geschichte von Tirol. Erster Theil. Sammt einer Landkarte von Rhätien. Wien, bey Gaßler, 1792. 8. 19 Bogen. 20 gr.

Mit Recht bemerkt der Hr. Verf. in der sehr wohl und unterhaltend geschriebenen Vorrede, daß Tirol den Ausländern fast unbekannt ist, daß dieses Land, weil es Italien mit

Deutschland zusammenhängt, in der Geschichte dieser beyden Reiche wichtig ist, und daß, ehe man nicht genauere und kritisch verfertigte Geschichten einzelner deutschen Provinzen besitzet, man keine vollständige deutsche Reichsgeschichte erwarten könne. Der Hr. Verf. hatte den Vortheil, daß er einen Theil der zu der Tirolischen Geschichte nöthigen Materialien von seinem gelehrten Vater, Anton Roschmann, geerbt hat, von dem wir eine Abhandlung de Episcopatu S. Cassiani et de S. Ingenuini Ep. Sabionensis actis Epist. Tartarottianae disquisitio (Ulmae 1741.), dann Nachrichten über das Leben und vormals berühmte Grabstatt zu Mays in Tirol des heil. Valentins, Bischofs zu Passau (ebend. 1746.), ingleichen eine Schrift unter dem Titel: Veldidena Urbs antiquissima, Augusti Colonia, et totius Rhaetiae princeps (ib. 1744.) besitzen, und daß ihm der reiche Schatz des Landesarchivs anvertrauet ist. Ihn belebt ein patriotischer Eifer, und er treibt die nicht allemal angenehme Arbeit, eine Menge erdichteter oder unerheblicher Nachrichten zu prüfen, und das Wahre aus selbigen abzusondern, mit Vergnügen. Er verehrt die Wahrheit, und ist kein Freund von Partheylichkeit, denn er weicht von Sätzen angesehener Gelehrten, auch seines Vaters, ab, wenn ihm wichtige Zweifel aufstoßen. Er betrachtet jede Handlung in ihrem vortheilhaftesten Lichte, und verbindet auf eine glückliche Weise strenge Kritik mit einem angenehmen und nicht ermüdenden Vortrage. Bey diesen Umständen wird dann das Werk, dessen ersten Theil wir hier ansagen, ein wichtiges Geschenk für jeden Freund der Geschichte, und insbesondere für jeden nachdenkenden Tiroler werden. Es ist sehr bequem eingerichtet. Das Ganze ist in Abtheilungen und Kapitel systematisch zerschnitten, und hinter jedem Kapitel sind wohlgewählte Beweisstellen aus völlig gültigen Schriften zur Bequemlichkeit der gelehrten Leser abgedruckt. Die erste Abtheilung handelt von den ersten Bewohnern der Tyrolischen Alpen und Thäler; die zweyte von der Römischen Beherschung derselben, und die dritte von der Beherrschung der Gothen, Longobarden und Franken. Der Hr. Verf. ist nicht geneigt, mit dem Livius, Justinus und Plinius die Tusker unter dem Anführer Rhätus für die ersten Bevölkerer der Tirolischen Alpen zu halten, sondern glaubt, daß diese, von den Celten aus den Ebenen am Po vertriebene, Flüchtlinge nur Graubündten besetzt haben. Daß die ältesten Tiroler zu den Celten gehörten, zeigen die noch vorhandenen ächtceltischen Namen von Dörfern,

Flüssen,

Flüssen, Thälern und Höhen. Die Tirolischen Celten vertheilten sich in Clans oder Cimdad (römisch Civitates), und mehrere Clans machten untergeordnete Völkerschaften aus. Von diesen wohnten die Brenner am Brennerberge, die Ambicili im Zillerthale, die Licatii im Lechthale, die Faucunates ad fauces Montium bey Füssen, die Ocunates am Flusse Isarus, die Venenotes im Vennonsgaue, die Taurisci auf dem Taurngebirge, die Venostes im Vinstgau, die Genauni im Thale Valgenaun, die Sebaces um Schabs, die Hisarci am Eisackflusse, die Ambidravi an der Drau, die Brixentes im Brixenthale, die Ananienses am Nonsberg, die Flamonienses im Fleimserthale, die Camuni im Thale Serre comunir, die Triumpilini im Thale Trompia, die Medoaci an der Brente, die Symbrii im Cimbersthale, die Tridentini bey Trident, die Stoni bey Stenico, die Sarni am Flusse Sarno, die Alutrenses im Ledertthale, und die Euganei im Valsugan. Die Lage dieser Völkerschaften macht eine von F. C. Zoller gefertigte saubere Karte deutlicher. Den Celten schreibt Hr. v. H. das Johannisfeuer und viele Stein- und Grabhügel, auch zwey topische Götter, Revinus und Berginus, zu, welcher zwey gefundene römische Denkmäler gedenken, und die die Götter des Reifs und der Berge zu seyn scheinen. Der Anfang der Römischen Kriege mit den Rhätiern fällt in das Jahr der Erbauung Roms 635, und damals wurden die Stoni und Euganei bezwungen. Die Cimbren siegten über die Römische Besatzung eines Castelli zwischen Botzen und Trident im Jahr 649, und das Castellum scheint den Namen Castellum Foederis erhalten zu haben, und das heutige Castel Feder zu seyn. Die völlige Bezwingung der Tirolischen Celten unternahm August in den Jahren 739 und 740. Die Alpenländer bahnten den Zugang zu Deutschland, auch lieferten sie einen Wein, den August allen übrigen Weinen vorzog. Daher wendete er alle Sorgfalt an, diese neueroberten Länder mit Römern stark zu bevölkern, und an der Donau gegen die Anfälle nördlicher Barbaren durch viele Festungen zu decken. Auch zog er viele Heerstraßen durch Tyrol, von welchen viere, die von Verona über Trident nach Augsburg, von Aquilegia nach Trident, von eben dieser Stadt über Veldidena (Wilten bey Insbruck) nach Gallien, und von Veldidena nach Lorch liefen, durch die Itineraria und Peutingerische Tafel, eine aber, die zwischen Botzen und Campodunum gezogen war, nur aus einem Monumente bekannt sind. Die Deutschen suchten zuerst im Jahre

nach Christi Geburt 168 in Rhätien zu dringen; im Jahr 354 wurden ihre Angriffe ernstlicher, und nach 430 gaben die Römer die Vertheidigung Rhätiens ganz auf. Nun wurden die Rhätier frey, und die Breoner erscheinen als Hülfsverbündete der Römer. Odoacher verwüstete mit seinen Herulern und Scirren 476 alle Wohnungen und Städte in Rhätien. Thierich, König der Gothen, regierte das Land seit 489 milde und vortreflich. Sein Dux rhaetiarum war nur eine militairische Obrigkeit der an der Gränze liegenden Besatzungen. Nach seinem Tode 526 kamen, wie es scheint, durch freywillige Unterwerfung, die nördlichen Rhätier und die Baiern, im Jahr 536 aber die übrigen Rhätier durch einen Vertrag des gothisch-italienischen Königs Witigs an die Franken, die darüber einen Herzog verordneten. Dieser hieß Herzog der Baiern, das ist, des unbewaffneten Landvolks; denn der Name Bajuvari oder Bawari entstand damals, und deutete Bauern an. Alboin, König der Longobarden, wünschte, da er im Jahre 568 Italien bekam, auch die dazu gehörigen Donauprovinzen zu erhalten, konnte aber nur das jetzige Hochstift Trident gewinnen, über welches er einen besondern Herzog verordnete. Endlich eroberte Karl der Große im Jahr 772 den Longobardischen und 788 den Bairischen Theil von Tirol. Vom Alter der christlichen Kirche in Tirol hat man viele fabelhafte Nachrichten. Vor 381 findet man keinen Bischof von Trident, und vor 451 keinen sicheren Bischof von Chur. Ausser diesen hatte auch der Bischof von Liburnia einen Theil von Tirol in seiner Diöcese. Im Jahr 724 ward zu Tirol das Bischofthum Freysingen gestiftet, und mit dem Jahre 763 fangen die diplomatischen Anzeigen Tirolischer Klosterstiftungen an.

Bb.

D. G. P. Hönns Sächs. Coburgische Chronik u. s. w. berichtiget, vermehrt und fortgesetzt von Christian Friederich Dotzauer, Diaconus zu Sonnenfeld im Hildburghausischen. In zwey Büchern. Coburg, 1792. 1 Alph. 4 B. 4. 2 Rg. 16 Kr.

Der ehemalige S. Coburg. Rath und Archivarius G. P. Hönn unternahm im Jahr 1700 das sehr verdienstliche Werk, die

die Coburgische Geschichte meistens aus archivarischen Quellen zu bearbeiten, und mit vielen Urkunden, die jedoch nicht überall ganz correct abgedruckt sind, zu bereichern. Dieses für die Geschichte der Coburgischen und angränzenden Lande überaus brauchbare Werk besteht in zwey Büchern, wovon das erstere in 46 Kapiteln, die ältere Geschichte sowohl, als die politische und kirchliche Verfassung der gesammten sogenannten Pflege Coburg zum Gegenstand hat, und zum Theil auch von den einzelnen Aemtern und Klöstern dieser Lande historische Nachrichten liefert. Das zweyte Buch bestehet aus Annalen vom J. 791 bis 1680, und aus vielen merkwürdigen Urkunden, die der Verf. zur Erläuterung der vaterländischen Geschichte mitgetheilet hat. Seit dem Umlaufe so vieler Jahre hat man nun freylich in der Geschichte manche neue Entdeckung gemacht, wodurch die Coburgische Chronik vermehrt und verbessert werden konnte, und da ohnehin der Verf. nach dem Geschmack seines Zeitalters gearbeitet, seine Geschichte zu weit ausgeholet, und manche unerwiesene Nachrichten mit vorgebracht hatte, so war es gewissermaßen ein Bedürfniß der Geschichtsfreunde, dieses ohnehin vergriffene Werk nach einem gutgewählten Plan von neuem umzuarbeiten, dasselbe von den historischen Irrthümern zu reinigen, und die Geschichte bis auf die jetzigen Zeiten fortzusetzen.

Dieses mühsame Unternehmen erfordert aber einen Mann, der mit der Geschichte der mittlern Zeiten genau bekannt ist, und durch eigene diplomatische Sammlungen sich stark genug fühlet, die von seinem Vorgänger erzählten Thatsachen, mittelst Vergleichung anderer inzwischen herausgekommenen vaterländischen Geschichtsbücher, genau zu prüfen, das Wahre vom Falschen abzusondern, und solchergestalt die Geschichte der ganzen Pflege Coburg in vollem Lichte darzustellen. Unter dieser Erwartung kam Rec. die vom Hrn. Diaconus Dotzauern zu Sonnenfeld veranstaltete neue Ausgabe der Coburgischen Chronik in die Hände, und der Titel sowohl, als die Vorrede, ließ ihn nichts gewisser hoffen, als daß Hr. D. den Erfordernissen eines gründlichen und planmäßigen Geschichtschreibers die versprochene Genüge geleistet haben werde. Leider muß aber Rec. bekennen, daß er in seiner Erwartung niemalen empfindlicher getäuscht worden, als jetzo. Hr. D. scheinet mit den Worten, Berichtigung und Vermehrung einen gar sonderbaren Begriff zu verbinden, wenn er glaubt, daß bloße willkührliche

Weglassung und Abkürzungen ganzer Kapitel der alten Ausgabe, berichtigen und vermehren heisse. Entweder hätte der Hr. Verf. die Hönnische Chronik nach einem guten historischen Plan ganz umarbeiten, und die Geschichte der Pflege Coburg, von welcher in Schultes diplom. Gesch. des gräfl. Hauses Henneberg Th. 1. S. 101 f. brauchbare Nachrichten anzutreffen sind, nach der heutigen reinern Schreibart vortragen — oder, wenn er sich zu dieser Arbeit nicht stark genug fühlte, das selten gewordene Hönnische Werk ganz und unverstümmelt wieder abdrucken lassen, und seine angeblichen Berichtigungen und Vermehrungen in einigen Noten unter dem Texte zweckmäßig anbringen, die Fortsetzung bis auf die jetzigen Zeiten aber jedem Kapitel besonders anfügen sollen.

Damit indessen der unbefangene Leser über den Werth und Unwerth der Dotzauerischen Ausgabe selbsten urtheilen möge, wollen wir den Inhalt des vor uns liegenden 1ten Buches hier kürzlich anzeigen. Zuvörderst müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß Hr. D. sich die Erlaubniß genommen hat, mehr als die Hälfte von den in Hönns Chronik befindlichen 46 Kapiteln ganz wegzulassen, und einige derselben, wiewohl nicht mit glücklicher Auswahl, zusammen zu schmelzen, so daß diese neue Ausgabe mehr nicht als 17 Kapitel ausmacht. Diese Verstümmelung, welche Hr. D. nicht einmal in der Vorrede zu rechtfertigen weiß, stehet mit dem Titel in grossem Widerspruch, und ob wir gleich zugeben wollen, daß viele Kapitel des Hönnischen Werks dem Ausländer unwichtig bleiben, so können doch dergleichen individuelle Nachrichten den Einheimischen in manchem Betracht interessiren. — Warum Hr. D. unter andern auch das 22te Kapitel, welches von den Wappen handelt, ganz ausgehoben? läßt sich um so weniger entschuldigen, da dieser Gegenstand für die Coburgische Geschichte, in Ansehung der ältern Wappenkunde, allerdings von Wichtigkeit ist. Denn bekanntlich haben die Markgrafen von Brandenburg zu der Zeit, als sie die Pflege Coburg besaßen, in verschiedenen Siegeln das Hennebergische Wappen geführet, wovon in Hönns Sächs. Wappenuntersuchung S. 68, in Gerkens Cod. Dipl. Brandenb. T. IV. p. 572. und in Schultes diplom. Beyträgen Th. 1. neben dem Titelblatte, verschiedene Abdrücke anzutreffen sind. Hönn hat selbst in seiner Coburgischen Chronik S. 120 und 128. B. I. verschiedene Siegel, und sogar eins mit der Henne, von der Stadt Coburg mit-

mitgetheilt, deren Existenz Hr. D. wenigstens hätte anzeigen und mit der Geschichte verbinden sollen. Durch diese und andere willkührliche Weglassungen ist also die Coburg. Chronik nicht vermehrt, sondern vermindert worden, und solchemnach bleibet dem Geschichtsliebhaber die Originalausgabe noch immer unentbehrlich. — Doch wir schreiten zum Inhalt des Buchs nach dieser neuen Ausgabe selbst, um zu sehen, was die Geschichte durch die versprochenen Berichtigungen gewonnen habe?

Kap. 1. Von dem Ursprung, Alter und Namen der Stadt Coburg und dem Fürstenthum dieses Namens, dessen Lage, Eintheilung und Alterthum. — Schon diese Ueberschrift verräth den Nichtkenner der ältern Geschichte. Denn wer wird wohl in jenen Zeiten den Namen eines Fürstenthums Coburg suchen, welches sich erstlich im J. 1680 darzu ausbildete? — Nach einigen, für die Geschichte ganz unnützen etymologischen Erklärungen des Namens Coburg, wird S. 5 behauptet, „daß dieser Ort vor 600 Jahren diesen Namen noch nicht gehabt habe, woraus zu schließen, daß dieses nunmehrige Fürstenthum als ein Theil der Grafschaft Henneberg unter deren Benennung mit verstanden worden.“ Hr. D. mußte aber doch, nach S. 10, wissen, daß in einer vom Hönn B. II. S. 5 edirten Urkunde der Name Coburg schon 1057 vorkommt, — daß diese Lande, wie man bereits mit historischer Evidenz bewiesen, im 12ten Jahrhundert sich in den Händen verschiedener Familien des hohen und niedern Adels befunden haben — und daß selbige eher nicht als in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts nach und nach an die Grafen von Henneberg gekommen sind. (*Gruner*. Opusc. Vol. II. p. 63. Schultes diplom. Gesch. Th. I. S. 111.) Wie konnte also Coburg, nach des Verf. Meinung, schon im 11ten Jahrhundert unter dem Namen der Grafschaft Henneberg begriffen gewesen seyn, da selbige damalen selbsten, dem Namen nach, noch nicht existirte? — Noch unverzeihlicher ist es, wenn Hr. D. bey Gelegenheit der Gaubeschreibung Coburg in den Mayngau setzt, welcher doch, nach der mittlern Geographie, einen ganz andern Bezirk umfaßte, und jenseit des Mainflusses gelegen war. Da das eine Stunde von Coburg gelegene Schloß Hohenstein, nach einer Urk. im *Gruner* l. c. p. 11. und viele andere in jener Gegend befindliche Dörfer in *Schannats* Trad. Fuld. in dem pago Grabfeld

 gesetzt

gesetzt worden; so hätte Hr. D. diesen Fehler des Hönns, zu dessen Zeiten die Lehre von der Gaubeschreibung noch nicht bearbeitet war, allerdings berichtigen sollen. —

Das Kap. II. **von den ältesten Bewohnern und verschiedenen Beherrschern dieser Lande** — enthält nichts Neues; und überhaupt sollte jeder Geschichtschreiber sich enthalten, von den ältesten Bewohnern eines kleinen Landes Nachricht geben zu wollen, weil sie sich hiervon nie mit Gewißheit angeben läßt. Statt dessen hätte Hr. D. von den ehemaligen Landesbesitzern, deren er S. 10 einige, im Vorbeygehen, nur namhaft macht, etwas umständlicher handeln, und diesen Gegenstand mit den darauf folgenden 3ten und 4ten Kapitel, „**von den ehemaligen Landesregenten**" u. s. w. in Verbindung bringen sollen. Mit großem Befremden müssen wir sehen, daß Hr. D. im 3ten Kapitel S. 12 die Grafen von Henneberg von den alten ostfränkischen Herzogen ableitet, und bis in das 4te Jahrhundert hinaufsteiget. Daß der gute Hönn diesen Irrthum begangen, muß man mit den Grundsätzen seines Zeitalters entschuldigen, wo jeder Geschichtschreiber den Ursprung der gräflichen Häuser schlechterdings aus den ältesten Zeiten herzuholen pflegte, wovon jedoch nie ein tauglicher Beweis geführt werden kann. Daß aber Hr. D., der doch als Berichtiger auftreten will, diesen alten Kohl wieder aufwärmt, und längst ausgemerzte Hypothesen von neuem zum Vorschein bringt, verdient keine Nachsicht. Wer wird sich wohl heut zu Tage noch einfallen lassen, die Genealogie der Grafen von Henneberg bis ins 4te Jahrhundert hinaufzuführen, und von den ehemaligen, zum Theil noch unerwiesenen, Herzogen zu Franken, als angeblichen Hennebergische Anherren, ein Verzeichniß zu liefern, welches jedem Kenner der Geschichte zum Eckel gereicht? Die Anherren der Grafen von Henneberg, die zuerst im 11ten Jahrhundert diesen Geschlechtsnamen zu führen anfiengen, waren ansehnliche Dynasten und Edeln, die besonders in pago Grabfeld viele Erbgüter hatten, und zur Zeit der Gauverfassung hier das Grafenamt bekleideten. Hr. D. hätte sich nur die Mühe geben sollen, die im 1. Theil der Hennebergischen Geschichte S. 1—26 befindliche Abhandlung von Gaugraf des Grabfelds zu lesen, so würde er die in Hönns Chronik befindliche genealogische Angabe sehr leicht haben berichtigen können. —

Das

Das IVte Kapitel, welches abermalen von den Regenten der Pflege Coburg handelt, fängt mit Graf Poppon XIII. von Henneberg an, und endiget sich S. 41 mit dem jetzo regierenden Herzoglichen Hause zu S. Coburg. Da der Name: Pflege Coburg, nicht blos dieses heutige Fürstenthum, sondern auch die S. Hildburghausischen und S. Meiningischen Oberlande begreiffet: so hätte Hr. D. zuerst die Regenten der vereinigten Coburgischen Lande bis zu der im J. 1680 im Hause Sachsen vorgenommenen brüderlichen Theilung anführen, und sodann in zwey besondern Kapiteln die Regenten der von jener Zeit an entstandenen zwey Fürstenthümer, Coburg und Hildburghausen, bemerken sollen.

S. 20 gehet Hr. D. über die merkwürdige Periode, wo die Pflege Coburg von Brandenburg wieder an Henneberg gekommen, sehr flüchtig weg. Er hätte doch wenigstens aus den bekannten Nachrichten kurz bemerken sollen, daß Gr. Berthold X. diese Lande durch die Vermählung seines Sohnes Gr. Heinrichs XII. mit Markgraf (nicht Graf) Hermanns zu Brandenburg Tochter Jutta, und gegen Bezahlung einer Kauffumme von 19475 Mark Silbers erlangt habe. —

S. 21 hätte Hr. D. nicht mit Stillschweigen übergehen sollen, daß die verwittwete Gräfin Jutta mit ihrem Schwager Gr. Johann I. zu Henneberg 1347 einen Theilungsvertrag errichtet, durch welchen sie die Coburgischen Lande erhalten und bis an ihrem 1353 erfolgten Tod besessen habe. Die Note S. 22, die ohnehin unrichtig ist, konnte also ersparet werden, wenn Hr. D. den besagten Theilungsreceß, der im 1. Theil der Hennebergischen Geschichte stehet, gekannt und genutzt hätte.

S. 22 wird die Stadt Ummerstadt irrig zu Landgraf Friedrichs von Thüringen Erbportion gerechnet; denn die Urkunden beweisen, daß solche dem Burggraf Albrecht zu Nürnberg, der die Gräfin Sophia von Henneberg zur Gemahlin hatte, im J. 1353 zugefallen, und erstlich bey der bekannten Theilung vom J. 1374 an Albrechts Tochter, Margaretha, Landgraf Balthasars zu Thüringen Gemahlin, gekommen sey.

S. 33 heißt es, daß Herzog Friedrich Wilhelm zu S. Altenburg bey der Hennebergischen Landestheilung vom Jahr 1660 Meiningen, Maßfeld, Römhild u. s. w. bekommen habe. Diesen offenbaren Irrthum hat Hr. D. ohnfehlbar aus des

fel-

ser. Grunlers Beschreib. von Coburg abgeschrieben; er hätte aber doch diese falsche Angabe erst prüfen und aus andern Geschichtsbüchern lernen sollen, daß Römhild schon im J. 555 an das Fürstl. Haus S. Ernestinischer Linie gekommen; und daß der Theilungsreceß von 1660 blos die Henneb. Schleusingischen Lande betroffen habe. —

Im Vten Kapitel, welches von der Ritterschaft und einigen abgestorbenen Fürstl. und Gräfl. Familien handelt, stehet S. 41—44 ein mageres Verzeichniß der adelichen Familien, die in vorigen Zeiten hier begütert gewesen sind: aber Nachrichten von dem Zustand des jetzt lebenden Adels und ihren Besitzungen suchet man in dieser vermehrten und fortgesetzten Chronik vergebens. — Mit Vergnügen las Rec. S. 50 eine gründlichere Nachricht von Markgr. Hermann von Voburg, der 1071 das Kloster Banz stiftete, und als Besitzer des Banzgauen Marchio de Banza genennt wird. Ob dieser Zusatz zur Coburg. Chronik vom Hrn. D. selbst herrühre, oder von einer geschicktern Hand während des Abdrucks darzu gekommen sey, wollen wir aus Bescheidenheit an seinen Ort gestellt seyn lassen.

Kap. VII. liefert ein mageres Verzeichniß einiger Landesverordnungen vom vorigen Jahrhundert, die Hönn S. 150 ff. dem Inhalte nach weit ausführlicher bemerket. Rec. vermißt aber die seit dem J. 1700 bis hieher erlassenen landesherrlichen Mandate, deren sehr viele vorhanden sind, und vom Hrn. D., wenn er das Hönnische Werk fortsetzen wollte, um so viel leichter hätten bemerket werden können, da dergleichen Mandate einzeln im Druck erschienen, und zum Theil in das Journal von und für Deutschland eingerückt sind. — S. 58 gehet das Privilegium, welches K. Friederich II. im J. 1216 dem Graf Poppo XIII. von Henneberg über die Gold- und Silberbergwerke ertheilte, die Coburgischen Lande nichts an, weil sie damalen noch nicht zur Grafschaft Henneberg gehörten. —

S. 59 steht irrig, daß Saalfeld nach dem Tode Herzog Johann Casimirs zu einer Münzstadt erwählt worden sey. Dies war sie schon in ältern Zeiten, indem K. Ludewig IV. im J. 1323 die Grafen von Schwarzburg, als damalige Besitzer von Saalfeld, mit dem dortigen Münzrecht beliehen hat. Als in der Folge (1389) die Vorfahren des Fürstl. Hauses S.

diesen

diesen Ort käuflich an sich brachten, ertheilte Herzog Wilhelm, einer ungedruckten Urkunde zufolge, im J. 1448 dem Stadtrath zu Saalfeld die Erlaubniß, auf der dasigen Münzstätte neue Pfennige zu schlagen. —

Kap. VIII. Von des Fürstenthums Coburg ehemaligen und jetzigen Gelegenheiten, Gränzen, Aemtern u. s. w. — Von den ehemaligen Gelegenheiten (ein übelgewählter Ausdruck) sagt Hr. D. nichts; dahingegen liefert er eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Gränzen, Volksmenge u. s. w., die er größtentheils aus dem Grunerischen Werke vom J. 1783 entlehnt hat, ohne die, in Ansehung der Bevölkerung, inzwischen vorgegangenen Veränderungen bemerklich zu machen.

Kap. IX. Kurze, doch zuverläßige Beschreibung der Residenzstadt Coburg. Dieser aus der Grunerischen Beschreibung zusammengezogene Aufsatz ist noch am erträglichsten ausgefallen, und Hr. D. giebt von der innern Einrichtung der Stadt, von dem Schlosse, von den öffentlichen Gebäuden, von dem Gymnasio u. a. d. einige ziemlich befriedigende Nachrichten. S. 88 hätten aber auch die Armenanstalten, die seit einigen Jahren in Coburg mit gutem Erfolg angelegt worden, bemerket werden sollen. — Mit welchem Grunde Hr. D. S. 89 das dortige Publikum, wegen der allda errichteten zwey Lesebibliotheken, einer übertriebenen Lesebegierde beschuldigt, kann Rec. um so weniger erklären, da Hr. D. den Nutzen davon S. 90 selbsten zugestehet.

Kap. X. Beschreibung der Veste Coburg. Sie gehörte (nach S. 91) im J. 1057 der Pohlnischen Königin Richeza, einer Tochter des Pfalzgrafen Hezels (Ehrenfrieds) am Rhein, wie aus einer Urkunde in Hönns Chronik B. II. S. 5 erhellet. Auf die Frage: wie diese Richeza zum Besitz der Veste Coburg gekommen? hat sich Hr. D. nicht einlassen mögen. Indessen hat man mit historischer Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß Kaiser Otto III. seiner Schwester Mechtild, als sie sich mit dem Pfalzgrafen Hezel 990 vermählte, viele königliche Domainen in Franken und unter andern auch Coburg als Mitgabe überlassen habe. (*Leibnit.* Introduct. in Collect. S. R. Brunswic. §. XXVIII.) — S. 94 lieset man eine kurze Beschreibung des Amtes Coburg, die doch billig bey der Ueberschrift dieses Kapitels hätte angezeigt werden sollen. Sie enthält

enthält weiter nichts als ein Verzeichniß aller dazu gehörigen Ortschaften und die Anzahl der Einwohner und Wohnhäuser, so wie sie 1782 in Grunersr Beschreibung angegeben werden.

Kap. XI. **Beschreibung der Herzoglichen Residenzstadt Hildburghausen.** Von S. 97—100 verschwendet Hr. D. über den Ursprung und Namen dieser Stadt viel vergebliche Mühe, und am Ende bekennet er selbst, daß sich hievon nichts mit Gewißheit angeben lasse. Weit nützlicher für die Geschichte würde es gewesen seyn, wenn er von den Gr. von Wildberg, die im 13ten Jahrhundert im Besitz von Hildburghausen waren, einige Nachrichten beygebracht, und überhaupt die Geschichte der Stadt gründlicher bearbeitet hätte. S. 100—102 werden die Regenten vom J. 1323 bis 1431 angeführet, dann überhüpft Hr. D. zwey ganze Jahrhunderte, und gehet zum Stifter des jetzigen Fürstlichen Hauses über, dessen Genealogie von S. 104—113 vollständig anzutreffen ist. Da, wo von den Fürstl. Personen die Rede ist, macht der Verf. die eckelhaftesten Verbeugungen, und jede Seite strotzet von Schmeicheleyen und geistlichen Segenswünschen, die unter der Würde einer Landesgeschichte sind. Der Widerwille erlaubt es uns nicht, die kleinlich pomphafte Anzeige der Geburt des itzigen Herzogs S. 108 und seines Erbprinzen S. 112, und den kanzelmäßigen Segenswunsch zu dessen Vermählung S. 111 abzuschreiben. Sie übertreffen alles, womit je der schlechte Geschmack ein Geschichtbuch verunstaltet hat. Daß die Hochfürstl. Kirchgänge nach jeder Entbindung nicht vergessen werden, und dem Herzog Joseph ein treflicher Panegyricus gehalten wird, verdient auch noch Erwähnung. Ueber diesen Strom von Complimenten hat Hr. D. S. 109 vergessen, seine Leser mit dem ergiebigen Bergwerke, welches 1757 zum Gebrauch des Münzregals Anlaß gegeben haben soll, näher bekannt zu machen. Rec. kennt in den Hildburghausischen Landen kein Silberbergwerk, von dessen Ausbeute man 1757 Münzen geprägt habe. Aber das weiß jedermann, daß die dortige Münzstätte damalen an gewisse Juden verpachtet, und von selbigen schlechte und verrufene Geldsorten ausgemünzet worden, welches erst noch in diesem Jahr (1792) aufs neue geschehen ist. — Ferner hat Hr. D. S. 110 den in der S. Gesch. merkwürdigen und originellen Umstand anzuführen vergessen, daß nämlich der jetzt regierende Herzog, nach seiner erlangten Volljährigkeit, im J. 1784 seinem Herrn Vormunde,

Herzog

Herzog Joseph, die Landesregierung durch eine freywillige Cession überlassen habe. S. 113 nimmt die eigentliche Beschreibung der Stadt Hildburghausen ihren Anfang, und endiget sich S. 133. Hin und wieder zeiget der Verf. einen ganz eigenen Hang zu Schmeicheleyen, die gewißlich auch den Personen, welchen er sie macht, zum Mißfallen gereichen müssen. Man lese nur z. B. S. 116 die Beschreibung eines an sich unbedeutenden Blumengärtchens, Monbijou genannt, um sich davon zu überzeugen. —

Kap. XII. Beschreibung der Stadt Königsberg in Franken. Sie ist meistens aus Krausens Hildburghausischen Landeshistorie genommen, und enthält wenig Neues. Die Geschichte ist unvollständig und verworren vorgetragen, und verdiente eine besondere Berichtigung. Zur Ersparung des Raums wollen wir aber die Freunde der vaterländischen Geschichte auf den 1. Theil der neuen diplom. Beyträge zur fränk. und Sächs. Historie verweisen, wo S. 73—84 zuverläßige Nachrichten vom Amte Königsberg eingedruckt sind. Von gleichem Schrot und Korn sind die im XIII. XIV. XV. XVI. und XVII. Kapitel befindlichen Beschreibungen des Schlosses und der Stadt Heldburg, ingleichen der Stadt Ummerstadt, der Stadt Eißfeld, des Klosteramts Veilsdorf und des Amtes Behringen, der Städte Rodach und Neustadt, des Kastenamts Mönchröden, des Gerichts Gestungshausen und des Klosteramts Sonnefeld, mit welchem dieser Band beschlossen wird. Rec. ist müde, die zusammengestoppelten und so übelgeordneten Nachrichten von diesen Städten und Aemtern genau anzuzeigen, und das Bisherige mag genug seyn, um zu beweisen, daß der Hr. Verf. nicht viel von eigenem Prüfen und Nachforschen in der vaterländischen Geschichte hält, wie man denn überall sehr deutlich merket, daß er viele gute Schriftsteller und Urkundensammlungen entweder nicht gehabt oder nicht benutzt habe. Ob er im zweyten Buche der, mehr verstümmelten als berichtigten, Coburgischen Chronik interessantere Nachrichten und noch ungedruckte Urkunden liefern und seine Abkäufer dadurch nur einigermaßen schadlos halten werde, muß die Zeit lehren.

Dies kann übrigens Verlegern zu einem neuen warnenden Beyspiel dienen, zur Umarbeitung und Fortsetzung geschätzter Werke den rechten Mann zu wählen. Durch eine unglückliche Wahl ist nun die Hönnsche Chronik nicht nur verhunzt,

sondern

sondern auch Freunden der Sächsischen Geschichte auf lange Zeit die Hoffnung verdorben worden, dieses brauchbare Werk in verbesserter Gestalt wieder aufgelegt zu sehen.

Mir.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Immanuel Johann Gerhard Schellers lateinisch-deutsches und deutschlateinisches Handlexicon vornehmlich für Schulen. Erster oder lateinisch-deutscher Theil. 4 Alph. 9 Bogen. Zweyter oder deutschlateinischer Theil. 2 Alph. 12 Bog. med. 8. Leipzig, bey Fritsch, 1792. Complet 3 Rg.

Der Verf. hat mit seinen lateinischen Wörterbüchern schon manche Veränderungen vorgenommen. Im Jahr 1783 erschien sein ausführliches und möglichst vollständiges Lexicon in 2 Bänden. Daraus verfertigte er ein kurzes lateinisches Wörterbuch, zum Gebrauch des Vocabellernens auf Schulen. Darauf erschien im J. 1788 eine stark vermehrte Ausgabe seines großen Lexicons in 3 Bänden, mit dem Versprechen noch größerer Vollkommenheit in der nächsten Auflage. Ehe aber diese zu Stande kommt, liefert der thätige Mann einstweilen ein Handlexion, das, als ein Auszug aus dem größern, zwischen diesem und dem Wörterbuch gleichsam in der Mitte steht. Noch immer, ist es stärker als die gewöhnlichen Handlexica, die in den Händen der Schüler zu seyn pflegen: allein, es übertrifft sie auch alle so sehr, daß itzt für den, der ein neues Lexicon kaufen will, gar keine Wahl mehr ist; welche Vorzüglichkeit durch den überaus billigen Preiß noch weit mehr empfohlen wird. Eigentlich ist dieses Handlexicon durch Abkürzung des größern entstanden: wiewohl der Verf. versichert, daß von den vielen Zusätzen und Verbesserungen, die er zu seinem größern Wörterbuch zu machen Gelegenheit gehabt habe, viele auch in dieses Handlexicon eingeflossen wären, so daß es also mehr als bloßer Auszug von jenem sey. Wir wollen ihm

dieses

dieses gerne glauben, ob uns gleich bey dem gelegentlichen Gebrauch, den wir davon gemacht haben, keine Beyspiele davon aufgestoßen sind, ausser daß bey magnanimus die Bedeutung tapfer eingerückt ist, die wir bey jenem vermißt hatten. Die Abkürzung besteht denn theils in Weglassung solcher lateinischen Wörter, die nur bey sehr späten Schriftstellern und Grammatikern vorkommen, so wie der minder bekannten historischen und geographischen Namen; theils aber und hauptsächlich in Abkürzung des in dem grössern Lexicon sehr reichhaltigen Apparats von Beyspielen und Belegen zu jeder Bedeutung eines Worts, die hier zur Hälfte und drüber weggeblieben sind. Auch sind hier die Autoritäten blos mit dem abgekürzten Namen des Autors angegeben, da dort hingegen alle Stellen vollständig nach Buch, Kapitel, Brief oder Vers sehr genau citirt sind. Das Vorzüglichste aber in den Schellerschen Wörterbüchern, die vollständige Classification und gleichsam genealogische Folge der Bedeutungen jedes Worts, worin keiner unsrer Lexicographen mit Schellern zu vergleichen ist, ist, wie billig, auch in diesem Handlexicon unabgekürzt geblieben. Nur zuweilen haben wir bemerkt, daß eine Bedeutung hier weggeblieben ist, die im grössern Werke ihren Platz hat, ohne daß man sagen kann, daß sie beym Schulgebrauch nicht vorkommen würde: z. B. bey *benignus* die Bedeutung glücklich, oder begünstigt, wie *Ovid*. Met. III. 254. Auch sind die fehlenden Wörter nicht blos solche, die nur bey spätern Schriftstellern vorkommen: wir haben z. B. fonticulus, *Hor*. Serm. I. 1. vermißt.

In allen Recensionen der Schellerschen Wörterbücher in dieser Bibliothek ist dem Verf. der Vorwurf gemacht worden, daß er die prosodischen Quantitätszeichen weggelassen, oder doch nur über solche Sylben gesetzt hat, wo man sie nicht verlangt, weil die Quantität derselben aus dem Ton oder andern prosodischen Regeln entschieden ist. Es ist ihm gesagt worden, daß die Quantitätszeichen über strittige Sylben lateinischer Wörter in Wörterbüchern, die doch hauptsächlich zum Gebrauch für Schulleute und Schüler bestimmt sind, schlechterdings nöthig sind, so lange noch lateinische Dichter erklärt, Sylbenmaße verstanden, und lateinische Dichterübungen guter Köpfe geduldet und unterhalten werden sollen; und daß er folglich durch diesen Eigensinn gegen seine eigene Absicht handle, und veranlasse, daß Viele, die keine doppelte Lexica

bezahlen können, sich lieber mit ihrem Kirsch oder Matthiä behelfen, wo sie sich über die Länge der Sylben Raths erholen können, als ein Schellersches Wörterbuch sich anschaffen, dessen Gebrauch zugleich auch das Bedürfniß eines andern mit einschließt. Wer hätte nun also nicht glauben sollen, daß der Verf. wenigstens itzt bey dieser dritten Form, die er seinem größern Wörterbuch giebt, diesen gerechten Forderungen werde nachgegeben, und die Wörter, die es nöthig haben, mit ihren Quantitätszeichen werde versehen haben? Wie er dies aber befolgt habe, davon können folgende Proben zeugen. Er setzt Quantitätszeichen über Positionssylben, wo sie Niemand erwartet und verlangt, z. B. abductus, abiungo, oder über doleo, doceo, patior, über die Endungen ius, olus, ilis u. s. w., wo sie gleichfalls nicht nöthig sind. Auf den Autoritätssylben aber, wo sie gar nicht wegbleiben sollten, fehlen sie fast durchgehends: z. E. acer, deleo, futilis, adscitus, fedeo, dolium, dolus, dolor u. s. w. Andere bezeichnet er gegen die gewöhnliche Aussprache, so z. E. alle griechischen Benennungen der Wissenschaften auf ia kurz, als geometria, philosophia, geographia u. s. w. Und nun höre man die Art, wie er sich darüber in der Vorrede entschuldigt. Er gesteht die Billigkeit dieser Forderung zu, leugnet, daß er die Gleichgültigkeit gegen die Prosodie von der Thomasschule angenommen habe, und behauptet, schon von seinem zehnten Jahre an lateinische Verse gemacht zu haben: „allein – dies sind seine Worte – „ich hatte mir bey diesem Handlexicon vorgenommen, bey allen Wörtern die Quantität über jede Sylbe zu zeichnen; und ich glaubte wenigstens nicht anders, als daß ich sie darüber gesetzt hätte. Aber bey Erhaltung der abgedruckten Bogen finde ich, daß das nicht geschehen. Also künftig solls geschehen." Kaum kann man es für möglich halten, daß ein ehrlicher Mann, der Käufer und Leser nicht zum Besten haben will, so was schreiben könne. Der Verf. pflegt immer etwas für künftige Ausgaben zu versparen, und dadurch seine Freunde zu nöthigen, seine Bücher doppelt zu kaufen. Wir hielten es vielmehr für anständiger, die gesammelten Verbesserungen und Zusätze seines größern Lexicons, die er für eine dritte Ausgabe bestimmt, zugleich auch für die Besitzer der zweyten besonders abdrucken zu lassen. Ist denn, die Sylben aller lateinischen Worte eines Lexicons mit Quantitätszeichen zu versehen, eine so kurze

vorüber-

vorübergehende Sache, daß man glauben kann, sie gethan zu haben, wenn man sie nicht gethan hat? Vielleicht aber hat der Verf. gehofft oder gewünscht, daß dies während des Abdrucks vom Corrector geschehen möge, und sah hernach aus den Aushängebogen, daß es nicht geschehen war. In allen Fällen zeugt ein solcher Eigensinn oder Leichtsinn von der wenigen Achtung gegen die Wünsche des Publikums, das doch dem Verf. zu so wiederholten und veränderten Auflagen seiner Bücher beförderlich ist.

Was den deutschlateinischen Theil anlangt: so müssen wir uns auch da auf die Urtheile berufen, die man über den deutschlateinischen Theil seines größern Lexicons gefällt hatte. Hr. Sch. liebt bey Uebersetzung ins Latein die Kürze, und hält daher jedes Wort für gut, das den Begriff des deutschen Wortes deutlich macht, wenn es auch gleich nicht von römischen Schriftstellern des besten Zeitalters gebraucht worden ist, hilft sich also nur alsdann mit den, zur reinen Latinität so nöthigen Umschreibungen, wenn ihm gar kein einzelner lateinischer Ausdruck zu Gebote steht, der das deutsche Wort ausdrückt. Daher findet der Anfänger, der Latein schreiben will, hier die Wörter [illegible], secretarius camerae, consiliarius consistorii, regi[illegible], maitrum, superintendens und dgl. Was die Vollständigkeit dieses deutschlateinischen Theils anlangt, so ist er zwar anderthalb Alphabete schwächer als der bey dem größern Lexicon; doch haben wir aus der Durchsicht einiger Buchstaben gefunden, daß niemals, oder überaus selten, ein Wort hier fehlt, das in dem größern befindlich ist. Nur die Anwendungen eines Wortes auf mehrere Redensarten sind hier mehr ins Kurze gezogen. Von Wörtern, die wir auf Gerathewohl zur Probe aufschlugen, fehlen in beyden Wörterbüchern: Despot, despotisch, Despotismus, Präbende, Geldumlauf, Chocolade, Pianoforte.

In den Vorreden spricht der Verf. mit einer gewissen Redseligkeit, wie sie sonst nur Greisen eigen ist — von allerhand; über den Beruf, Schul- und Methodenbücher zu schreiben, über die Unnöthigkeit der letzten bey einem guten Schulmann, von den Eigenschaften derselben; ist laudator temporis acti se puero, verspricht seine eigene Lebensbeschreibung, und meint, daß eine solche Biographie mehr Nutzen stifte, als die Biographie eines Fürsten und Helden, beurtheilt einige Wörterbücher und Sprachlehren nach Schellern; von der besten

Art, Grammatik zu treiben, ob durch Memoriren oder gelegentliches Aufschlagen, und ist für das letzte geneigt; ob man Latein, ohne Grammatik und Klassiker, durchs Sprechen lernen könne — er verwirft diese Methode, wie wir glauben, sehr richtig, weil Lateinschreiben oder Sprechen nicht der Zweck der Latinität sey, sondern Verstand, Geschmack und Herz durch Lesung der römischen Schriftsteller zu bilden, und weil man ohne Grammatik keine Sprache gründlich lernen könne. Einen Gedanken heben wir noch aus der Vorrede aus; daß nämlich die Jugend ehemals weit schneller und stärker auf Schulen Latein und Griechisch gelernt habe, als itzt; und dieses komme daher, weil, bey ehemals bessern Schuldiensten, sich mehrere Männer von Kopf und Kenntniß zum Schulstande verstanden hätten, die ohne Methodenbücher den Sprachunterricht zu erleichtern gewußt hätten. Ganz allein aber ist dieß wohl die Ursache nicht: sondern Latein und Griechisch war damals noch nicht durch Schwätzer verdächtig gemacht und der Jugend verleidet; es war der einzige Maßstab des Fleißes und Lobes eines Schülers, es gab weniger zeit- und geschmackverderbende Leserehen, die den lesenden und wißbegierigen Jüngling von den Alten abzogen. — In der Vorrede zum zweyten Theile giebt er Vorsichtsregeln für Lehrer, die aus dem Deutschen ins Latein übersetzen lassen.

Ti.

Gottl. Christoph. Harles Anthologia graeca poëtica. Editio nova, multo auctior et emendatior. Baruthi. 1792. 8. 18 pl. 20 gr.

Herr Hofr. Harles gab schon zu Coburg 1768 eine Chrestomathia graeca poëtica heraus. Im Jahr 1775 wurde sie unter dem veränderten Titel einer Anthologie wiederholt, die lateinische Version der leichtern Stücke und der besonders herausgegebene Plutus des Aristophanes weggelassen. Auch in dieser neuen Ausgabe läßt Hr. H. wieder etwas weg, und thut etwas hinzu. Er läßt überall die der vorigen Ausgabe noch angehängte lateinische Version einiger schwereren Stücke weg; desgleichen die Commentation über des Moschus Europa; ferner, wie er in der Vorrede sagt, das, was er über das Leben jedes Dichters seinen Stücken hinzugethan hatte, welches aber im Buche selbst nicht zutrifft, und noch hin und wieder geblieben

ist.

ist. Hingegen thut er hinzu Stücke vom Kallinus, Solon, Orpheus, Proclus, Skolien; mehrere Stücke vom Theokrit, und mehrere Epigrammen aus dem Meleager, Antiphilus, Strato, Antipater, nach der alten griechischen Anthologie oder den Brunkischen Analecten. Der Index hat nach diesen hinzugekommenen Stücken seine Erweiterung dem Hrn. M. Degen zu Neustadt an der Aisch zu verdanken.

Gegen Auswahl und Anordnung der Stellen hat Rec. nichts zu erinnern. Aber gestehen muß er, daß ihm die Art zu commentiren und Anmerkungen zu machen, beym Hrn. H. nie recht gefallen wollte. Hier in dieser Anthologie sind die Noten vorn herein bey den leichtern Stücken reichlich, und hinterach bey viel schwerern Stücken äusserst sparsam, oder fallen gar weg. Das ist eines. Ferner, was sind diese Noten? Fast nichts als Collectaneen, auch Citaten mit gelehrtem Prunke. Wenn der Lehrer die Bücher, die hier citirt werden, selbst zum Nachschlagen hat, so kann er gar füglich der übrigen Anmerkungen entbehren. Wenn er sie nicht hat, so müßten sie nicht blos citirt, sondern excerpirt seyn. Nirgends ist ein ordentlicher Plan der Interpretation. Das muß doch wohl ein Anfänger vom Herausgeber jetzt wissen, daß, wenn man Noten machen will, man vorher überdenkt: wo steckt Dunkelheit, Zweydeutigkeit, gelehrte Anspielung, schwere Diction? wo wird ein gewöhnlicher Leser aufgehalten? Hier muß er dann seinen Fleiß anstrengen, und seinem Leser zu Hülfe kommen. Nicht aber hier und da etwas aus andern allegiren und hinklecksen, blos damit es Noten werden. Daß denn freylich unter der farragine manches willkommen und erläuternd ist, das entschuldiget hier nicht.

Kd.

Protestantische Gottesgelahrtheit.

Freymüthige Aeusserung über verschiedne Gegenstände der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in einigen Predigten von M. Ernst Bengel, Abendpredigern und Amtssuperintendenten zu Tübingen. Tübingen, im Verlag der Cottaischen Buchhandlung, 1792. 428 S. gr. 8. 20 gr.

Bey Beurtheilung des Inhalts und der ganzen Einrichtung dieser Schrift muß, wenn der Sinn und die Absicht des Verf. dabey nicht verfehlt werden soll, der Nachdruck und das Charakteristische derselben, wie es scheint, in den Worten: Freymüthige Aeusserung, gesucht werden, welche die Vorrede dahin erklärt: „Gewöhnlich setzt ein Verfasser bey dem Ausdruck: freymüthig, das Bewußtseyn voraus, daß er von der eingeführten Lehrform abweiche, und will dadurch seine Entschlossenheit zu erkennen geben, seiner Ueberzeugung mehr, als der Furcht vor unangenehmer Beurtheilung — (hat dann in jedem Fall die Aeusserung individueller, von dem gewöhnlichen Glauben des größern Theils abgehender Ueberzeugungen, wenn sie anders nur auch Gründe für sich haben, die man bey genauerer Prüfung der Aufmerksamkeit nicht unwerth findet, und dabey mit anständiger Bescheidenheit vorgetragen werden, unangenehme Beurtheilung zu fürchten und zu erfahren? wird ihnen nicht vielmehr bey aller Neuheit und oft ganz persönlichen Eigenheit nach der billigen Regel: audiatur et altera pars! zuweilen, oder meistens, von unpartheyischen, gründlich untersuchenden Richtern das verdiente, allen leidenschaftlichen, gewichtlosen Tadel der in ihre gangbarere, aber beweislose Meinungen eigensinnig verliebten Verfechter des Gewöhnlichen aufwägende Lob höherer objektiver Wahrscheinlichkeit und größerer Güte gegeben? gefolgt zu haben.) Ich glaube aber, in einem Zeitpunkte (Zeitperiode), zu leben, da es beynahe mehr Freymüthigkeit erfordert, sich für die alte Wahrheit zu erklären, als an der neuen Aufklärung Theil zu nehmen.“ Diesem zufolge ist hier: Freymüthige Aeusserung, deutlich so viel, als: „unerschrockene, jeder unangenehmen Beurtheilung trotzende, sich an neuere Aufklärungen zum Behuf einer richtigern Schriftauslegung wenig kehrende (und daneben mit steten, wohl merkbaren polemischen Seitenblicken geschehene) Wiederholung (aber auch mit neuen und stringenter geführten Beweisen unterstützte Wiederholung??) der alten, hergebrachten Vorstellungen über Gegenstände der christlichen Dogmatik und Moral.“ Sichtbar ließ sich der Verf. von seiner Freymüthigkeit (die wir übrigens als standhaftes Bekenntniß seiner wirklichen subjektiven Ueberzeugungen gerne loben), in Ansehung der sogenannten alten Wahrheit (ein unbequemer Ausdruck, denn die Wahrheit ist ewig, mithin weder alt noch neu) zu weit führen, und zu mancherley unerweislichen Behauptungen und unhaltbaren Sätzen verleiten.

Einige

Einige Beyspiele mögen das darthun. S. 23 redet der Verf. von der nöthigen Bewahrung der theuren Beylage des Evangeliums, und sagt dann unter andern zum Beweis des großen Werths jener Beylage: „die ganze **heil. Schrift alten Testaments** (also das 1. B. Mos. durchweg bis auf das letzte Kapitel des Malachias? nach welcher Hermenevtik getraut sich der Verf. dieses herauszubringen, selbst wenn man seine Worte nicht so genau nehmen will, und sie nur, um ihm den Beweis leichter zu machen, von dem größern Theil der alttestamentlichen Bücher versteht?), worauf sich Paulus 1 Cor. 15, 4. beruft, zielt **auf das Evangelium von Jesu Christo, theils in offenbaren bestimmten Worten**, theils unter gewissen **Bildern** und sinnlichen Vorstellungen, aus welchen nach und nach (wenn und wo? doch wohl nirgends als in den dogmatischen Compendien) **eine vollständige Schilderung** (sehr witzig nennt sie der Verf. anderswo **die Personalien Christi**) von dem verheissenen Erlöser **nach seiner Person, Aemtern** und **Ständen** erwachsen ist." *) S. 24. ists doch auch wiederum unleugbar zu viel gesagt: „eine andere Wahrheit (ausser die von unserm Erlöser) mag so schätzbar und beträchtlich (was ist hier beträchtlich?) seyn, als sie immer will, so giebt sie dem Menschen **weiter nicht das Geleite**, als bis an die Anfechtung hin: und dann **läßt sie ihn stecken.**" S. 33 wird wiederum viel zu allgemein behauptet: „edle Handlungen — eine Benennung, die jedem Kenner des menschlichen Herzens **verdächtig** seyn **muß!**" Ist es wohl historisch erweislich, was S. 125 stehet: „der Herr Jesus habe **sein Blut**, als unser Lösegeld, **bis auf den letzten Tropfen von seinem** zum Sündopfer dargebrachten **Leibe absondern lassen?**" S. 141 wird Paulus über Ebr. 9, 11—15 auch gewaltig mißgedeutet, wenn auf seine Autorität hin gesagt wird: „der Apostel giebt augenscheinlich zu erkennen, daß das ganze Priesterthum des A. T. **gar nicht** (??) eingeführt worden wäre, wenn es nicht, nach göttlicher Absicht, **das wahre Priesterthum Christi** auf einige Zeit hätte **vorstellig machen** (eine wahre homiletische Terminologie!) sollen. Nicht um deswillen heißt **Christus ein Priester**, der den Menschen durch seinen Tod einen Zugang zu Gott verschafft

*) Hier mag wohl dem Verf. das Reimlein im Gedächtniß vorgeschwebt haben: „Jesus ist allein dein Kern, Jesus aller Schriften Stern!"

schafft habe; weil es zur Zeit des A. T. Priester gegeben hatte, die für die Sünde des Volks opferten: — sondern umgekehrt: weil es von jeher bey Gott beschlossen war, daß sein eingebohrner Sohn durch sein blutiges Opfer die Menschen versöhnen und ihnen Vergebung und Seligkeit auswirken sollte; — und niemals würde, auf göttlichen Befehl, irgend ein Priester bestellt und irgend ein Opfer geschlachtet worden seyn, wenn der Sohn Gottes nicht dazu bestimmt gewesen wäre, durch sein blutiges Versöhnopfer den Sündern den Weg zu Gott zu bahnen." Wie, ließen sich dann, den vorbildlichen Zweck auch angenommen, keine andere, der Gottheit ganz anständige und der Stufe der frühern Menschencultur und der damit zusammenhängenden Denk- und Empfindungsart anpassende coordinirte oder subordinirte weitern Zwecke bey der Priester- und Opfereinrichtung denken? — Eben so wenig wissen wir uns in die Behauptung S. 152 zu finden, „daß das jüdische Volk bey der Sinaitischen Gesetzgebung gewissermaßen (in welchem Maaß, hätte wahrhaft genauer angezeigt zu werden verdient,) das ganze menschliche Geschlecht vorgestellt habe; so wie uns auch am nämlichen Ort die vorgetragene Erklärung von Gal. 3, 20. ziemlich räthselhaft ist. Sollen wir nun diese Schrift auch von einer andern Seite, in sofern sie nämlich eine Sammlung von Predigten ist, (oder richtiger gesagt, von weitläuftigen Predigtentwürfen, denen sie, wie schon aus dem Verhältniß der Seitenzahl zu ein und vierzig Predigten, noch überdies bey ziemlich großem Druck, abgenommen werden kann, näher kommen, als eigentlich durchgeführten homiletischen Ausarbeitungen) würdigen, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß sie den, auch weniger strengen Forderungen, die man in unserm Zeitalter, nach so manchen vorhandenen vortreflichen Mustern, an gute Predigten zu machen berechtigt ist, keinesweges Genüge thun; und daß sie durchgehends in einem sehr unrichtigen, an einem Prediger in einer Universitätsstadt, wo man doch gebildetere Zuhörer voraussetzen darf, wirklich befremdenden Geschmack und Ton geschrieben sind. Man merkt es dem Verf. überall an, daß er recht plan und faßlich predigen will, (nur in der achten Predigt hat er sich, wenigstens was das Materielle betrifft, wo er von dem unanfänglichen Grund des Wesens des Sohnes Gottes in dem Wesen des Vaters handelt, hierin selbst vergessen,) und über diesem Bestreben hascht er recht ängstlich sorgfältig nach Floskeln, Phrasen und

Wen-

Wendungen, die gar nicht im Geist der Zeit sind, und statt populär zu seyn, ins Gemeine und Niedrige fallen, und sich eben so wenig gut lesen, als hören lassen. Um uns nicht in den Verdacht einer Ungerechtigkeit zu setzen, belegen wir wiederum unser Urtheil mit den nöthigen Beweisen. S. 28 heißt es: „die Beylage des Evangeliums muß gegen den Satan behauptet werden, er mag in diesem, oder in jenem Aufzug kommen; — und die Erfahrung lehrt, daß seine Schlangenränke ungleich mehr Schaden anzurichten pflegen, als seine offenbarste und ausgelassenste Löwenwuth." S. 76 „Jesus war gleich anfangs der einige Kanal, vermittelst dessen alle göttliche Lebenskräfte und Lichtstralen in die Menschen ausfließen konnten." S. 80 „Giebt es schon jetzt noch manche steife Kniee auf dem Erdboden, die sich vor Jesu nicht beugen, und manche gelähmte Zungen, die sich eher zu Lobpreisungen heidnischer Gottheiten (?), als J. C. brauchen lassen, so u. s. w." S. 85 „Der heil. Geist muß uns endlich aufgeben, wenn wir uns das Böse nicht wollen wehren lassen." S. 86 f. „Was muß es bey dem majestätischen Gott für eine Verantwortung geben, wenn man den Geist, der nicht etwa ein vornehmer Fürst des Himmels — sondern mit dem Vater und Sohn Eines Wesens ist, und den er nicht nur aus seiner königlichen Residenz — sondern aus seinem Herzen heraus sendet; ja durch welchen er Sich selbst und seine göttliche Natur (2 Petr. 1, 4.) mittheilen will, — wenn man diesen Geist so schnöde und verächtlich behandelt, und sich nichts daraus macht, Ihn einmal über das andere vergeblich erinnern zu lassen, und seine innerliche Protestationen — unbesonnener Weise zu überhören! — Mit einem solchen Gesandten läßt es sich nicht scherzen. Wenn er schon nicht allemal gleich auf der Stelle wegzieht: so wird doch bey beharrlichem Ungehorsam keines einigen Unfugs vergessen bleiben, womit man ihn beschimpft hat. Gott muß es, so zu reden, auf seine Ehre nehmen, ob man seinen Geist, das ist, Ihn selbst, gehörig respektirt, und ob man sich demselben in redlicher Unterthänigkeit füget, oder nicht? und das um so mehr, weil alle seine Gnadenwirkungen nicht auf einen harten Frohndienst angesehen sind." S. 87 „Kein einiger Sünder ist von dem allgemeinen Pardon durch Christum ausgeschlossen." S. 88 „Welch ein Verlust ist es, wenn ein Mensch das innerliche Zeugniß des Geistes durch allerley Arten von grober und subtiler Untreue schwächet,

und sich sodann nur noch etwa mit vernünftigen Schlüssen, ohne Kraft und Leben, behelfen muß, um noch einige Hoffnung übrig zu behalten, daß er eine Ansprache an die Gnade Gottes machen dürfe. Wenn jemand einen versiegelten Brief hätte, worin ihm ein reiches Erbe, oder sonst ein ansehnliches Vorrecht zuerkannt wäre; und es käme einer her, der das Siegel verderbte, daß man das Gepräge nicht mehr sehen könnte, oder risse es gar mit Gewalt von dem Brief weg: wie würde das dem Besitzer einer solchen Handschrift so weh thun, und wie bitterlich würde er sich darüber beklagen! Und sehet! das thut ein jeder ihme selbst zu Leid, der den heil. Geist betrübet!" S. 93 und 113. „Die Kraft der Gnade oder des Todes Jesu legt sich an einem an." S. 102 „Welch ein schöner Verlag (die Rede ist von der Taufe) zur Ausheilung unsers natürlichen Verderbens!" S. 106 heißt es über die Einsetzungsworte des heil. Abendmals: „Mit Hintansetzung alles fürwitzigen und selbstklugen Räsonnirens, das in geistlichen Dingen immer den Irrweg will (?) und entweder zu viel oder zu wenig thut, bleiben wir einfältiglich bey den Ausdrücken, wie wir sie vor uns finden." S. 109 und 112 „Die von Christo erworbenen Güter werden im heil. Abendmal den Sündern so nahe gebracht, daß sie nur ihren Seelenmund aufthun und ihn füllen lassen dürfen." Ebend. „Die Sünde, die traurige Schiedwand, welche den Menschen vom Genuß der göttlichen Liebesgemeinschaft abhält, hat schon im A. T. durch die Verheißungen von dem zukünftigen Erlöser manche Oeffnung (warum nicht lieber, um dem Bilde wörtlich getreuer zu bleiben, manche Ritzen?) bekommen, wodurch aufmerksame Seelen in das Vaterherz Gottes hineinschauen konnten." S. 114 „Der Herr Jesus läßt im heil. Abendmal den Sündern offene Tafel decken." S. 119 „Bey dem öffentlichen Gedächtniß des Todes Jesu mit anstehen." S. 120 „Gott mit einer Schuldenlast verhaftet seyn." S. 123 „Dem Satan, der Welt und seinem eigenen Fleisch und Blut einen tödtlichen Streich nach dem andern beybringen." S. 156 „Wer sich durch die Aussprüche des Gesetzes unter die Sünde verschließen, durch Erkenntniß der Heiligkeit Gottes von seiner eigenen Schuldhaftigkeit also eintreiben läßt, daß er seinen Mund statt vormaliger elender Großsprechereyen in den Staub legen lernt." S. 166 „Die Gnade zum Stichblatt der Sünde nehmen."

nehmen." S. 417 „sich mit edler Entschlossenheit auf die Seite des Geistes schlagen." S. 402 „in der Kirche sich fleißig hören," kann leicht Mißverstand veranlassen. Auffallend ist es auch, wenn S. 257 eine Predigt also beginnt: — „Nein! Misanthropen oder Menschenfeinde will das Christenthum nicht haben, d. i. es will keine Leute haben, die niemand ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick geben, und dagegen jeden, der sie auf irgend eine Art beleidiget, mit zwiefacher Münze bezahlen." — Auch an Sprachunrichtigkeiten fehlt es hie und da nicht; z. B. S. 126 „sie werden, wie keine wahrhaftig arme Sünder;" S. 164 „der Glaube nimmt sich alles dessen, was mit Jesu Christo unsertwegen vorgegangen ist, mit Begierde und Zuversicht an." rc. Warum Liederverse von der Art: „O Gott, du höchster Gnadenhort! verleih, daß uns dein göttlich Wort von Ohren so zu Herzen dring, daß es sein Kraft und Schein vollbring." Wiederum: „Dein Wort, o Gott! mein Speis laß allweg seyn, damit mein Seel zu nähren; mich zu wehren, wann Unglück geht daher, das mich bald möcht abkehren;" und: „Wird dein Blut, o Arzt! mich netzen, wird sich all mein Jammer setzen!" — nicht gegen andere bessere aus unserm großen Vorrath von vortreflichen Liedern vertauscht werden, können wir nicht absehen, und scheint fast auf Rechnung einer eigensinnigen Anhänglichkeit ans Alte geschrieben werden zu müssen.

Bey allem dem zweifeln wir nicht, daß auch diese Predigten ihre Klasse von Lesern finden werden, denen sie Erbauung und Förderung im Guten gewähren können; zumal in Stellen von der Art, die dem menschenfreundlichen Herzen des Verf. wahre Ehre machen, und die wir mit Vergnügen lesen. S. 38 „Wir sind nicht dazu bestellt, diejenigen unserer Mitmenschen zu richten, die da draussen sind. Uns kommt es nicht zu, Juden, Heiden und Muhamedaner, oder auch andre Religionsverwandten, die von unsrer Lehre mehr oder weniger abweichen, eigenmächtig zu verdammen, in sofern jeder nach dem Maaß seiner Erkenntniß Treue beweiset: denn Gott ist nicht ungerecht, daß er erndten wollte, wo er nicht gesäet hat; und gewiß wird uns Gott, der ein Gott der Liebe ist, die menschenfreundliche Hoffnung, daß er um Christi willen auch solche, die in dieser Welt keine Gelegenheit zur Erkenntniß ihres Erlösers haben, mit verschonender Nachsicht behandeln werde,

nicht

nicht vermögen. Auch mögen wir wohl zusehen, daß nicht, besonders die Römischkatholische Kirche, in welcher viele verständige Leute mäßiger denken gelernt haben, die grausame Verdammungssucht, welche vormals in derselben herrschend war, auf diejenigen unter uns zurückschieben können, die, ohne evangelischen Sinn, blos mit dem evangelischen Namen prangen. Aber, ein anders ists dann mit uns, denen er seine heilsame Wahrheit in so hellem Glanz geoffenbaret hat. Von uns muß und wird Ers suchen, wenn wir derselben nicht unsre ganze Aufmerksamkeit widmen; — wenn wir nicht mit unverfälschtem Herzen die Mittel anwenden, zu einer lebendigen Ueberzeugung davon zu gelangen, die er uns anbietet; und wenn wir uns selbst im Wege stehen, daß sie uns nicht zur göttlichen Kraft und Weisheit werden kann." Und S. 135 „Was richten wir die, die draussen sind? Gott wird ihnen nicht zu viel und nicht zu wenig geschehen lassen. Das können und sollen wir seiner Güte und Weisheit, unbesehen, zutrauen."

Bw.

Christenfreuden, von M. Johann Carl Gottlob Cuno. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem ältern, 1792. 6 Bogen in kl. 8. 8 gr.

Schon vor einigen Jahren gab Hr. Hauptpastor Rambach unter eben diesem Titel erbauliche Betrachtungen heraus; die aber mit diesen Christenfreuden keine Aehnlichkeit haben, als daß sich beyde Verfasser gleich sorgfältig vor allen Abweichungen von dem Lehrsystem der Lutherischen Kirche hüten. Der Plan des Hrn. Cuno ist weit eingeschränkter, indem er hier blos einige Festbetrachtungen liefert, nämlich über die drey hohen Feste der Christen, über die Darstellung Christi im Tempel und über die Himmelfahrt. Die Betrachtungen selbst enthalten nichts weiter als die dahin gehörende evangelische Geschichte, in einer modernisirten Erzählung vorgetragen, und mit einigen dichterischen Bildern, rednerischen Floskeln und wenigen eingestreuten Nutzanwendungen ausgeschmückt und erweitert. Auf manche in der Urgeschichte vorkommende Schwierigkeiten und auf die in unsern Tagen dawider vorgebrachte Zweifel wird nicht die mindeste Rücksicht genommen. Der Verf. glaubet nicht nur alles, was seine

Väter glaubten, sondern er schien auch noch mehr zu wissen, als sie. So läßt er die Engel in der Nacht, da Jesus gebohren war, erst im Himmel eine Berathschlagung anstellen, und darauf einen ihrer Obersten herabsteigen, um den Hirten die Botschaft von der Geburt des Erlösers zu bringen. Die übrigen folgen denn bald nach, und zwar so zahlreich und herrlich, als sie seit der Schöpfung nicht auf der Erde erschienen waren. Hier sangen sie melodisch und entzückend und mit solchen starken übertönenden Stimmen, daß man es in Jerusalem hätte hören müssen. Und nachdem sie dies vollendet, schwangen sie sich in Ordnung und Stellung wieder gen Himmel empor u. s. f. Zur Probe, wie der Verf. seine Verschönerungen, besonders in den Eingängen, anbringt, wollen wir blos den Anfang der Osterbetrachtung hieher setzen.

„Noch, heißt es, „stritten sich Tag und Nacht mit Ernst, wer nun von beyden allein den Erdkreis beherrschen sollte: denn die Sonne hatte sich schon des Rechts des Tages damit begeben, mit der Nacht wechselsweise zu herrschen, als sie sich wegen der traurigen Scene auf Golgatha verbarg, und die Finsterniß der Nacht an ihre Stelle treten ließ; und indem sie so kämpfte, stritten sich gleichfalls in Jesu Grabe der Tod und das Leben, und das Leben gewann. Dieser vortheilhafte Sieg war nicht so bald entschieden, als schon der Herr mit dem Leben triumphirend aus dem Grabe stieg. Augenblicklich siegte nun auch der Tag über die Nacht“ u. s. f. Diese ganze Osterbetrachtung ist überhaupt mit vorzüglicher Kunst ausgearbeitet; welches wohl daher rührt, daß sie schon ein Jahr zuvor unter dem besondern Titel: **Der Christ am Ostermorgen**, gedruckt worden war.

Da der Verf. diese **Christenfreuden** dem Könige von Preussen zugeeignet hat, so scheint er sich dadurch zur weitern Beförderung empfehlen zu wollen; wozu wir ihm denn, wenn es so seyn soll, hiedurch Glück wünschen: doch mit der wohlgemeinten Erinnerung, doch ja in seinen öffentlichen Festpredigten den Ton etwas herabzustimmen, und lieber weniger orthodox, aber desto erbaulicher zu reden.

Gu.

De natura et indole veri Protestantismi; scripsit *Christianus Freymann*. Pestini, Budae, Casso-

viae

viae et Lipsiae, apud de Strohmayer, 1792. 6 Bogen. 8.

Diese kleine Schrift ist dem Bedürfniß unserer Zeiten ganz angemessen. Der Verf. vereiniget mit einer bescheidenen Freymüthigkeit eine gründliche Kenntniß der Religion überhaupt und des Protestantismus insbesondere. Wir wollen die Hauptsätze mit den eigenen Worten des Verf. ausheben.

Natura Protestantismi male ponitur in quibusdam sententiis et institutis, sed potius consistit in certo spiritu, qui origo eius fuerit, omnem doctrinam Protestantium determinet, qui e Protestantismo sit ita proprius, ut eatenus sibi constet, quatenus illo regatur. Atque hic Spiritus est *spiritus libertatis*, *spiritus perfectionis*, *spiritus pacis*. Auf diese Art zerfällt die ganze Abhandlung in drey Kapitel. Im ersten Kapitel handelt der Verf. de spiritu libertatis. Spiritus libertatis, in quo natura et indoles Protestantismi consistit, in eo ponitur, quod nulli obnoxius sit auctoritati humanae in rebus divinis cognoscendis, examinandis, tenendis vel reiiciendis, soliusque scripturae sacrae et rationis stet auctoritate et testimonio. Zuerst untersucht der Verf. das Fundament dieser Freyheit, und findet es a) in naturae humanae indole, b) in sacra scriptura: daß aber diese Freyheit wirklich der Charakter des Protestantismus sey, zeigt der Verf. a) ex genesi et ortu Protestantismi, b) ex indole et natura doctrinae publicae Protestantium, c) ex exemplo et testimoniis primorum Reformatorum, d) ex fine Reformationis. Im zweyten Kapitel handelt der Verf. *de spiritu perfectionis, tanquam spiritu Protestantismi.* Libertas sentiendi, in verum inquirendi, iudicandi, quod verum cognovimus credendi, quod bonum agendi, utrumque profitendi, est praestantissimum donum Dei, quod naturis intelligentibus conferre potuit. Eius nihilominus conditionatum, ut aiunt, non absolutum pretium est, quatenus scilicet sine illa, intelligentia et moralitas et utriusque perfectio; perfectio item cognitionis et doctrinae publicae cogitari nequit. Daß aber der spiritus perfectionis, quasi centrum et anima Protestantismi sit, beweist der Verf. damit, quia hoc exstincto moritur, et quod reliqui manet, vestigia gloriosi nominis sunt, et effectus eius salutares, sed nequaquam Protestantismus. Dies

zeigt

zeigt der Verf. wieder auf das deutlichste ex ortu et genesi Protestantismi, ex doctrina Protestantium, ex fontibus eius necdum penitus exhaustis, et ex eius Archetypo nunquam penitus exaequando. Die Obiecta huius spiritus perfectionis Protestantismi sind: 1) Facultates mentis subiectivae, intellectus et voluntatis. 2) Cognitio religionis singulorum, quoad amplitudinem idearum, earum claritatem, sinceritatem et puritatem, firmitatem et veritatem, virtutem et influxum in vitam moralem. 3) Inde fluens perfectio doctrinae obiectivae publicae religiosae. In dem letzten diesem Kapitel angehängten Paragraph beschreibt der Verf. noch, zwar nur kurz, aber sehr gut, die profectus et fructus huius spiritus perfectionis, praecipue hoc seculo. Das dritte Kapitel handelt *de spiritu pacis, spiritu Protestantismi*. Verus spiritus pacis seu unitatis in ecclesia christiana non consistit, nec consistere potest in consensione et convenientia cogitationum, repraesentationum, iudiciorum in rebus et sententiis theologicis; omnesque conatus Christianorum conciliandorum dissidiorum, et componendarum sectarum, qui talem convenientiam pro principio habuere, et habebunt, fuere et erunt inanes. — Sed spiritus pacis ibi locum habet, ubi sunt diversae opiniones, sententiae, repraesentationes, iudicia, in rebus, quarum non est evidens veritas rationis vel revelationis. Hanc ille diversitatem et varietatem per conditionem indolis humanae, ab ipso auctore Deo sancitam amore, mutua concordia, tolerantia et communi ad perfectionem nisu vincit, consensumque in veritate producit elegantissimum. Ubi hic spiritus cum spiritu perfectionis dominatur, ibi iam eo ipso est vera unio, et unio quidem solida atque indissolubilis. Quare certissimum et unicum unionis medium est verus spiritus Protestantismi. — Wir wünschen, daß alle gelehrte Protestanten diese kleine, aber gründliche, Schrift lesen und beherzigen möchten! —

G.

Rechtsgelahrheit.

Archiv für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit — von Theod. Hagemann und Christ. August Günther. Sechster und letzter Theil. Helm-

Helmstädt, in Commission bey Fleckeisen, 1792. 18 B.

Der gegenwärtige Theil, womit diese nützliche Sammlung beschlossen wird, enthält, gleich den vorigen, schätzbare Beyträge zur Rechtswissenschaft und deren Literatur. I. **Ueber die Fähigkeit der Minderjährigen, sich verbindlich zu machen, von P...** Der Grund des Streits liegt bekanntlich in einigen Stellen des Römischen Rechts, L. 101. de V. O. L. 43. de O. et A. und L. 3. C. de in integr. rest. min. über deren Vereinbarung und Anwendung die Rechtslehrer gar sehr von einander abweichen. Der Verf. sucht besonders die Meinung, welche Weber in der Schrift, von der natürlichen Verbindlichkeit, vertheidigt, zu bestreiten, setzt derselben scharfsinnige Einwürfe entgegen, und hält nach der Lehre Hubers dafür, daß, sowohl bey den Römern, als bey uns, jeder Jüngling — pubes sed minor, ipso iure sich gültig verbindlich machen könne, er habe einen Curator, oder nicht; daß aber im ersten Falle, so lange der Curator da ist, durch diesen die Erfüllung einstweilen gehindert werden könne. — Ohne sich in diesen Streit hier näher einzulassen, muß doch Rec. gestehen, daß ihm diese Erklärung der Gesetze etwas gezwungen scheint. II. **Ueber die Entbehrlichkeit und Abschaffung der Geschlechtscuratel in Deutschland überhaupt; vom Hrn. Reg. R. Semler.** Wir haben diesem Verf. immer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seine Gegenstände vollständig und mit Nachdenken bearbeitet. Auch hier wird in der genauesten Entwickelung aller Verhältnisse gezeigt, daß die erwähnte Curatel zu den ungereimtesten bürgerlichen Einrichtungen gehöre. Wir bedauern aber auch zugleich, daß der Verf. auf unsere Erinnerungen in Ansehung der Schreibart durchaus nicht achten will; und müssen in dieser Rücksicht unsern gewiß sehr gerechten Tadel wiederholen. III. **Ueber die Frage: Ob und in wieferne dasjenige Gut, welches Jemand noch bey seinem Leben seinen nächsten Intestaterben geschenkt hat, für Lübsches Erbgut zu halten sey?** IV. **Ist das Vermögen, welches Jemand, der schon ohne Testament der nächste Erbe seyn würde, als Testamentserbe erhält, nach dem Sinne des Lübschen Rechts für Erbgut zu halten?** Zwey wohlgerathene Aufsätze, deren Verfasser sich K.... unterzeichnet hat. Nach richtigen Grundsätzen von Erklärung und Anwendung der

Civil-

[illegible] müssen alle Einschränkungen der natürlichen Frey-
heit und des Eigenthums buchstäblich genommen, und da, wo
der Ausdruck dem Richter die Hände nicht bindet, durchaus
[illegible] erklärt werden. Bey statutarischen Rechten, welche
[illegible] Dinge enthalten, ist diese Regel desto sorgfälti-
ger zu beobachten. In beyden Abhandlungen erklärt der V.
[illegible] die Eigenschaft des Erbguts und die von Sarin und
[illegible] behauptete Unveräusserlichkeit solcher Sachen. Nur
[illegible] bey Gelegenheit des zweyten Aufsatzes, die Testa-
[illegible] mit einer Theilung der Eltern unter den Kin-
dern, bey welcher die gesetzliche Succession zum Grunde liegt,
[illegible] verwechseln. V. Gedanken über die Mißlichkeit
[illegible] als eines Mittels, den wahren Werth
[illegible], besonders bey Pachtübergaben, von N—i.
[illegible] schreibt, wie man deutlich wahrnehmen kann, aus
[illegible] Erfahrung. Seine Gedanken verdienen in allen Fäl-
len, [illegible] den wahren Werth durch sogenannte Sachver-
[illegible] herauszubringen sucht, gar wohl erwogen zu werden.
[illegible] zur Berichtigung und Erweiterung des
im gemeinen Rechtssystem angenommenen Begriffs
und Anwendungsumfangs eines positiven Gesetzes,
besonders in Rücksicht auf Schlossers Briefe über die
Gesetzgebung, Seite 106 f. vom Hrn. R. R. Semler.
Auf den Streit mit Schlosser können wir uns nicht einlassen;
so gern wir es auch dem Verf. zugestehen, daß er den Grund-
sätzen seines Gegners hin und wieder sehr triftige Einwürfe
entgegengestellt, und besonders nicht ohne Grund erinnert hat,
daß Schlossers Theorie der Willkühr eines Richters einen zu
großen Spielraum gestattet, oder, wie der Verf. sich ausdrückt,
den campum aequitatis zu sehr erweitert. Wenn aber der
sonst gewöhnliche Begriff eines positiven Gesetzes auch in dem
Betrachte einer Unrichtigkeit beschuldiget wird, daß man nur
die äussern Handlungen der Vorschrift des Gesetzgebers unter-
worfen glaubt, da doch die innern Handlungen unter gewissen
Einschränkungen allerdings der Gegenstand der Verbindlichkeit
eines positiven Gesetzes seyn können: so scheint es, daß der V.
die Sache nicht gehörig von allen Seiten betrachtet habe. Er
unterscheidet, ob innere Handlungen, im Verhältniß gegen die
äussern, bloße Unterlassungs- oder Begehungshandlun-
gen sind, bleibt aber in seinem Vortrag sehr dunkel und unbe-
stimmt. Unstreitig nähert sich die ganze Controverse einem
bloßen Wortstreite; die Sache selbst läßt sich sehr leicht über-

 sehen,

sehen, wenn die Frage, worauf es ankommt, [illegible]
stimmt wird. Fragt man: Was sollen und können [illegible]
ven Gesetze eigentlich nur befehlen, verbieten, oder [illegible]
Besten des Staats und seiner Glieder gewissen Re[illegible]
werfen? So ist mit Vernunft nicht anders zu antw[illegible]
daß es nur die äussern Handlungen sind, welche in den [illegible]
kungskreis der Gesetze gehören können. Mehr will [illegible]
gewöhnliche Theorie, welche der Verf. anficht, eigentl[illegible]
sagen. Wird aber weiter gefragt: ob bey diesen äusse[illegible]
lungen das Innere gar nicht in Betrachtung komme, [illegible]
ohne Absurdität nicht zu leugnen, daß allerdings dara[illegible]
sicht genommen werden müsse; weil eben davon die An[illegible]
der Gesetze, welche für handelnden Subjekten zur [illegible]
dienen sollen, in vorkommenden Fällen abhängt. [illegible]
endlich: Können gute Gesetze auf die innern Ges[illegible]
nicht mittelbar wirken? so lehrt es die Erfahrung, [illegible]
Einfluß nach und nach allerdings Statt finde, und [illegible]
Folgen hervorbringe. Man nehme z. B. den [illegible]
In der ersten Generation wird der größte Theil [illegible]
die ihn äusserlich befolgten, im Herzen diese Ein[illegible]
Freyheit gewiß verwünscht haben. Die zweyte [illegible]
dachte schon milder, u. s. w. VII. Erfordert das [illegible]
Recht, daß derjenige, welcher Erbgüter [illegible]
will, ein Blutsfreund dessen seyn muß, von [illegible]
Güter herkommen? von R. — VIII. Ueber den [illegible]
brauch öffentlicher juristischer Bibliotheken; [illegible]
über die künftige zweckmäßigere [illegible]
Lippenischen Bibliothek, von Hellbach. IX. [illegible]
Beyträge zu der Lehre von der ehelichen [illegible]
meinschaft nach statutarischen, vorzüglich [illegible]
und Lüneburgischen Rechten, von Wilmer, [illegible]
Vermächtnissen, nach ebendenselben Rechten [illegible]
Ebendems. XI. Rechtliches Gutachten über die [illegible]
ob eine zu Stargard mit ihrem Kinde in der [illegible]
gemeinschaft gebliebene Wittwe, nach L[illegible]
Rechte von der dem Kinde deferirten Erbsch[illegible]
Hälfte begehren könne? vom Herrn Legati[illegible]
Dr. Oelrichs. Wird sehr gründlich, sowohl in Anse[illegible]
Eigenthums, als auch des Nießbrauches, gegen die [illegible]
beantwortet.

Abhandlung von der ehlichen Gütergemeinschaft und deren besondern Würkungen nach allgemeinen Rechten. Stutgart, 1792. 112 S. 8. 8 gr.

Ein wichtiger Gegenstand, welcher aber durch diese Abhandlung keine neue Aufklärung erhält. Die ehliche Gütergemeinschaft entspringt nach §. 1. aus einer von beyden Ehleuten bey Schliessung ihrer Ehe eingegangenen Gesellschaft, welche das Sammteigenthum ihres beyderseitigen Vermögens oder dessen Genuss zum Zweck hat; im ersten Fall heißt sie die allgemeine, im zweyten die besondere; sie ist blos deutschen Ursprungs, welchen der Verf. weiter untersucht, und wovon er die ersten sichern Spuren erst im Sachsen- und Schwabenspiegel findet; sie richtet sich nach den Gesetzen des Wohnorts des Mannes, auch in Rücksicht auf anderswo gelegene Güter, und verändert sich mit der Veränderung des Wohnorts; sie kann als freywillig durch Verträge verändert werden; und erfordert eine würkliche, nach den Gesetzen gültige Ehe. Diese und andere Sätze werden kurz ausgeführt, es wird gezeigt, welche Güter in die allgemeine oder besondere Gütergemeinschaft gehören, wie das Heyrathgut und Eheberedungen bey der ersten anzusehen, ob Schulden dahin gehören, oder vielmehr, ob das, was zur Ver[illegible] erworben, oder was ein Theil durch Verbrechen schuldig wird, in die allgemeine Gütergemeinschaft gehöre, u. s. w. Wir bemerken nur einige Unrichtigkeiten. In §. 42. wird von einer Römischen Eintheilung in pacta dotalia simplicia und mixta gesprochen, welche doch dem Römischen Recht ganz unbekannt ist. Daß durch Verbrechen gemachte Schulden nach §. 44 in der allgemeinen Gütergemeinschaft auch vom unschuldigen Ehegatten zu tragen seyen, ist unrichtig, und es geht garwohl an, bey einst getrennter Ehe jene Schulden dem Verbrecher allein aufzurechnen, wie es den natürlichen und positiven Rechten gemäß ist. Die Errungenschaft heißt in §. 46. S. 56: „alles dasjenige Vermögen, welches zwey Ehleute währender Ehe erwerben, in der Absicht, solches, so lange ihre Ehe dauert, gemeinschaftlich zu nutzen, nach eines oder des andern Theils Absterben aber nach den Gesetzen oder Gewohnheiten des Orts entweder allein zu behalten, oder mit des Abgestorbenen Verwandten gesetzlich zu theilen." Welcher Begriff! wir würden sie das Vermögen nennen, welches Ehleute durch ihre eigene Arbeit oder durch die Einkünfte ihres eigenen Vermögens erwer-

werden. Nach §. 54 ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß Hochzeitsgeschenke in die Errungenschaft gehören; allein, viele Rechtsgelehrte sind doch mit Grund anderer Meinung, sofern nämlich besondere Gesetze nichts bestimmen; eben so gehört der gefundene Schatz, wenn er auch nach des Verf. Voraussetzung in §. 55. dem Finder vom Fürsten geschenkt wird, nicht zur Errungenschaft, wie der Verf. behauptet. Die Literatur des V. ist noch ziemlich eingeschränkt, auch seine Schreibart noch zu viel mit Latein verwebt; er soll ein Advocat Georgi in Stuttgardt seyn.

Az.

Biblische, hebräische, griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst der Patristik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Eichhorn's allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur. Des dritten Bandes sechstes Stück; S. 952 bis 1148. Vierten Bandes erstes Stück; S. 188. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1792. 8. 20 gr.

Wir zeigen nach unserer Gewohnheit nur die Aufsätze an, deren lehrreicher Inhalt für den biblischen Philologen viel Anziehendes hat. Hr. Prof. Schnurrer hat Proben aus R. Jehuda Ben Karisch Anweisung, das Hebräische aus dem Arabischen zu erläutern, gegeben. Das Manuscript befindet sich auf der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford, und man muß sich über die Willfährigkeit der Oxforder Gelehrten, dem Hrn. Schnurrer, der einen so guten Gebrauch davon zu machen im Stande ist, es in einer Abschrift zu communiciren, freuen. Der Rabbi will seine Glaubensgenossen zu sich ermuntern, die chaldäischen Uebersetzungen zu studiren, und er zeiget daher die Verwandtschaft der chaldäischen, hebräischen und arabischen, vorzüglich der beyden letztern Sprachen. Hr. Prof. Schn. hat die Excerpte, wie er sie in dem Manuscripte vorfand, arabisch mit hebräischen Buchstaben geschrieben, abdru-

drucken lassen; und anders sollten auch dergleichen Manuscripte nicht gedruckt werden. Die deutsche Uebersetzung ist, wie man sie von einem so großen Kenner der arabischen Sprache erwarten kann. Wir wollen ein Paar Exempel geben. פתבג wozu Michaelis Supplement ad lex. hebr. v. בג seine Anmerkung mit non liquet schloß; בג ist das persische باج eine zugerichtete Speise. Die Araber haben mit den von den Persern angenommenen Speisen auch die Benennungen angenommen. — בית החפשית 2 Kön. 15, 5. der Ort, wohin die Witwen während ihrer Trauer sich retiriren, heißt حفشا. Man kann es einen glücklichen Gedanken des Rabbinen nennen, der einem europäischen Philologen Ehre gemacht haben würde, daß er das Hebräische aus dem Berberischen, oder dem Dialekt, der aus Hösts Nachrichten von Maroko und Fez am besten bekannten Berbers erklärt. שכים 4 Mos. 33, 55. Das stachlichte Gewächs heißt bey den Berbers [illegible] 2 Sam. 17, 29. שפות בקר ist frische, süße Kuhmilch, u. s. Das Göttingische Antrittsprogramm des Hrn. Eichhorn über 1 Mos. 11, 1—9. ist, um den wiederholten Nachfragen nach demselben Genüge zu leisten, in dem 6. St. 2. B. ganz abgedruckt. — Das 1. St. 3. B. beginnt mit einer Abhandlung des Hrn. Prof. Münter über das Alter der koptischen Uebersetzungen des N. T. Er macht es aus der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Kopten wahrscheinlich, daß sie keiner Uebersetzung in der Landessprache in den beyden ersten Jahrhunderten bedurften, und daß alle koptische Uebersetzungen zwischen dem 3ten Jahrhundert zu Ausgang und 7ten Jahrhundert verfertiget sind. — Joel II. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Justi, Diaconus zu Marburg. Nach der Lectüre der Schnurrerschen und Münterschen Abhandlungen, die für Gelehrte und für Männer geschrieben sind, und neue Aussichten über die von ihnen bearbeiteten Gegenstände darstellen, haben uns diese Anmerkungen, die über einen vielfältig bearbeiteten und an sich nicht schweren Text gehen, und mit einer nur dem ersten Anfänger nützlichen Weitläuftigkeit geschrieben sind, nicht gefallen wollen. In dem Sonntagsblatt des Hrn. Herzels, dem Orion und andern dergleichen Schriften hätten sie, da sie mit Fleiß und Einsicht und Geschmack geschrieben sind, einen Platz bekommen können. Nur

hieher gehörten sie nicht. Ueber פארור V. 6. weiß er nichts bessers vorzubringen, als was Eckermann gesagt hat, und er übersetzt: *Vor ihm erzittern Nationen, und alle Wangen glühen.* Das glühen scheint sich zu dem zittern nicht gut zu schicken. — Bey V. 4. wünschen wir, daß der V. darauf Rücksicht genommen, daß die Phrasis מי יודע ישוב ונחם nur hier und Jon. 3, 9. vorkomme, und dadurch veranlaßt worden sey, die Ideen und den Styl dieser Bücher näher mit einander zu vergleichen. Ein allgemeines Fasten, woran alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Standes, Theil nehmen sollen, ist dem Joel V. 15. 16. ein unentbehrliches Mittel zur Besserung. Der Verfasser des Buchs Jonas hatte auch so große und übertriebene Begriffe von der Wichtigkeit des Fastens, daß er sogar das Vieh zu Niniveh auf Befehl des Königes fasten läßt; Jon. 3, 7. 8. Hr. Justi glaubt, daß dieses würklich geschehen sey. Uns scheint nur der Verf. nach seinen Begriffen vom Fasten die Sache poetisch vorgestellt zu haben — V. 20. gefällt uns der Gedanke des Verf., daß הצפוני von den Feinden, die die Juden gegen Norden hatten, auf die Heuschrecken übertragen sey. Er hätte ihn noch mehr ausschmücken können. Aus Norden kamen die Chaldäer, welche das jüdische Reich über den Haufen warfen; diese zur Zeit ihres Einfalls, und dahin gehörte also Joel, konnten mit dem Namen Nordländer bezeichnet werden. Schon vorher waren Heuschrecken mit Soldaten verglichen worden V. 7, und warum sollten sie hier nicht mit den den Juden am furchtbarsten Soldaten, den Nordländern, verglichen werden. V. 23 בראשון ist in der Uebersetzung ausgelassen, und in den Anmerkungen nicht erklärt, wo nur blos gesagt wird, daß die alten Uebersetzer mit Ausnahme des Chaldäers כבראשון lesen.

Fh.

Expositio sermonis Iesu Ioh. V, v. 39. coll. 46. 47. et super Eius sententia de nexu inter scriptorum mosaicorum argumentum et doctrinam suam nonnulla. Auctore *Henr. Philippo Sextro*, S. Theol. D. et P. P. O. in Acad. Iul. Carol. Helmstadii, 1792. apud Fleckeisen. 86 pagg. 8. 6 gr.

Ganz

[illegible] richtig bemerkt der Verf., daß die Reden Jesu beym [illegible] und den übrigen Evangelisten gleichsam nur ihrem [illegible]inhalt nach, nicht vollständig, wie sie gehalten worden, [illegible]zeichnet seyn. Er versucht deswegen, um die Joh. 5, 31 f. [illegible]zeichnete Rede Jesu zu erläutern, die Einwürfe und Zwi[illegible]reden der Gegner, auf welche sich die einzelnen Sätze der [illegible] derselben in Jesu Rede beziehen möchten, zu [illegible]. Größtentheils ist dasjenige, was hier eingeschaltet [illegible], der Denkart der damaligen Gegner Jesu gemäß. [illegible] etwa solche Einwürfe gemacht haben. Nur bey [illegible] Stellen wird man anstoßen, z. E. wenn es S. 21 [illegible] Keiner von den Propheten, ausser Moses, dem vor[illegible] Gesandten Gottes, habe jemals im erhabensten Sinne [illegible] von sich behaupten können, Gott habe ihn ges[illegible] Es gehörte ja zum Charakter jedes wahren oder wirk[illegible] [illegible], daß Gott ihn gesendet habe; nur wurden [illegible] zu gleich wichtigen Geschäften gesendet. Auch kann [illegible] völliger Gewißheit behauptet werden, daß Jesus alles, [illegible] 5, 19. f. folget, bey einer und eben derselben Gele[illegible] gesagt habe. Es ist vielmehr wohl am natürlichsten, [illegible]menhang so zu fassen. Johannes meldet 5, 18. daß [illegible] Jesu nachgetrachtet haben, weil er das Sabbaths[illegible]übertreten, und weil er Gott seinen Vater genannt, [illegible] nach ihrer Auslegung sich Gott an die Seite gesetzt [illegible] Nun fähret er fort: Auf dergleichen scheinbare Vor[illegible] pflegte Jesus folgendermaßen zu erwiedern, und nun [illegible] eine Reihe von Sätzen an, deren sich Jesus zur Ver[illegible] seiner Handlungen und zum Beweise seiner Messias[illegible] zu bedienen pflegte. Wahrscheinlich waren die hier [illegible] Sätze der Inhalt mehrerer Reden, die Jesus [illegible] der Festzeit Joh. 5, 1. hielt, um den Eindruck, den [illegible] Heilung des Kranken Joh. 5, 5—14. nach seinem Wunsche [illegible] sollte, zu befördern, und die Versuche seiner Gegner [illegible], die jenen Eindruck hindern wollten. Joh. 5, 37. [illegible] unstreitig, wie der Verf. erinnert, auf Ausdrücke des [illegible] zurückgesehen. Aber Jesus will wohl nicht sagen, wie [illegible] Verf. ihn sagen läßt, daß es keine leibliche Erscheinungen [illegible] Unterredungen Gottes geben könne; sondern die Stimme [illegible] Gottes hören steht für Gott gehorsam seyn, und das [illegible]tlitz Gottes sehen für Gott wohlgefällig seyn, wie [illegible] A. T. Joh. 5, 38. versteht der Verf. unter dem Gesandten [illegible], dem die Juden nicht glaubten, den Moses. Aber nach

V. 36. 37. 43. ist wohl gewiß Jesus zu verstehen. Der V. sagt, Jesus hätte etwas noch Bestrittenes behauptet, wenn er sich selbst den Gesandten Gottes genannt hätte. Aber den Beweis hatte er ja V. 36. geführt, und nun folgert er daraus V. 37. 38.

Von der Erklärung Christi über die Verbindung zwischen dem Inhalt der Mosaischen Schriften und zwischen seiner Lehre urtheilt der Verf., so wie Eckermann in seinen theologischen Beyträgen dieselbe gezeigt hat. Jesus redet nicht von einem nexu typico sive allegorico, auch nicht von einem nexu personali; von Stellen, die auf die Person, das Leben und die Schicksale des Messias sich bezögen; sondern von einem nexu reali, pragmatico, non analytico sed synthetico. Diese Realverbindung besteht in dem Zusammenhange zwischen der Lehre Mosis und der Propheten und der Lehre Jesu; indem jene auf diese vorbereitet, und sich in diese entwickelt und aufgelöset habe. Sein persönliches Ansehen bestätige und brauche Jesus als ein Erziehungsmittel, wodurch die Menschen den für alle Zeiten fortdaurenden Werth dieses Realansehens seiner Lehre richtig schätzen und anwenden lernen möchten. Joh. 7, 16. 17. Diese Verbindung zwischen dem Inhalt der Schriften Mosis und der Lehre Jesu ist keine blos eingebildete, oder willkührlich, der Convenienz wegen, ersonnene, noch von irgend jemand nach Willkühr festzusetzende; sondern eine natürliche, auf festen Gründen beruhende, wirklich prophetische, von Gott abgezweckte Verbindung. Wer die Mosaische Religionsanstalt mit unpartheyischer Würdigung ihrer wohlthätigen Wirkungen auf die Beförderung richtiger Gotteserkenntniß und Gottesverehrung nach der Fähigkeit und dem Bedürfniß der Menschen und Zeiten, für welche sie zunächst gemacht ward, als eine göttliche Veranstaltung anerkennt; der kann nicht umhin, dieselbe für die Quelle zu erkennen, aus welcher Gottes weise Güte den lautern Strom der heilsamen Lehren Jesu ausströmen ließ.

Rg.

Vota-

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Abriß von der Forstbewirthschaftung in den Königl. Preußischen Staaten. (Ohne Druckort und Verleger.) 1791. 128 S. 8. ohne Vorbericht. 8 gr.

Der Verf. von diesen wenigen Bogen hat sich nicht genannt, sie enthalten aber ungleich mehr Interessantes und Belehrendes nicht allein für jeden Forstmann, sondern auch für jeden Staatswirth, als in vielen andern voluminensen Forstschriften zu finden ist. Auch als Beytrag zur Regierungsgeschichte Friedrichs des Einzigen sind sie ungemein schätzbar.

Der Verf. theilet diesen Abriß in drey Hauptepoken, und schildert darin den Zustand der Preußischen Forstbewirthschaftung unter der Regierung Friedrich Wilhelms des ersten, Friedrich des zweyten und Friedrich Wilhelms des zweyten. Die Erzählungen sind durch alle drey Epoken ungemein unterhaltend und lehrreich. Besonders reichhaltig an interessanten [illegible] ist die Epoke unter der Regierung Königs Friedrichs des zweyten. Der Zustand des Forstwesens in den Preußischen Staaten wird hier mit viel rühmlicher und edler Freymüthigkeit geschildert. Das Forstbewirthschaftungssystem Friedrichs des zweyten war nichts weniger als vortheilhaft für die Preußischen Forsten. Der König glaubte, daß er auf Unkosten seiner Forsten sein Land bevölkern und seine Revenüen vermehren könnte, wenn er nur, im Verhältniß der übermäßigen Abholzung, auch eben so viel Holz wieder anbauen ließe. Allein, wo die nächsten Generationes in der Zeit, daß der ausgestreute Holzsaame zu haubaren Holz heranwächset, zu ihren nothwendigen Bedürfnissen Holz hernehmen sollten, daran durfte oder wollte niemand denken. Bey allem diesen Mangel erscheinet Friedrich auch in diesem Theile der Staatswirthschaft groß, sein scharfer und richtiger Blick drang öfters in das Detail des Forstwesens, und gab den Vorstehern desselben Fingerzeige, die sie nicht benutzten, nicht ausarbeiteten, und daher wieder in Vergessenheit geriethen. Der immer mehr und mehr zunehmende Holzmangel bewog den König, die Forsten, welche ehemals durch die Kammer bewirthschaftet worden, und in übler Verfassung waren, unter die Aufsicht eines besondern

 Depar-

Departements zu stellen. Dadurch wurden zwar manchem Mißbrauche Schranken gesetzt, das eigentliche Uebel konnte aber auch nicht hiedurch gehoben werden. Denn das Etatsquantum und die Landesbedürfnisse mußten erfüllet werden, ob diese den Forsten angemessen waren, konnte man nicht wissen, da die Mittel fehlten, wonach der nachhaltige Ertrag der Forsten bestimmt werden konnte. Bey dieser Verwaltung schlichen sich manche Subtilitäten in das Preußische Forstwesen ein, das rechte Ziel würde aber verfehlet, und die nächsten Generationes konnten dadurch nicht für den ihnen drohenden Holzmangel geschützet werden, weil so wenig der Bestand der Forsten ausgemittelt, noch die Etats heruntergesetzt, noch die Landesbedürfnisse eingeschränket werden konnten. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des zweyten kam man erst diesem Ziele näher. Es wurden bessere und zweckmäßigere Forstvermessungen und Abschätzungen vorgenommen, verschiedene andere Brennmaterialien eingeführt; auch setzte der König sämmtliche Forstetats um ein Drittel herunter.

Diese würksamen Mittel können allerdings für die nächsten Generationes ungemein nützlich werden. Allein, Rec. zweifelt dem ohnerachtet, daß durch alle diese vortreflichen, wohlthätige Verfügungen und durch die dem Preußischen Staat zur hervorstechenden Ehre gereichenden Verbesserungen und Einrichtungen in dem Forstwesen auch unter der jetzigen Regierung es wird dahin gebracht werden können, die Beamten und Unterthanen auf dem platten Lande zu einer sparsamen Anwendung und Verwendung des Bau- und Brennholzes zu gewöhnen. Das Uebel ist zu alt, als daß es so geschwinde, als es nothwendig ist, ausgerottet werden könnte, und die alten übeln Gewohnheiten finden aus verschiedenen Absichten in mehreren Fällen noch jederzeit ihre Anhänger.

Von denen in so vielen Stücken getroffenen vortreflichen neuen Einrichtungen im Preußischen Forstwesen, welche, wenn sie in ihrem fernern Fortgange nicht unterbrochen werden, gewiß einmal den übrigen zum Muster dienen können, kann man sich in dieser vortreflichen und in ihrer Art einzigen Schrift, welche gewiß jedem Leser Vergnügen machen wird, überzeugen.

Ho.

Die

Die Norddeutschen Arzneypflanzen für Anfänger der Apothekerkunst, von J. Christ. Carl Schrader. Berlin, 1792. bey Mylius. 644 Seiten, gr. 8. 1 Rl. 20 gr.

Ohnerachtet es nun an botanischen Lehrbüchern nicht fehlet, so kann dennoch das gegenwärtige nach seiner Bestimmung auch noch nützlich werden. Der Verf. hat sich darin bemühet, die in Norddeutschland einheimischen Arzneypflanzen so kenntlich, und mit ähnlichen falschen so unzuverwechselnd, als möglich, zu machen.

Die Pflanzen sind in alphabetischer Ordnung aufgeführet, und bey jeder die Beschreibung mit den nöthigen Kunstwörtern und Anzeige, in welche Klasse und Ordnung nach dem Linneischen System sie gehöre, beygefüget.

Das Linneische System ist gleich im Anfange des Buchs zur Uebersicht aufgestellt; das Verzeichniß der botanischen Kunstwörter befindet sich am Ende des Buchs.

Beym Durchblättern fielen uns folgende Unrichtigkeiten auf, die einer Verbesserung bedürfen. Weil der Name des Wermuths Absinthium ist, so muß wohl S. 49 in dem mehrmals vorkommenden Worte Absinthi noch ein i fehlen. S. 94 sollte wohl statt Foeculi stehen Faecula. Der Name des Traubenkrauts S. 126 ist Botrys, nicht Botryon. S. 144 muß es heißen Cardui benedicti und S. 275 Iris nostras. Unter den vom Hollunder zu benutzenden Stücken S. 412 fehlt das roob Sambuci.

Zh.

Kriegswissenschaft.

Portefeuille zur Nachsicht bey Fouragegeschäften, enthaltend die Verhältnisse der Körnersorten gegen einander und deren Reductionen, die Berechnungen der Verhältnisse des schlesischen, sächsischen, pohlnischen und rußischen Maaßes gegen den Berliner Scheffel, nebst verschiedenen Arten des Ausmaaßes, vorzüglich aber die Berechnung aller bey

der Königl. Preussischen Armee angenommenen und approbirten Rationssätze sowohl in schweren Körnersorten, als Hafer allein, mit gleich beygefügten Reductionen der ersteren; herausgegeben von Jacob Dantziger, Calculator beym Königl. Preussischen Feldfouragedepot zu Schwedt. Berlin, bey Schöne, 1792. 112 S. gr. 8. 16 gr.

Schon der weitläuftige Titel dieses Werks zeigt seinen Inhalt hinlänglich an. Wer mit Fouragegeschäften zu thun hat, wird sich durch Anschaffung dieser sogenannten Portefeuille bey vorkommenden Fällen viel Zeit und mühsame Berechnungen ersparen können.

Af.

Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen. Ersten Bandes erstes Stück. Leipzig, 1792, bey Göschen. 9 Bogen. 8. 8 gr.

Lange schon haben wir auf die Fortsetzung dieses Journals, welches sich durch dieses Stück auf eine so vortheilhafte Art bekannt machte, geharret. Was mag wohl dieselbe aufgehalten haben? Sollte der böse Genius, der sich gegen alle Aufklärung mit möglichster Gewalt stämmt, auch hier gewaltet haben? Das thäte Rec. als einem Mitgliede des Soldatenstandes, dem er mit dem allergrößten Enthusiasmus ergeben ist, unendlich leid. Denn seine lange und genaue Bekanntschaft mit demselben überzeugt ihn, daß er anjetzt auf der Welt nichts nöthiger braucht, als gerade ein Journal, wie dieses. Das Wissenschaftliche unsers Standes ist nun genug bearbeitet, und nur große Genies, denen Gott die Gabe zu immer möglichen, neuen und wichtigen Erfindungen verliehen hat, können hier von Nutzen seyn. Allein, das Moralische desselben liegt noch ganz und gar braach, und dieses erfordert gerade ein solches Journal, wie dieses. O! mögen doch die Hindernisse, die dessen Fortsetzung bisher aufgehalten haben, bald verschwinden! das ist unser sehnlichster Wunsch. Was übrigens dieses Stück enthält, wollen wir dem Leser kürzlich darlegen. I. Ueber stehende Heere. Darin soll ihr Nutzen erwiesen werden.

Den

Den wird gewiß kein Vernünftiger bestreiten. Nein, die Frage wäre nur: Wie stark müssen sie seyn, und wie müssen sie gebildet werden? Es giebt eine Gattung Menschen, selbst in den alleruntersten Klassen, die den Krieg wirklich lieben, denen der Soldatenstand die einzige für sie angenehme Existenz giebt. Wenn die Heere nur aus diesen gebildet würden, o! dann wären sie ganz etwas anders, als sie anjetzt sind! Aber wie viel andre muß man anjetzt nicht hinein bringen, weil man sie so zahlreich macht! Da liegt das Uebel! Ob man demselben abhelfen könnte, und wie? Das sind Untersuchungen, die uns zu weit führen würden, worüber wir aber gern, bey fernerer Fortsetzung dieses Journals unsre Gedanken einst bekannt machen wollen, wenn man ihre Aufnahme der Mühe werth hielt. s) Werbungsgeschichte des Preussischen Hauptmanns Hrn. v. Weyrach. Rec. hält es für seine Pflicht, sich über diesen Artikel auszubreiten. Denn niemand fühlt tiefer als er, wie verderblich für den Dienst, und wie abscheulich an sich die vielen Ungerechtigkeiten sind, die sich Befehlshaber im Militär gegen ihre Untergebene erlauben. Eben deshalb glaubt er aber auch, dasjenige angeben zu müssen, worin man es versieht, wenn man dagegen arbeitet; damit andere dergleichen Fehler in Zukunft vermeiden mögen, und auf die Art dem Uebel um so richtiger gesteuert werde. Rec. bemerkt indeß, daß er nur nach demjenigen urtheilen kann, was er vor sich hat, und daß er die Unzulänglichkeit seiner Kenntniß hier fühlt. Er müßte unter andern viel genauer das Verhältniß kennen, worin jedes Mitglied der bey den Regimentern angestellten Werbecommission, als ein solches, gegen den Regimentschef und gegen das Kriegscollegium steht, als es ihm hier auseinander gesetzt wird; und es ist ein großer Fehler des Verf. dieses Aufsatzes, daß er dasselbe nicht völlig auseinander setzt. Doch Rec. findet überhaupt, daß er die Sache des Hrn. v. Weyrach nicht auf eine recht geschickte Art vorgestellt hat.

Einen schönen Rekruten, den man selbst mit Mühe geworben hat, an einen andern abzugeben, ist für einen Compagniechef gewiß eine sehr harte Sache, und kein Mensch kann es ihm verdenken, wenn er aus allen Kräften dagegen arbeitet. Seine Bemühungen deshalb werden sogar edel und allgemein interessant, wenn er dabey sucht, einer sich auf mehrere ausbreitenden Ungerechtigkeit Einhalt zu thun. In diesem Falle befand

[illegible]. [illegible] von dem [illegible] ganz sicher weis, daß er ein sehr rechtschaffener, braver, dem Dienst wie Leib und Seel ergebner Offizier in der Preußischen Armee war, ob er schon sein Betragen in diesem Falle nicht völlig billigen kann. Die Gründe will er anführen, und getraute sich allenfalls, sie dem eigenen Urtheil des Hrn. v. M. zu unterwerfen. [illegible] schwerste unter allen Problemen im Kriegswesen bleibt [illegible] die Fragen: Wie kann man die Unterdrückung der Untergebenen von Seiten der Obern verhüten oder bestrafen, ohne [illegible] ordination zu schaden? Wenn jemand glauben sollte, [illegible] Entscheidungen eines Tribunals in solchen Fällen leicht [illegible] so versteht er ganz und gar nichts von der Sache. [illegible] bewandten Umständen auch der Untergeordnete, wenn [illegible] sich berechtigt, oder gar verpflichtet hält, dem [illegible] Obern zu widerstehen, alle ersinnliche Bemühungen [illegible] in allen seinen Schritten die höchste Legalität zu [illegible]. Es ist Pflicht von ihm, welcher sonst das über [illegible] habende Tribunal [illegible], ihm Unrecht zu geben, als welches durchaus in solchen Fällen keine Illegalität, selbst [illegible] rechtesten Sachen, [illegible]. Durch den Spruch [illegible], der nun die Sache mit der Form vermischen muß, wird [illegible] aber nicht [illegible] Ungerechtigkeit sanctionirt, sondern [illegible] Begehung [illegible] auf alle Art [illegible] sagen es allen rechtschaffenen Männern, die sich in [illegible] glücklichen, aber wichtigen Falle befinden: sie haben [illegible] andre Parthey zu ergreifen, als fest und unbeweglich [illegible] rem Grunde stehen zu bleiben, dem Unterdrücker einen [illegible] gesetzlichen, aber ruhigen, Widerstand entgegen zu setzen, [illegible] ihn auf alle Fälle zu zwingen, seine Ungerechtigkeit so [illegible] greiflich, so himmelschreyend, als nur möglich, zu machen. Dadurch werden sie unter folgenden drey Zwecken wenigstens einen erreichen. Entweder der Ungerechte wird von seinem Vorhaben abstehen; oder, wenn die Sache dann zur [illegible] kommt, so wird ihm von seinen Befehlshabern Einhalt [illegible] hen; oder endlich, wenn der Unterdrückte auch hier seine Hoffnung scheitern sieht, und nun an das Publikum appellirt, wohin er, sobald es möglich ist, dergleichen Dinge hingelangen lassen muß, falls er nirgends Recht finden kann; so wird er einen solchen Abscheu gegen den Tyrannen, und seine [illegible] erregen, daß dadurch nicht nur dieser, sondern alle andere ihres Gleichen werden abgeschreckt werden, die Dinge ein andermal so weit kommen zu lassen. [illegible] der Unterdrückte

auf alle [illegible] die [illegible] der [illegible] vermeiden. Alles, was man Privat[illegible], oder [illegible] mit den Anschein heimlicher Practiken haben kann, ist nicht nur tief unter seiner Würde, (sie gehören für seine Gegner,) sondern auch verderblich für ihn. [illegible] jemand in so einem Fall glaubt, einen Schritt gegen [illegible] Unterdrücker unternehmen zu müssen, so muß er es [illegible] und öffentlich thun; denn da es keine illegale Sache, wie wir voraussetzen, seyn darf, so kann es jener entweder nicht verwehren, oder [illegible] sich gezwungen, eine neue Ungerechtigkeit zu begehen, [illegible] seine Sache noch schlimmer macht. Dies ist, wir sagen es noch einmal, die Linie, von der ein Untergebner, den man drücken will, nicht abgehen darf, und wir bitten alle um ihrer, und aller Untergeordneten jetziger und zukünftiger Zeiten willen, ja keine andere zu befolgen. Es ist wahrlich die einzige, auf der man das Ungeheuer der Unterdrückung zurückscheuchen kann.

[illegible] hat es nun unserer Meinung nach Hr. v. W. versehen, [illegible] wartete er nicht erst, bis der Rekrute ihm [illegible] werden sollte? Das Verfahren, ein Verhör [illegible] des Rekruten heimlich anstellen zu lassen, und, [illegible] das Kriegscollegium zu schicken, und zwar über eine noch zu erwartende, erst mögliche Ungerechtigkeit, war gewiß nicht der rechte Weg, und konnte auf keine Weise vom Kriegscollegium gebilligt werden. Wir wollen indeß einmal annehmen, dies Verfahren wäre perfect legal gewesen, und der darauf erfolgte Arrest folglich unrecht: so hatte Hr. v. Weyrach wieder Unrecht, daß er seinen Abschied forderte. Ein Befehlshaber darf einen wohl in Arrest schicken, und man muß alsdann unverweigerlich hineingehen; wenn man aber Recht hat, so läßt man sich nicht eher wieder herausschicken, bis die Sache untersucht ist. Und das ist wahrlich eine heilige Pflicht für jeden auf die Art in Arrest geschickten, weil er dadurch verhindert, daß es einem andern nicht so leicht wieder geschieht. Man wird sagen: was hätte es Hrn. v. W. geholfen, wenn ihm auch bey der Untersuchung wäre Recht gegeben worden? Es ist doch unangenehm, in einem Regimente zu dienen, wobey man eine Fehde mit dem Chef hat. — Ganz wahr! Hinderte ihn aber das Gesuch seines Rechts bis auf den Grund, hernach dennoch seinen Abschied zu nehmen? Im geringsten nicht. — Also bleibt es ausgemacht, im Verfahren des Hrn. v. W. ist etwas nicht recht gewesen, oder er hat

Unrecht

Unrecht gehabt, seine Gegner nicht bis aufs Aeusserste zu treiben, und einen völlig ungerechten gerichtlichen Spruch aus ihnen heraus zu trotzen.

Hiemit will Rec. dem Hrn. v. W., den er sehr schätzt, gar nicht zu nahe treten; ja nicht einmal ihn tadeln. Denn, wer ist der Mann, der in einer solchen Sache, wo alle Gefühle des Offiziers und des Menschen in äusserster Bewegung sind, nicht einmal einen falschen Schritt thäte! der muß wahrlich ein großer Stoiker seyn, der sich dagegen für gesichert hält. Allein, freylich ein solcher falscher übereilter Schritt kann in solchen Umständen die allerbeste Sache verderben. Ein Umstand wird bey dem Unpartheyischen dem Hrn. v. W. immer theils große Ehre machen, theils zur höchsten Entschuldigung dienen, und mich wundert, daß der Erzähler diesen Punkt nicht in ein besseres Licht setzt. Er besteht darin, daß der Rekrut, der ein ausgetretener Cantonist war, sich unter keiner andern Bedingung wollte annehmen lassen, als wenn er bey des Hrn. v. W. Compagnie käme und bliebe, und das hatte ihm dieser versprochen. Angenommen also, der Hr. v. W. habe in dem Schritte mit dem Verhöre das einzige Mittel gesehen, dem Burschen sein deßfalls gegebnes Wort zu halten, so dient das sehr zur Entschuldigung der Unregelmäßigkeit dieses Verhörs; ja, das Verfahren wird sogar edel, indem er alsdenn seinen eigenen Vortheil den Ansprüchen dieses Menschen, der ihm zu Liebe seine Freyheit aufgeopfert hatte, nachsetzte. Um zu versuchen, ob er diesem nicht zu seinem Rechte verhelfen könnte, hätte er es gewagt, sich aus dem Seinigen herauszubegeben. Denn, daß der Herr Regimentschef nach geschehener Sache etwa einen Verweis bekommen, und dann den Rekruten doch behalten hätte, damit wäre dem armen Teufel wenig geholfen gewesen. Daß Hr. v. W. aber in einem Regimente nicht weiter dienen wollte, wo man es ihm unmöglich machte, sein einem gemeinen Soldaten gegebnes Wort zu halten, und also seinen Abschied aus Unwillen nahm, kann ihm kein Mensch verargen. Doch genug von einer Sache, die des Rec. Blut in eine unangenehme Wallung setzt, wenn er daran denkt. Er bittet noch schlüßlich alle rechtschaffene Kameraden, ihre Kräfte gegen jeden ungerechten Druck im Militär aufzubieten, und nur immer die hier angegebenen sichern Regeln dabey zu beobachten. Wo sie ihn aber weder verhüten, noch den Schuldigen zur gehörigen Ahndung bringen

können;

können, dann müssen sie laut ans Publikum appelliren; das ist das rechte Mittel. Publicität ist der einzige mögliche Kappzaum für übermüthige Mächtige. Anbey werden alle einsichtsvolle Officiere wohl thun, reiflich die Mittel zu überlegen, wie man Subordination erhalten und ungerechten Druck im Militar verhüten kann, und ihre Gedanken hierüber öffentlich bekannt zu machen. Das ist eine schwere, eine wichtige und noch gar nicht erörterte Materie. 3) **Ueber die Veredlung des Soldatenstandes. Erstes Fragment. Vom Herrn v. Diericke, Major des v. Wildauschen Regiments.** Wahrheiten, gut gesagt. Da sie aus dem Munde eines Soldaten kommen, müssen sie Eindruck machen; und wir wünschen daher die Fortsetzung. 4) **Umriß des Charakters und der Lebensgeschichte des Preußischen Generals der Cavallerie, Herrn v. Seydlitz.** Ein vortreflicher Aufsatz in allem Betracht, dessen hier versprochenen Schluß wir mit Sehnsucht erwarten. 5) **Vergleichung zwischen dem Priester- und Soldatenstande.** Aus Hume's Essays and Treat. Wird dem Priesterstande nicht gefallen. 6) **Anzeigen.** Darin wird Nachricht gegeben: 1) Von zwey Königl. Preuß. Verordnungen über die Beleidigungen, die Personen vom Militär- und Civilstande einander zufügen dürften. 2) Von dem Buche: Schilderung der französischen Generals. 3) Von dem militärischen Sophron an seine jungen unerfahrnen Kameraden. Die kurzen, diesen Anzeigen beygefügten Urtheile sind sehr richtig, und zeugen von wahren Einsichten. Zumal stimmt Rec. sehr in dasjenige über den Sophron ein, wenn hier gesagt wird: es wäre zu wünschen, junge Offiziere machten es zu ihrem würklichen Handbuche, und die Generale und Stabsoffiziere gäben es schon den Fahnjunkern in die Hände. 7) **Nachrichten.** Endlich eine Nachschrift an den medicinischen Ritter in Hannover, der dies Journal getadelt hatte, noch ehe er es sah; sie ist sehr treffend. Nochmals bitten wir um die Fortsetzung dieser nützlichen Zeitschrift.

V.

Schöne Wissenschaften.

Papiere aus Henos Nachlaß. Herausgegeben von seinem Vetter. Züllichau, in der Frommanschen Buchhandlung, 1792. 217 S. 8. 20 gr.

Es giebt in dem Leben eines Mannes von Geist und Witz immer einzelne Stunden, in welchen er am Gängelbande der muthwilligen Laune oder des grämlichen Spleens mit irgend einer der neun Schwestern der Liebe zu pflegen, mehr als in einer andern Stunde aufgelegt ist. Die in solchen Stunden erzeugten Kinder der Liebe sind zwar nicht immer große bausbackige Jungen, aber sie pflegen wohl durch eine glückliche gefällige Physiognomie, durch Zartheit und Naivetät sich zu empfehlen, und dann verdienen sie, dem gemeinen Verderben entrissen, in besondere Pflege genommen, und zu seiner Zeit, wenn sie gehörig gebildet sind, dem Publikum vorgeführt und empfohlen zu werden. Aber daraus folgt nicht, daß jedes Geistesexcrement eines witzigen Kopfes ein solches Geschöpf sey und eine solche Behandlung verdiene. Man giebt zwar manches dafür aus, aber die Gesichtsbildung und der ganze Habitus beweisen, daß es gemeiniglich aus Ehstandspflicht, aus Noth oder Langerweile, wohl gar mit Widerwillen erzeugte Kinder sind, denen man das Nothgedrungene auf den ersten Blick ansieht. Mit solchen Geisteskindern sollte man weniger Umstände machen; sie mögen, so gut sie können, sich durch die Welt helfen, aber sie lassen sich nicht als Genieprodukte aufführen.

In den Papieren aus Henos Nachlaß hoffte Rec. Kinder jener glücklichen Stunden, wo der Verf. mit den Musen schwelgte, zu finden; er ist aber in seiner Hoffnung größtentheils betrogen worden. Das 1te und 2te Stück: Meine Ehstandsplagen und das Ideal, haben einige hervorstechende und überraschende Stellen, einen guten Erzählungston und im Ganzen etwas Gefälliges und Interessantes, welches zum Theil mit von den im hellen Colorit entworfenen Gemälden herrührt. Die übrigen Aufsätze, den achten (Gespräch zwischen vier Wänden und vier Augen) etwa ausgenommen, haben ungleich wenigern Werth. Der neunte Aufsatz: Die Pfarrerin von Schlauberg. Ein komisches Heldengedicht in Prosa, könnte ein interessantes Familiengemälde geworden seyn.

seyn, aber der gebrauchte Ton, der offenbar dem Verf. gar nicht eigen ist, und ihm so wenig kleidet, als ein geliehener Rock und das Unnatürliche der poetischen Prose oder prosaischen Poesie verdirbt alles. Der zehnte Aufsatz: Monimus, der Hund, ist noch lange nicht im Lucianischen Styl, wie doch wohl die Absicht war. Endlich gar Nr. 11. Die Odyssee. Erster Gesang, travestirt. — Das fehlte noch. An Blumauers Aeneis hatte man doch Witz, launichte Wendungen und gute Versification zu loben, aber diese Odyssee ist unter aller Kritik. Blumauer! Blumauer! Die Sünden aller deiner unverständigen Nachahmer lasten schwer auf dir. Ohne eine travestirte Aeneis gäbe es keinen travestirten Ovid, keinen travestirten Homer, und dabey hätten wir sicher nichts verlohren. — Der typographische Luxus, womit diese Papiere gedruckt sind, veranlaßt die Leser zu größern Erwartungen, als hernach befriedigt werden.

Auch die Sprache des Verf. ist nicht die reinste, man stößt zu oft auf Provinzialismen; z. B. er wandte sich zur Stube hinaus. Soll dies das Imperfect von winden oder von wenden seyn? In beyden Fällen steht es falsch. Im ersten Fall müßte es heißen: er wand, d. h. er drehete sich zur Stube hinaus; und wer windet oder drehet sich wohl zur Stube hinaus? Im zweyten Fall ist's gegen den Sinn; denn sich zur Stube hinaus wenden kann nicht so viel bedeuten, als: fort oder weggehen; und nach dem Zusammenhang müßte es hier so viel heißen. — Sie hatte in meinen Spind ein Päkchen prakticiren lassen, in welchem 1000 Gulden. — Ich kann Ihnen nichts verlassen (hinterlassen). Gemeinhin (gemeiniglich.) Ehebin (sonst oder vorhin). Die Küchel, soll wohl die Küche seyn — Proſt (Proſit) die Mahlzeit. — Dein Kopf hat sich mit deinem Herzen verzürnt, u. a. m.

Th.

Epigrammatum Libri IV. Authore *Paulo Beniamino Nasgot.* Constantiae, typis Wagner. 1792. 1 Alph. 8.

Der müßte eine starke Portion Geduld und übrige Zeit haben, der eine Anzahl von anderthalbtausend Sinngedichten — denn so viele mögen es wohl seyn — durchlesen könnte, zumal wenn

sie, wie diese, dem größten Theile nach ohne Witz und sinnreiche Erfindung sind, und blos etwa noch das Verdienst einer fehlerfreyen Prosodie haben. Der pseudonyme Verfasser ist sehr fruchtbar, alltägliche Gedanken über alltägliche Gegenstände in Verse einzukleiden, die nicht viel mehr Poetisches haben, als das Metrum. Statt ächten Salzes müssen wir uns oft mit Wortspielen abspeisen lassen; selten entwischt ihm ein erträglicher Einfall. Unter die letztern gehört etwa folgendes, das wir nach sorgfältigem Suchen gefunden haben:

Vinum aqua dilutum.

Efficitur peius, si lympha misceo, vinum:
Efficior, si non misceo, peior ego.

Beyspiele anderer Art sind weit leichter zu finden, wir verschonen aber unsere Leser damit. Das erste Buch ist überschrieben: de imperatoribus Romanis; das zweyte: moralia; das dritte: miscellanea; das vierte endlich: de Christo et Sanctis. Wir wollen diese Arbeit katholischen Schulen überlassen, aus denen sie wahrscheinlich entsprungen, und für welche sie in den Druck gegeben worden ist. Der Verf. heißt Sonntag.

Romane.

Miß Louise Fox, oder Reise einer jungen Engländerin durch einige Gegenden von Deutschland. Leipzig, bey Weygand. 1792. 21 Bogen. 8. 21 gr.

Ein Engländer, der in seinen Vermögensumständen zurückgekommen ist, findet es nöthig, eine Reise ausser Landes zu machen. Seine Tochter entschließt sich, ihn zu begleiten, und von diesem heroischen Entschlusse wird gewaltig viel Lärm gemacht; als wenn ein junges Mädchen so ungern reiste! Sie fahren durch Holland, und von da nach Deutschland, besuchen aber keine andere Städte, als Osnabrück, Celle und Hannover. Louise hinterläßt einen Bräutigam, der jedoch verspricht, ihr nach Hannover zu folgen. Es hat aber ein reicher, ausschweifender Mensch Plane auf sie, und dieser läßt den Bräutigam mörderischer Weise anfallen, und ihm viel Wunden beybringen.

Diese [illegible] Nachricht kömmt denn endlich nach Hannover, zugleich aber auch die tröstliche, daß der Geliebte, durch Hülfe [illegible]ärzte, gerettet ist. Nun reisen Vater und Tochter wieder nach England zurück. Sobald der Bräutigam vollkommen hergestellt ist, wird die Hochzeit gefeyert, jener Bösewicht aber [illegible], voll Reue. Das ist der ärmliche Stoff, den der Verf. durch die Reisebeschreibung zu dehnen [illegible]. Ueber Holland, wo er besser Bescheid zu wissen scheint, [illegible] viel gesagt; über Deutschland, worüber uns der Titel [des] Buchs hauptsächlich Nachrichten verspricht, sehr wenig, [und] dies Wenige ist zum Theil unrichtig. In einem Nonnen[kloster] in Osnabrück setzt man Louisen zum Nachtische köstliches Gefrohrnes vor. Der Prinz Carl von Meklenburg commandirt in Hannover die Parade, und trägt das englische [illegible] Band. In Herrnhausen wird das Cabinet gezeigt, wo [illegible] der Andre Tabak rauchte. In Hannover gehen we[nige] zu Fuße, und die Straßen sind immer leer. Zwi[schen dieser] Stadt und Celle sind die Gegenden schön. Das [illegible] in Celle ist ein prächtiges Gebäude, u. dgl. m. Der [illegible] schafft sich auch neue Wörter, z. B. Ammeublissent statt [illegible]blement.

Eg.

Das Burggespenst, eine Geschichte der Vorzeit, von F. K. L. M—n. Weissenfels und Leipzig, bey Severin, 1793. 144 Seiten. 8. 9 gr.

Es sehr gespensterhaft, daß an verbranntem Gehirn kranke Leser, und ihre Zahl scheint nicht klein, hier reichlich Nahrung antreffen werden. Nicht genug, daß der Verf. ganze Schaaren von Geistern und abgeschiedenen Seelen auftreten läßt; auch wirklich noch lebende Geschöpfe läßt er mitten unter ihnen ihr Wesen treiben, und was aus einer so widersinnischen Gesellschaft für tolles Zeug entstehen müsse, kann man sich vorstellen! Das Ganze ist in die noch immer beliebte Form eines Ritterromans gegossen, und übrigens das alltäglichste Machwerk von der Welt. Auch ihm sind einige Dutzend nicht ohne Grund veralteter Wörter und Provinzialismen eingeflickt, deren Sinn kein Mensch errathen würde, wenn sie unter dem Text nicht erklärt stünden. Dergleichen saubre Glossarien scheinen für unsre Romanschmiede ein neues Erwerbmittel gewor-

geworden zu seyn) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seligen Stoten nicht ausfüllen! — Auch mit [illegible] [illegible] Erzähler sein abentheuerliches Geschmack ausstaffirt. [illegible] sollen es Romanzen, bald Erzählungen einer [illegible] [illegible] schaft seyn. Zugestanden aber sind solche von der [illegible] man ihm Dank dafür wissen muß, nicht seinen ganzen [illegible] versificirt zu haben.

Kurz übrigens ist das Werkchen, und diese Kürze [illegible] tig seine vortheilhafteste Seite. Daß unser Verf. es [illegible] fühlt, beweiset folgende Stelle: „Noch manches schöne [illegible] würde ich ausfüllen können mit Ebentheuern, [illegible] und Gezwerg. Doch da ich nichts Neues und [illegible] darunter fand, das sich der Mühe lohnte, detaillirt zu [illegible] (was für Tavtologie und Sprachmengerey!) so übergeh ich es, und rücke nur einige Briefe ein, welche zwar winzige [illegible] nen (!!) enthalten, die man aber doch allenfalls interes[illegible] (eine wahre contradictio in adiecto) nennen, und an [illegible] Faden der Geschichte anknüpfen kann." — Was [illegible] Leser zu einer solchen Aeusserung, und das mitten im [illegible] selbst? Wenn andre Schriftsteller so ehrlich nicht sind, auf [illegible] halben Wege dergleichen Geständnisse abzulegen, so bleibt es deshalb nicht weniger ausgemacht, daß ihr Fall gerade der nämliche ist, und daß heut zu Tage unter hundert Romanschreibern es keine drey giebt, die, wenn sie bis zum [illegible] Bogen fortgerückt sind, nur im geringsten wissen, womit sie den zwölften u. s. w. vollsudeln werden.

Rudolf von [illegible], eine Sage aus der Vorzeit, von M. Ebendaselbst, 1793. 96 S. 8. 6 gr.

Offenbar aus derselben Fabrik, die, um ihre Waare desto geschwinder an den Mann zu bringen, solche unter allerhand Rubriken losschlägt. Ueberall die nämliche Behandlung und ungezähmter Einbildungskraft, so wie eben der Kitzel, mit längst aus dem Umlauf gekommenen Wörtern um sich zu werfen; und das ohne die mindeste Rücksicht, ob durch diese veränderte Nomenclatur Gefühl und Darstellung gewinnen, oder nicht! Ein Glück, daß dieser allzeit fertige Romanenschreiber sich nur selten mit Inversionen abgiebt, und also an der armen, von Tag zu Tage mehr mißhandelten Sprache sich nicht noch ärger versündiget. Allein, auch ohne Inversion bleibt sein Styl

sind lauter [illegible] und [illegible]. Von Anlegung eines Plans und von Menschenkenntniß weiß der gelehrte Mann schlechterdings nichts; denn sehr oft steht die andere Hälfte seiner so betitelten Sagen mit der ersten in völligem Widerspruche. Allein, so etwas ist gerade, was unsern Schöngeistlichen am besten behagt: je bunter, desto besser! Zusammenstoppeln, mit einem Worte, bleibt die Losung des Tages. — Auch an Versen gebricht es dieser kleinen Erzählung nicht, und vermuthlich wird es dem Verf. in seinen uns noch bevorstehenden Mährchen und Werkleins nie daran fehlen: aus dem ganz natürlichen Grunde, weil seine Reime ihm eben so wenig [illegible] machen, als seine Prose! Ky.

Erziehungsschriften.

Moralischer Unterricht in Sprüchwörtern, durch Beyspiele und Erzählungen erläutert für die Jugend, von Sylvester Jakob Ramann, Collaborator des evangel. Ministerii und Conrector zu Erfurt. Drittes Bändchen. Erfurt, 1792. bey Keyser. 12½ Bogen. 8. 8 gr.

Sprüchwörter im engern Verstande oder sittliche und im gemeinen Leben geläufig gewordene Maximen sind kein zu verwerfendes Vehikel, eine gewisse Lebensweisheit unter die gemeinen Stände und unter die Jugend einzuführen. Bey den letztern erleichtern sie das Festhalten eines guten Rathes. Und deswegen kann man diese Bändchen der Jugend und dem Layen als eine unterhaltende und nützliche Lectüre wohl empfehlen. Fünf und dreyßig Sprüchwörter sind hier als Text mit einem Commentar begleitet, der durch ein wahres oder erdichtetes Beyspiel den Sinn bestimmt, und das Nützliche der Regel durch den Erfahrungsbeweis einschärft. Nur die ewige Einkleidung in Gespräche zwischen Vater und Lehrer und Kindern, die zu manchem müßigen Wortwechsel Anlaß giebt, nutzt sich, wie mich dünkt, nach gerade zu sehr ab. Ein anders ist mündliche, ein anders schriftliche Unterhaltung. Der Sinn des Sprüchwortes: „Wer alle Dinge verfechten will, muß nie ein Schwerdt einstecken," könnte besser entwickelt seyn. Einmal fand Rec. frug statt fragte, welches provinzial und nicht rein deutsch

deutsch ist, worauf man doch in solchen Schriften sehen darf. Auch sollten Schriften für Kinder nicht auf solch elendes Papier gedruckt seyn.

Mfg.

Ueber die höchstnöthige Verbesserung der Dorfschulen. Ein freymüthiges Wort zur Beherzigung für alle diejenigen, die etwas zur Verbesserung dieser Schulen beytragen wollen und dürfen. Leipzig, bey Göschen, 1792. 96 Seiten. 8. 6 gr.

Der edle, gutdenkende Verfasser dieser Schrift redet zwar eigentlich nur von den Chursächsischen Landschulen, indessen gilt das, was er darin klagt und wünscht, von sehr vielen Landschulen in andern deutschen Staaten. Es ist in der That ein trauriges Gemälde, das er von der schlechten Beschaffenheit der Landschulen seines Vaterlandes darstellt, ob er gleich mit vielem Beyfall der darüber ergangenen Verordnungen gedenkt, und gesteht, daß hie und da schon manches darnach geändert und verbessert worden: so kann er doch nicht umhin, zu behaupten, daß im Ganzen noch viel zu wenig geschehen sey. Er untersucht die Ursachen davon, die größtentheils im Mangel guter Anstalten zur Erziehung tüchtiger Landschullehrer und in den armseligen Gehalten der Landschuldienste, aber auch in der Nachläßigkeit einiger Landprediger und Vorsteher bestehen; stellt den Schaden eines vernachläßigten und den großen Seegen eines verbesserten und zweckmäßig eingerichteten Landschulwesens für die Menschheit und den Staat sehr lebhaft dar; zeigt die Mittel zur Verbesserung an, und schließt mit eben so gutgemeinten als kräftigen Ermunterungen an alle, die die Sache angehet, sich der Verbesserung mit Nachdruck und anhaltendem Eifer anzunehmen. Es ist zu wünschen, daß die patriotische Absicht des Verf. erkannt, mit Dank angenommen und befolgt werde.

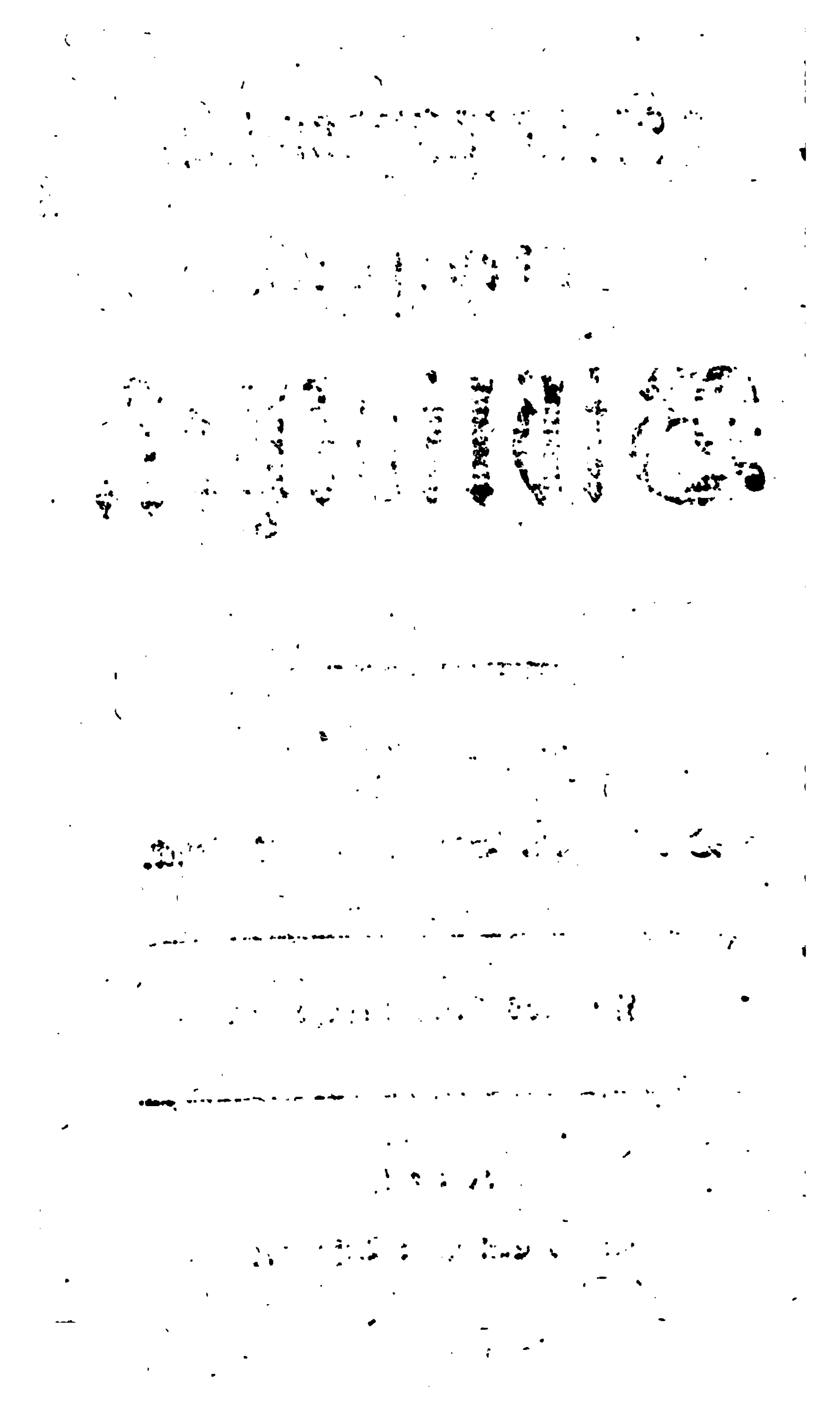
Aud.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des zweyten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis achtes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des zweyten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

VI. Theater.

VII. Bildende Künste.

VIII. Romane.

IX. Weltweisheit.

X. Mathematik.

XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

XII. Chemie und Mineralogie.

XIII. Haushaltungswissenschaft.

XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XVI. Gelehrtengeschichte.

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVIII. Erziehungsschriften.

XIX. Kriegswissenschaft.

XX. Vermischte Schriften.

Erdbe

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Ludewig Wilhelm Gilberts Handbuch für Reisende durch Deutschland; enthaltend 1) Regeln für Reisende; 2) einen topographisch - statistischen Abriß von Deutschland; 3) eine ausführliche Darstellung des deutschen Münzwesens; 4) eine Darstellung des deutschen Postwesens, und 5) vollständige tabellarische Post - und Reiserouten von jeder grössern Stadt Deutschlands zu allen übrigen. Erster Theil, welcher das erste Kapitel und als Anfang des zweyten die Oesterreichischen und Preußischen Besitzungen in Deutschland enthält. Nebst einer Postkarte von Deutschland. Leipzig, im Schwickertschen Verlage 1791. 1 Alph. 19½ Bog. 8.

Zweyter Theil, welcher als Fortsetzung des zweyten Kapitels die Pfalzbayerschen und die Chursächsischen Staaten enthält. Ebendaselbst. 1794. 2 Alphabet 11 Bogen in gr. 8. 4 Rthlr. 6 gr.

Welch ein Handbuch wird einmal dies wieder werden? fragten wir uns beym Anblick dieser zwey dicken Bände, worinn noch nicht einmal das zweyte auf dem Titel erwähnte Kapitel geendiget ist, und denen wahrscheinlich noch zwey solche Bände folgen werden. Noch dazu für Reisende, die sich nicht mit vielen Büchern schleppen können! Der Verf., von dem uns übrigens weiter nichts bekannt ist, als daß er zu Halle im Magdeburgischen lebt, tröstete uns zwar darüber in seiner Vorrede, und meynt, wer Vermögen genug besitze, in eine so kostbare Schule, als das Reisen, zu gehen, werde sich auch durch einige Dukaten nicht abhalten lassen, gleichmäßig

theure Schulbücher zu kaufen. Giebt es denn nicht aber auch viele Personen, die nicht viel aufwenden können, und doch reisen? Giebt es nicht solche, die schon für einige auf das Schulbuch zu wendende Dukaten verschiedene Meilen weit reisen können? Und was sollen vollends die armen Paßgänger, die à la Marquis de St. Albin heut zu Tage so häufig und oft weit umher wandern, damit machen? die nicht immer aus Dürftigkeit, sondern aus Laune oder in gewissen Absichten Wägen, Pferde und Postillions ersparen? Sollen diese ihre Ranzen, statt nöthigerer Bedürfnisse, mit einem Werke belästigen, daß vielleicht die ganze Ranze oder wenigstens den grösten Theil derselben füllet? Solchen genüget ein, im eigentlichen Verstande dieses Worts abgefaßtes Handbuch, oder vielmehr ein Handbüchlein, ein Taschenbüchlein, wie Hr. G. Anfangs auszuarbeiten Willens war. Gar füglich hätte er ein wirkliches Handbuch erzeugen können, wenn er bey manchen Materien minder umständlich gewesen wäre, wenn er Sachen, die eigentlich nicht hinein gehören, weggelassen hätte. Statistische Disquisitionen, wie er sie giebt — so gründlich und nützlich sie auch übrigens sind — gehören nicht in ein solches Buch, sondern nur reine Resultate. Er fühlte dies selbst hie und da, und macht deshalb Entschuldigungen; z. B. im ersten Theile S. 42, wo es heißt: „Die in gegenwärtigem Kapitel enthaltenen statistischen Artikel sind mehrentheils so ausführlich gerathen, daß sie auf den ersten Anblick fast zweckwidrig scheinen sollten. Allein für wen ist wohl die Statistik anziehender und wichtiger, als für einen Reisenden, der sich von ihren Thatsachen selbst durch Anschauen überzeugen, sie so leicht erläutern oder berichtigen, und ohne sie eine Menge wichtiger Erfahrungen nicht machen kann?“ (Ganz richtig! Wir haben aber immer geglaubt, derjenige, der mit Nutzen reisen wolle, müsse vorher Statistik studiren, müsse sich schon auf der Universität im Ganzen mit ihr bekannt gemacht, und vor der anzutretenden Reise, durch dienliche Hülfsmittel, die Beschaffenheit des Landes, das er bereisen will, genauer studirt und sich das, worauf ihn schriftliche Nachrichten aufmerksam machen und woran ihm vorzüglich gelegen ist, notirt haben, um dergleichen Dinge selbst besehen und untersuchen zu können): „Ueberdem ist in der Statistik unsers Vaterlandes noch so wenig gethan, daß ich mir durch eine ausführliche Behandlung einiger ihrer wichtigsten Materien kein kleines Verdienst zu erwerben hoffte.“ Allerdings hat sich der Verf. ein sol-

ches

ches Verdienst erworben, wie wir in der Folge zeigen werden. Sed nunc non erat his locus! In ein Handbuch für Liebhaber der deutschen Statistik, wie er gleich hernach sein Werk auch benennen zu dürfen glaubt, gehören solche ausführliche Darstellungen; aber nicht in ein Handbuch für Reisende, wo alles nett und concentrirt angemerkt werden muß. Ein Handbuch für Reisende durch Deutschland soll es seyn: und doch versteigt sich Herr G. auch in andere Länder; z. B. bey Oestreich in die Provinzen, die zwar zu dieser Monarchie gehören, aber ausser Deutschland liegen. Zwar geschieht dies nur kurz: aber scharf genommen, ist es doch auch nicht huius loci. Vielen Raum nehmen auch manche, für ein solches Buch zu weitläufige Beschreibungen gewisser Sehenswürdigkeiten ein. Belege hierzu erscheinen fast in allen Bogen. Im 2ten Theil (S. 618 — 633.) verbraucht der Verf. beynahe einen ganzen Bogen zur Vorstellung der Bornischen Amalgamationsmethode. Wer kann dies billigen? Auch das Bischen Geschichte, das vor jedem Staate befindlich ist, gehört nicht in ein solches Handbuch.

Da nun aber doch das Werk, so weit es vor uns liegt, viele schätzbare Eigenschaften an sich trägt, und in mancher Rücksicht ungemein brauchbar ist, wie aus dem Folgenden erhellen wird; so wollen wir es, mit Erlaubniß seines Urhebers, Handbuch für reiche und bequeme, mit Kutschen und Pferden fahrende Reisende taufen. Diese werden Raum genug in ihren Fuhrwerken dazu haben, und sich wohl dabey befinden, weil ihnen bey dem Besitz dieses Werks wenig zu wünschen übrig bleiben wird. Denn im ersten Kapitel (S. 1-34) finden sie Erinnerungen über ihre Reisebedürfnisse, Gesundheits- und Vorsichtsregeln und einen ungefähren Ueberschlag der Reisekosten. S. 4 und ff. ist die Verschiedenheit der Wagenspuren in den meisten deutschen Ländern nach rheinländischem Fuß, nach einem alphabetischen Verzeichniß, angegeben. Aber auch dabey geht der Verf. über seinen Plan hinaus, indem er auch Maaße der Wagenspur von Ländern, die nicht zu Deutschland gehören, anführt.

Das 2te Kapitel, das wieder in Kapitel — wir würden es Abschnitte genennt haben — abgetheilt ist, muß seiner Natur nach das weitläufigste seyn, weil es einen geographisch-statistischen Abriß oder eine Reisegeographie von

Deutschland liefern soll; und dies ist es eben, von dem wir sagten, daß es zwar dem Verf. viele Mühe gekostet, daß er es aber auch zu weitläufig ausgearbeitet und mit zwar nützlichen, aber planwidrigen Auswüchsen überladen habe. Wir wollen ihm auf sein Wort glauben, daß er diesen Theil seines Werks durchgehends zweymal ausgearbeitet, daß er sogar einen Theil der preussischen und die pfalzbayrischen Staaten zweymal völlig umgearbeitet habe: aber es befremdet uns doch, daß er bey diesem Aus- und Umarbeiten so manche Wiederholungen zu Schulden kommen ließ: z. B. im ersten Theil S. 9 und 26 wird zweymal angerathen, auf Reisen eine Bettdecke und Kissenzüge von Hirschleder mit zu nehmen. S. 307, 308 und 313 wird nicht weniger, als dreymal, gesagt, daß sich die Studentenzahl zu Halle im Jahr 1790 auf 1150 belaufen habe u. s. w.

Aus guten Gründen glaubt Hr. Gilbert, man müsse in einer lediglich für Reisende entworfenen Geographie die kleinern Oerter — wo nämlich Sehenswürdigkeiten sind, eben so ausführlich, ja verhältnißmäßig noch viel ausführlicher, als die grössern Städte behandeln. Stets seinem Zwecke getreu, sein Werk für Reisende wirklich nützlich zu machen, habe er bey grössern Städten alle Merkwürdigkeiten mit Stillschweigen übergangen, aber desto ausführlicher die topographischen Werke aufgeführt, aus denen Fremde sich über sie belehren können. Bey Berlin hat er Wort gehalten, indem er sich nur auf die vortreffliche Nicolaische Topographie bezieht und ihren Inhalt kurz angiebt. Hingegen bey Wien legt er ein Register von Sehenswürdigkeiten vor, daß von S. 58 bis 65 reichet. Bey München zählt er 7 Seiten voll Sehenswürdigkeiten auf, und bey Dresden gar 12 Seiten. Heißt das wohl alle Merkwürdigkeiten mit Stillschweigen übergehen und seinem Zwecke treu bleiben? Doch so eben sehen wir noch unter dem zahlreichen Verzeichniß der Druckfehler, Verbesserungen und Zusätze, daß Herr G. hierinn seinen Vorsatz geändert hat. Hieraus und aus andern Umständen erhellet, daß er sich gleich anfangs keinen festen Plan vorgezeichnet, daß er ihn sogar noch während des Druckes bald so, bald so, gefaßt habe.

Die besten Wirthshäuser in jeder Stadt anzuführen, war Herr G. sehr beflissen. Nur Schade, daß sich hierinn alle Jahre so viel ändert! Die Aushängeschilde bleiben zwar, wie

wohl

wohl auch nicht immer: aber die Besitzer oder das In
Wirthschaft ist häufigen Veränderungen unterworf
Reisende, die dergleichen Emfehlungen folgen, finde
stark getäuscht. So z. B. weiß der Rec., daß viele
Gasthöfe, die Herr Nicolai in seiner Reisebeschreib
rühmt, besucht, aber ganz anders befunden und dar
lärmt haben. Herr Nicolai war freylich ausser Schu
dieser oder jener Gasthof damals, als er reisete, vor
nachher aber in Verfall gerathen war. Man thut b
ser, wenn man sich noch vor der Ankunft in einer Sta
nächst vorher liegenden nach den besten Gasthöfen erk
nicht bey Wirthen, nicht bey Postillionen, sondern be
theyischen Leuten.

Der Verf. fand für gut, seiner Reisegeographie
der Büschingischen Erdbeschreibung ganz verschiedene
zu geben. Büsching nämlich handelt die Geograph
Deutschland nach Kreisen ab: er aber stellt alle Pr
die einem und demselben Reichsstande gehören, zusamm
ne sich um die Kreisverfassung zu bekümmern. Es
dieselbe Darstellungsart, wie sie Herr Normann in
bekannten Werk befolget und wie unser Verf. erst nach
er schon seinen Plan entworfen hatte, fand. Der
stark gebrauchten Fabrischen Geographie für alle St
theilt er das ihr gebührende Lob. Möchte sie doch b
lendet werden.

Wir wollen nun einen Theil unsrer Bemerkung
einzelne Stellen der Reisegeographie vortragen. F
Erzherzogthum Oestreich oder für das Land unter un
Ens (welches zusammen S. 48 ganz irrig Niederöstr
nennt wird), nimmt der Verf. im J. 1790 — welch
Normaljahr ist — an: 1 Mill. 917,200 Seelen.
de Luca (nicht de Lucca, wie Hr. G. hier und da s
setzt im ersten Band seines geographischen Handbuches v
östreichischen Staate S. 38. 1 Mill. 870,000 an.
neuere 1790 erschienene Buch des östreichischen Sta
scheint Herr G. nicht benutzt zu haben. Bey der Sc
der östreichischen Menschenzahl für das Jahr 1790
auch nicht auf den Türkenkrieg, der so viele Tausend
Rücksicht genommen worden zu seyn. — S. 48 wer
die Stadt Triest und deren Gebiet im Jahr 1790 :
Seelen gerechnet. Hr. de Luca sagt am angef. Ort B

 E

S. 112, im J. 1789 sey die Zahl auf 22,000 gestiegen. — S. 49 hat der Verf. ganz Recht, wenn er die Seelenzahl von 96,000, die man gewöhnlich auf die vorarlbergischen Herrschaften rechnet, für übertrieben erklärt; denn im Jahr 1777 wurden dort gezählt: 69,234. Vielleicht ist die Zahl 96,000 aus einem Druckfehler entstanden, der sich hernach, als Factum, weiter fortgepflanzt hat. — Die Hofbibliothek zu Wien steht nicht blos unter der Aufsicht des bekannten Dichters Denis, wie sich Herr G. S. 59 ausdrückt, (denn Herr D. ist auch ein eben so bekannter Litterator); sondern es sind der Aufseher mehrere. Hr. D. ist nicht einmal Oberaufseher oder Präses, sondern der Baron von Swieten. Es sind auch in jener herrlichen Bibliothek nicht 200,000, sondern 100,000 gedruckte Bücher. Die Zahl der Handschriften hat schon Hr. Nicolai (in seiner Reisebeschreibung Bd. 4. Seite 814.) von 12000 auf 8000 herabgesetzt. — Unter die Schreibfehler des Verf. gehört, daß er S. 59 und anderwärts Autbomaten statt Automaten schreibt; so wie Abtbey, Musäum, Lycäum statt Abbtey, Museum, Lyceum. S. 59 ist auch statt 2200 antike Münzen zu lesen: 22000. — Von dem S. 92 angeführten Kindermannischen Buche über Steyermark erschien bereits die dritte Auflage 1787. — Bey Triest S. 122 hätte leicht eine neuere Angabe der dortigen Schiffahrt mitgetheilt werden können, als diejenige von 1780, die noch dazu wegen des damaligen Seekrieges eine Ausnahme von der gewöhnlichen Schiffahrt machte. — Den Flächeninhalt Böhmens bestimmt Hr. G. muthmaßlich auf 902 Quadratmeilen (S. 168). Diese Angabe ist freylich von allen bisherigen, besonders von der gewöhnlichen (961 Quadratm.) sehr verschieden: sie gründet sich aber auf die im Jahr 1787 vollendete Messung des Königreichs, welcher zu Folge dasselbe 7 Mill. 783,660 Joch und 738 Klafter Wiener Maas enthielt. Da nun ein Joch 4'04½ rheinländ. QRuthen enthält; so gehn 9461½ Joche auf eine geogr. Quadratm., und man erhält für den gemessenen Flächenraum Böhmens 823 QM. Weil aber bey jener Angabe die Zahl der Joche fehlt, welche Dörfer und Städte, Flüsse, Wege, Felsen u. a. m. einnehmen; so glaubt er der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn er für den ganzen Flächenraum 902 QM. annehme. Worauf mag sich aber wohl dieser Glaube gründen? Die Volksmenge schätzt er für 1790 auf 2,820,000. Es beruhet diese Vermuthung auf der Zählung im J. 1786, wo sich 2,751,910

Seer

Seelen in Böhmen fanden, und dadurch die vorigen statistischen Angaben und Schätzungen viel zu niedrig befunden wurden. Hr. [illegible] bemerkt nicht, daß bey jener Zählung das Militär nicht mit begriffen war; seine Schätzung erlangt durch diesen Umstand desto mehr Wahrscheinlichkeit. Die Volksmenge in den östreichischen Niederlanden schlägt er auch weit höher, als gewöhnlich, an, nämlich auf 2½ Millionen (S. 190 und f.) [illegible] giebt aber keinen uns Genüge leistenden Grund an. Er glaubt sogar, daß selbst bey den damaligen Unruhen die von ihm angenommene Volksmenge eher etwas zu niedrig als zu hoch sey. — Mit den Einkünften der ganzen östreichischen Monarchie stellt er mühsame Berechnungen an, und glaubt am Ende, man dürfe 91 Mill. fl. (vermuthlich Kaysergulden) annehmen, oder 60 Mill. 670,000 Thaler nach dem Konventionsfuß, d. h. (wie er hinzu setzt) gerade noch einmal so viel Staatseinkünfte, als der König von Preussen zieht. Necker [illegible] wenigstens 115 Mill. fl. anzunehmen, kann aber [illegible] Gründe nicht angeben. — Wenn die östreichische Kriegsmacht in Friedenszeit auf 425,515 Mann berechnet [illegible], so scheint uns dies viel zu viel. Wir glauben, daß sie [illegible] Kriegszeit nicht über 300,000 Mann gehe.

[illegible] auch eines und das andere von der Statistik der [illegible] Monarchie, die der Verf. zum Theil zweymal [illegible] umgearbeitet zu haben versichert. Auf die Kurmark rechnet er im Jahr 1790: 772,710 Menschen. An Einkünften [illegible] ziehe der König aus diesem Theil seiner Monarchie jährlich über 4 Mill. und 100,000 Thaler. Warum wohl? [illegible] Neu war uns die Nachricht S. 273, daß das zu Rothenburg im Saalkreise und im Mannsfeldischen gewonnene [illegible] zu Wasser nach der Saigerhütte bey [illegible] an der [illegible] geführet und jährlich gegen 5100 Mark Silber gewonnen werde. Auch vom Reichensteiner Arsenikalwerke bringe man die rothen goldhaltigen Schliche, die beym Sublimiren des Arseniks im Kessel zurück bleiben, dorthin, und setze sie beym Verschmelzen der alten bleyhaltigen Schlacken, die dort seit langen Zeiten aufgehäuft sind, als Zuschlag zu. Durch diesen Schmelzprozeß erhalte man aus 10,000 Centnern alter Schlacken und 4000 Centnern rother Schliche jährlich 11 — 12 Mark Goldes, 100 Mark Silber, 6 Centner Kupfer und gegen 400 Centner Bley. — Die Stadt Ruppin, die 1787 ganz abbrannte, hat von diesem Unglück den Vortheil, daß sie

 nach

nach dem bisher befolgten Plan ihrer Wiederaufbauung [illegible] schönste Stadt in der preussischen Monarchie, nach Berlin und Potsdam, werden wird (S. 274). — Die Menschenzahl der Neumark [illegible] schätzt Hr. G. auf 271,[illegible] tare mit gerechnet. — Die B [illegible] des S. 304 angeführten Ausführlichern Beschreibung des Herzogthums [illegible] burg ist der geheime Secretair Heineccius in Berlin [illegible] Oesfeldische Beschreibung erschien nicht 1779, [illegible] in 8. — Nach der neuesten Zählung im Anfange des [illegible] 1780 wurden gezählet in Magdeb. [illegible] Häuser und [illegible] Einwohner, Studenten und Soldaten mitgerechnet. [illegible] Zusätzen (S. [illegible]) werden 25,[illegible] Einwohner [illegible] men. — Von der sogenannten Cansteinschen Bibel [illegible] N. T. in teutscher Sprache sind in dem Hallischen [illegible] vom J. 1712 — 1782, 1 Mill. 996,400 Exemplare gedruckt worden. — S. 323 wird angemerkt, daß [illegible] Artillerie jährlich (versteht sich wohl in Friedenszeiten) [illegible] Centner Salpeter braucht, wofür sie 60,000 Thaler [illegible] Zu Rothenburg im Magdeburgischen ist die stärkste [illegible] siederey: sie liefert aber noch nicht so viel, daß [illegible] sche Salpeter dadurch entbehrlich gemacht würde. — [illegible] 334 angeführte Lucanische Topographie des Fürstenthums [illegible] berstadt (1784) existirt schwerlich; wenigstens kann [illegible] sonst nirgends Nachricht davon finden. — Andere [illegible] Hrn. L. sind ihm wohl bekannt. — Die Volksmenge der preussisch-westphälischen Länder schätzet Hr. G. für [illegible] 658,130. Gewöhnlich werden die Staatseinkünfte dieser Provinzen auf 4 Mill. Thaler geschätzt: unser Verf. aber [illegible] einer wahrscheinlichen Schätzung zu Folge, [illegible] ausdrückt, 3 Mill. 200,000 an, nämlich für Cleve, [illegible] Meurs und Geldern 1 Mill. 600,000, für Ravensberg, Minden, Lingen und Tecklenburg 1 Mill. 100,000 und [illegible] Ostfriesland 500,000. — Bey den preuss. westphäl. [illegible] hätten die in Hrn. Weddigens [illegible] enthaltenen [illegible] phien fleissiger angeführt werden können. — Bey [illegible] kirchen Stadt Schwelm in der Grafschaft Mark [illegible] Jnc. Sch.) kennt man keinen Zunftzwang und keine [illegible] daher hier fast alle Gewerbe blühen. — S. 370 [illegible] schlechte Synagoge auch unter die [illegible] gerechnet. — Die Nachrichten von Schlesien S. [illegible] f. sind ein ausführlicher und sehr mühsamer Auszug aus den [illegible] mermannischen Beyträgen, und zwar aus den ersten 8 Bänden, weil

[illegible]

weil [illegible] noch nicht mehrere gebrauchen [illegible]. Hr. G. hat [illegible] noch andere Hülfsmittel benutzt. Beym [illegible] [illegible] Nachrichten entwirft er eine Tabelle über Schle[illegible] Grösse und Bevölkerung, welcher zu Folge dieses Land [illegible] von 649 QM. und im J. 1790 eine [illegible] von 1 Mill. 837,989 Seelen gehabt hat. Es [illegible] hierbey das ganze Militare (105,800 Personen) [illegible] Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen im J. [illegible] 19671, dazu gerechnet. Der Verf. giebt uns [illegible] eine Tabelle über die Grösse und Bevölkerung [illegible] Staaten in Deutschland, und dann noch eine [illegible] ausser Deutschland liegende. Ihr zu Folge soll die preussische Monarchie im J. 1790 gehabt haben: 3604 [illegible] Flächenraum, 6 Mill. 42760 Menschen, (wovon 1677 [illegible] QM. kämen), 28 Mill. Thaler Einkünfte und [illegible] Soldaten. Dabey sind aber die fränkischen Fürsten[illegible] nicht gerechnet, weil damals, als Hr. G. dies schrieb, [illegible] die Regierung noch nicht niedergelegt hatte. [illegible] erinnert aber noch in Ansehung des Flächeninhalts [illegible] zu groß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] QM. beträgt, und man [illegible] [illegible] auf Messungen [illegible] [illegible] z. B. [illegible] [illegible] Angabe [illegible] QM. [illegible] [illegible] auf Messungen [illegible] [illegible] 44 [illegible] QM. [illegible] Hr. G. [illegible] in einigen andern Beyspielen. [illegible] preus[illegible] [illegible] liefert er, von S. 575 an, noch eine beson[illegible] [illegible] mühsame Untersuchung, die sich theils [illegible] Angaben, theils auf Untersuchung einiger [illegible], theils auch auf analoge Schätzungen [illegible]. Seine Resultate sind nun also zwar keine positiven [illegible], aber doch wahrscheinlicher, als alle bisherige [illegible], selbst diejenigen [illegible] nicht ausgenommen. [illegible] am Ende heraus: [illegible] Millionen und 360,000 Tha[illegible] [illegible] behauptet, daß dies eher zu wenig, als zu viel sey. [illegible] Ertrag aller Zweige der königlichen Finanzen so [illegible] als möglich, geschätzt haben. Wir sind wirklich sehr [illegible], [illegible], [illegible] Rechnungen [illegible] Angabe der [illegible] Schätzungen zu [illegible] bis [illegible] Mill. Thaler vorzuziehen. Rechnet man nun die Einkünfte von

Bayreuth und Anspach dazu, zumal wenn der Herr Markgraf und die verwittwete Markgräfin von Bayreuth, die zu Erlangen residirt, gestorben seyn werden; so wird man wenigstens 30 Millionen annehmen dürfen. S. 609 folget die Matrix von den Staatsausgaben, wovon sich noch weniger mit Gewißheit sagen läßt. Das Militare frißt das meiste von der Einnahme weg, viel über die Hälfte. Von dem Rest soll, seiner Meynung nach, der vorige König jährlich 5 Millionen in den Schatz gelegt haben, der, setzt er hinzu, jetzt gegen 100 Mill. enthalten mag (? ? ?). — Auch die neueste Beschaffenheit des preussischen Kriegswesens ist S. 614 und ff. mit einem sichtbaren Aufwand von Genauigkeit, und zum Theil [illegible], vorgestellt.

Den Beschluß des ersten Theils machen Zusätze und Berichtigungen, und dann eine Erklärung wegen der diesem Theil beygefügten Postkarte, an der er nur wenig Antheil zu haben versichert, auch nicht für den Zeichner derselben gehalten zu werden wünscht. In der That ist sie schlecht gerathen.

Der zweyte Theil beginnt mit einer interessanten, und wie es uns deucht, richtig gezogenen Parallele zwischen Pfalzbayern und Kursachsen. Ersteres ist zwar in geographischer Rücksicht grösser, aber in Ansehung seiner innern Verfassung schwächer, als letzteres. Alle dem jetzigen Kurfürsten von Pfalzbayern gehörigen Länder schätzt Hr. G. auf 1 [illegible] Q.M. welche im J. 1790 1 Mill. 966,000 Einwohner enthielten und 12 Mill. 150,000 fl. abwarfen. Versteht sich, [illegible]lich. Das äusserst dunkle und verworrene pfalzbayerische Finanzwesen ist mit kritischer Sorgfalt behandelt. Der Verf. rechnet auf das Kurfürstenthum Bayern 7 Mill. 400,000 fl. Die Staatsausgaben übersteigen die Einnahme sehr weit. Die Staatsschulden werden im Jahr 1790 auf 44 Mill. fl. geschätzt. Hr. G. bemerkt dabey S. 163 ein Versehn des Hrn. Nicolai (in seiner Reisebeschreibung Th. 6. S. 584), dem zu Folge die Bayrische Schuldenlast die ungeheure Summe von 138 Millionen fl. betragen haben soll. Mirabeau de la Monarchie Prussienne (T. VII. p. 359) entlehnte diese falsche Angabe, und läßt sich, wie Hr. G. sagt, darüber in weitläufige Deklamationen aus, die keinen grössern Werth als die Nachricht selbst haben. — Bey der Auseinandersetzung des kurpfälzischen Finanzstaats findet der Verf. mehr Bedenklichkeit, weil er zwar von alten Zeiten her in besserer Ordnung

war,

war, als der kurbaynische, aber lange nicht so bekannt ist, wie dieser. Wenn er also 4 Mill. 750,000 fl. für die Einnahme annimmt; so beruht dies nur auf Wahrscheinlichkeit. In den Zusätzen (S. 282) nimmt er nur 4 Mill. und 60,000 fl. an — Die pfalzbayrische Kriegsmacht stellt er freylich nach der Verordnung von 1789 vor, vermöge welcher in Friedenszeit 35,424 Mann auf den Beinen seyn sollen. Wir können aber den Verf. versichern, daß, indem wir dies schreiben (im October 1792) kaum die Hälfte davon wirklich auf den Beinen und auf den Pferden ist. Der Krieg mit Frankreich wird aber freylich wohl eine starke Vermehrung nothwendig machen.

In dem vierten Abschnitt, von S. 267 an, stellt Hr. G. nach demselben Plane die kursächsischen Staaten auf. Mit Hrn. Canzler — dem wir wegen der bisher unterbliebenen Fortsetzung seines Tableau historique etc. einen Seufzer zuschicken, — nimmt er 717½ QM. Flächenraum für alle Kursächsische Länder an, mit Inbegriff der unter sächsischer Landeshoheit stehenden Schönburgischen, Stollbergischen und Schwarzburgischen Besitzungen, welche zusammen 15½ QM. betragen; wobey ein Versehn des Hrn. Prof. Leonhardi, in seiner Erdbeschreibung der Sächsischen Lande, bemerkt wird. — Von der Volksmenge sagt er, zur Berechnung derselben wären zwar sehr umständliche und mehr als hinlängliche Data vorhanden: die Rechnung selbst aber werde durch einige sonderbare Verwirrungen, die sich auch in den besten Werken eingeschlichen, nicht wenig erschwert. Er zeigt, daß die Herren Canzler und Leonhardi sich in dieser Sache geirrt haben. Der erste habe die von Hrn. Büsching im 11ten Theil seines Magazins mitgetheilte Zählungsliste von 1775 kopirt, und noch dazu durch Fehler entstellt. Der andere habe es noch schlimmer gemacht, indem er eine Zählung vom Jahr 1772, durch einen Druckfehler verführt, ins Jahr 1722 versetze, und außerdem noch mehr Verwirrungen zu Schulden kommen lasse, wie S. 274 sehr deutlich, ob auch gleich sehr höflich, gezeigt wird. Nach den mühsamsten Berechnungen setzt endlich unser Statistiker für das J. 1790 die kursächsische Menschenzahl auf 2 Mill. 971,575. Das wären also wenigstens 100,000 mehr, als man gewöhnlich ansetzet. — Viel Aufmerksamkeit verdienen auch des V. Untersuchungen über das kursächsische Finanzwesen, das nicht nur durch die so verschiedenen Finanzeinrichtungen

in

in den einzelnen Theilen des Staats, sondern auch durch die Einwirkung der landesständischen Verfassung ausserordentlich verwickelt ist. — Endlich auch von der kursächsischen Kriegsmacht S. 311: aber auch ungewiß, weil sie seit 1778 jährlich vermehrt wird, so wie sich die Staatsschulden vermindern.

Die Notizen von großen und kleinern kursächsischen Oertern sind ebenfalls aus den neuesten und besten Hülfsmitteln geschöpft und concentrirt. Wir haben dabey öfters die ausharrende Geduld und Geschicklichkeit des Verfassers bewundert. Das kursächsische Henneberg und die Lausitzen hat er zum dritten Bande aufgespart. Dabey spricht er mit einer Art von Zuversichtlichkeit, was wir immer nur für ungegründetes Gerücht gehalten, als wenn Kursachsen die Lausitzen gegen die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth austauschen werde. Er sagt, daß die Unterhandlung darüber mit vielem Glück eröffnet wäre, und es mehr als wahrscheinlich sey, daß die Lausitz nicht lange mehr bey Kursachsen bleiben werde. Wir unsers Orts können uns dessen noch nicht überreden, sondern glauben, daß Oestreich auch ein starkes Wort dabey zu sprechen habe, und doch es der preussischen Monarchie sehr vortheilhaft sey, in Franken, d. i. mitten in Teutschland, einen festen Fuß zu besitzen.

Auch die Zusätze und Berichtigungen dieses Theils (S. 877 — 887) sind nicht zu übersehen, sondern vielmehr vor dem Gebrauch des Werks an den gehörigen Stellen zu bemerken. Noch müssen wir zum Beschluß dieser Anzeige melden, daß jeder Theil mit einem geographischen Namenregister versehen ist.

Ebh.

Briefe aus England von F. W. von Hassel, Hauptmann in der Hannöverschen Infanterie. Hannover, bey Ritscher. 1792. 230 S. 8. 14 gr.

Obgleich der Aufenthalt des Verf. in England nur eine kurze Zeit dauerte, und der Zweck seiner Reise nicht dahin gieng, Bemerkungen über diese Insel und ihre Bewohner zu sammeln, so findet man doch in diesen ganz kunstlos hingeworfenen Briefen an eine Freundin manches Lesenswerthe. Herr v. Hassel lebte in England in dem Hause und der Familie des

Her-

Herzogs von Gloucester, und hatte folglich Gelegenheit in manchen Zirkel zu kommen, und manche Person kennen zu lernen, die für die meisten der Herren, die auf Beobachtungen, für den Druck bestimmt, Jagd machen, unzugänglich sind. Wir zeichnen einige Nachrichten und Anekdoten, die uns neu und interessant scheinen, aus. — In Scheveningen steht vor dem Altar in der Kirche ein großer Todtenkopf von einem Wallfische. So nehmen die religiösen Sitten, wie die Dogmen, allenthalben etwas von der Landesart an. Den Prinzen von Wallis fand der Verf. in der Parlamentskleidung unglaublich schön, und seine Manieren äusserst einnehmend. Der Herzog von York redete den Verf. deutsch an. Der Herzog von Clarence lebt gewöhnlich auf seinem Landgute bey Richmond. Der König spricht deutsch, als wäre er in Deutschland zu Hause. Er ist noch immer ein schöner Mann und hat in der Physiognomie etwas, das Zutrauen einflößt. Die Engländer küssen ihm knieend die Hand (die freyen Engländer!) „ich kam (sagt der Vf.) mit einem Reverenz davon.“ Pitt ist ein langer schmaler Mann, in seiner Figur ist mehr Steifheit als Eleganz. In seinen Zügen liest man den festen Sinn, der ihn so sehr auszeichnet. Die Cour bey der Königinn (Drawing-room) wird in einem großen nicht schönen Zimmer gehalten. Der Verf. fand es zum Ersticken gedrängt voll. Die Königin wußte in dem ungeheuern Zirkel jedem etwas Feines zu sagen, bald englisch, bald französisch, bald deutsch. Der Verf. mußte ihr lange folgen, ehe er einen Augenblick finden konnte, ihr vorgestellt zu werden. Es dünkte ihm sogar, sie weiche ihm aus. Burke hat in seinen Manieren, und nach dem einmüthigen Zeugnisse der Londner Welt, auch in seinem Charakter viel Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Er ist ziemlich groß und stark, hat etwas Hohes in der Physiognomie, trägt sich gut und spricht ein wenig poetisch; aber sehr angenehm. Hastings fängt an, bedauert zu werden. Man findet, daß ihm zu viel geschieht. Der Vf. besuchte die Werkstätte eines Kutschenmachers. Wenigstens zweyhundert waren bey ihm in der Arbeit. Was den englischen Wagen vor allen Wagen in der Welt einen so großen Vorzug giebt, ist dieses, daß das Holz dazu vielleicht hundert und mehr Jahre alt ist, ein Vorrath, der von dem Vater auf den Sohn erbt, und immer wieder ergänzt wird. — Mistr. Siddons, (sagt der Vf.) hat mir einen ganz neuen Begriff vom Schauspiel eingeflößt. So viel Großes, Edles, Feines in Freude und

Schmerz

Schmerz. Es ist allein eine Reise nach England werth, das zu sehen. Dabey ist sie eine Frau von dem besten Charakter, auf deren Freundschaft man stolz ist. Sie hat sich bey keinem Theater angagirt, sondern spielt abwechselnd in Coventgarden und Drurylane. Sie bekömmt für jede Vorstellung 50 Guineen, die sie dem Directeur reichlich wieder einbringt. Den eigentlichen Conversationston wissen auch hier die Schauspieler nicht immer zu finden. Dieß ist begreiflich: denn der Engländer ist verschlossen, geht oder reitet einsam ganze Stunden vor sich hin, und kennt die Freuden der Geselligkeit wenig. Selbst in den alltäglichen Gesprächen fällt er gern ins Declamiren und Schönreden. Auch die Damen lieben ausgesuchte Wendungen mehr, als Leichtigkeit des Tons. — Im Januar klagte man noch in London, daß die halbe Stadt auf dem Lande wohne, und erst zu dem Geburtstage der Königin hereinziehen werde. Gleichwohl war das Gewühl der Equipagen oft so groß, daß es einer Prozession ähnlich sah. In den großen Assemblees wird Pharao gespielt bis an den Morgen, obgleich die strengsten Verbote dawider sind. Bey einem Hofball fand der Verf. alles sehr aufgeweckt. „Der König war so guter Laune, daß man ihn allenthalben schäckern hörte. Die Kronprinzessin spricht recht gut deutsch, und scheint in allem Betracht würdig des Guelfen Bluts, das in ihren Adern fließt.“ — Der Großkanzler mit seiner ungeheuern Perucke und einem schwarzen mit Gold besetzten Talar sieht sehr antik aus, und sein Gesicht mit den hervorragenden Augenbraunen, die sich nie entfalten, paßt gut zu dem Ganzen. Man hält ihn für einen der klügsten Leute in England. Wenigstens behauptet er seinen wichtigen Posten mit viel Würde, weiß die Gesetze vollkommen und beträgt sich prudent. Im Coventgarden sah der Verf. ein Nachspiel, worinn viele Scenen der französischen Revolution auf das lächerlichste vorgestellt waren. Unter andern die N. V. wo der Präsident immer überschrieen wird, und vergeblich mit seiner Klingel Stillschweigen gebietet; die Poißarden, die überall voran sind; der Laternenpfahl, la Fayette, Friseurs mit gezogenen Degen und Damen mit kleinen Schiebkarren; Karricaturen zum Todlachen. Die Decorationen waren vortrefflich. — So wie in London jede Kunst ins Große getrieben wird, so hat auch die Beutelschneiderey ihre wirklichen Akademien, wo eine ausgestopfte menschliche Figur aufgehängt ist, an der, bey der kleinsten Bewegung, eine Schelle klingelt. Wer an dieser, ohne daß sie einiges Ge-

räusch mache, die Taschen zu plündern versteht, der darf sich kühn auf die Bühne der grossen Welt wagen. Der Verfasser speißte mit der Chevaliere d'Eon. Sie erschien in schwarzen Taft gekleidet, mit einer Dormeuse und dem St. Ludwigsorden. Sie ist 63 Jahr alt, bräunlich, und hat in der Stimme und den Manieren viel Männliches. Sie liebt Zweydeutigkeiten, spricht gern von ihren Batailllen, ihrer Dragonercompagnie u. d. gl. ist übrigens höflich, angenehm, voll Witz und Laune, und als die Rede aufs Fechten kam, nahm sie ein Rappir, schürzte sich ein wenig auf, focht mit aller möglichen Kunst, und einer Leidenschaft, die wahre Wildheit heißen konnte. Viele halten sie für eine Mannsperson, doch weiß selbst ihr Freund, der Fechtmeister, der sie seit 40 Jahren kennt, nicht, was er aus ihr machen soll. So arm sie ist, so schlug sie doch 10,000 Pf. Sterling aus, die man ihr anbot, wenn sie eine Untersuchung erlauben wolle. Sie geht jetzt nach Frankreich zu ihrer alten Mutter; sie ist, wie sich der Verf. ausdrückt, demokratisch zum Todschlagen. — Die englische Justiz- und Criminalverfassung scheint dem Verf. bey weitem die hohen Begriffe nicht zu verdienen, die man in Deutschland gewöhnlich von ihr hegt. (Dasselbe haben seit einiger Zeit schon mehrere Deutsche behauptet, die gewohnt sind, nichts ohne Prüfung nachzusagen.) Der Engländer glaubt von der Wiege an, seine Gesetze wären die besten in der Welt. Dies nimmt er als ausgemachte Wahrheit an, lacht und schimpft über alles jenseits des Meers, und läßt sich daheim das Fell über die Ohren ziehn. Advocaten sind hier fürchterlicher, als irgendwo. Die Geschwornen sind oft aus der Hefe des Pöbels genommen, und Leute ohne alles Gewissen. Der rechtliche Bürger weicht diesem Geschäfte aus, und Richter, die um die Stellen des Hofes buhlen, sprechen, wie der Minister es will. Vor kurzem ward ein Zeitungsschreiber wegen einer allgemeinen Anmerkung über die Kriegszurüstungen gegen Spanien zu einem jahrlangen Gefängnisse, einem Tag am Schandpfahl und einer starken Geldbuße verurtheilt. In den öffentlichen Blättern wird über jede kleine Intrique, und über körperliche und moralische Unvollkommenheiten bis zum Ekel gewitzelt, welches ohnstreitig der schändlichste Mißbrauch der Preßfreyheit ist, und der Denkungsart der Nation wenig Ehre macht. Die ehrwürdigsten Personen hängen in öffentlichen Boutiken in den lächerlichsten Karricaturen, und oft in den scheußlichsten Articuln. S. 87. Die Einrichtung der Londner großen Gesellschaf-

schaften ist nicht die beste. Es herrscht in denselben ein ewiges Hereindrängen und wieder Davonlaufen, ein lautes [illegible] ter und immerwährendes Geschrey der Domestiken. [illegible] Ankommende wird erst an der Thür, dann auf der Treppe [illegible] endlich im Zimmer laut angekündigt. Vorher noch das [illegible] nern des Klopfers, das sich nach dem Rang des [illegible] richtet, aber wie verschallt wird, wenn gleich die [illegible] offen steht. Beym Weggehn ist der Lärm noch größer [illegible] auf der Treppe wird gerufen: M. N's Servants! [illegible] nach einer ungeheuren Arbeit von 20 Minuten, [illegible] len Arme und Beine gebrochen worden, der Wagen [illegible] vorkommt; M. N's carriage is ready! und so die ganze [illegible] hindurch! Für eine Gesellschaft von 400 Personen, sind viel leicht vier Spieltische und höchstens 100 Stühle da. Die Weiber stehen in London durchaus auf dem Platze, wo man des sie nicht gern haben will; sie spielen an Pharaotischen die ersten Rollen, reiten wie Postillons, und fahren mit vier Pferden und langen Peitschen. — Die Parlamentsdebatten sind für die Minister eine wahre Schule der Geduld. Der Verf. sah den Lord Grenville die Zähne zusammenbeißen, wenn er so „von allen Seiten gehetzt wurde." S. 106. „Nachdem ich (sagt der Verf. selbst ein Adlicher!) mich mit verschiedenen hieher geflüchteten Franzosen unterhalten habe, so begreife ich, wie man dort den Adel so sehr hassen konnte. Die Ersten des Landes waren Ungeheuer, die auf dem Nacken ihrer Nebenmenschen standen, sie marterten und ihrer spotteten. Man hat mir Beyspiele erzählt, wobey mir das Blut kochte. In England ist zwar sehr viel Aristokratie in der Verfassung, aber gewiß nicht in der Denkart; vielmehr ist Gegenkraft im gemeinen Manne. Sein Vorrecht als Individuum fühlt er so stark, daß er selbst von einem königlichen Prinzen keine persönliche Beleidigung dulden würde." — Der merkwürdige Auftritt im Parlament, wo Burke und Fox sich entzweyten, und letzterer in Thränen zerschmolz, hat für den Mann von Gefühl etwas Großes und Erschütterndes, der wahre alte Engländer aber verzeiht diese Thräne nicht, und Fox paradirt jetzt in allen Carricaturboutiken mit dem Schnupftuche vor dem Gesichte, und mit ungeheueren Tropfen, die den Augen entfallen. S. 160. eine schöne, rühmliche, und, wie es scheint, treffende Schilderung des Königs. S. 213. Das Mittel die englischen Pferde an die Fliegen, wogegen man sie der Hauptwaffen beraubt hat, zu gewöhnen, ist sonderbar.

Man

Man sperrt das Pferd in einen Stall, und wirft ihm eine Handvoll der ärgsten Fliegen auf den Leib. Es bäumt sich, schlägt, ist wie unklug, wird aber darauf ruhig, und leidet nachher auf immer mit Geduld. — Pitt scheint ein geselliger Mann zu seyn. Der Verf. sah ihn am Spieltische zuweilen herzlich lachen. Seine Mutter besucht er, so oft seine Geschäffte es erlauben, und zeigt auch seinen Universitätsfreunden, daß er sie nicht vergißt. Er hat weniger kalten Stoicismus, als man ihm aufbürdet. — — — Der Verf. brachte auf seiner Reise vom Nov. 1790 bis Sept. 1791 zu; der erste Brief ist aus dem Haag, der letzte aus Meyenburg im Bremischen geschrieben. Die Sprache ist nicht immer die beste: z. B. „Heute bin ich nach Scheveling en gewesen." S. 5. und 6. Roof in einem Treckschuit muß Roef heißen und wird Ruhf ausgesprochen.

Bs.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Neue Welt- und Menschengeschichte, vom Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeit. Aus dem Französischen. Dreyzehnter Theil. Oder der Römischen Geschichte Dritter Band. Münster, Perrenon. 1792. 735 Seiten. 8. 1 Rh. 20 K.

Dieser Band erstreckt sich von den letzten Schicksalen des ältern Africanischen Scipio, bis auf die ersten Kriege des Pompejus. Dazwischen stehen also der Macedonische, dritte, Punische, Numantische, der Jugurthinische, der Bundsgenossen-Krieg, und der erste bürgerliche, mit so vielen berühmten Männern, welche sich damals hervorthaten. Ein reichhaltiger Stoff, den der Verf. auch nach seiner Art, das heißt, zu einer angenehmen, meist richtigen, nur zu oft mit Blumen und überflüssigem Schmuck beladenen Darstellung, zu einer geräuschvollen Declamation, benützt hat. Philosophisch zu reden, sagt er, S. 193. war die Schlacht bey Chäronea das Grab der Freyheit von Griechenland, und der Tod Alexanders des Großen das Grab aller seiner Repu-

bliken.

bliken. Wir dächten, das wäre nicht philosophisch, sondern rednerisch, oder gar dichterisch gesprochen. Wer sich in der Geschichtbeschreibung recht philosophisch ausdrücken will, der spreche nur immer im historischen Styl! Nach S. 244. war es traurig fürs Beyspiel der Welt, daß der Muth der Carthaginienser nicht mit glücklichem Erfolge gekrönt ward, und daß Rom nicht eher für seine Verrätherreyen gestraft wurde, als nachdem es ihrer genossen hatte; das heißt, „nicht eher, als wenn die unpartheyische Stimme des Geschichtschreibers gegen seine gehäßige Celebrität eifert, und seine Eroberungen brandmarkt.“ Von S. 305. an folgen Betrachtungen über den Anwachs der Macht, die Gesetzgebung, die Sitten und die Künste der Republik, in der Epoche zwischen dem Zeitalter ihrer Reife und ihres Verfalls; unter denen es zwar nicht lauter völlig treffende, aber doch manche feinere Bemerkungen giebt; alles übrigens in jenem Ton, welcher wünschen läßt, sie wären lieber in den Fluß der Erzählung übergegangen, als besonders gestellt worden. So sagt der V. „Mit dem Tode des (ältern) Scipio entwickelt sich in Rom eine neue Ordnung der Dinge; das Geschlecht seiner Eroberer ist nicht erloschen; aber das Geschlecht seiner tugendhaften Bürger verschwindet. Große Dinge werden künftig noch geschehen; aber Patriotismus wird nicht mehr ihre Quelle seyn, sondern Privatinteresse; nicht mehr für das Volk von Königen wird man Siege erfechten; sondern für sich selbst, um unter republikanischen Namen zu herrschen; man wird den Koloß der Römischen Größe zu eben der Zeit, da man ihn in Ketten legt, immer höher emporführen; bis er endlich, da seine Masse alles Verhältniß zu seiner Basis verliert, herabstürzt, und seine geheimen Feinde mit seinen Anbetern zerschmettert; u. s. w. Einen Schriftsteller, der so zu schreiben pflegt, muß man besonders loben, wenn er einmal wie S. 699 sich besinnt, daß eine Stelle beym Montesquieu im Esprit des Loix „zwar für das Trauerspiel herrlich wäre; „daß es aber die Geschichte ein wenig schärfer nehme; sie „lasse ihre Personen weniger reden; aber sie lasse sie „handeln.“

Mg.

Magazin für die Pfälzische Geschichte, herausgegeben von D. L. Wundt und Joh. Ludw. Christian Rheinwald. Dritter Band. Heidelberg, bey Pfähler. 1792. 432 S. gr. 8. 1 Rt.

Die beyden ersten Bände dieses Magazins enthielten hauptsächlich Materialien für die Pfälzische Kirchen- und Gelehrtenhistorie, und sind in unsrer A. d. B. mit gebührendem Lobe angezeigt worden. Seitdem ist es Herrn Wundt geglückt, seinen Plan auf vaterländische Geschichte in ihrem ganzem Umfange ausdehnen zu können. An dem Pfalzzweybrückischem Rath und Pagenhofmeister Herrn Rheinwald hat er nämlich einen so thätigen und achtungswerthen Mitarbeiter gefunden, daß durch diesen Beytritt sein Magazin allerdings gewinnen muß. Aus der Feder des letzteren ist sogleich der erste bis S. 136 sich erstreckende Aufsatz:

Von den Pfalzzweybrückisch-französischen Souverainitätslanden, und den nordlichen Gränzen des Elsasses: — Die erste Hälfte dieser Rubrik hätte wohl deutlicher durch: von den Pfalzzweybr. unter französischer Landeshoheit liegenden Besitzungen, oder dergl., ausgedrückt werden sollen: das Ganze übrigens ist ein brauchbarer Commentar der von diesem Hause schon publizirten Deductionen, und ein rühmlicher Beweis von des Vf. Fleiße, Forschungsgeist und Patriotismus. Auch von Seiten des Styls zeichnet sich dieser Aufsatz vortheilhafter aus, als man von der Büchersprache jener Gegenden zu erwarten gewohnt ist. D.. Sorgfalt, womit der Verfasser dem Lehnsnexus, Pfandschaftsrechte, und den übrigen Eigenheiten jeder einzelnen Besitzung, bis auf die entfernteste Zeit, meist mit unbestrittnen Belegen nachspürt, erlaubt es nicht, seinem Detail in unsern Blättern zu folgen. Aus Uebersicht des Ganzen ergiebt sich indeß immer mehr, daß der unter dem Namen Elsaß bekannte Strich Landes nie ein geschlossenes Territorium gewesen, und noch weniger diejenige Ausdehnung hatte, die ihm französische Publicisten, aus leicht zu errathenden Gründen, noch immer zu geben bemüht sind. Bey dieser Gelegenheit wird der bekannte Limes Franciae des jüngern Pfeffels mehrmals in seine wahren Gränzen zurückgewiesen; noch derber aber der deutsche Apostat abgefertiget, der in seinem Exposé analytique &c.

(Strasburg 1790 8.) sich erdreustet hatte, ganz im Geiste der Neufränkischen Revolutionsmethode, alles was bisher heilig und durch Verträge gesichert schien, über den Haufen werfen zu wollen. Ferner erhellet, daß alle Pfälzischen, sowohl unter französischer Hoheit liegende, als nur an solche gränzende Besitzungen von je her so unersättliche und gefährliche Nachbaren gehabt, als sich nur denken läßt; an der werthen deutschen Reichsverfassung aber eine so unthätige, saumselige Beschützerin, daß es eine Art von Wunderwerk ist, und wenigstens keine gemeine Politik voraussetzt, wenn die Pfälzischen Häuser bey unaufhörlichen Stürmen noch so viel retteten, als sie wirklich gethan haben.

II) Geschichte der kirchlichen Veränderungen in dem Churfürstenthum Pfalz unter der Regierung des Administrators Herzogs Kasimir von 1583 bis 92. — Fortsetzung der Schilderung, die Herr W. von der Kirchengeschichte seines Vaterlandes im 2ten Bande zu entwerfen anfieng, und hier eben so lehrreich weiter führt. Dieser Administrator warf wiederum alles über den Haufen, was Churfürst Ludwig sein Bruder zu Begünstigung des Lutherischen Lehrbegriffs gethan hatte. Wenn die Sache nicht mit einem Schlage geschah, so machte sie durch, wie gewöhnlich, ganz vergebliche Religionsgespräche, und andre dergleichen Vorkehrungen desto größern Lerm. Auch itzt mußten mehrere hundert Prediger und Schullehrer-Familien nach und nach die Pfalz mit dem Rücken ansehen. Da sie jedoch in dem ungleich größeren Publiko des Lutherischen Auslandes als Märtyrer ihrer Orthodoxie angesehen wurden, so kamen die Meisten davon weit besser weg, als kurz vorher die Exulanten reformirter Parthey. Herr W. thut was er kann, aus einem so kitzlichen Handel sich mit Unpartheylichkeit zu ziehen: ob diese reine Unbefangenheit aber in seiner Lage auch nur möglich sey, ist eine andre Frage.

III) Ein Schreiben des berühmten Churfürsten Carl Ludwig an seinen Churprinzen Carl: und mehrere zwischen diesem und seinem gewesenen Lehrer, dem nachherigen Heidelbergischen Professor Paul Hachenberg, gewechselte Briefe: — Für Pfälzische Leser allerdings anziehend, und auch schon deshalb nicht unerheblich, weil über manche noch wenig enthüllte Vorfälle jener Zeit Licht darin verbreitet wird. Als, nach dem Tode seiner geliebten Degenfeld, besagter Churfürst seinen einzigen Sohn noch immer ohne Erben, und was das schlimm-

ste

sie war, ohne Hoffnung sah, deren zu bekommen, gerieth er auf den Einfall, sich selbst wiederum, und das standesmäßig, zu verheyrathen. Hieran war ohne förmliche Ehescheidung von seiner noch zu Cassel lebenden Gemahlin Charlotte von Hessen nicht zu denken. Diese hierzu zu bewegen, mußte der gute Churprinz, ihr Sohn, so ungern er auch an die Sache gieng, und sein gewesener Lehrer und Vertrauter Hachenberg, der eines solchen Auftrages ebenfalls gern wäre überhoben gewesen, sich brauchen lassen: mit was für schlechtem Erfolge, kann man sich vorstellen. Auch über mehrere mißliche Lagen des armen Churprinzen gewähret dieser Briefwechsel eine unterhaltende Lectüre. Rec. wenigstens hat alles mit Vergnügen gelesen.

IV) Skizze einer Geschichte der hohen Schule zu Heidelberg, von der Zeit ihrer Stiftung bis auf das Jahr 1693: — Für dieses Mal von 1386 bis 1413, als in welchem Jahr das Stift zum heiligen Geist mit gedachter Universität vereiniget wurde. Daß Herr W. über seinen Gegenstand hinreichend Untersuchungen angestellet habe, beweiset die vor beynah 20 Jahren schon gelieferte Commentatio de *Marsilio ab Inghen*, die man sehr wohl gethan hat, in den so eben eröffneten Thesaurum Bio - & Bibliographicum (Chemnitz, 1792. 8.) aufzunehmen. Warum übrigens das ausländische, und, wie der Verf. selbst findet, zu wenig sagende Wort, Skizze, gewählt worden, muß Rec. gestehn nicht absehen zu können. Versuch einer Geschichte, meynt Herr W., würde mehr sagen, als er zu leisten verspräche: eine Distinction, die Adelung schwerlich zugestehen wird!

Was nun die ehedem so gut als irgend eine in Ansehen gestandne Universität H. betrifft, so ward solche ganz nach der Pariser und Prager gemodelt, und das unter dem Schutze Ruprechts I, eines Fürsten, der von sich selbst gesteht: sola materna Lingua utimur, simplex Laicus sumus, et literas ignoramus. Höchstwahrscheinlich befeuerte ihn das Beyspiel seines weit gelehrteren Freundes Kayser Carls IV, von dem die Prager Universität gestiftet worden, und die Gegenwart des äusserst thätigen Marsilius von Inghen, eines glaublich gebornen Niederländers, der zu Paris mit Erfolg studiert und docirt hatte; und den guten Willen des Churfürsten auf alle Weise zu unterhalten wußte. Die armen, kurz darauf verjagten Juden trugen auch das Ihrige bey, das anfänglich nur

aus drey Professoren bestehende Institut zu bereichern, und eben so wenig fehlte es an Vermächtnissen, womit nach und nach die reichere Geistlichkeit ihm zu Hülfe kam. Umständlichern Bericht erlaubt der Raum dieser Anzeige nicht; des Herrn W. Versuch selbst aber zu lesen, wird niemand gereuen, der über unser früheres Universitätswesen Licht zu bekommen wünscht; denn mehr oder weniger näherten der Pariser und Prager sich doch alle dergleichen Anstalten in Deutschland. Den Ausschluß ungerechnet, welchen Untersuchungen dieser Art über den Gang des menschlichen Geistes überhaupt gewähren, wird auch der in engerem Kreise sich fixirende Literatur- und Bücherfreund hier über eine Menge Namen und Data Auskunft finden, wonach er gewiß oft vergeblich sich anderwärts umgesehen haben wird. Unter denjenigen, die vor unserm Verfasser schon gute Beyträge geliefert, wird Georg Sohns 1587 gehaltene und gar nicht unbrauchbare Rede diesmal unberührt gelassen. Laut oben erwähnter Commentario &c. aber hat Herr W. solche allerdings gekannt. Daß sie lange nach geschehener Peroration noch immer ihre Liebhaber gefunden, beweiset eine Verdeutschung, die laut vor mir liegendem Exemplars durch einen Herrn B|P. zwar schon im Jahre 1587 gefertiget, aber erst 1615 der Presse Joh. Lancellots, akademischen Buchdruckers, überlassen worden, und 72 Octavseiten fullet. Nach 1733 sogar ließ van Byler das lateinische Original, als einen literarischen Leckerbissen, in den Fasciculum primum (und unicum) seiner Libellorum rariorum abdrucken, aber nur nach der Hanauer Ausgabe von 1607, und ohne einmal anzuzeigen, wenn die Rede eigentlich gehalten worden.

Da von den ersten zu H. angestellten Gelehrten wohl sobald nicht wieder gehandelt werden dürfte, so will Rec. seine sich auf Autopsie gründende Zusätze, in möglichster Kürze doch beyfügen. Von Konrad von Soltau giebt es also noch: Quaestiones super IV libros Sententiarum, und eine Art von Dogmatik oder Commentar über das mit den Worten Firmiter credimus & simpliciter confitemur anfangende Glaubensbekenntniß: beydes mäßige Foliobände, und meines Wissens niemals gedruckt. — Von Mathäus von Krakau, ebenfalls handschriftlich, und etwa 50 Folioblätter füllend, noch einen Tractat de passione Domini, der für jene Zeiten erbaulich genug, und dem freymüthigen Verfasser des Libri de squa-

squaloribus Curiae Romanae ganz gemäß ist. Wenn dieses letztere sehr seltne Buch 1571 wirklich gedruckt worden, so war es eine wiederholte Ausgabe; denn schon 1551 erschien die erste davon Basileae apud Nic. Bryling, 8. Sonderbar, daß Flacius sie nicht gekannt hat, da er doch des Petri de Alliaco Tractat gleichen Inhalts, der diesen Squaloribus vorgedruckt ist, nach gedachter Ausgabe von 1551 allegirt. Er selbst besaß einen, wie er meynte, noch ungedruckten Matthiam Parisiensem vel Bohemum, (eigentlich Pomeranum, entweder ein Edler von Krokow, oder doch aus der Burg dieses Namens) der von derselben Materie handeln sollte, und höchstwahrscheinlich kein andrer ist, als eben unser M. de Cracovia, als welcher eine geraume Zeit zu Paris und Prag docirt hatte. Nur Titellose, auch von Zeloten sehr verstümmelte Handschriften hat Rec. davon gefunden, und Petz vielleicht einer der ersten, der in seinem Thesaurus den wahren Verfasser aus vollständiger Handschrift anführet. Der von dem unzuverlässigen Geßner ihm geeignete de Contractibus Liber unus muß vermuthlich auf Rechnung seines Collegen Iohannis de Francfordia geschrieben werden: in den von mir gefundenen Handschriften desselben heißt es ausdrücklich: compilatus a Ioh. de Fr. *Heidelbergae* Auch Tritheims Notizen von beyden Autoren sind eben so unsicher und unvollständig. — Der Tractat dieses Joh. von Frankfurt contra Scabinos occulti Iudicii ist allerdings gedruckt, und zwar 1610 zu Heidelberg selbst. Der grundgelehrte Marquard Freher nämlich fand es der Mühe werth, ihn seinem Commentario de secretis judiciis in Westphalia, &c. beyzufügen. Auch hat Ioh. Ruthenus mehrere Stücke aus dem sogenannten aureo compendio unsers Ioh. de Fr. noch in seine Tabulas veteris & novi Testamenti (Basel, 1557, Folio) aufzunehmen kein Bedenken getragen. Hinlängliche Beweise, daß diese Ehrenmänner immer noch brauchbare Seiten behielten. Vermuthlich verdrängte sie die endlich siegende Parthey der Realisten, so wie der Umstand, daß seit der Mitte des XIVten Seculi, eine so unleserliche, mit Verkürzungen überhäufte, mit einem Worte so abscheuliche Art zu schreiben, besonders in Klöstern überhand nahm, daß, um nur ihre Opuscula entziffern zu können, keine gemeine Geduld nöthig wird. Und nun: requiescant in pace!

V) Verzeichniß der katholischen Pfarreyen, Schuldiener, Kirchen und Kapellen in dem Churfürstenthum Pfalz: —

von dem Bruder des Herausgebers geliefert, und ein angenehmes Seitenstück zu demjenigen, welches im zweyten Bande von dem Reformirten und Lutherischen Klerus in der Pfalz am Rhein aufgestellet worden. Die Totalsumme aller katholischen Pfarreyen ist 212, der Schuldiener an der Mutterkirchen 229, bey den Filialen 218; aller Kirchen und Kapellen dieser Confession im ganzen Lande 418. Davon haben die Katholischen mit den Reformirten zu gemeinschaftlichem Gebrauch 36, mit den Lutheranern 21, mit beyden zugleich 5; die Summe aller noch bestehenden Simultankirchen also 62. Weniger Pfarreyen endlich als die Reformirten 24, mehr aber als die Lutheraner, 115. Alles, wo es nöthig war, mit Erläuterungen versehen.

VI) Noch einige Anmerkungen über die Gränzen des nördlichen Elsasses: — worinn Herr **Rheinwald** die Aeusserungen der Herren **Crollius**, **Kramer**, **Lamey** und andrer theils zu vereinigen, theils zu berichtigen sich angelegen seyn läßt. Hauptsächlich ist darin von allen den Veränderungen die Rede, welche der Rhein, die Sur und die Selzbach in dasiger Gegend verursachet haben. Die darüber angestellten Erörterungen sind, wie natürlich, von der Art, daß sich kein Auszug davon geben läßt. Ohne Zweifel wird ein so fleissiger, auf den Grund der Sachen gehender Mann, wie Herr Rec. seinem Gegenstande immer neue Seiten abgewinnen; daß aber den gerechten Klagen des Hauses Pfalz durch den friedlicherern Weg Rechtens abgeholfen werden möge, ist mehr zu wünschen, als wie die Sachen jetzt stehn, leider! zu hoffen. — Für einen correctern Abdruck sollte der Verleger billig sorgen; denn durch das Gegentheil sind eine Menge Fehler eingeschlichen, die sogar den Sinn der Verfasser sehr oft entstellen, und worüber letztere sich allerdings zu beschweren Ursach haben.

Ea.

Geschichte der Kirchenreformation in Regensburg. Aus den damals verhandelten Originalacten beschrieben. Regensburg, gedruckt von Zeitler. 1792. 272 Seiten in 8. 16 Gr.

Die Begebenheit, die wir Kirchenreformation nennen, ist eine so wohlthätige und durch so viele augenscheinliche Spuren

der

der göttlichen Fürsehung ausgezeichnete Veränderung, daß auch die Lokal-Reformationsgeschichte einzelner Städte und Gegenden nicht nur für die Bewohner derselben, sondern auch für andre Freunde des Geschicht-Studiums immer noch Interesse genug behält. An einem jeden Orte haben besonde Mittel oder Hindernisse vorgewaltet, wodurch diese so wichtige Veränderung entweder befördert oder gehindert wurde. Und so hat auch Regensburg seine eigene Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt, bis es zu dem neuen hellern Licht und Freyheitsgenuß der Reformation durchgedrungen ist. — Auch in Regensburg waren die im Bayerischen und zu Augsburg nachgedruckte Schriften unsers wackern D. Luthers, und die zu Augsburg im J. 1519 mit ihm gemachte Bekanntschaft zweyer Regensb. Herrn S. 8. das erste Mittel, wodurch die Sensation der dortigen Bürger über die neue Lutherische Lehre rege gemacht wurde. Und da man über den damaligen Bischof zu Reg. vorhin schon unwillig gewesen, daß er die reichen Einkünfte und Opfer einer von Kamrer und Rath zu Ehren der schönen Maria neuerbauten Kapelle an sich zu ziehen trachtete: so fand die Eiferpredigt unsers großen Reformators desto mehr Eingang bey der Gemeine. Ja, auch in den zu Regensb. befindlichen Klöstern der Bettelmönche wurden Luthers Schriften schon im J. 1520 häufig gekauft und gelesen. Diese geriethen zu gleicher Zeit auch in die Hände des gemeinen Mannes, und im Jahr 1523 fiengen schon mehrere Bürger an, über Religion und Glaubenslehren frey zu sprechen, und andere von dem, was sie gelesen hatten, zu belehren. In eben diesem Jahre war auch die Anzahl der Bürger, die Luthers Lehre anzunehmen bereit waren, schon ziemlich groß. Auch der grössere Theil des Raths war nicht ungeneigt, ihnen in ihrem so guten Verlangen zu willfahren. Allein, die Lage, darinnen sich Regensburg befand, war diesem Verlangen gar nicht günstig. Die Finanzen in äusserster Zerrüttung, die politischen Aussichten trübe, Furcht vor dem eifrig katholischen Ferdinand von Oesterreich, vor der nahen Gewalt der Fürsten von Bayern, und vor dem Widerstand des Bischofs, der alles anwandte, um die immer weiter greifende Reformationsgährung in Reg. noch zu unterdrücken, das waren die vornehmste Schwierigkeiten und Hindernisse, mit welchen der Rath und die Bürgerschaft beständig zu kämpfen hatte. In diesem Kampfe bewies der Rath immer sehr viele Klugheit, Mäßigung und Vorsicht, und machte damit nicht nur die mit ungestümem Verlangen

nach einer Kirchenreforme strebende Gemeine, sondern auch andere auswärtige Freunde der Reformation mit sich sehr unzufrieden, so daß das, was jener Vorsicht nannte, von diesen Zaghaftigkeit und Kleinmuth genannt wurde. S. 32. fgg. — Aus dieser Ursache, oder wie es S. 60 heißt: Kays. Majestät zu Ehren, wurde zu R. nicht nur das den Protestanten so beschwerliche Wormser Edikt angenommen, sondern der Rath gab es auch nicht zu, daß seine Gesandte das am 25 Jun. 1530 überreichte Augsburgische Glaubensbekenntniß unterschrieben, wodurch er sich wiederum von Seiten anderer protestantischen Reichsstände große Vorwürfe zuzog. Inzwischen wurde das Verlangen der Bürgerschaft und einiger Mönche nach einem evangel. Prediger, und nach Abschaffung der alten gottesdienstlichen Gebräuche immer heftiger und dringender. Aber da der Rath zu R. nun einmal den Augsburger Reichstagsabschied, durch welchen alle weitere Neuerungen in Religionssachen bis auf das, wie es hieß, nächstens zu haltende Concilium untersagt waren, angenommen hatte, so sorgte er wenigstens für die Verbesserung des Schulunterrichts, und berief, auf den Vorschlag des einsichtvollen Melanchthons einen gewissen Mag. Endres (eigentl. Andreas Denzel) nach Regensburg, um der dortigen Jugend wenigstens bessere Religionsbegriffe beyzubringen. S. 68. — Wie viel aber insonderheit auch die Mönche zur Beförderung der Glaubensreinigung zu R. mitgewürkt haben, das erzählt der Verf. S. 75. fgg. wo von einem gewissen beym Volk sehr beliebten Augustinermönch Georg Teschler, (oder, wie er unter den Gelehrten hieß, Georg Teradinus,) und von einem Wolfg. Kalmünzer, auch von einem Dominikaner-Prior gesagt wird, sie hätten das reine, heilige Wort Gottes, unter grossem Zulauf des Volks, und zum bittersten Aerger des Bischofs, der ihnen das Predigen niederlegen wollte, verkündiget; auch das Salz, das Weihwasser, und ein Crucifix aus der Augustinerkirche weggeräumt, und die Horas abgeschafft. Durch eine bischöfliche Verfügung aber wurde alles, — Salz, Weihwasser und das Crucifix wieder hergestellt, und die beyden Augustinermönche selbst im Jahr 1534 fortgejagt. Durch alle solche Hindernisse aber, so wie auch durch die zaudernde Vorsicht des Raths wurde das Verlangen der Bürgerschaft nach einem gelehrten, mit dem Geiste der Apostel und Propheten erfüllten Lehrer nur noch höher gespannt, so daß einige von ihnen sich bey Luthern selbst über die Lauigkeit und über den Mangel an Wahrheits-

liebe

lische ihrer Obern beschwerten, der diese sodann auch zur Förderung des Evangeliums ermahnte, und vor der Einwurzelung der Rottengeister (der Wiedertäufer, dergleichen auch in R. sich eingefunden hatten,) warnte. S. 82 fgg. Ja, das Reformiren schien den Reg. Bürgern so langsam von Statten zu gehen, daß einige von ihnen anfiengen, den altkatholischen Predigern sogar während ihrer Predigten zu widersprechen, und, was noch schlimmer ist, sie selbst zu mishandeln. S. 84. — Im Jahr 1535 überreichte ein großer Theil der Bürgerschaft ihrem Magistrat eine Bittschrift, und baten um Gottes willen, ihr Verlangen und Bitten um einen evangelischen Prediger nicht länger aufzuziehen. S. 92. Ihr Verlangen wurde aber doch wieder aufgeschoben, und zuerst an den König Ferdinand, von diesem aber an den Bischoff verwiesen, folglich vereitelt. Indessen wurde doch im folg. Jahr 1536 auf Verordnung des Magistrats in einer Kapelle zur schönen Maria das gesungene Amt, die Vespern und das Salve abgeschafft, die da geopferten Wachsfiguren eingeschmolzen, und andere Geräthschaften verkauft. Auch berief man nach dem Tode des Mag. Endres zu der Schule bey den Augustinern wieder einen Lutherischen Theologen, Casp. Nävius von Wittenberg, und einen würdigen Weltpriester, Stephan Kaubenecker von Kelheim zum Prediger bey der schönen Maria. Ueberhaupt fehlte es nur daran, daß der Magistrat sich um diese Zeit, 1539 noch nicht öffentlich, wie es damals gewöhnlich war, durch eine Druckschrift zur Augsb. Confession bekannt hatte, denn daran wurde er immer noch durch seine Scheue vor dem Kayser und vor den Bayerischen Fürsten verhindert. Uebrigens gestattete er gerne, theils aus eigener Neigung für die verbesserte Glaubenslehre, theils zu Verhütung unruhiger Bewegungen bey dem Volke, alles, was die Annahme der evang. Lehre befördern konnte. Mit dieser war es nun auch bey den Bürgern so weit gediehen, daß sie, ohne es zu verheimlichen, die österliche Beichte und Communion unterließen, daß sie selten oder gar nicht in die kathol. Kirchen giengen, daß sie lieber im evangel. Glauben ohne letzte Oelung starben, und die Verweigerung des Begräbnisses ihrer Leichname von Seiten der kathol. Geistlichkeit erduldeten, als daß sie nach dem alten Aberglauben ihre Reise zur Ewigkeit antreten wollten. Durch das im Jahr 1541 zu Regenb. gehaltene Religionsgespräch, wovon aber unser Verf. keine besondern Umstände anführt, und durch die bey der Gelegenheit gehaltene Predigten eines

Ams-

Amsdorfs und Draconites wurde die Liebe und der Eifer für die gereinigte Glaubenslehre bey den Regensburgern noch mehr entzündet und genährt. Dennoch wagte es der Rath um seiner mißlichen Lage willen noch nicht, sich öffentlich von der noch mächtigern Parthey der Katholischen zu trennen, und die Einführung der verbesserten Religion zu gestatten, ob man wohl leicht sehen konnte, daß dies insgeheim seine Absicht war. Endlich gieng der Rath im Jahr 1542 doch so weit, daß er einen schon zuvor wegen seiner evangel. Predigten bekannten Pfarrer zu St. Emeran, Erasmus Zollner, bey der neuen Pfarrkirche anstellte, dessen Predigten bey dem Volke großen Beyfall fanden. Allein, damit war das Verlangen der Bürgerschaft noch nicht ganz befriediget. Diese wünschte nun auch den freyen Gebrauch des heil. Abendmahls in doppelter Gestalt, und eine eigene Kirche zu solchem Gebrauche zu erlangen. Da es aber der Rath noch nicht wagte, diesem Ansuchen der Bürger genug zu thun: so nahm sich ihrer ein edler Junker, Bernhardin von Stauf auf Berezhausen, an, und ließ ihnen in seinem eigenen Hause, das er zu R. besaß, das heil. Abendmal sub utraque austheilen. Auch dieses suchte der Magistrat noch aus Furcht vor dem Bischoff, dem Kaiser und den Herzogen von Bayern zu verhindern, aber vergeblich. Weil derselbe dabey nicht Ernst genug anwandte, so zog er sich dadurch selbst einen nachdrücklichen Verweis von Seiten des Königs Ferdinands zu. Darüber verantwortete sich der Reg. Rath, und zeigte, daß man dem dringenden Verlangen der Bürgerschaft nach einem bessern Lehrvortrag und nach dem freyen Gebrauch des h. Abendmahls sub utraque, ohne einen Aufstand, oder das Eindringen anderer unruhiger Religionspartheyen zu befürchten, nicht länger widerstehen könne. Endlich wurde noch im J. 1542 bey Rath beschlossen, S. 131, „führohin in U. Frauenkirche das Abendmahl nach Christi Einse„tzung zu halten, und zu diesem Ende, neben Zolnern, noch „einen Pfarrherrn, den Luther vorschlagen würde, und eini„ge Diaconen zu vociren.“ Und der 15te Oktober war es, da das heil. Abendmahl wirklich in U. Frauenkirche nach Lutherischer Weise gefeyert wurde. Die ganze Anordnung wurde nach Nürnbergischem Gebrauch von dem dorther berufenen D. Forster gemacht. Hierauf wurden noch mehrere religiöse Gebräuche reformirt. Zum Pfarrherrn oder Superintendenten empfahl D. Forster einen gewissen Mag. Nopp aus Wittenberg, und zu Diaconen wurde Nicolaus Gallus oder Han,

der vorher Rektor der Schule zu Mannsfeld gewesen, und Johann Funk von Nürnberg berufen. Was der Bischoff zu R. hierüber für große, schwere Klagen geführt; wie sehr Regensburg von Bayerischer Seite, besonders durch eine Handelssperre bedrückt worden; was der Magistrat von Seiten des Kaysers und seines Bruders, des Kön. Ferdinands, für drohende Verweise und Befehle bekommen, das wird in dem folgenden von S. 144 an ausführlich erzählt. — Von dem im J. 1546 zu R. abermals eröffneten, aber bald wieder geflissentlich vereitelten Religionsgespräch hatte diese Stadt keinen andern Vortheil, als daß sie von der drückenden Frucht- und Viktualiensperre endlich wieder befreyt wurde, weil die Herren Colloquenten über die dort herrschende Theurung bey dem Kayser große Klagen führten, und dieser deswegen an die Herzoge von Bayern rescribirte, die Zufuhr der Lebensmittel nach Regensburg wieder zu eröffnen. — Der Einführung des keiner Parthey recht anständigen Interims im Jahr 1548 widersetzte sich anfänglich zwar auch Regensburg; mußte es aber nothgedrungen endlich doch auch annehmen. Durch den muthvollen Feldzug des Herz. Moriz von Sachsen gegen den, die Freyheit der deutschen Reichsstände beynahe zu Boden tretenden, Kayser Karl V. und durch den darauf erfolgten Religionsfrieden bekam die Reformation auch in der Stadt Regensb. bald wieder, im Jahr 1552, eine ganz andere günstigere Wendung. In der neuen Pfarrkirche wurde nun wieder öffentlich geprediget, gesungen, zur Kirche geläutet. Mit Jubel holte man die exilirenden und die neuberufenen Prediger ein, und nach der Anordnung des auf einige Zeit von Coburg dahin berufenen D. Justus Jonas wurde die ganze gottesdienstliche Verfassung wiederum auf den evangelischen Fuß eingerichtet. — Dieß sind die merkwürdigsten Umstände von der Kirchenreform zu Regensb. die hier in dreyen Abschnitten bis auf das Jahr 1552. in einem freylich nicht sehr lebhaften, vielmehr etwas zu trockenen und schwerfälligen Styl beschrieben werden. Nach einigen vorne und am Ende des 3ten Abschnitts geäusserten Versprechungen wird noch ein 4ter Abschnitt nachfolgen, der einige merkwürdige hieher gehörige Geschichten der folgenden Zeiten darstellen wird. — Einige Sprachfehler oder Provinzialismen, wie z. B. die Leute aufwikeln, statt aufwiegeln, in eine Sache gehehlen, statt einwilligen u. d. gl. dürften in Zukunft wohl auch verbessert werden. Az.

Geschichte des abendländischen Kirchenschisma. Ein wichtiger Beytrag zur nähern Belehrung der damaligen Verfassung der Kirche, und zur Charakteristik der römischen Bischöfe. Aus dem Französischen Peters Dupui übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet. Frankfurt und Leipzig, 1792. zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands. 8. 29 Bog.

Der Werth von Dupuis Arbeit ist längst entschieden, und wir haben daher über den Inhalt dieser Schrift gar nichts vorzubringen. Die Uebersetzung ist noch so ziemlich gut gerathen, nur in einigen Stellen holpericht und dunkel. Die hin und wieder beygefügten Anmerkungen enthalten theils kurze Biographien von den merkwürdigsten Männern, die in dieser Geschichte auftreten, theils kleine Berichtigungen, und theils ganz natürliche Herzensergiessungen, und Bemerkungen über das Pabstthum, die sich jedem Leser dieser Geschichte selbst anbieten.

G.

Gelehrtengeschichte.

Carl Joseph Bouginé, Hochf. Badischen Kirchenraths, u. s. w. Handbuch der allgemeinen Litterargeschichte nach Heumanns Grundriß. Fünfter Band. Zürich, bey Orell, u. a. 1792. 718 S. in gr. 8. 1 Rk. 21 K.

Hiermit beschließt Herr B. seine Sammlungen zu einem Handbuche der Gelehrtengeschichte, deren Werth bereits bey den ersten vier Bänden in dieser Bibliothek (Band 108, S. 248. fg.) genauer bestimmt worden ist. Da sie eigentlich einen Commentar über Heumanns Consp. Reip. Litt. ausmachen; so erhält man hier nicht allein die Erläuterung des Ueberrests vom 4ten Hauptstücke jenes Buchs, sondern auch des 5ten, 6ten und 7ten Hauptstücks: alles auf den ersten 358 Seiten dieses Bandes; denn die zweyte Hälfte desselben enthält

theils ein alphabetisches Verzeichniß der Gelehrten des 18ten Jahrhunderts, nach den Wissenschaften geordnet; theils ein allgemeines Register über das ganze Werk.

Auf den ersten 113 Seiten also werden die übrigen sogenannten Miscellanschriftsteller des 18ten Jahrhunderts vom Buchstaben L an, beschrieben. Aber diese Beschreibung besteht fast immer nur, wie in den vorhergehenden Buchstaben, aus ihren Lebensumständen und den Titeln ihrer Bücher: was solche Nachrichten von einem dürftigen Gelehrtenlexicon unterscheiden sollte, das Characteristische eines jeden Schriftstellers, seine Gaben und eigenen Verdienste um die Gelehrsamkeit, wird beynahe gar nicht entwickelt. Denn daß bisweilen zu einer Schrift: Wichtig! sehr wichtig! ein treffliches Werk! sehr lesenswürdig! u. dgl. m. gesetzt wird, oder daß Wetsteins Kritik allzu frey heißt, (S. 70.) sagt so viel als gar nichts. Vom alten Walch wird blos bemerkt: er liebte den Frieden, und war kein Freund vom Polemisiren. (S. 51.) Das ist aber öfters nur eine Temperamentstugend, aus der sich weder für noch wider das Herz eines Gelehrten etwas schliessen läßt. Von Hrn. Tralles wird gar angeführt, (S. 19.) daß ihm die Kayserinn Königinn für eines seiner Bücher eine goldene Tabatiere geschenkt habe; weiter war also von dem würdigen Arzte nichts zu melden, als was er mit sehr vielen Ordikanten gemein hat. Manchmal ist auch gerade eine entscheidende Begebenheit in dem Leben eines Gelehrten weggelassen, wie S. 107. bey dem Gr. von Zinzendorf zwar erzählt wird, daß er sich auf sein Gut Berthelsdorf in der Lausitz begeben, und daselbst gesucht habe, die alte Kirchenzucht und die ächte evangelische Lehre zu erneuern; aber von der Ankunft der Mährischen Emigranten auf seinem Gute, der Hauptveranlassung aller seiner Religionsanstalten, kein Wort gesagt wird. Auch von diesem berühmten Schriftsteller ist die ganze Schilderung diese: „Ein Mann, der bey seinem guten Verstande und Herzen nicht von der Schwärmerey freyzusprechen ist;“ Worte, die man noch von vielen andern gebrauchen kann, und die hier nichts erschöpfen. Noch müssen wir anmerken, daß S. 89 der Prof. Woog in Leipzig, und sein Vater, ein Prediger in Dresden, unter dem Namen des erstern in Eine Person verwandelt worden sind. Den Beschluß dieses Hauptstücks machen allerley Nachrichten von gelehrten Päpsten und Cardinälen des jetzigen Jahrhunderts, ingleichen

von

von der Gelehrsamkeit bey neuern Griechen, Juden, Türken und Sinesern.

In der 5ten Abtheilung, worinne Heumann einige Anleitung giebt, die Geschichte der Wissenschaften, (der V. setzt noch überflüssig hinzu: der zum gelehrten Sache gehörigen,) zu beschreiben, erwarteten wir Hr. B. ganz vorzüglich. Denn ob wir gleich keine durchaus vollständige und sehr ausführliche Gesch. der Wissensch. von ihm fordern können; so war doch in einem Handbuche von diesem Umfange ein solcher Abriß derselben an seinem Platz, in welchem sich wenigstens alle Hauptzüge vom Ursprunge und Fortgange, von den wesentlichen Veränderungen jeder Wissenschaft, ihren vornehmsten Wanderungen und Sitzen, ihren Beförderungsmitteln und Hindernissen, den großen Anführern und Reformatoren in denselben, den klassischen Werken, welche für sie geschrieben, den berühmtesten Entdeckungen und Methoden, welche für sie aufgebracht worden sind, beysammen fänden. Selbst auf den wenigen Bogen, die der Verf. für diese Abth. bestimmt hat, (S. 131 — 269.) konnte doch viel Treffendes von dieser Art zusammen gefaßt werden; noch besser aber war es, wenn der V. manche unbedeutende Miscellanschriftsteller und viele Kleinigkeiten der vorigen Bände wegließ, um hier Platz zu gewinnen. Was der Vf. von jeder Wissenschaft sagt, enthält theils im Allgemeinen ihren Gang bis auf die neuern Zeiten, theils einige Beyspiele zur Erläuterung desselben, berühmte Namen, und eine Reihe Büchertitel: alles zusammengenommen viel zu mangelhaft und unzureichend. Gleich die allgemeine Schilderung des Laufs der Gelehrsamkeit, S. 131 — 134. ist zu declamirend, großentheils seicht, auch wohl unrichtig. So soll „nach Augusts classischer Epoche der gute Geschmack gesunken seyn;“ und doch kannten ihn Quinctilian, Longin, Lucian, und andere mehr, lange nach jenem Fürsten, so gut als die besten Schriftsteller seines Zeitalters. „Reuchlin und Melanchthon sollen den guten Geschmack wieder angefacht haben;“ nein, das thaten die Griechen in Italien, und manche treffliche Köpfe dieses Landes schon im 15ten Jahrhunderte u. s. w. Die erste Wissenschaft, zu deren Geschichte Herr B. etwas beyträgt, ist die Mathematik, auf 2½ Seiten. Hier wird einiges von dem angeführt, was die Alten darinne geleistet haben; sodann bemerkt, daß man dem Jac. Metius die Erfindung der Perspective zuschreibe; daß Christoph

stoph Clavius zuerst die Gnomonik in Ordnung gebracht habe; und daß man den Franz Vieta fälschlich zum Erfinder der Algebra mache, weil sie den Indianern und Persern sowohl, (das möchte wohl etwas schwer zu beweisen seyn!) als den Saracenen und Mauren bekannt gewesen sey. Damit ist nun die Geschichte der Mathematik zu Ende; von allen großen Entdeckungen der Neuern in derselben kein Wort; bloß einige zwanzig Schriften derselben von diesem Inhalt, und eine Anzahl Namen berühmter Mathematiker, werden noch hinzugesetzt: worunter doch einige der größten, wie Newton, Leibnitz, die Bernoulli, u. a. m. fehlen. Ueber die hebräische, griechische und lateinische Sprache werden zwar viele zu ihrer Erlernung dienliche Bücher (S. 138 fg.) genannt; aber ihre Geschichte selbst wird nicht beschrieben. Von der deutschen sagt der Vf. 144. „Karl der Große wollte sie allgemein eingeführt wissen.“ Wo sollte denn dieses geschehen? in seiner fränkischen Monarchie herrschte sie ja ohnedem, nach verschiedenen Mundarten. Ganz Europa wollte er sie doch nicht aufdringen? daß er sie zu einer Büchersprache hat machen wollen, und sonst einige patriotische Bemühungen für sie angewandt hat, ist etwas ganz anders. „Aber seine Anstalten wurden durch die folgenden Regenten vereitelt.“ Und doch war unter einem seiner nächsten Nachkommen, der Mönch Otfried, für die deutsche Sprache thätiger und eifriger, als kein Schriftsteller unter Karln. Auch haben wahrhaftig Regenten die Cultur unserer Sprache in jenen Zeiten nicht vereitelt. Der alle Wissenschaft an sich allein reißende, blos lateinisch schreibende, alle Urkunden lateinisch ausfertigende, sogar beym Gottesdienste lateinisch redende Clerus war es, der dieses so lange Jahrhunderte hindurch gethan hat. „Unter Friedrich I. Otto II. (welche verkehrte Zeitordnung!) und Maximilian I. bemühte man sich, unserer Muttersprache aufzuhelfen; aber sie blieb ungebildet.“ Aus diesem langen Zeitraum hätte doch manche bestimmtere Nachricht beygebracht werden sollen; z. B. Was die schwäbischen Dichter für die Sprache gewürkt haben? in wiefern die Kunst der Meistersänger für sie ein Gewinnst gewesen sey? u. dgl. m. Unter denen, welche im 18ten Jahrhunderte unsere Sprache veredelten, sollte Mosheim am wenigsten vergessen seyn. Wir könnten bey jeder Kunst und Wissenschaft, über die der Verf. etwas Historisches hinwirft, ähnliche Anmerkungen in Menge machen; schränken uns aber nur auf wenige ein.

Reiske hat nicht alle alte griechische Redner zusammen drucken lassen, wie S. 154. gemeldet wird. Außer dem Petrarcha (S. 155.) waren vielmehr aus dem 16ten Jahrhunderte mehrere um die italiänische Beredtsamkeit weit verdientere Männer zu nennen, und Pope (ebendas.) hat gewiß nicht zuerst der Beredtsamkeit in England einen höhern Flug gegeben. Was helfen auch solche allgemeine Ausdrücke, da diese Kunst bey jeder Nation ihr Eigenthümliches hat, das unbemerkt geblieben ist? Daß **Ulrich von Hutten** zuerst den Geschmack in der Dichtkunst verbessert habe; (S. 160.) und daß **im Heldengedichte das Ganze zusammenhängend geordnet sey**; (S. 161.) wird dem Vf. kein Kenner zugeben. **Unter den besten neuern Romanen** steht S. 165. unmittelbar nach **Wieland** und **Hallers Usong, die asiatische Banise**!! Wie kann H. B. S. 184. sagen, **daß Baco die Logik mit der Physik vermischt habe**? Zeigen, daß Vernunftschlüße da nicht zureichen, wo Versuche und Induction den Weg zur Naturkenntniß bahnen müssen, ist ja ganz etwas anderes. In der Geschichte der Naturlehre ist S. 187. Galilei sehr unrecht vorbeygelassen. Der Ungenannte (ebendas.) der die Voyage du monde de Descartes schrieb, wurde gar bald bekannt; es ist der P. Daniel. Thomasius und Buddeus sollen nach S. 196. fg. zuerst gereinigtere Systeme der prattischen Philosophie geliefert haben; wo bleibt denn aber Pufendorf, der ihnen vorleuchtete? Das Verzeichniß historischer Bücher S. 205 fg. bedarf einer weit schärferen Musterung; eigentliche Geschichte der historischen Kunst fehlt ohnedies völlig; Büchertitel aber füllen viele Seiten an. In der ziemlich mangelhaften Geschichte der Arzneywissenschaft, (S. 232 fg.) ist keine von den neuern Hauptverbesserungen der Methode kenntlich gemacht worden; wie falsch es sey, was behauptet wird, daß erst im 18ten Jahrhunderte jene Kunst gründlicher bearbeitet worden sey, kann schon Sydenhams (gestorb. im J. 1689) großer Nahme lehren, von dem Pathologie, Semiotik u. Therapie ihr volles Licht empfiengen. Mißverstand ist es, wenn S. 241. fg. dem **Isidor von Sevilien ein unächtes Corpus Canonum**, das er gesammelt, und der Betrüger Isidor vermehrt haben soll, beygelegt wird. Die alte Meynung, daß der Röm. Bischof vom K. Phocas den Titel eines allgemeinen Bischofs erlangt habe, (S. 241.) ist längst weggeworfen; und die Anerkennung der Oberherrschaft des Carling. Hauses über Rom, schon im J. 774. (S. 244.) möchte auch

nicht

nicht leicht erweislich seyn. Nach S. 248. soll Canus das beste dogmatische System für seine Glaubensgenossen geschrieben haben; nichts weniger; es ist gar keine Dogmatik; sondern das übrigens schätzbare Buch entwickelt nur die locos demonstrationum theologicarum. Nicht erst nach dem 30jährigen Kriege, wie S. 255. steht, wich man von der alten Simplicität im Predigen unter den deutschen Protestanten ab; auch hätte nicht Hallbauer, sondern Spener mit seinen Schülern, als Verbesserer der Homiletik genannt werden sollen.

Doch wir behalten, um den Raum zu schonen, noch eine Anzahl Bemerkungen zurück, die wir sowohl bey dieser 5ten Abtheilung, als bey den zwo letzten, über Bücherkunde, und besondere Merkwürdigkeiten von Gelehrten, zu machen im Begriff waren. Mühsamen Fleiß, große Belesenheit, viele richtige Einsichten und Urtheile, kann man dem Verf. hier so wenig, als im ganzen Buche, absprechen; aber des Gesammleten ist zu unendlich viel, als daß durchgehends auch für strengere Prüfung Zeit genug übrig geblieben wäre; daß Wahl, Geschmack, feiner Beobachtungsgeist, u. dgl. m. zugleich mit der Handarbeit immer hätten würksam seyn können. Nur noch etliche Stellen zur Probe: Von Adlerfelds Entwurf der Kriegsthaten Karls XII. wird S. 289. gesagt, er sey im Meere untergegangen; aber es hätte dieses weit bestimmter erzählt werden sollen. Viele Exemplare des im J. 1707. gedruckten Entwurfs, die nach Schweden geschickt wurden, giengen freylich mit dem Schiffe unter. Aber es war nur ein Auszug der vollständigen Geschichte: und sowohl die französische als deutsche Ausgabe des geschätzten Werks, das Friedrich II. seinen Officiers zu empfehlen pflegte, sind zwar selten, aber doch noch anzutreffen; die letztere besitzt der Rec. selbst. Noch auf dem letzten Blatte S. 357. wird du Pin Schuld gegeben, er habe des Basnage Hist. des Iuifs bey dessen Lebzeiten herausgegeben, und sich zugeeignet. Das letztere hat er aber nicht gethan. Er ließ zwar das Buch zu Paris im J. 1710. mit vielen eigenmächtigen Veränderungen nachdrucken; jedoch ohne einen Verfasser desselben anzugeben: beydes vermuthlich, um es den R. Kathol. angenehmer zu machen. Eben daselbst schließt sich das ganze Buch mit der Mikrologie der Gelehrten. Der V. führt mehrere Gattungen derselben an, und warnet vor der Mikrologienjagd; bekannte Dinge! Ein würdiger Beschluß wäre es gewesen, zu zeigen,

wie selbst solche mikrologische Nachrichten oft dazu benutzt werden können, den Geist eines Gelehrten, die Richtung desselben, seine schriftstellerische Laufbahn, die Gränzen innerhalb welcher er stehen blieb, und vieles andere, was an den berühmtesten Männern am bemerkungswürdigsten ist, lehrreich zu beurtheilen.

Ow.

Johann Esaias Silberschlags, Königl. Preußischen Oberkonsistorialraths, Geheimen Oberbauraths, Pastors bey der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin, Mitglieds der Königl. Akademie der Wissenschaften und mehrerer auswärtigen gelehrten Gesellschaften ꝛc. Leben, von ihm selbst beschrieben. Berlin, im Verlag der Realschul-Buchhandl. 1792. 8. 62 Seiten. 6 gr.

„Wenn es ein Glück ist, fängt Hr. S. an, zu einem gesegneten Geschlechte der Gerechten zu gehören, und Gott schon in seinen Voraltern gedient zu haben; so hatte die ewige Liebe mich schon mit diesen Wohlthaten bedacht, ehe ich sagen konnte: hier bin ich!" Dieser Anfang, der lauter verwirrte und widersprechende Begriffe enthält, läßt den Leser wohl erwarten, daß diese Lebensbeschreibung in einem sonderbaren Tone abgefaßt seyn möge, und Rec. muß bekennen, daß man sich in dieser Voraussetzung nicht irre. Hr. Silberschlag rechnet es sich als eine Wohlthat an, daß er Gott schon in seinen Vorfahren gedient habe; und was noch mehr ist — er hat diese Wohlthat schon empfangen, er hat Gott schon gedient, ehe er noch gebohren war. Wenn wir Ketzermacher wären, so würde man uns doch wahrhaftig keiner zu weit getriebenen Consequenzenmacherey beschuldigen können, wenn wir den orthodoxen Mann hier des Katholicismus in Anerkennung fremden Verdienstes, oder der Anhänglichkeit an die Lehre von der Prädestination zu zeihen geneigt wären. Es geschieht indessen in keiner andern Absicht, als auch mit diesem Beyspiele zu zeigen, daß die theologischen Ideen des sel. Mannes in großer Verwirrung unter einander gelegen haben und höchst undeutlich gewesen sind, und daß man sich vergebliche

Mühe

Mühe giebt, wenn man bey Ihm gründliche Belehrungen sucht. Man wird hievon aus nachfolgendem getreuen Auszuge aus dieser Lebensbeschreibung noch mehr überzeugt werden.

Der erste bekannte Silberschlag, gewesener Pastor in Erfurt, legte damit einen Beweis von seiner großen Frömmigkeit ab, daß er mit sterbenden Lippen das apostolische Symbolum ablegte, und sogar mit den letzten Worten desselben zugleich seinen Geist aufgab. Unstreitig hat er also mit dieser Glaubenshandlung die strenge Anhänglichkeit an die Symbolik auf seine Nachkommen vererbt. Von einem Sohne dieses Mannes ist der Name Esaias, und wieder von dessen Sohne mit dem Namen Esaias der Trieb zur Chemie und Physik auf alle Nachkommen dieses Geschlechts fortgepflanzt worden (S. 1.) Dieser Nachlassenschaft hat man demnach wohl auch die Silberschlagsche Sundfluths-Maschine und seine Geogonie zu verdanken.

„Im Jahr 1721 am 16 des Novembers wurde ich, fährt der Verfasser fort, von meinen rechtschaffenen Aeltern auf die Welt gesetzt." (der Vater war damals Arzt in Aschersleben.) „Meine fromme Aeltern erkannten ihre Pflicht, durch das Bad der Wiedergeburt und Erneurung des heiligen Geistes mich Christo und seiner Gemeine einverleiben zu lassen. Zum Andenken dieses mit dem Dreyeinigen errichteten Bündnisses ertheilten sie mir die Namen Johann Esaias."

Des Vaters Ehrfurcht, womit er mit seinem Sohne vom Gottesdienst, Predigten und der h. Schrift sprach, erweckte in diesem schon früh eine heftige Neigung zum Studium der Theologie. Aber die Absicht des Vaters gieng dahin, alle seine medicinische Erfahrungen und Kenntnisse durch den Sohn fortzupflanzen. (S. 7.)

Ein gewisser Officier suchte sich an dem unschuldigen Vater zu rächen, und sorgte dafür, daß der Name des Sohnes in die Rolle künftiger Reuter eingeschrieben wurde. Dieses kränkte den Vater so empfindlich, daß er zur letzten Nothwehre eines Christen schritt, mit dem Sohne auf die Knie fiel, und zu Gott betete, daß er den letztern weder so groß noch so stark werden lassen möchte, um im Stande zu seyn, die Waffen zu führen. (S. 8.) Wenn alle Cantonisten so eifrig und kräftig gebetet hätten, so würde damals eine kleine dürre schwache Genera-

verabsäumt entstanden und das Regiment unfehlbar ausgestorben seyn.

1737 starb der Vater, der sich viermal verheyrathet hatte; und ob er gleich seinem Sohne noch auf dem Sterbebette eine kurze Anweisung gegeben, wie er sich bey Erlernung der medicinischen Wissenschaften zu verhalten hätte, so sprach er doch am Ende noch die merkwürdigen prophetischen Worte: „ich weiß, du wirst dasjenige nicht werden, was du jetzt wünschest zu seyn.“ (S. 9.)

Nun legt der V. von seinem Seelenzustande in der Kindheit das Bekenntniß ab, daß er nie auf eine vorsetzliche und beharrliche Art seinen Taufbund gebrochen, vielmehr seit seinem 7ten Jahre sehr kräftige Gnadenbearbeitungen des Geistes Gottes an seiner Seele verspürt, und mit heißen Thränen Gott um die Vergebung seiner Sünden gebeten habe, dessen ungeachtet aber doch auch nicht leugnen könne, daß er nicht ein zu allem Guten von Natur ganz untüchtiges, und zu allen sündlichen Lüsten geneigtes Herz in sich sollte wahrgenommen haben. (S. 10.) Auffallend ists, daß der Verf. schon in seiner Jugend die Erfahrung gemacht hat, daß ihm der Unterricht in den Glaubenswahrheiten, woran es ihm gar nicht gefehlt hätte, zur Bekämpfung des Leichtsinns, der Unbeständigkeit und Menschengefälligkeit nichts geholfen habe, weil es ihm an einer gründlichen Anweisung zur thätigen Ausübung der Gottseligkeit gemangelt hätte. (S. 11.) Wenn er diese Erfahrung recht genutzt und darauf weiter fortgebaut hätte, so würde er in der Folge über den Werth der christlichen Glaubens- und Sittenlehren anders gedacht und gelehrt haben, als er darüber zu denken — sit venia verbo — und zu lehren gewohnt war.

1738 erhielt der sel. S. eine Freystelle auf Klosterbergen, nachdem er schon vorher die Schule in seiner Geburtsstadt Aschersleben besucht hatte. Was er hierbey von dem im eigentlichsten Verstande Hochwürdigen Abt Steinmetz, „von den Sprachen, den schönen Wissenschaften, der Philosophie und Mathematik, die ihn gleichsam in Empfang genommen und von einer Stufe zur andern geführt haben, von Vorträgen, von der Versieglung im h. Geist, wodurch sein Verstand erleuchtet worden,“ und wie er einen theologischen Idealisten über selbst aufgeworfene Bedenklichkeiten und Zweifel abgefertiget, u. d. m. schreibt, kann man auf der 12. 13. und 14 Seite ausführlich lesen.

Auf

„Auf Anrathen des Abts Steinmez ließ er seinen Vorsatz, Medizin zu studiren, fahren, und „legte sich das letzte Jahr ganz vorzüglich auf die hebräische Sprache, Theologie und Lesung einiger Kirchenväter. Damit das Wesen mit dem Studiren aber nicht zu arg werde, „so gaben ihm einige treue Lehrer die sorgfältigen Warnungen, im Tempel der Wissenschaften keine Abgötterey zu treiben, sondern sein Herz gänzlich demjenigen Herrn aufzuopfern, der uns erkauft hat mit seinem Blut.“ 1741 gieng er nach Halle, wo er sich gleich im Anfang mit einem gottesfürchtigen Stubenfreunde, Namens Wolterstorf, in Ansehung des Gebets und eines erbaulichen Lebenswandels vereinigen konnte.“

Die erste Vorbereitung zum Schulmanne hat er 1½ Jahr lang in einer Armenschule auf der Neumark vor Halle gemacht. Dazumal glaubte aber der sel. Mann, wie er S. 18. versichert, noch, daß der Mensch mehr Seele als Körper sey, und erlaubte sich nach dieser Voraussetzung zu große Anstrengungen, weshalb er Anfälle von Hypochondrie bekam, deren Ursache seine Freunde in einem innern Abfall von Gott aufsuchten, und wobey ihm selbst die Untüchtigkeit zum Gebet und zum Genusse der Seligkeiten der Religion das empfindlichste war. Da er in diesen Umständen die Universität verlassen sollte, und wegen seines künftigen Aufenthalts verlegen war, so ertheilte ihm Steinmez auf seine Anfrage eine Lehrerstelle an der Schule zu Klosterbergen, welche er 1745 angetreten hat, nachdem er seine Gesundheit bey seinem Schwager, welcher Prediger auf dem Lande war, wieder hergestellt hatte.

1752 sandte ihn sein Erzhirte Christus zur Heerde seiner durch sein Gottesblut (!!) erkauften Schaafe, und machte ihn zum Prediger in Wolmirsleben, einem Dorfe im Magdeburgischen. Ob nun gleich der Verf. die Liebe dieser Gemeine gegen ihn rühmt, so führt er doch auch bittere Klagen wider dieselbe, und versichert, wahrgenommen zu haben, daß eine gewisse unsichtbare Macht durch allerhand unerwartete Vorfälle an der Vertheidigung der Bollwerke des Unglaubens gearbeitet habe, so oft er auf dieselben einen Angriff gewagt hätte. (S. 25.) Hier heyrathete er, und ließ auch einen Sohn, Namens Johann Seth Esaias, taufen, der aber bald wieder gestorben ist.

1756 erhielt er einen neuen Ruf an die heil. Geist Kirche in Magdeburg. Der Aufenthalt des Hofes in Magdeburg „gab ihm Gelegenheit, mehrmals das Wort des Evangelii vor den Hohen dieser Welt zu verkündigen. Seine Pfarrwohnung genoß sogar die Ehre, der Aufenthalt des verehrungswürdigen Herrn Oberhofpredigers Sack zu seyn.“ 1760 wurde er auf Veranlassung einer Abhandlung von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten von der Königl. Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommen.

Hier verhängte aber der Herr eine starke Prüfung seiner Treue gegen die erkannte Wahrheit über ihn. Er stand nämlich in der Gefahr, entweder an seinem Glauben über die stellvertretende Genugthuung des Erlösers Schiffbruch zu leiden, oder die Gunst eines Mannes, den er sehr hoch schätzte, und die Freundschaft eines Freundes, den er sehr liebte, aufopfern zu müssen. (Eine Wahl, die freylich einem Manne, „der nie nach hohen Dingen gestrebt hat,“ (S. 31.) nicht sehr schwer werden konnte.) Aber der schwach werdende Glaube wurde durch einen neuen Glauben an die Beweiskraft des 53 Kap. Jesaiä gestärkt, welcher dann alle Zweifel glücklich besiegte. (S. 29.)

1768 wurde er nach dem Tode des sel. Heckers zum Direktor der Realschule rc. in Berlin berufen. Es ist zu verwundern, daß ihm „unbekannt geblieben ist,“ wie es damit zugegangen seye. Denn es hält doch sonst so schwer nicht, die Namen und Bemühungen solcher Freunde und Beförderer ausfündig zu machen, in Berlin wenigstens wars nicht unbekannt, daß die Empfehlung des Herrn Oberhofpredigers Sack mit dazu beygetragen habe. Vielleicht ist hier das Gedächtniß dem guten Silberschlag untreu geworden; welches auch bey der Erzählung von seiner 1784 geschehenen Resignation des Direktorats bey der Realschule der Fall zu seyn scheint. Denn man wollte damals wissen, daß sich dabey noch einige Umstände zugetragen hätten, wovon er gänzlich schweigt. So mag es wohl auch nur Wirkung des grämlichen Alters gewesen seyn, daß sich Hr. S. über das Odium theologicum, über Haß, tückische Ränke, die hinter seinem Rücken gespielt worden wären, über Verleumdungen und andere Anfeindungen beschwert, welches alles ihm die Treue gegen die Wahrheit in Berlin zugezogen haben sollte. Jedermann in dieser Stadt weiß, daß man ihn ruhig seinen Weg gehen ließ, wie man ihm denn auch gar nicht

anser

ansehen konnte, daß er sich etwas hätte anfechten lassen. Dagegen wußte man recht gut, daß er nicht nur in Gesprächen, sondern auch in Predigten und besonders in seinen Wiederholungen, sich mancher Aeusserungen bedient hat, die Andern hätten empfindlich seyn können. Wenn er aber unter diese vorgebliche Kränkungen die so nothwendig gewordene Untersuchung und bessere Einrichtung des sonst unter seiner Aufsicht gestandenen Schulmeister-Seminarii, prüfende Recensionen seiner Schriften, unbefangene und in der Wahrheit völlig gegründete Beurtheilungen seiner öffentlichen Vorträge, und Verschiedenheiten von Meynungen in den Collegien, von welchen er Beysitzer war, rechnet: so ists wohl zu hart, daß er sich so ausgedrückt hat, und läßt sich schwer mit der Versicherung zusammen reimen, „daß Ehrsucht und Selbstsucherey diejenigen Fehler sind, deren Ueberwindung ihm jedesmal am leichtesten geworden wäre.“ (S. 34.) Ist es nicht sonderbar, und hat es nicht den Schein der Selbstsucherey, daß er von einer finstern Periode seines Lebens und feurigen Pfeilen redt, weil nicht alle Menschen seiner Meynung waren, weil man ihm nicht überall auf sein Wort glaubte? Mit eben dem Recht, womit er die zunehmende Aufklärung in einer grossen Stadt die Deisten-Periode, (S. 36.) und theologische Untersuchungen über die dogmatischen Lehren von der Dreyeinigkeit, Gottheit Christi, seine stellvertretende Genugthuung, von den Gnadenwirkungen des h. Geistes ꝛc. den Grund des Heils umstürzende Irrthümer nennt; (S. 31.) können doch auch andere Menschenkinder über seine Meynungen und Behauptungen urtheilen, und nach ihrer ehrlichen Ueberzeugung dasjenige in der Schrift nicht finden, was er nach seiner Ueberzeugung darinnen zu finden meynte. So lange Untersuchung der Wahrheit und die Bekanntmachung der Resultate dieser Untersuchungen jedem Gelehrten frey steht, bediene er sich dieser Freyheit nach seinem Gefallen, ohne der Freyheit eines andern etwas in den Weg zu legen, und warte es geduldig ab, was die Wirkungen davon seyn werden, und rede ja nicht von Hintansetzung alles menschlichen Ansehens, wenn er zur Behauptung seiner Ueberzeugungen sich auf vornehme Männer und königliche Minister beruft, und diejenigen, welche nicht seiner Meynung sind, mit dem lieblosen und stolzen Urtheile brandmarken will, daß sie Christum und sein Wort verachten, und dasselbe gegen menschliche Träume zurücksetzen. (S. 37.)

1770 wurde Silberschlag zum Oberbaurath ernannt, und als 1787 die Mitglieder dieses Departements zu Geheimen Oberbauräthen erhoben wurden, so mußte ich, schreibt er, (S. 53.) an dieser Ehre gleichfalls Antheil nehmen. Er hat auch als Rath bey diesem Departement verschiedene wichtige Aufträge erhalten und ausgerichtet.

Der Verf. beschließt diese seine Lebensbeschreibung mit der Erzählung von mancherley Errettungen aus Gefahren, die seinem Leben gedrohet hatten. Es ist allerdings für jeden gutdenkenden Menschen erwecklich und rührend, sich solche Begebenheiten oft lebhaft in die Erinnerung zurückzurufen, die über alles waltende Vorsehung zu preisen, und sein Gemüth im Vertrauen auf dieselbe zu stärken. Es ist auch wohl nicht zu leugnen, daß Mancher vor Andern solche Erfahrungen macht, woran zwar oft auch Ungeschicklichkeit und Mangel an vorsichtiger Behutsamkeit Schuld ist. Indessen kann man auch hierinn zu weit gehen, und ganz gewöhnliche Dinge für etwas Ausserordentliches und beynahe Wunderbares ansehen. Und sind es denn nur solche Fälle, wodurch sich Gottes Vorsehung an uns verherrlichet, thut er nicht Leben und Wohlthat an uns, und bewahret nicht sein Aufsehen unsern Odem; oder kann man behaupten, daß die Vorsehung alsdenn weniger thätig seyn, wo Menschen den Gefahren unterliegen müssen?

Uebrigens ist diese Lebensbeschreibung eines in seiner Art merkwürdigen Mannes für den Psychologen ein nicht zu verachtender Beytrag zur genauern Kenntniß seines Charakters, ob man gleich nicht sagen kann, daß der Verf. darinn große psychologische Kenntnisse verrathen, und sein Leben zu jenem Zweck beschrieben habe. Es ist nicht zu leugnen, daß er einen Reichthum von mancherley Kenntnissen besessen habe, und sehr thätig gewesen seye; aber gerade in der Wissenschaft, wo er seine Stimme für entscheidend hielt, und sich sogar herausnahm, alle, welche nicht seiner Meynung waren, als Feinde Gottes und Christi anzusehen, fehlte es ihm gar sehr an Gründlichkeit. Bey seiner lebhaften Einbildungskraft und dem ganzen Gang, den seine Erziehung und Bildung genommen hat, war es kein Wunder, daß er in der Theologie ein Schwärmer ward und blieb. Was für jugendliche Gemüther in mancher Rücksicht als Bewahrungsmittel gegen frühzeitige Ausartung, und als ein Antrieb zur Regelmäßigkeit, allerdings seinen Nu-

tzen

-sen haben kann, nämlich eine durch dunkle Bilder und schwärmerische Beyspiele genährte und belebte Phantasie; weil dieses Alter zu ruhiger gründlicher Untersuchung noch nicht fähig ist; das gereicht dem erwachsenen Manne nicht mehr zur Zierde. Für ihn gehören Grundsätze, welche das Resultat richtig angestellter Beobachtungen, Erfahrungen und des reifern Nachdenkens sind. Rec. glaubt dem sel. S. nicht zu nahe zu treten, wenn er behauptet, daß dies letztere sein Fall nicht gewesen seye. Er mag es wohl aber immer gut gemeynt haben, obgleich einige etwas heftige Ausfälle in dieser Lebensbeschreibung auf anders Denkende für das Gegentheil zu sprechen scheinen, welches doch wahrscheinlich nur daraus zu erklären ist, weil sich bey ihm so manche äusserliche und innerliche Hindernisse gegen eine bessere Einsicht eingefunden haben; und er hat in andern Dingen doch viel geleistet. Seine Asche ruhe im Frieden!

Aub.

Kriegswissenschaft.

Die Kriegswissenschaft in Tabellen mit gehörigen Erklärungen, zum Gebrauch für Officiers von der Infanterie und Cavallerie. Entworfen von Anton Eberhard Freyherrn von Schertel von Burtenbach, des fränkischen Kreises General-Feldmarschallieutenant und Inhaber eines Regiments zu Fuß. Erster Band. Köln am Rhein, gedruckt mit Everaerschen Schriften. 1792. 4. 2 Alphab. 18 Bogen in allem. Nebst einer Kupferplatte. 3 Rg. 12 gr.

Wir wollen zwar nicht gerade zu leugnen, daß dies Buch nicht manches Wahre und Brauchbare über die darinn abgehandelten Materien enthielte. Aber es hat doch so viel Mängel, daß es billig hätte ungedruckt bleiben sollen. Erstlich enthält es nichts Brauchbares, was nicht schon in andern bekannten Büchern stände; zweytens ist es viel zu weitläufig zu seinem Zwecke; drittens ist es mit einer solchen Verwirrung geschrieben; dermaßen ist darinn das Hundertste durch das Tausendste

sondere geworfen, daß kein Mensch, und am allerwenigsten ein Anfänger, das, was zu jeder Materie gehört, herausfinden kann. Viertens sind so viele wahre Dinge falsch darinn vorgetragen; so viele halb wahre als wahr, und besonders als allgemein ausgedrückt; so viel falsche damit vermischt, daß der schon mehr wissen muß, als der Verf. selbst, der alles Brauchbare heraus ziehen will. Fünftens ist der Styl gleichsam rauderwelsch, und die Art, die Gedanken auszudrücken, vermehrt noch die Verwirrung. Man sieht daraus ganz deutlich, daß der Verf. gar nicht zum militairischen Schriftsteller geschaffen ist. Ohne gründliche Ausbildung der Denkfähigkeit hat er wollen höchst gründlich seyn. Daher die tabellarische Form bey der äussersten Verwirrung. Er hat offenbar nicht viel gesehn; sehr viel gelesen; von dem Gelesenen das wenigste verstanden und richtig gefaßt; und denn eben so wenig die Fähigkeit gehabt, was er eigentlich brauchte, zu wählen, zu ordnen und gehörig auszudrücken. Diese unsere Behauptungen wollen wir so kurz als möglich darthun, damit weder der Hr. Verfasser, noch einer unserer Leser uns beschuldige, einen Machtspruch zu thun.

Ueber die Absicht seines Werks drückt jener sich gleich in der Vorrede also aus: „Die meiste (n) vorhandne (n) Kriegsbücher sind für Generale und Staabsofficiere, jene wenige „aber, so für junge Officiers geschrieben worden, behandeln „nur den Compagnie- und den Regimentsdienst; dieser Traktat hingegen ist für solche Anfänger bestimmt, welche sich auch „weitere Kenntniß von der Kriegswissenschaft und dem sogenannten großen Dienst zu erwerben wünschen, und zwar etwas ausführlicher, als man es in dem größten Theil der „Kriegsbücher antrifft.“ Fürs erste zeigt es wenig Kenntniß unserer militärischen Litteratur, wenn der Verf. meynt, es fehle an Büchern, woraus junge Officiers den kleinen sowohl als großen Felddienst, lernen können; soweit dieses jungen Leuten durch Bücher möglich ist. Allein dieß bey Seite gesetzt, wird sichs zeigen, daß sein Buch die hier gemeldete Absicht schlecht erfülle.

Zu den Seltenheiten, die der V. in seiner Vorrede sagt, rechnen wir folgendes: „Die französische (n) und andere aus „fremden Sprachen abstammende Wörter habe geflissentlich „beybehalten und mit lateinischen Buchstaben geschrieben. — „Es werden sich wenige Officiers finden, die nicht die lateinische

„die Buchstaben kennen, somit die Wörter lesen, auch der zu „erstattenden Rapports halben schreiben lernen sollten, und „wie solche ausgesprochen werden müssen, bemerken sie gar bald „durch den Umgang mit andern Officiers. Dem ungeachtet „habe ihretwegen hin und wieder einige Wörter mit deutschen „Buchstaben so geschrieben, wie man sie ausspricht.“ Gütiger Himmel! was müßte das für ein Dienst seyn, wo es Officiers giebt, die keine lateinische Buchstaben kennen; und wer hat wohl je den Einfall haben können, für dergleichen ein Buch zu schreiben, es müßte dann ein Abc Buch seyn? Wie seltsam aber der V. mit den Wörtern aus fremden Sprachen umgeht, mag folgende Stelle aus der Vorrede beweisen: „Jeder Officier sollte bey dem Eintritt in Kriegsdienste beeifert seyn, „sich von allem, was zu dieser schimmernden oder glänzenden „Laufbahn (Carrière brilliante) gehörig ist, wo nicht allezeit „gründliche, doch wenigstens oberflächliche (superficielle) „Kenntniß zu erwerben rc.“ Sind diese französischen Wörter nicht da herrlich angebracht!

Nach dieser Vorrede kommt ein aus zwey Artikeln bestehender Aufsatz unter dem Titel: Gebrauch des Buchs; wovon der zweyte Artikel so heißt: „Einem General können „vorzüglich 4 Stücke Ruhm erwerben. 1) Eine durch kluge „Anordnung gewonnene Schlacht. 2) Eine geschickte Retirade, „dann unter den Kriegsleuten sagt das Sprüchwort: daß ein „zu rechter Zeit wohl eingerichter (nicht übereilter) Rückzug „ein halber Sieg seye. 3) Eine wohlgeführte Belagerung, „und 4) tapfere Vertheidigung einer Festung, wir haben „viele Beyspiele, daß Generals dadurch zu unsterblicher Reputation gelangt sind. Die Tapferkeit macht einen Soldaten, „die Klugheit aber einen General. Worte eines Poeten sind:

„Wann alles sich empört, wann alles kracht und fällt,
dann zeiget sich der Muth, dann stehet noch der Held.“

Nun sage einmal in aller Welt jemand, welche Verwirrung muß nicht in den Begriffen desjenigen herrschen, der so etwas schreiben, und unter der Rubrik: Gebrauch des Buchs, sez. kann?

Will jemand ein Beyspiel sehen, wie schief der Verfasser das, was er gelesen hat, vorträgt, so wollen wir ihm folgende Stelle aus der Einleitung hersetzen, wo vom Recogrosciren die Rede ist. S. S. IX. §. 18. „Ein gewisser Autor (Schrift„steller)

„steller) ertheilt über das Recognosciren folgenden Rath. „Hat „ein Officier oder Ingenieur zu recognosciren, so giebt man „ihm (nicht allezeit) eine Bedeckung von 5 bis 6 Hussaren oder „Dragonern mit:“ (Freylich nicht allezeit, denn manchmal giebt man ihm 50 bis 60, manchmal 5 bis 600 bey. Es sind auch wohl Recognoscirungen von Officieren und Ingenieuren mit einer Bedeckung von 5 bis 6000 Mann vorgenommen worden.) „Hiervon läßt der Officier 2 Mann etwann 1000 „Schritt auseinander (das ist ein wenig weit;) vor sich her„reuten, die übrigen reuten ungefähr 50 Schritte hinter ihm. „Wird man die feindlichen Vorposten ansichtig, so entfernen „sich die hinter ihm gerittene Mann auf einen gewissen Ab„stand, oder verbergen sich in der Nähe, der Ingenieur nahet „sich aber soviel thunlich seyn will, dem feindlichen Posten oder „Batterie rc., gegen welche letztere er keine gerade Linie, son„dern gleichsam schlangenweise mit kurzen Wendungen hält,“ (wie jemand schlangenweise mit kurzen Wendungen halten kann, möchten wir doch einmal gerne sehen,) „und sich bald „rechts, bald links schwenkt, um nicht von einer Kanonenkugel „getroffen zu werden. Gegen Kavalleriewachten darf er bis „auf 60 Schritte, gegen Infanteriewachten aber nicht unter „120 Schritt hinreuten, dann der Musketenschuß kann so weit „reichen, dahingegen die Vedetten selten schiessen.“ (Unserer Meynung nach kann der Musketenschuß wohl noch etwas weiter reichen, und wenn ein Officier nicht etwa selbst auf Kosten einer Wunde wissen will, wie ein Gegenstand beschaffen ist, so rathen wir ihm, sich wenigstens doppelt so weit von einer Infanteriewacht zuhalten.) „Wollte die Kavalleriewacht auf „ihn losgehen, so werden es über 2 bis 3 Mann nicht seyn, und „diese sieht er, wenn sie sich zu Pferde setzen.“ (Sitzt etwa bey der Reichsarmee die ganze Feldwacht immer ab? bey uns pflegt die Hälfte gemeiniglich immer zu Pferde zu seyn, wenn sie aber auch nur etliche Mann vom Feinde heran reiten sieht, so sitzt sie auf alle Fälle lange auf, ehe diese bis auf 60 Schritte herankommen, „mithin kann er bey einem Vorsprung von „60 Schritten leichtlich entkommen, und wenn er weiter ver„folgt würde, diese etliche Kavalleristen durch seine Bede„ckungsmannschaft, die sich, sobald er in der Retirade ist, an „ihn anschließen, zu Gefangenen machen.“ (Wo werden aber die beyden Mann, die 1000 Schritt auseinander vor ihm herreiten, so geschwind zu ihm kommen können?) „In feindli„chen Lande soll er in kein einzelstehendes Haus gehen, wenn „nicht

„nicht seine Bedeckung bey ihm ist, auch beständig ein paar „Terzerol in seinem Gürtel, wie ingleichen weder rothen noch „weissen Mantel um haben, dieweilen diese Farben sehr weit „gesehn werden.“ Wir würden dem Ingenieur rathen, lieber ein Paar gute Pistolen in den Halftern zu führen, als Terzerole im Gürtel, denn mit diesen läßt sich im Felde wenig anfangen. Auch sollte er lieber keinen Mantel umhaben, der beym Reiten und Recognosciren, zumal wenn man dabey etwas zeichnen will, sehr beschwerlich ist. Ist aber ein Mantel durchaus nothwendig, so mag er ihn nehmen wie er will, denn wenn er bis auf 60 oder auch nur 120 Schritte an die feindlichen Wachen anreiten soll, so werden ihn diese sehn, und wenn er auch einen Mantel boue de Paris hätte.) „Aus dem 7jährigen „Krieg ist mir einer der vordersten K. K. Generals bekannt, „der gefangen worden wäre, wann ihn nicht sein Begleitungs-„Ingenieurhauptmann dadurch gerettet hätte, daß derselbe „augenblicklich rückwärts und den feindlichen Hussaren entge-„gen geritten wäre und sich gefangen nehmen lassen, es ist ihm „diese That wohl belohnt und derselbe in wenigen Monaten „ausgewechselt, Major und in kurzem hernach Obristlieute-„nant geworden.“ (Was durch dies Beyspiel hier erläutert werden soll, können wir nicht begreifen. Es kann höchstens der Begleitungsmannschaft des rekognoscirenden Officiers als eine Lehre dienen, daß sie sich sollen statt seiner zu Gefangnen nehmen lassen, in der Hoffnung, dadurch bald zu Korporals und nachher zu Wachtmeistern zu avanciren.)

Das wird hinreichen, um dem Leser einen Begriff von dem Geiste zu geben, worinn das Buch geschrieben ist, und unser Urtheil darüber zu rechtfertigen. Um indeß die ganz unbeschreibliche darinn herrschende Konfusion zu zeigen, wollen wir nur die Titel der Tabellen hersetzen, wie sie im Werke auf einander folgen.

„1. Eintheilung des Krieges nach seinen mancherley Ar-„ten. 2. Beute. 3. Plünderung. 4. Von den Salvegar-„den. 5. Verrätherey kann begangen werden. 6. Von der „Kriegsgefangenschaft. 7. Von der Geisselschaft. 8. Der Krieg „ist entweder ein Angriffs- oder ein Vertheidigungskrieg. 9. „Von den befehlenden Personen. 10. Eintheilung eines „Kriegsheers nach der Schlachtordnung. 11. Verfassung ei-„nes Infanterieregiments im Kriegsz....n. 12. Verfassung „eines Dragoner- oder Küraßerregiments. 13. Grenadiers „à che-

„A cheval und Carabinier-Compagnie. 14. Dragoner- und „Kürasier-Compagnie. 15. Von dem Defensivkrieg. 16. „Von den Heerzügen oder Märschen. 17. Von den Bi„vouaden. 18. Märsche auf Postirung. 19. Von der Can„tonirung. 20. Von den Winterquartiers. 21. Von der „Dislocation. 22 Bagagebedeckung. 23. Von der Avant„garde. 24. Von der Arrieregarde. 25. Von den Patrouil„len oder Spärwachten „(Spähewachten)“ Streifwachten. „26. Von dem Reservkorps. 27. Feld- und Scharwacht „oder Piquet. 28. Austheilung derer Piquets. 29. Von „den Lagern der Armee. 30. Von Verschanzungen und Bar„rikadirungen. 31. Detaschements oder Verschickungschaa„ren. 32. Von den Surprisen und unversehenen Rencontres. „34. Bequartirung einer Stadt durch Gewalt. 35. Embusca„den oder Hinterhalte legen. 36. Von den Freykorps und „Parthengängern. 37. Von der Fouragirung oder auf Füt„terung ausgehen. 38. Von dem Angriff auf Fouragirun„gen. 39. Von dem Angriff eines Bergs durch ein Corps. „40. Von Vertheidigung eines Bergs. 41. Von dem An„griff verschanzter Lager und Linien. 42. Vertheidigung eines „verschanzten Lagers oder Linie. 43. Uebergang über Flüsse. „44. Zurückgang über Flüße. 45. Vertheidigung eines Flus„ses. 46. Uebergang über Moräste. 47. Zurückgang über „Moräste. 48. Von dem Angriff der Winterquartiere. 49. „Convoyen zu führen. 50. Angriff der Convoyen. 51. Ba„taillen und Actionen. 52. Retiraden oder Rückzüge. 53. „Ueberfall einer Armee im Marsche. 54. Ueberfall einer Ar„mee bey Nacht.“

Diese bloße Herzählung der Abschnitte ist schon hinreichend, um dem Leser die Verwirrung, die im Buche herrscht, anschaulich zu machen. Das Formelle desselben besteht nun aber darinn, daß jeder Abschnitt mit einer Tabelle anfängt, auf die hernach eine Art von Commentar folgt, worinn die Materienfolge der Tabelle selbst beobachtet ist. Wir wollen zur Probe eine dieser Tabellen hersetzen. Es sey die von den Märschen, die der Vf. fast immer Märchen schreibt. Sie lautet also S. 68 f. 16te Tabelle von den Heerzügen oder Märchen:

A
Eintheilung.

Märche werden eingetheilt in: 1. Land- 2. Wasser- 3. Forcirte- und Ordinaire.
und
Werden angeordnet oder disponirt nach der:

B
Beschaffenheit des Landes.

1 Freundes oder 2 Feindes
3 Ebenes oder 4 Gebirgigtes
5 Durchschnittenes oder 6 Holzigtes.

C
der Absicht.

1 Vorwärtsrücken. Avanciren.
2 Zurückziehen. Retiriren.
3 Zusammenstoßen. Conjungiren.
4 Schlachten liefern. Bataillirен.
5 Zu Hülfe kommen. Succuriren.
6 Zur Seite marchiren. Cotoyiren.
7 Schirm geleiten. Convoyiren.
8 In Besorgniß setzen. Diversioniren.
9 Den Feind locken oder zu einer Bewegung verleiten.
10 Ueberfallen. Surpreniren.
11 Hinterhalt legen. Embousquiren.
12 Auf Fütterung ausgehen. Fouragiren.
13 Fouragirung hindern, angreifen.
14 Fourage, Proviant, Gepäck wegnehmen.
15 Ueber Flüsse setzen, und
16 Ueber Flüsse zurückgehen.
17 Den Uebergang über Flüsse verwehren.
18 Ueber Moräste, und
19 Ueber selbige zurückgehen.
20 Aus der Stellung hinwegtreiben, oder Delogiren.
21 Quartiers überfallen oder aufheben.
22 Einschließen. Bloquiren.
23 Bloquade aufschlagen.
24 Belagern.
25 Belagerung aufheben oder entsetzen.
26 Dem Feind zuvorkommen.
27 Lager verändern.

D Dem Ort
- 1 In und aus dem Lager.
- 2 Auf Detachements und Wachten.
- 3 In Festungen und haltbare Plätze.
- 4 Auf Postirung.
- 5 In Cantonirung.
- 6 In Winterquartiers.
- 7 In Erfrischungquartiers. Refraichirung.

E Der Zeit.
- 1 Bey Tag
- 2 Bey Nacht
- 3 In dem Sommer.
- 4 In dem Winter.

(1–4:) Bey guter und schlimmer Witterung.

F Art u. Weise.
- 1 Mit Besorgung des Feindes.
- 2 Ohne Besorgung des Feindes.
- 3 Rotten
- 4 Züge
- 5 Division
- 6 Compagnie
- 7 Bataillon
- 8 Regimenter
- 9 Brigaden
- 10 Colonnen
- 11 Flügel
- 12 Treffen

(3–12:) weis.

- 13 Mit der ganzen Front.
- 14 Mit der ganzen Armee.
- 15 Wo alle Truppen zugleich aufbrechen.
- 16 Wo sich ein Treffen, ein Flügel, eine Colonne ꝛc. nach der andern im Marche setzt.
- 17 In der Stille.
- 18 Oeffentlich.
- 19 Auf einer oder mehrern Straßen.
- 20 Mit Bagage.
- 21 Ohne Bagage.

Nota.

„Die Ursache aller Beweg- und Unternehmungen beruht „auf den 2 Grundsätzen: A sich Vortheile zu erwerben, und B „den

„den Feind an den seinigen zu hindern oder dessen Progressen
„aufzuhalten. Welches geschieht durch C. Avanciren D. durch
„Retiriren und E. Temporisiren, dann man sucht entweder
„a zu gewinnen, oder b zu verwahren, oder c zu vermehren;
„wobey vieles auf die Zeit und deren Berechnung, auf den Ort
„und auf die Art der Einrichtung ankommt, wie ingleichem
„auf die Beschaffenheit der Wege."

Was sagen nun meine Leser zu dieser unordentlichen Ordnung, und unvollständigen Vollständigkeit? Die Wasse marsche würden dem Verfasser großen Ruhm zu Wege bringen, wenn er einmal einen machen ließ. Unsres Wissens ist der selige Apostel Petrus der einzige sterbliche Mensch, der es jemals damit versucht hat, und doch ward ihm dabey gewaltig bange. Ich glaube nicht, daß es ihm einer so leicht nachthun werde. Aber diese Lächerlichkeit des Ausdrucks bey Seite, so sieht man daraus sogleich, welche Verwirrung hier herrscht, da Dinge getrennt und andre vermischt sind, die durchaus anders hätten gestellt werden müssen, wenn Deutlichkeit und Belehrung daraus hätte entspringen sollen. Was kann z. B. darinn für ein Unterschied liegen, ob ich marschire, um zu conjungiren, oder um zu succurriren; ob um zu bloquiren, oder eine Bloquade aufzuschlagen und selbst zu belagern? Welch ein Unterschied aber, wenn ich marschire, um eine Belagerung aufzuheben, oder um zu entsetzen. Man sieht wohl, der Vf. hat sagen wollen: um zu machen, daß eine Belagerung aufgehoben werde. Allein, er hätte auf alle Fälle die Manier, eine Belagerung selbst aufzuheben, wohl besonders angeben sollen, da er doch so sehr genau distinguiren will, denn diese Marschart hat würklich viel besonders, das sich von den gewöhnlichen Rückzügen gar sehr unterscheidet. Auch das muß man schon aus dieser Tabelle sehn, wenn man sie mit der Liste der in diesem Theile abgehandelten Materien zusammen hält, daß im Buche eine unendliche Menge von Wiederholungen vorkommen müssen; und so verhält sichs auch in der That. Daher kömmt die Dicke des Werks, das noch dazu mit kleinen Lettern enge gedruckt ist. Was sagen die Leser auch zu der Note, die dieser Tabelle angehängt ist? Paßt sie nicht recht, um das gemeine Sprüchwort zu brauchen, wie die Faust aufs Auge? Und kann man wohl von dem, der fähig ist, so eine Note da hinzusetzen, etwas Durchdachtes erwarten? Das findet man auch im ganzen Werke nicht, sondern blos eine unver-

baute Sammlung von allerhand wahren, halbwahren, falschen und misverstandnen Dingen.

Das ist nun das zweyte dicke Buch, das wir von Generalen der Reichsarmee zur Belehrung des Militairs erhalten; nämlich dieses und das Bataillen-Lexicon des Herrn Grafen von Zeil-Wurzach. Wir hoffen und wünschen, daß beyde mit ihren unterhabenden Truppen die Feinde des heil. Röm. Reichs tüchtig schlagen mögen; allein wir rathen ihnen ganz unmaaßgeblich, davon abzustehen, die Kriegsleute desselben über ihr Metier belehren zu wollen. Wenn der, der dieses schreibt, zur Beurtheilung militärischer Bücher nicht ganz verwahrloset ist, so können sie versichert seyn, sie werden nicht eine einzige der Absichten, die sie dabey haben mögen, erreichen.

V.

Arzneygelahrheit.

Materialien für die Staatsarzneykunde und Jurisprudenz. Königsberg, bey Nicolovius. 1792. 8. 165 Seiten. 8 gr.

Der Verfasser (Hr. Metzger,) fährt unter diesem Titel fort, nützliche Beyträge für die gerichtliche Medicin zu liefern. Die hier aufgestellten Fälle und Gutachten sind meistens instructiv und interessant. 1. **Gutachten des Collegii Medici zu Königsberg über einen angeblichen Mord, nebst dazu gehörigen vorläufigen Actenstücken.** Der Fall ist selten und verwickelt. Der Bootsknecht gerieth in den Verdacht, seinen Schiffer mit einem Knittel umgebracht zu haben. Die Todesart war ungewiß, — durch äusserliche Verletzungen und todt oder lebendig ins Wasser geworfen — weil der Leichnam ohngefähr 11 Tage im Wasser gelegen hatte, und der Magen, nebst den Därmen, sehr stark entzündet waren. Der Physicus blieb bey dem letztern stehen, das Collegium med. schloß mit besserm Rechte aus den vorgefundenen Zeichen im und an dem Kopfe auf eine Erstickung durch Ertrinken, während daß der Todte in der Gallenkrankheit durch Schwindel ins Wasser gefallen. 2. **Ueber einen angeblichen Kindermord.** Der Physicus behauptete, das Kind sey ertrunken,

ken, das Collegium aber zeigt, daß die Lungenprobe nicht gehörig angestellt worden, und das Kind gelebt, einigemal Athem geholet, und dann für Schwäche an einem Schlagfluße verstorben sey, — alles den Gesetzen der Lungenprobe gemäß. 3. **Actenstücke, einen merkwürdigen Kindermord betreffend.** Das Kind war lebendig geboren, und erst nach der Geburt im Sande erstickt. Der Defensor suchte alle Gewißheit durch eingeblasene Luft zu entfernen, und der Herausg. sucht ihn, wie billig, zurechte zu weisen, auch stillschweigend die Aerzte, welche **Athmen** und **Leben** von einander trennen. Anbey etwas gegen den Unfug der Defensoren. 4. **Obductionsattest über eine Vergiftung mit Zinkvitriol.** Ein trauriger Beweis von der noch immer bestehenden Nachlässigkeit der Policey in den Angelegenheiten des Lebens. 5. **Obductionsattest über eine Vergiftung mit Arsenik.** Rosinen, mit Arsenik bestreuet, verursachten den Tod; Die Gelegenheit war der erleichterte Ankauf des Arseniks zum verkäuflichen Fliegenwasser. 6. **Bemerkungen über einige in die Staatsarzneykunde einschlagende Stellen in dem Entwurfe eines neuen Gesetzbuches.** Der Verf. wünscht, daß die Ehen kränklicher oder am Alter verschiedener Menschen erschweret werden, läßt den angeblichen Schaden im Beyschlafe, als Grund der Ehescheidung, und den Beyschlaf mit einer säugenden Ehefrau in der sechsten Woche nach der Niederkunft, als legal, zu, nimmt blos 40 Wochen oder 280 Tage zur vollständigen Schwangerhaft an, hält das Selbststillen zwangsmäßig gut, eignet die Erziehung unehlicher Kinder dem Staate ausschlieslich, dem Vater die Alimentationsgelder zu, sieht das Verbrechen in Trunkenheit für schwerer an, als das bey nüchternem Muthe geschiehet, verlangt Hebammenanstalten zur bessern Bildung, verwirft die Kleider der Schwindsüchtigen, als verdächtig, und wünscht eine Hundetaxe, hält die Policey für jeden Policeymord verantwortlich, die Todesstrafe für den Kindermord zu hart, und erlaubt heimliche Niederkünfte zur Sicherheit der Ehre, setzt das Abtreiben mit dem Kindermorde in eine Klasse, erkläret die Bestrafung des Schwängerers für gerecht, und fordert, daß derselbe, falls die Kindermörderin durch das Schwerdt hingerichtet werden soll, der Hinrichtung auf dem Schafotte beywohnen müsse, wünscht bessere Gefängnisse, und die auf kurze Vestungsstrafe verdammten Menschen von jenen, welche auf den Tod sitzen, zu trennen. —

In der Hauptsache richtig und wünschenswerth, aber nach der leidigen Praxis vielleicht nie oder spät abzustellen.

Dk.

Preisfrage: Welche Methode ist die beste, veraltete Geschwüre an den untern Gliedmaßen zu heilen? Beantwortet von D. Franz Xaver Mezler. — Mit einem Anhange praktischer Beobachtungen. Wien, bey Gräffer und Compagnie. 1792. 157 Seiten. 4. 1 Rß.

Die k. k. Josephinische, medicinisch-chirurgische Akademie zu Wien, von der die Chirurgie Deutschlands Leitung, Richtung, Aufklärung erwartet, und in deren Akten man jedes wichtige deutsche chirurgische Produkt sucht, krönte, nach wiederholter Aufgabe der Preisfrage, endlich diese Schrift. Der V. derselben versichert uns, daß er einen besondern Gang gehe, heterodoxe Meynungen äußere, und hippokratischen Geist affectire. Das alles erregt nun bey dem Leser sehr große Erwartung, und seine Verwunderung, sein Unwille möchten wir lieber sagen, muß daher um so größer werden, wenn er bey der näheren Ansicht des Buchs findet: daß H. M. durchgängig bekannte Dinge, und auch nicht einen einzigen neuen Gedanken vorträgt, daß selbst hier noch viele Mängel und Lücken geblieben sind, und daß sich manches eingeschlichen hat, was als offenbarer Irrthum angesehen werden muß. Wir werden, um dieses Urtheil zu bestätigen, den ganzen Inhalt der Schrift genauer prüfen müssen: er stimmt, wie wir gleich im Voraus bemerken wollen, auffallend mit den hieher gehörigen Paragraphen in Callisens Chirurgie, von §. 733. Part. I. p. 331. an, überein. — Einleitung, in welcher der V. seine Generalbegriffe von den Fußgeschwüren angiebt. Nichts neues! Heterodox ist die Behauptung freylich, daß sich die Fußgeschwüre auch dadurch von andern Geschwüren unterscheiden, daß diese immer auf Wunden und Eiterbeulen folgen, jene aber von selbst, von unwichtigen Ursachen, von der Phlegmone, Rose, wässerigten Geschwülsten, Verbrennen, Erfrieren u. s. w. entstünden; wahr ist aber diese Behauptung nicht, wie das jeder Anfänger weiß. Erster Abschnitt. Warum überhaupt Ge-

Geschwüre an den untern Gliedmaßen weit schwerer zu heilen sind, als an andern Gegenden des Körpers? Eilf Ursachen giebt der V. an, die sehr gegründet sind; zum Theil aber sind sie so allgemein, daß sie nicht nur Fußgeschwüre, sondern überhaupt jedes Geschwür, schwerer heilbar machen; z. B. der mit Recht gerügte Mißbrauch fettiger, öliger Dinge. Ganz falsch, und aller Erfahrung zuwider, ist die Behauptung: gerinnbare Lymphe werde bloß mittelst des Fettes zu gutem Eiter. — Zweyter Abschnitt. Von welchen Ursachen entstehen veraltete Geschwüre beym männlichen, und von welchen beym weiblichen Geschlechte? Genaue Beobachtung, sagt der Verf. hat mich gelehrt, daß die Hindernisse, die der Natur bey der Heilung veralteter Geschwüre im Wege stehen, entweder örtlich oder allgemein sind. Das steht schon in jedem Kompendium der Chirurgie. Uebrigens werden jene örtlichen und allgemeinen Ursachen ziemlich vollständig angegeben; da man aber auf nichts als bekannte Dinge stößt, so ist der seltsame Ton, als ob lauter neue und auffallende Dinge gelehrt würden, wirklich lächerlich. — „Ich weiß, daß das Empfindungsvermögen in dem durch unsere ganze Maschine verbreiteten animalisirten Schleime sich bildet" — was mag Hr. M. mit diesem offenbaren Unsinn sagen wollen? ? — Auch an die von Darwin erzählte, aber längst widerlegte Fabel, von der umgekehrten Bewegung der Lymphe, glaubt Herr M. noch! ! — Was soll man zu folgender Stelle sagen? Hr. M. setzt aus Bordeu, dessen Irrlehren von dem Zellgewebe bekannt genug sind, folgende Worte hin: on remarque toujours, que des etranglemens, et des suppurations à un des cotés du tronc, soit à la poitrine, soit au bas ventre, causent des gonflements aux extremités, und fährt dann gleich fort: „Es ist also (! !) ein Gesetz der thierischen Maschine, das noch nicht allgemein genug bekannt ist, und das seinen Grund in der Erfahrung hat: daß die selbst entstandenen Geschwüre an den Füssen fast immer von einer Krankheit des Schleimgewebes im Rumpf entstehen und unterhalten werden. Dieser ganz falsche Satz soll seinen Grund in der Erfahrung haben! Und nach welcher Schlußregel mag er wohl aus der angeführten Stelle von Bordeu folgen? — Die Verderbniße der Säfte, die Schärfen, leitet der Vf. entweder von einer specifischen Ansteckung her, oder von Anstopfung irgend eines Eingeweides. Mit dieser letzteren, mit den Infarctus, hat er es überhaupt viel zu thun, und meynt: er

er könnte sich nicht bereden, daß die Schärfe ohne irgend einen organischen Fehler im Körper entstehen könne. Das ist nun offenbar ungegründet, denn verderben nicht oft genug genossene Dinge, Gemuthsbewegungen und Krämpfe die Säfte? An einen organischen Fehler ist da doch nicht zu gedenken. Die Aetiologie der Rose ist so abentheuerlich vorgetragen, daß man sie ohne Lachen nicht lesen kann. Die Scrofelschärfe entstünde ursprünglich immer von einem in den ersten Wegen angehäuften, pituitösen, sauren Schlamme (!) Auch von versetzten Krätzgifte entstehen Fußgeschwüre, die so lange unheilbar sind, als lange der Unterschenkel der Lieblingsort des Krätzstoffes ist. Der V. hat zwar, wie er sagt, dergleichen Geschwüre noch nie unter die Hände bekommen, (wie könnte man auch ein Unding, das nie existirt, unter die Hände bekommen?) aber Versetzungen der Krätze auf den Magen und die Gebärmutter sahe er mehrmal (und da hat er denn allemal sehr falsch gesehen! Solche Versetzungen der Krätze giebt es so wenig, als Gespenster — die freylich auch von vielen gesehen worden sind.) **Dritter Abschnitt.** Wann können solche veraltete Geschwüre, ohne Gefahr für den Kranken, sicher geheilt werden? Und wann dürfen sie nicht ohne gefährliche Folgen verheilt werden? Man kann heilen, wenn man die Ursach heben kann; — dieser bekannte Satz ist hier zu einer ermüdenden Weitläuftigkeit ausgesponnen. Viele Worte, über eine bekannte Sache! **Vierter Abschnitt.** Welches ist im ersten Falle die beste Heilung? Die Beantwortung dieser Frage, der eigentlichen Preisfrage, war doch die Hauptsache, aber der V. eilt so geschwind darüber hinweg, daß man sich nichts mangelhafteres denken kann. Nur von den gemeinsten Mitteln ist die Rede; die allermeisten führt der Verf. nur namentlich an, und sagt von ihnen: „Ich will ihren Werth hier nicht entscheiden; man kennt ihre Kräfte, und kennt nun (wahrlich schon lange vorher, ehe H. M. schrieb!) die Ursachen veralteter Geschwüre; jeder Arzt wähle also sein Oel mit Vorsicht." (Mit anderen Worten heißt das doch wohl so viel, als: ich will die Preisfrage nicht beantworten; was ich antworten könnte, ist bekannt?) Mehrere hülfreiche Mittel, z. B. das Extractum Gratiolae, das **Wendt** so sehr rühmte, und mit welchem wir schon manches Fußgeschwüre glücklich geheilt haben, sind ganz übergangen. — Bey einer Gelegenheit nennt der Verf. das Phlogiston; dabey heißt es in einer Note der Akademie: „Bekanntlich hat die Lehre vom Phlogiston seit kurzem eine

wich-

wichtige Veränderung erlitten." Wir wollen doch nicht hoffen, daß die Akademie an die Hirngespinnste der französischen Antiphlogistiker glaubt? — Fixe Luft hat der Verf. noch nie bey veralteten Geschwüren angewandt, auch nicht den Magensaft; und doch rühmt er beyde. Die Thedensche Spiesglastinctur (!!) thue in der versetzten Krätze gute Dienste. — Das beste Verdienst dieses Abschnitts ist, daß der Verf. gegen den Mißbrauch des Verbindens mit Fetten und Oelen eifert, das unter den gemeinen Barbierern und Badern noch sehr im Gange ist. Die Anwendung der Bleymittel hätte aber besser bestimmt werden sollen; — doch des Mangelhaften ist zu viel, als daß wir alles bemerken könnten. Fünfter Abschnitt. Welche Verfahrungsart ist hingegen im zweyten Falle die den Umständen angemessenste? Die Palliativkur wird hier kurz angegeben. Mit Fontanellen ist der Verfasser nicht nur bey Geschwüren, sondern durchaus sehr freygebig; — thut aber daran gar nicht wohl, da dieses zweydeutige Mittel, das selbst Krankheit ist, nur in sehr wenigen Fällen wahrhaft nützlich seyn kann. — Nach dieser Anzeige werden nun hoffentlich unsere Leser, so wie wir selbst, nicht recht begreifen, wie Hr. M. diese fehlerhafte Arbeit der Akademie vorlegen, und wie diese sie gar krönen konnte? — Die in wissenschaftlichen Werken so widrigen, niedrig komischen Ausdrücke, die an den Mezlerschen Schriften schon so oft gerügt worden sind, finden sich leider auch hier wieder, z. B. — Die Nerven sind sehr gute und ruhige Dinger — lichterloh für die Augen stellen — gräßlich daneben hin schwatzen — sie lassen sich über ihre Meynung aufhängen — die Krücke, auf der ich durch das practische Feld zapple — u. d. gl. Wann wird sich Hr. M. dieser Unarten eines deutschen guten Schriftstellers schämen lernen?

Der Anhang enthält einige Krankengeschichten von geheilten und nicht geheilten alten Fußgeschwüren, von Herrn von Brambilla, die die Akademie für „schicksam" befunden hat, beyzufügen. Wir sind auf nichts erhebliches gestoßen. —

Arw.

Pharmacia selecta principiis materiae medicae, pharmaciae et chemiae superstructa, oder Aus-

 wahl

wahl der besten wirksamsten Arzneymittel. Ein Handbuch für Aerzte, Wundärzte und Apotheker, entworfen von G. H. Pipenbring. Erfurt, bey Keyser. 1792. XVI und 410 Seiten. gr. 8. 1 Rh.

Unter diesem, mit Latein verbrämten Titel hat der Verfasser zuerst die gebräuchlichsten einfachen und hierauf auch die bekannten zusammengesetzten Arzneymittel in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und von ihrer Entstehung oder Bereitungsart, ihren medicinischen Kräften und Gebrauchsarten das allgemein bekannte vorgetragen, so daß er bey Aufzählung der Arzneykräfte der mehrsten, jedoch nicht aller, Heilmittel seine Gewährsmänner getreu anzeigt. Die Kennzeichen der Güte und die Verfälschungen der Arzneykörper sind aber so wenig bey den einfachen, als den zusammengesetzten Mitteln mit keinem Worte bemerkt worden. — Da wir nun keine eigne neue, practisch wichtige Erfahrungen und Bemerkungen in diesem Buche angetroffen haben: so sehen wir, bey dem Vorrath an guten Arzneymittellehren und Pharmacien, — welche ein **Murray, Bergius, Cullen, Spielmann, Mönch, Piderit, Gmelin,** u. s. w. schon geliefert haben — uns genöthigt, die vor uns liegende Arbeit des Verfassers in die Klasse der überflüssigen zu rangiren, und sind überzeugt, daß unsre Leser, welche die ebengenannten vollständigen, reichhaltigen, praktisch schönen Werke besitzen, sie füglich entbehren können. — Mehrere wahrlich nicht unwürksame Arzneymittel, — unter denen wir folgende wenige als Beyspiele nennen wollen, Nux juglans, Nux vomica, Sperma ceti, Uva ursi, Tinctura salutis Angl. — sind gänzlich vom Verfasser übergangen worden; hingegen finden wir hier eine, 12 Seiten lange Würdigung des Kohlenpulvers, (carbones) zum chemischen Gebrauch, nach **Lowitz**, welche wir hier, so wie in keinem Arzneyvorrath, nicht würden gesucht haben.

Db.

Das

Protestantische Gottesgelahrheit.

Das Geheimniß der Dreyeinigkeit in seiner gefährlichen Lage. Eine neue Idee von der Dreyeinigkeit in fünf Abhandlungen von M. Christ. Fried. Bucerus, Diaconus zu Geithayn. Leipzig, 1792. 1 Alph. 5 Bog. in 8. 20 gr.

Der Verf. dieser Schrift gehöret zu denen, welche die Dreyeinigkeitslehre für eine Lehre halten, welche schlechterdings geglaubt werden muß, wenn man nicht der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit verlustig gehen will. Da er nun aber doch in der gewöhnlichen Vorstellungsart derselben Widersprüche zu entdecken glaubte: so hat er sich Mühe gegeben, eine neue Vorstellungsart, oder, wie er sich ausdrückt, eine neue Idee derselben zu erfinden.

Hier möchte es nun schon zuerst etwas auffallen, daß der Verf. von einer alten Lehre eine neue Idee ersunden haben will. Man sollte glauben, es bleibe nun nicht die alte Lehre, sondern würde eine neue Lehre. Ueberdem ist diese Idee wirklich neu und richtig, so haben ja alle Menschen bisher eine unrichtige Idee von der Dreyeinigkeit gehabt, (die Apostel etwa ausgenommen). Und wenn nun die Seligkeit von dem Glauben an die Dreyeinigkeit abhängt: so muß man entweder behaupten, daß bisher alle Menschen, weil sie eine unrichtige Idee von der Dreyeinigkeit gehabt haben, nicht selig geworden sind, oder man muß zugeben, daß es, um zeitlich und ewig glückselig zu werden, nicht darauf ankomme, ob unsere Ideen von dieser Lehre richtig oder unrichtig sind. Das erstere wird der Verf. doch wohl schwerlich zu behaupten wagen; er muß also, er mag wollen oder nicht, das letztere annehmen. Aber denn ist sein Versuch zur Erfindung dieser neuen Idee und diese neue Idee selbst für den Christen und zur Beruhigung desselben völlig gleichgültig und entbehrlich, und nur eine bloße Speculation für den Gelehrten, und muß also auch aus diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden.

Wer nur auf eine solche speculative Untersuchung sich mit Nutzen einlassen, und der Welt das Resultat davon vorlegen will; muß nicht nur ein guter Schrifterklärer, sondern auch

ein guter Philosoph seyn. Und leider ist nun der Verfasser weder das eine, noch das andere, ob man ihm gleich einen gewissen natürlichen Scharfsinn nicht absprechen kann. In der Schrifterklärung ist er ohngefähr da, wo man vor 50 Jahren war, und begeht insonderheit den Hauptfehler, daß er seine oder anderer Menschen Ideen überall in die Bibel hinein trägt, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob es auch nur möglich war, daß die Menschen in den damaligen Zeiten und nach ihren jüdischen Begriffen, sich das bey den Worten dachten, was er sich dabey denkt. In der Philosophie folgt er den Grundsätzen des verstorbenen Crusius, und erklärt sich für einen Antiwolfianer, ohne doch, wie man deutlich sieht, recht zu wissen, was Wolf oder Leibnitz in der Philosophie gelehrt haben. Mit der neuern Philosophie und insonderheit der Kantischen ist der V. aber ganz unbekannt, sonst würde seine neue Idee wohl schwerlich ans Licht gekommen seyn. Dieses hielt Rec. für seine Pflicht, hier zu sagen, um dem Verf. die hohe Meynung wo möglich zu benehmen, die er von sich selbst und von diesem seinen Geistesprodukt zu haben scheint.

Was nun die neue Idee von der Dreyeinigkeit selbst betrifft, so wird es wohl am besten seyn, wenn wir den Verfasser selbst reden lassen. Wenn man alles zusammen nimmt, sagt er S. 46 u. fg. was die Schrift von göttlichen Personen deutlich lehret, so bringt man folgende 6 Sätze zusammen: 1) Es ist nur eine Gottheit, oder nur eine göttliche Natur, das ist, es ist nur eine einzige Natur verhanden, in welcher alle Geistesvollkommenheiten im unendlichen Grade liegen; insonderheit Vernunft, Denkungskraft und geistiges Leben. Folglich kann von allen dergleichen Vollkommenheiten nichts in den drey göttlichen Personen liegen, in so fern sie als mehrere einzelne Personen von der einigen Gottheit zu unterscheiden sind. 2) Diese drey Personen sind auf die innigste Art stets unzertrennlich beysammen, folglich sehen sie die einige göttliche Natur als eine ihnen allerseits zugehörige Natur an, nach welcher sich keine von der andern entfernen kann, wenn sie nicht die göttliche Natur aufgeben will. 3) Die göttlichen Personen machen von der einigen Gottheit, in der sie beysammen sind, Gebrauch zu übernatürlichen Werken. Hieraus folgt, daß nun jede nicht müßig ist in der Gottheit, die sie besitzt, sondern als Besitzer Gebrauch davon macht. 4) Die Personen der Gottheit stehen in völlig gleicher

Würde,

Würde, folglich gebrauchen sie die gemeinsame göttliche Natur mit völlig gleichen Gerechtsamen (wie drey Besitzer eines Hauses oder eines Reichs). 5) Eben diese Personen brauchen ihre göttliche Natur in Verrichtung göttlicher Werke mit einander zugleich — folglich machen sie von ihrer einigen Gottheit einen gemeinschaftlichen Gebrauch. 6) In ihren göttlichen Werken pflegen sie sich mit Beybehaltung ihres ganz freyen Willens nach einander zu bequemen, folglich nehmen sie in dem Gebrauch ihrer gemeinsamen göttlichen Natur freywillige Rücksicht auf einander. Was ist also eine göttliche Person? Antwort: ein unumschränkter Besitzer der einigen Gottheit, welcher gemeinschaftlich mit seinen Mitbesitzern, und mit Rücksicht auf dieselben seine göttliche Natur gebraucht. Und was sind nun die drey göttlichen Personen? Antwort: Unumschränkte Besitzer der einigen Gottheit, welche gemeinschaftlich und mit Rücksicht auf einander die göttliche Natur gebrauchen. Diese Idee reimt in der Dreyeinigkeitslehre allen Schatten eines Widerspruchs aus dem Wege, nach der Meynung des Verfassers. S. 49. Frägt man nun weiter, was die drey Besitzer der Gottheit denn eigentlich sind? so antwortet er: (S. 212 und 213.) es sind drey selbstständige Kräfte, die weder körperlich noch geistig, sondern von uns unbekannter Art sind, welche die Gottheit mit allen ihren wesentlichen Kräften an sich ziehen, und durch sie wirken. Um das Verhältniß zu erklären, welches zwischen den drey göttlichen Personen unaufhörlich fortdauert, sagt der Verf. (S. 244.) „Man stelle sich einen einzigen Baumstamm vor, dieser soll die einige Gottheit abbilden. Auf diesem Stamme zeichnet sich ein Ast durch seinen geraden starken Wuchs aus, der mag den göttlichen Vater abbilden, welcher die Gottheit eigenthümlich besitzt, und also in der natürlichen Ordnung die erste Person in der Gottheit ist. Von dem geraden starken Aste geht ein zweyter Ast aus, der an dem ersten ausgeschlagen ist, und dieser mag den vom Vater ausgehenden Sohn Gottes (so redet die Schrift nicht), als die zweyte göttliche Person abbilden. Endlich gehet noch an der Seite des Stammes, welcher die Gottheit vorstellen soll, ein dritter Ast aus, der vom Stamme ausgeschlagen ist, und dieser mag den von der Gottheit des Vaters und des Sohnes (hier verstößt der Vf. wider sein eigenes System, denn die Gottheit besitzen sie ja alle drey gemeinschaftlich, wie er sagt) ausgehenden heil. Geist abbilden.“

Ich glaube nicht, daß es nöthig seyn wird, diese Vorstellungsart der Dreyeinigkeit, welche der Verfasser mit so vieler Weitschweifigkeit vorgetragen hat, zu widerlegen, da sie sich schon von selbst widerlegt. Denn was sind doch die drey selbstständigen Kräfte in der Gottheit, die doch von den wesentlichen Kräften der Gottheit verschieden, und weder körperlich noch geistig sind, als entweder Unsinn, oder qualitates occultae davon der Verf. nichts weiß, und davon wir alle nichts wissen? Sollte er aber gar das Wort selbstständig als gleich bedeutend mit unter einander existirend gebrauchen, so hätten wir gar drey Götter, was doch der Verf. selbst nicht will.

Uebrigens kommen hin und wieder in dieser Schrift Aeußerungen vor, die zu sonderbar sind, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen sollten. S. 70 und 71 heißt es: „Gott, „der seine allerhöchste Willensmeynung hebräisch und griechisch „niederschreiben ließ, sorgte, seinem Zwecke gemäß, gewiß auch „dafür, daß durch Uebersetzungen nicht Irrthümer an die Stelle „der Wahrheit kommen konnten." Hier sagt uns ja die Kirchengeschichte gerade das Gegentheil, und der Verf. darf ja nur eine Bibelübersetzung mit dem Grundtext vergleichen, und er wird eine Menge von Unrichtigkeiten und auch von Irrthümern bemerken. S. 239. heißt es: „Das von der Seele „eines Vaters, als von einer selbstständigen Kraft, eine zweyte „Seele, als eine zweyte selbstständige Kraft, wirklich entstehet, „müssen wir glauben, wenn wir gleich davon nichts verstehen. „Denn Schrift und Erfahrung sagen es, daß ein Vater den „Sohn zeuget, und folglich muß Seele von Seele, wie „Leib vom Leib herrühren. Und wenn nach der Schrift sogar „sittliches Verderben, welches hauptsächlich in der Seele liegt, „nach Davids und Christi Ausspruch Ps. 51, v. 7. Joh. 3, 1. „6. mit dem Menschen zugleich in die Welt gebohren wird: so „muß nothwendig Seele von Seele kommen, es mag nun „von uns verstanden werden oder nicht." — Nun es wird doch in der That immer ärger mit unserm philosophischen Jahrhundert, am Ende desselben fängt nun sogar die eine Seele an, die andere zu zeugen! Bk.

Betrachtungen über die Glaubens- und Sittenlehre der Christen, nach Anleitung des Seilerschen Lehrgebäudes, von M. Johann Adam Mayer. Er-

ster Theil. Heilbronn am Neckar, im Verlag bey Claß. 1792. 493 Seiten in 8. 1 Rf.

Diese Betrachtungen sind ursprünglich aus Predigten entstanden, die der Verf. über das dem Seilerschen Catechismus angehängte Lehrgebäude der christlichen Glaubens- und Sittenlehre gehalten hat. Da nemlich dieser Seilersche Catechismus schon seit funfzehen und mehrern Jahren in vielen Schulen gebraucht wird, und es, wie der Verf. versichert, schon lange der Wunsch eines großen Theils des deutschen Publikums gewesen ist, daß ein Lesebuch über denselben vorhanden seyn möchte, worin die darin enthaltene Materien deutlich und auf das Herz anwendbar abgehandelt wären; so arbeitete der Verfasser seine Predigten um, und legt sie nun in dieser Form der Welt vor Augen. Ueber den Gebrauch, wozu er sie bestimmte, und über den Zweck, den er dadurch zu erreichen hofft und wünscht, erklärt er sich in der Vorrede dahin: 1) „Wer Erbauung bey „dem Jugendunterrichte zu befördern wünscht, lieset sie viel„leicht am Anfange oder Schluße der Lection der Jugend vor, „und sucht dadurch das Erlernte eben so ihrem Herzen, als „ihrem Verstande einzuprägen. 2) Schmeichle ich mir nicht „zu viel; so macht man (davon) vielleicht auch bey Catechisa„tionen zur Erreichung der nämlichen Absicht Gebrauch. 3) „Auch die erwachsene Jugend erhält hiermit ein Buch, wor„aus sie das Lehrgebäude wiederholen, und sich zweckmäßig „erbauen kann. 4) Ist dieses Buch nicht blos für solche Chri„sten bestimmt, die entweder den Seilerschen Catechismus „schon erlernt haben, oder in Zukunft noch darnach werden un„terrichtet werden; sondern endlich auch 5) überhaupt für „alle, die sich in den Wahrheiten des Heils belehren und er„bauen wollen.“ — Und da auch mehrere ihm bekannte würdige Schulmänner öfters schon gewünscht haben, eine Sammlung von guten Versen aus den besten Liedern und Gesängen unserer Zeit zu haben, in denen die abgehandelten Religionslehren enthalten sind, und die man auswendig lernen lassen könnte; so hat der Verfasser recht oft dergleichen Verse in die Betrachtungen hineingesetzt, und zwar größtentheils solche, die bekannte Melodien haben, damit Liebhaber des Gesanges bey der Familienandacht sie mit oder ohne Begleitung eines musicalischen Instruments benutzen können. Dieser erste Theil nun enthält folgende Betrachtungen: 1) Das Daseyn Gottes des aller-

allervollkommensten Geistes, Ps. 86, 8. 2) Der Glaube an einen Gott, der da ist Vater, Sohn und Geist, als der Weg zum ewigen Leben, Joh. 17, 3. 3) Die Schöpfung der Welt, als ein Werk der Allmacht unsers Gottes, Hebr. 11, 3. 4) Von der göttlichen Vorsehung, Ps. 40, 18. 5) Von den guten Engeln, Ps. 91, 11, 12. 6) Von den bösen Engeln, Judä v. 6. 7) Die Weisheit Gottes in der Bildung des Menschen, 1 B. Mos. 2, 7. 8) Die Unsterblichkeit der Seele, Matth. 10, 28. 9) Die großen Vollkommenheiten, mit welchen Gott den ersten Menschen erschuf, und die man das göttliche Ebenbild nennt. 1 B. Mos. 1, 26, 27. 10) Der traurige Sündenfall und die damit verknüpfte unangenehme Folgen, Röm. 5, 12. 11) Von dem natürlichen Verderben des Menschen, oder von der Erbsünde, Ps. 51, 7. 12) Die hohe Verpflichtung der Menschen, Gottes Gebote zu halten, 1 Joh. 5, 3. 13) Erkenntniß Gottes, Hebr. 8, 10, 11. 14) Die Furcht vor Gott, Ps. 111, 9, 10. 15) Liebe zu Gott, Marc. 12, 29, 30. 16) Gehorsam gegen Gott, 1 Petr. 1, 14. 17) Vertrauen auf Gott, Ps. 118, 6—9, 13, 14. 18) Ehrfurcht und Hochachtung gegen Gott, Ps. 138, 1—6. 19) Mißbrauch des Namens Gottes, 2 B. Mos. 20, 7. 20) Die christliche Sonntagsfeyer, 2 B. Mos. 20, 8—11. 21) Die gemeinschaftliche und öffentliche Gottesverehrung, Ps. 134. 22) Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern, Eph. 6, 1—3. 23) Die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, Eph. 6, 4. 24) Die Pflichten der Obrigkeiten und der Unterthanen, Röm. 13, 1—7. 25) Die Pflichten der christlichen Lehrer, und derer, die den Unterricht geniessen, Hebr. 13, 17. 26) Die Pflichten der Dienstboten und der Herrschaften, Ephes. 6, 5—9. 27) Von der Vaterlandsliebe, Psalm 137, 5, 6. 28) Die Verkürzung des Lebens, 2 B. Mos. 20, 13. 29) Der Zorn, die Rachbegierde und Unversöhnlichkeit, 3 B. Mos. 19, 17, 18. 30) Die Liebe gegen Freunde und Feinde, Marc. 12, 31. 31) Die Geduld und Langmuth, Sanftmuth und Freundlichkeit, als Beförderungsmittel der wahren Glückseligkeit der Menschen, Col. 3, 12. 32) Neid und Mißgunst, Zufriedenheit und Genügsamkeit, Jac. 1, 16, 17. 1 Tim. 6, 6—8. 33) Die Sorge des Christen sowohl für seine eigene, als auch für seines Nebenmenschen leibl. und geistl. Wohlfahrt, Gal. 6, 1, 2. 34) Ehrbarkeit und Keuschheit, Röm. 13, 11—14. 35) Von der Unmäßigkeit in Speisen und Getränken, Luc. 21, 34. 36) Das wechselseitige Verhält-

hält-

hältniß der Eheleute unter einander, Eph. 5, 22 — 33. 37) Von dem Diebstahl und allen andern Arten der Ungerechtigkeit, 2 B. Mos. 20, 15. 38) Müßiggang, Fleiß und Arbeitsamkeit, Sprüchw. 10, 1. 39) Ueber Verschwendung und Sparsamkeit, Sprüchw. 13, 11. 40) Die boßhafte Verstellung der Wahrheit, als ein den Christen entehrendes Laster, 2 B. Mos. 20, 16. 41) Vorsichtigkeit, Klugheit und Behutsamkeit in Worten und Reden, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Verschwiegenheit, Treue und Ehrlichkeit, Ps. 15, 1 — 3. 42) Von den Lüsten und Begierden der Menschen, Röm. 7, 7. 43) Der Geiz, als eine Wurzel alles Uebels, 1 Tim. 6, 16. 44) Ehrgeitz, Hochmuth und Stolz als die Quellen zu vielem Bösen, und als die Gründlagen zum Unglücke des Menschen, Sprüchw. 16, 5. 45) Von der Demuth, 1 Petr. 5, 5, 6. 46) Von der Verläugnung seiner selbst, Matth. 16, 24. 47) Von der Sünde und den verschiedenen Arten derselben, 1 Joh. 3, 4. 48) Die Strafe derer, die Gottes Gebote nicht halten, Sprüchw. 14, 34. 49) Der Segen Gottes über alle diejenigen, welche seine Gebote halten, 5 B. Mos. 28, 1, 2. —

Der zweyte Theil, welchen der Verf. zur nächsten Ostermesse ankündigt, wird „von dem großen Erlösungswerke und den Gnadenwohlthaten, die uns Christus erworben hat, und zu deren Genusse uns sein Geist geschickt macht, wie auch von der Taufe und dem Abendmahle handeln.“ Auch wird der Verf. vielleicht einen kleinen Anhang liefern, worin diejenigen Lehren, welche in dem Catechismus nicht stehen, enthalten seyn sollen. Dieses Buch nun, glaubt der Verfasser, werde dem gemeinen Manne als ein christliches Noth- und Hülfsbüchlein dienen können, worin er sich in allen Fällen Raths und Trosts zu erholen im Stande ist. Zu dem Ende wird er auch dem zweyten Theile ein brauchbares und vollständiges Sachregister beyfügen, damit er dasjenige sogleich aufsuchen könne, was er gerne wissen möchte — Uns auf eine ausführliche Beurtheilung der einzelen vorhin angegebenen Betrachtungen einzulassen, halten wir für überflüßig, und haben auch keinen Raum dazu, denn wir würden sonst ein eigenes Buch darüber schreiben müssen. Es ist freylich vieles darin nur sehr oberflächlich hingesagt; und Präcision der Begriffe, reine Wahrheit in einzelen Behauptungen und Lehrsätzen, Richtigkeit und Bündigkeit in Beweisen und Schlüssen, und überhaupt Gründlichkeit und Vollständigkeit in der Darstellung

und Ausführung, wird man nicht selten sehr vermissen. Indessen mag das Buch für die Classe von Lesern, für welche es zunächst bestimmt ist, und besonders für diejenigen, die das Seilersche Lehrbuch besitzen und gebrauchen, zu seinem Zwecke noch immer gut und brauchbar genug seyn. Denn bey allen seinen Mängeln enthält es doch auch manche gesundere und bessere Begriffe, als man in den gewöhnlichen Erbauungsbüchern antrifft; besonders sucht der Verf. immer alles auf das praktische Christenthum anzuwenden und hinzuleiten; und neben manchen unfruchtbaren Speculationen besteht doch wenigstens der größte Theil seines Buchs aus nützlichen Belehrungen über moralische Pflichten und Gegenstände. Nur Schade, daß auch einige unter diesen, wie z. E. S. 172 über die Dankbarkeit gegen Gott, wo gerade das, worauf es vornehmlich bey dieser Dankbarkeit ankommt, mit Stillschweigen übergangen ist, etwas zu unvollständig und dürftig ausgefallen sind, und daß überdieß auch der Vortrag des Verfassers uns nicht so fliessend und einnehmend, nicht so anziehend und eindringlich vorgekommen ist, als es für seine Leser wohl zu wünschen wäre, und gewiß von gutem Nutzen für sie seyn würde. Wir rathen also dem Verfasser, auf die Ausarbeitung seiner Betrachtungen sowol in Ansehung des Inhalts als des Vortrags künftig mehr Fleiß und Sorgfalt zu wenden, wenn er anders gern und mit Interesse gelesen seyn, und vor dem Richterstuhle einer gerechten und unpartheyischen Kritik mit Ehren bestehen will. Jedoch wir werden vielleicht mit unserm guten Rathe wohl schon zu spät kommen. Nach einigen ganz gut gerathenen Stellen zu urtheilen, scheint er indessen wohl im Stande zu seyn, noch etwas Besseres und Vollendeteres liefern zu können. Bis jetzt aber hat er uns wenigstens im Ganzen noch nichts gesagt, was nicht in andern ähnlichen Schriften schon viel besser gesagt wäre.

Sa.

Andächtige Betrachtungen der Liebe Jesu Christi von D. Ahasvero Fritsch über den Spruch Galat. 2, 20. Christus hat mich geliebet und sich selbst für mich dargegeben. Leipzig, bey Hilscher, 1792. 6½ Bogen in 8. 5 gr.

Der

D[illegible] ungenannte Herausgeber erzählt uns im Vorbericht sei[illegible] Bekehrungsgeschichte. Früh in seiner Jugend, sagt er, sey [illegible] durch die Gnade Gottes ergriffen, und zur ernstlichen [illegible] für seine Seligkeit erweckt worden. Er habe daher [illegible] die Vorträge frommer Prediger angehört, die Verbin[illegible] mit gottseligen Personen gesucht, um sich auf diesem We[illegible] zur Gottseligkeit zu ermuntern. Er sey auch äusserlich [illegible] gewesen und von andern dafür gehalten worden; aber [illegible] Herzen sey immer der Zweifel, ob er auch ein Kind [illegible], übrig geblieben. Dieß sey denn daher gekommen, [illegible] er das wahre Wesen des Glaubens nicht verstanden, son[illegible] dem Rath und Vorgang seiner Freunde zu viel aufs [illegible] Wirken und Thun gehalten habe, u. s. f. Endlich sey [illegible] Schrift des sel. Fritsch in die Hände gekommen, dar[illegible] er denn bald seinen Fehler kennen gelernt und nun ernst[illegible] [illegible] habe, dieser Anweisung gemäß Jesum und sei[illegible] richtiger zu erkennen, und darinn auf seine [illegible] zu suchen u. s. f. Da nun dies Buch längst ver[illegible] [illegible] und da er es gleichwohl so bewährt gefunden ha[illegible] [illegible] er dadurch zu dieser neuen Ausgabe bewogen wor[illegible] [illegible] dies um so mehr, da in unsern Zeiten der leidige [illegible] und Socinianismus alles wie eine Sünd[illegible] [illegible] überschwemmen drohe u. s. f. — Wir wollen nun [illegible] an den guten Absichten des Hrn. Herausgebers so [illegible] des Verf. selbst zweifeln. In jenen Zeiten, wo letz[illegible] [illegible], war eine solche durchaus mystische Betrachtung [illegible] Jesu allenfalls eher als ein Gegengift wider die [illegible] herrschende blinde Orthodoxie angebracht. Aber in [illegible] Tagen, wo der Spötter und Zweifler so viele sind, eine [illegible] Schrift, in der offenbar so viel schwärmerische Ideen und [illegible] Bilder (z. E. von der Liebe der Verlobten gegen ein[illegible] [illegible]) enthalten sind, wieder von neuem drucken zu lassen: [illegible], wenn wir es gelinde ausdrücken sollen, eine so große [illegible], deren sich nur ein Mann von solcher Denkungs[illegible] [illegible] der Herausgeber nach dem Vorbericht ist, schuldig [illegible] kann.

Einen Auszug aus dieser Schrift zu liefern, halten wir [illegible] Mühe nicht werth. Nur so viel wollen wir unsern Le[illegible] [illegible] sagen, daß der sel. Ahasverus Fritsch zu Ende des vo[illegible] [illegible] Jahrhunderts lebte, ein nicht ungeschickter Jurist und [illegible] Kanzler in Rudolstadt war. Er stiftete an diesem Ort

 eine

eine fromme Gesellschaft, die man die Jesus-Gesellschaft nannte. Ausser andern Schriften hat er 1682 zu Rudolstadt drucken lassen: Heilige Liebesgedanken, Liebesküsse, Liebesseufzer und Liebeslieder, von der Zucker- und Honigsüßen Liebe Jesu Christi, des einigen ewigen Sohnes Gottes u. s. w. Aus diesem Buch findet man hier den ersten Theil wieder abgedruckt, nämlich die heiligen Liebesgedanken.

Am.

Predigten an Fest- und Bußtagen, gehalten von D. Joh. Georg Rosenmüller. Leipzig, bey Barr. 1792. 191 Seiten. 8. 12 gr.

Rec. hat schon öfter den Rosenmüllerschen Predigten, wenn gleich unter gewissen Einschränkungen, seinen Beyfall gegeben, und eben diesen Beyfall kann er den vor ihm liegenden nicht versagen. Sie empfehlen sich durch ihre Faßlichkeit, gute Auswahl der Materie, und durch das überall hervorschimmernde Bestreben des Verf. nicht etwa blos sich angenehm hören und lesen zu laßen, sondern bey seinen Zuhörern das zu bewirken, was eigentlich jede Predigt bewirken soll, nämlich Belehrung des Verstandes und Besserung des Herzens. Mehr Präcision im Ausdruck und tieferes Eindringen in die verhandelte Materie, wäre wohl zuweilen den Arbeiten des Herrn Verf. zu wünschen, wie auch mehr Entfesselung vom kirchlichen System, welches auf der Kanzel immer am unrechten Orte ist. Dahin rechnet Rec. die neunte, besonders aber die vierte Predigt am 3ten Osterfeyertage, in welcher die erfreuliche Wahrheit bewiesen werden soll: daß die auferweckten Leiber der Frommen dem verklärten Leibe Jesu Christi ähnlich seyn werden. Wir sind hier offenbar zu sehr im Dunkeln, als daß wir darüber predigen dürften. Auch ist das gar nicht nöthig, weil man sich nur überhaupt an die Fortdauer seines Daseyns nach diesem Leben halten darf. Denn wie wenig wir auch im Stande seyn mögen, den Beweis dafür a priori zu führen, und über die Art und Weise unsrer künftigen Existenz zu räsonniren, so wird der Prediger doch über die Fortdauer der Seele erbaulicher predigen können, als über die Auferstehung der Leiber. Man muß sich da mit Hypothesen herumtummeln, und wenn man sie denn mit vieler Mühe

aus-

ausstaffirt und modificirt hat, so hat man doch am Ende wenig oder nichts gesagt. Der große Hause hört schallende Worte, die er nicht begreift, und der Denker lächelt und zuckt die Achseln, weil er nicht widersprechen darf.

Ao.

Romane.

Kunz von der Rosen, Maximilians des Ersten lustiger Rath, ein Beytrag zur Geschichte der Niederländischen Unruhen im funfzehnten Jahrhunderte. Erster Theil. Freyberg und Annaberg, bey Craz, 1792. XXXII und 326 S. 8. 20 gr.

In dem zwey Bogen langen Vorberichte werden von dem bekannten Theuerdank und Weyß Kunig allerhand literarische Nachrichten mitgetheilt, die aber die S[illegible]e gar nicht erschöpfen, wenigstens nichts enthalten, was man nicht längst schon, und oft besser gewußt hätte. Dem sey indeß wie i[illegible]m wolle, beyde Werke will der V. zu vorliegender Arbeit benutzt haben. Den Weyß Kunig hat Rec. nicht mehr bey der Hand, wohl aber den Theuerdank: ohne jedoch bis jezt das geringste darin aufspüren zu können, was die erste beste Chronik nicht eben so gut darböte.

In dem Werke selbst muß man sich gefallen lassen, abermal 18 Seiten durchzulesen, ehe unsers Kunz von der Rosen nur mit einer Sylbe gedacht wird. Dieser soll als zeitig verwaiseter Sohn eines armen Oesterreichischen Ritters mit Maximilian I. auferzogen worden, und schlau genug gewesen seyn, sich in das Vertrauen seines jungen Fürsten dergestalt einzuschmeicheln, daß solcher in der Folge des Günstlings nicht mehr entbehren konnte. Um nun seine immer zahlreicher werdende Neider desto besser hinter das Licht zu führen, geräth Kunz auf den höchst sonderbaren Einfall, die Narrenjacke anzuziehn, und die Schellenkappe zu tragen. Eine Laune, die nur dadurch erträglich werden konnte, wenn nunmehr der Autor seinen neu installirten Hofnarren, oder Freudenmacher, wie er ihn nennt, auf eine diesem Charakter gemäße Art sprechen, handeln und humorisiren ließ, da denn, wenn er sich mit

dem nöthigen Witze begabt fühlte, welches leider! fein Zu[illegible]
nicht ist, es ihm freylich an Gelegenheit nicht gefehlt [illegible]
würde, solchen überflüssig an den Mann zu bringen. [illegible]
dessen wird der arme Kunz unter seinen Händen zum [illegible]
tigen Staatsmanne, der an den ernsthaftesten [illegible]
Theil nimmt, Hofmeister des jungen Erzherzogs Phili[illegible]
lens volens werden muß, und sich endlich in ein [illegible]
Flandrisches Fräulein so tiefsinnig verliebt, daß er in [illegible]
förmlichen Siegwart ausartet, und, wenn das Ding in die[illegible]
Tone fortgeht, uns noch manchen Band durch vorfle[illegible]
ren durfte! — Diese wenigen Data ausgenommen, [illegible]
Uebrige die in einen kahlen, gedehnten, mehr wort[illegible]
reichen Roman verunstaltete Darstellung der im XV[illegible]
hundert in den Niederlanden, besonders Flandern, vorge[illegible]
Unruhen, wobey der Erzähler so wenig den Geist [illegible]
ten nachgebildet hat, daß sein Buch weit eher für [illegible]
aus letzt verwichnem Jahrzehend, als aus einem so [illegible]
Spielraume gelten kann.

Was nun den Styl betrifft, worinn das Ganze [illegible]
rollet, so geschieht dieses allerdings mit einem Wort[illegible]
schon Uebung voraussetzt, und endlich zu einer Manier [illegible]
hen ist, die den Verfasser auch dieses Romans leicht [illegible]
läßt. Gedrungener, blühender, anziehender ist sein [illegible]
indeß durch Schreibseligkeit nicht geworden, und [illegible]
mit gutem Gewissen noch daran gelobt werden kann, schränkt
sich darauf ein, daß der Schriftsteller doch so viel Geschmack
noch gehabt, uns mit wie Unkraut überhand nehmenden In-
versionen unheimgesucht zu lassen, und den Leser nur [illegible]
durch Archaisme oder Neologisme zu stöhren. [illegible]
kann seine Arbeit ihm übrigens nicht gekostet haben. [illegible]
dung und Ausführung sind so dürftig als möglich, [illegible]
ihm auch bisweilen eine günstige Situation in die [illegible]
läuft, als die Entführung Kunzens zum Beyspiel, so [illegible]
solche entweder nicht zu benutzen, oder, was ihm [illegible]
wiederfährt, er schöpft solche bis auf die Hefen aus. — Seine
Uebergänge endlich, ein in Romanen gar nicht gleichgültiger
Umstand! sind so postillenmäßig als möglich. Wendungen
wie folgende: „Meinen Lesern ist bekannt," oder: „wir haben
schon vorhin bemerkt," oder: „meine Leser haben aus dem vori-
gen gesehen," oder: „es ist schon eben bemerkt worden," oder:
„wir haben bereits erzählt," und was der wurmstichigen Wen-

ter

ter mehr sind, machen sein Gerüste zum unhaltbarsten Dinge, das sich denken läßt. Wenn er sich gar nicht mehr zu helfen weiß, setzt er über sein Capitel kurz und gut: Maximilian, oder: Maria; als wenn das ganze Buch sich nicht auf diesen Gegenstand bezöge; oder vollends: einige Erläuterungen, Fortsetzung, u. s. w. wodurch denn das langweilige Werk aus dem Revier der Romane wiederum auf den Heerweg gemeiner Chroniken schwerfällig hinabsinkt.

D.

Geist der neuesten ausländischen Romane. Erster Band. Weissenfels und Leipzig, bey Severin. 1791. 25 Bogen. 8. Zweyter Band. 1792. 19 Bogen. 2 Rg.

Wenn denn einmal solche Histörchen gelesen werden müssen; so sind diese in der That ziemlich unterhaltend, moralisch unschädlich, und gut geschrieben. Im ersten Bande sind vier kleine Romane, wovon zwey aus dem Französischen und zwey aus dem Englischen, jedoch mit Abkürzungen, übersetzt sind; im zweyten Bande ist die Fortsetzung der einen im ersten nicht vollendeten, eine englische und der Anfang einer französischen Geschichte.

Eg.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Weibertreue, nach Beyspielen aus der Geschichte, von J. L. Bienz. Halle, bey Hendel. 1792. 8 Bogen. 8. 8 gr.

Die große Bescheidenheit, mit welcher der Vf. in der Vorrede von seiner Arbeit redet, verdient freylich Schonung; allein wir dürfen doch darum nicht verschweigen, daß wir wünschen, Herr Bienz möge wenigstens in einer andern Gattung von Poesie seine Talente geltend zu machen suchen. In der That verräth er Talent und seine Versification ist zuweilen leicht und fliessend; allein die drey Erzählungen, welche er hier liefert, haben gar keinen Charakter. Man weiß nicht, ob man sie

sie für komisch oder ernsthaft halten soll. Zuerst kömmt die Geschichte der Römerin Lucretia, wie eine Art von Heldengedicht behandelt; aber nicht etwa durch poetische, lebhafte Schilderungen, durch Episoden u. d. gl. interessant dargestellt, sondern langweilig und gedehnt erzählt, bald in halb lustigem, bald in tragischem Tone: zuweilen hochtrabend, zuweilen äusserst platt. Zu Rechtfertigung dieses Urtheils nur folgende Proben: Seite 5.

Schnell sendet er sein Kriegsvolk auf sie los,
Und kommandirt zum Mord und Sturmgewalt.
Doch von Ardeens vesten Mauren prallt
Umsonst der Brecher und das Volk zurück, denn groß
Und heftig war der Feinde Gegenwehr.
Tarquin, der, drob vor Wuth, gleich einem Eber schäumet,
Beordert zur Blokkade und Belagerung sein Heer,
Und droht und flucht dem, der aus Faulheit säumet.

Seite 14.

Genuß? Kann er hierauf wohl füglich etwas wagen?
Der Frevler; kennt er nicht den Ehemann?
Indeß er glaubt's. Doch billig wird man fragen:
Wie legt er seine Bosheit an?
Wie schlau wird er denn vor den Blicken
Des Gatten sich verbergen, wenn er will
Das keusche Weib um ihre Treu berücken?
Wie geht dies an, dies ist doch wahrlich viel?

Das zweyte Gedicht ist das Gegenstück zu dem ersten und eben nicht sehr moralischen Inhalts; denn es enthält die Geschichte einer Frau, die ihrem Manne untreu wird, und sich's als Buhlerin eines Fürsten recht wohl seyn läßt.

Das dritte ist die Geschichte der keuschen Susanne, auf sehr unglückliche Weise modernisirt. Aus diesem Gedichte wollen wir nur die Strophe S. 98 ausheben:

„Ins Henkers Namen, Herr! doch wohl
„Nicht jene Frau Susanne?
„Da mischen Sie ja Kraut und Kohl
„Zugleich in eine Pfanne!"

Sachte an, sacht an, Herr Bibliur!
Bemerken Sie den Spruch: Man muß
Nicht allzueilig richten;
Ich will nichts Uebels dichten.

Pk.

Fabeln, Erzählungen und andere Gedichte von einer Dame von Stande, herausgegeben von J. F. Schletz. Frankfurt und Leipzig, bey Stahels Wittwe. 1792. 10 Bl.

Es ist rühmlich, wenn eine Dame von Stande bessere und edlere Unterhaltungen kennt, als die so gewöhnlichen leeren Eitelkeiten der großen Welt, und wenn sie nun gar die Musen zu ihren vertraulichen Gespielinnen macht, so ist es für beyde noch rühmlicher. Aber ob der Welt daran liegt, alles das zu wissen, was diese und jene Dame von Stande aus dem stillen und vertrauten Umgange mit den Musen zur Welt bringt, dies ist eine andere Frage. Bey der Kritik muß zum wenigsten, wie bey Themis mit verbundenen Augen, das Ansehen der Person weder gelten, noch entscheiden. Und so kann Rec. nicht umhin, in diesen Gedichten nichts anders zu finden, als lautere, gereimte und versificirte Prose, der es sogar noch hin und wieder an Reinheit und Richtigkeit der Sprache fehlt. Fast überall vermißt man Erfindung und Ausführung, Phantasie und Empfindung, Gedanken und Ausdruck. Nachstehendes Gedichtchen hat unter allen Recensenten noch am besten gefallen.

Der Maulwurf und das Johanniswürmchen.

Eins von den glänzenden Insekten,
Die man Johanniswürmchen nennt,
Kam in die Grube des versteckten
Lichtscheuen Maulwurfs.
ach es brennt!
Ruft seine junge Brut zusammen.
Das Würmchen hört's: — Erschrecket nicht!
Spricht es; denn ohne Rauch und Flammen

Euch zu erleuchten glänzt mein Licht.
Ich habe Mitleid mit euch Blinden. —
Wer half dir, du Erleuchter! spricht
Der Maulwurf, unsre Höhle finden?
Hier sieht ein jeder seine Spur
Ohn alles Licht im Dunkeln nur,
Heil uns in unsern Finsternißen!
Sie zu verfechten jederzeit
Ist unsre Nation bereit,
Und du wirst die Verwegenheit
Zu leuchten, mit dem Leben büßen.

Heb.

Vermischte Schriften.

Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, 1792. bey Voß. 8. 1 Alph. 4 Bogen. Mit latein. Lettern. 1 Rl. 8 gr.

Wir sind in großer Verlegenheit, wie wir es eigentlich anfangen sollen, dies Buch zu recensiren. Sieben und zwanzig enge gedruckte Bogen macht es aus, und darinn befinden sich gewiß nicht sieben und zwanzig bestimmte Sätze und Gedanken. Dabey ist der Styl der allerseltsamste von der Welt; affectirt; voller ewiger Anspielungen auf das, was der V. in seiner Lectüre hie und da aufgeschnappt hat, und was der, dem diese Dinge nicht alle gegenwärtig sind, unmöglich verstehen kann: und dann ist noch das Seltsame dabey, daß er bey jeder Anspielung Nebenzüge der Sache, worauf angespielet wird, beybringt, die nichts mit der Hauptsache zu thun haben, und diese sogar nicht selten weiter ausführt. Dadurch entstehn öfters Abschweifungen, die einen so weit führen, daß man gar nicht weiß, wo man ist. Kurz, man wird ganz verwirrt, wenn man das Buch liest.

Der Hauptinhalt desselben besteht darinn: daß das weibliche Geschlecht weder an Geistesfähigkeiten, noch an Kräften des Körpers dem unsrigen nachsteht. Seine Schwäche in Ansehung des letztern sey, eben so wohl als bey jenem, Würkung der Erziehung. Das weibliche Geschlecht sey von uns überlistet, unterjochet worden. Man muße es im Zustande

de der Gleichheit mit uns wieder herstellen, ihm zu allen Aemtern, Ehrenstellen im Staate rc. eben so freyen Zutritt lassen als uns. Um dieses zu bewerkstelligen, sey es nöthig, die Erziehung beyder Geschlechter bis zur Mannbarkeit, nämlich bis zum zwölften Jahre, gemeinschaftlich und auf dieselbe Art verwalten zu lassen, und dazu besonders Frauensleute zu wählen. Auch nachher soll diese Erziehung nicht verschieden, sondern, soviel wir verstehen, (denn das ist nichts leichtes,) abgesondert seyn. Indessen, bis besondere weibliche Institute für alle Wissenschaften angelegt sind, soll man sie doch einsweilen an unsern Lehranstalten Theil nehmen lassen. S. 233. ff. Die Art, wie wir den Religionsunterricht geben, wird als ein Beweis angeführt, daß das keine Ungelegenheit nach sich ziehen wird. Rec. würde nach seiner Erfahrung gerade dieß als einen Beweis vom Gegentheil angeführt haben. Auf die Art würde, meynt der Verf., Recht und Billigkeit gegen das weibliche Geschlecht ausgeübt, und die Welt ungemein verbessert werden.

Es wird wohl gewiß kein Bekannter des Rec. ihm absprechen, daß er nicht ein wahrer Verehrer des weiblichen Geschlechts wäre, dessen viele gute Seiten er kennt und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Er wünscht herzlich, daß die Privattyranney, womit so viel edle, rechtschaffene, gute Personen dieses Geschlechts von despotischen, ihre physischen Kräfte misbrauchenden Männern gedrückt werden, aufhöre. Es giebt auch manche die Weiber betreffende Punkte in unsrer Gesetzgebung, die er wünschte, geändert zu sehen. Aber so weit kann er doch hierinn nicht gehn als der Verfasser, und er beruft sich auf jedes würklich vernünftig denkende Weib, ob es nicht dessen Vorschläge verlachen wird. Sie sind auch in der That im geringsten nicht durchgedacht. Dieß muß der Verf. selbst, allem Anschein nach, empfunden haben. In allen Ständen soll das weibliche Geschlecht mit dem männlichen gleiche Rechte, gleiche Ansprüche auf alle Geschäfte des Lebens haben. Und doch sagt er kein Wort von zweyen Ständen, deren einen er seinen religiösen Aeusserungen nach, den andern aber wegen der jetzigen Zeitläufte unmöglich vergeßen haben kann, nämlich den geistlichen und militärischen. Sollen auch die Weiber freyen Zutritt zu diesen haben oder nicht? Diese Lücke muß er selbst gefühlt haben, und da er sie nirgends auszufüllen sucht, zeigt er das Selbstgefühl der Schwäche seines Systems.

Sollen

Sollen wir seine Gründe aufsuchen? das würde die Mühe nicht lohnen, da die Sache offenbar Schimäre ist. Mag doch, wer sie für wichtig genug hält, die Gründe im Buche selbst lesen; und sich eben so, wie wir gethan haben, durch dasselbe durchschlagen. Es ist uns wahrlich herzlich sauer geworden. Um indeß die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, wollen wir die Inhaltsanzeige hersetzen, und dann eine Probe der Schreibart des Verf. geben.

„I) Formale und Materiale der gegenwärtigen Schrift. „S. 1 — 27."

„II) Giebt es außer dem Unterschiede des Geschlechts „noch andre zwischen Mann und Weib? 28 — 74."

„III) Woher die Ueberlegenheit des Mannes über die „Frau entstanden? Rückblicke auf die ältere Zeit. 75 — „121."

„IV) Nähere Angaben, woher die Ueberlegenheit des „Mannes über die Frau endstanden ist, betreffen neuere Zeit. „121 — 184."

„V) Verbesserungsvorschläge. 184 — 397."

„VI) Nutzanwendung. 398 — 429."

In diesen Kapiteln läuft das Geschwätze ohne Unterabtheilung, Marginalien oder Register über alles fort, was dem Verf. einfällt; denn von dem, was auf dem Titel steht, enthalten sie blutwenig. Hierin ist das VIte Original. Es ist darinn blos von den künftigen Recensenten des Verfassers die Rede. Das, was ihm solche sagen, die Autorität haben, will er gelten lassen; aber unbärtige Knaben sollen nicht suchen seinen Namen zu entdecken, weil das Bücherschreiben einem Geschäftsmanne oft nachtheilig ist. Unter welche Klasse seiner Recensenten der Verfasser uns zählen wird, wissen wir nicht; aber wegen der Namensjagd soll er über uns nicht klagen, da wir so etwas für sehr garstig halten.

Wir fügen den Anfang des II Abschnitts als karakteristisch vom ganzen Buche hiebey; und dann mag der Leser urtheilen, ob wir recht oder unrecht gesprochen haben. S. S. 28. ff.

Als

„Als nach dem Rathe, den Gott über das Schöpfungs-
„werk gehalten hatte, dieser Plan ausgeführt werden sollte,
„schuf er das erste und beste Paar von Menschen, gleich im
„männlichen und mannbaren Alter, so daß ihre Hochzeit keine
„Stunde ausgesetzt werden durfte. Sie kamen mit den erfor-
„derlichen Jahren zur Welt, wie regierende Herren ihren neuen
„Adel Ahnen verehren. — Das Männlein Adam hatte
„zwar die Ehre der Erstgeburt, indeß ward Fräulein Eva
„vollkommen dadurch entschädigt, daß sie aus einer Rippe
„Adams, dieser dagegen aus einem Erdenkloß zur Welt ge-
„bracht wurde! — Eine Schöpfung also aus der zweyten
„Hand? Warum nicht gar aus der dritten! — Schuf nicht
„eben die Schöpferhand, welche Adam geschaffen hatte, auch
„Eva? und gereicht diese Rippen-Hieroglyphe nicht in mehr
„als einer Rücksicht zum Vorzuge des Weibes? Keines trug
„das andre; Keinem fiel es ein, sich über das andre zu erhe-
„ben und Vorrechte zu behaupten. — Elternrecht (das
„schönste und ehrwürdigste, das die Menschheit kennt, der Ur-
„quell der liebenswürdigsten Tugenden hat (wer sollt' es den-
„ken?) die Ungleichheit unter den Menschen erzeuget. Gute
„Eltern, welch eine ungerathene ausgeartete Tochter! Sind in-
„dessen die Laster nichts anders als ungezogene Tugenden; sind,
„nach dem Ausspruch eines Heiligen, unsere Tugenden blos
„schöne Sünden: so würde man ein Verbrechen an der Mensch-
„heit begehen, wenn man nicht auch dem Bösen und dem
„Ideal desselben, dem Teufel, Gerechtigkeit erweisen wollte. —
„Wenn man ja, nach der ältesten Urkunde das menschliche Ge-
„schlecht betreffend, einem Theile dieses ersten Menschenpaares
„einen Vorzug vor dem andern beylegen wollte; so würde
„Eva den Zankapfel von jedem Paris erhalten, — weil sie
„schöner als Helena war? und weil jeder Paris, bey
„aller Sinneseinfalt eine Mannsperson bleibt? — Nein!
„sondern weil Adam durch sie zum Falle gebracht ward, oder
„(wie diese hohe und tiefe, erhabene und schöne Hieroglyphe
„nicht unrichtig gedeutet werden kann) weil er sich durch sie
„zum Gebrauch und zur Anwendung, zum Durchbruch der
„Vernunft hinauf stimmen ließ. Der seligen Stimmung! —
„Eva war der Pupillen-Rath, welche die Majorennitäts-Erklä-
„rung über den unmündigen Adam aussprach, nachdem er zeit-
„her vielleicht unter der Vormundschafts-Direktion der braven
„Eva gestanden zu haben scheint; die sich schon zuvor in man-
„chen Stücken manumittirt haben mochte. — Sie zerbrach die

„Ket-

„Rechten des Instinkts, der die Vernunft nicht aufkommen ließ,
„und triumphirte — Eva, sollte die Vernunft, ihr zum An-
„denken, heißen. Die erste Hauptrevolution konnte, wie jede
„Revolution, nicht ohne Drangsale und Unruhe seyn. Diese
„sind auch der Natur des Menschen so nothwendig, daß ich
„nicht weiß; es sey etwas Theoretisches oder Praktisches, was,
„wenn es sich auszeichnet, nicht durch Zerrüttung und Leiden-
„schaft empfangen und gebohren wäre. — Nun inzwischen
„kann dieser Braus und Saus nicht seyn und bleiben. Die
„Wellen müssen sich legen, und die Vernunft obsiegen. —
„So gieng es bey der ersten Revolution, und so muß es bey
„einer jeden andern gehen, wenn sie anders diesen Namen ver-
„dienen soll. Diese Lobrede auf Eva, welche die wichtige
„Vernunft-Revolution zuwege brachte, würde vielleicht zu ei-
„ner theologischen, juristischen, medicinischen oder philosophi-
„schen Disputation, oder zu einem Aufsatze für irgend ein zeit-
„verkürzendes Journal, hinreichende Gelegenheit an die Hand
„Kopf geben, wenn man nur wüßte, wie man den unse-
„ren Gast von Assistenzräthin, der Schlange, mit dem [illegible]
„bringen könnte. — Mit diesem Eheteufel ist keiner nichts an-
„zufangen. — Kurz und gut, sagt der gläubige Thomas
„Payne, ich bin dem ganzen Teufel von Monarchie feind. —
„Da es aber, mit Herrn Payne Erlaubniß, auch gar einen
„Republikteufel geben kann und giebt; so ist es ein Wesen, den
„Teufel zum Teufel zu jagen. Vielleicht die beste Gerechtig-
„keit, die man ihnen erweisen kann."

So ist diese Stelle beschaffen, deren wir noch 100 ähnliche hätten anführen können. Will jemand daraus urtheilen, daß das ganze Buch eine Persiflage sey: so haben wir nichts dagegen, als daß sie sehr frostig und lang ist; auch der Verf. dabey oft einen sehr ernsthaften Ton annimmt. Dagegen ließe sich indeß freylich immer noch einwenden, daß, wer über eine ernsthafte Materie so schreiben könnte, mit dessen Vernunft müßte es doch allerdings so ganz richtig nicht seyn, und in der That, diese Einwendung wissen wir nicht recht zu heben, lassen es also auch unentschieden, ob das ganze Buch unvernünftiger Ernst, oder frostiger langweiliger Scherz seyn soll.

In

M

B. de Gracians menschliche Klugheit, oder Kunst, sich und sein Glück hoch empor zu bringen. Aus dem Englischen rc. mit einer Vorrede von C. H. von Römer, D. R. D. Wittenberg, bey Kühne. 1792. 26 Bog. 8. 20 gr.

Es war an sich schon ein sehr unnützliches Unternehmen, dies Werk noch einmal herauszugeben. Sollte aber dies durchaus geschehn: so hätte der Herr Doctor Römer sich doch auch die Mühe geben sollen, die höchst elende, schleppende und [illegible] Uebersetzung zu verbessern. Statt dessen liefert er uns einige unbedeutende Anmerkungen und eine Vorrede, in welcher er, man weiß nicht warum? den Lesern die allgemein bekannte Eintheilung der Philosophie in ihre theoretischen und praktischen Zweige erzählt. Was das Werk selbst betrifft, so besteht es größtentheils aus Aphorismen, durch Beyspiele erläutert. Viele dieser Aphorismen, besonders die, welche politischen Inhalts sind, vertragen sich weder mit einer edeln, geraden, noch vorurtheilsfreyen, verständigen Denkungsart. In dem Abschnitte von der Religion heißt es Anfangs: „man „sollte sich zu keiner Religionsparthey halten," und nachher folgen die allerintolerantesten und von Frömmeley strotzenden Grundsätze. Was für schiefe Maximen sind nicht folgende? (S. [illegible]) „Man soll weise Leute durch Tugend, den gemeinen „Mann aber durch Höflichkeit einnehmen." Also hat der Mann im niedern Stande keinen Sinn für Tugend? Gegen ihn braucht man nicht gut, sondern nur höflich zu handeln? Diese, eines Engländers so unwürdige Verachtung der untern Klassen verräth der Verfasser auf jeder Seite seines Buchs. (S. [illegible]) „Eine unfreundliche und verdrüßliche Aufführung „bey der Gesellschaft ist eben so abgeschmackt als ein rundes „Viereck in der Meßkunst." Wie albern! Ein rundes Viereck ist nicht abgeschmackt, sondern ein Unding. (S. 35) „Man „soll, wenn man gute Eigenschaften hat, mit geringeren Leu„ten umgehn, um nicht verdunkelt zu werden." — Eine schöne Lehre! — Doch genug von diesem schlechten Produkte!

Eg.

Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter. Herausgegeben von D. C. Fr. Bahrdt. Zweyten Ban-

Bandes 1—6 Stück. Januar bis Junius. 1792. Halle, bey Francke. S. 576. 8. 2 Rthlr.

Ohngeachtet diese Zeitschrift D. Bahrdts Namen an der Stirn führt, so hat er doch laut einer Versicherung auf der Rückseite des farbigen Umschlags mit diesen sechs Stücken in gar keiner Verbindung mehr gestanden, sondern Herr Lafontaine in Halle ist als Herausgeber in Bahrdts Stelle getreten, und wird sie künftig unter dem Titel: Museum für das weibliche Geschlecht fortsetzen. Rec. hält es für unnöthig, sich in eine ausführliche Anzeige der einzelnen Stücke dieses Bandes hier einzulassen, versichert aber, manchen interessanten, angenehmen und nützlichen Aufsatz darinn gefunden zu haben. Daß nicht alles von gleicher Güte sey, ist bey der Menge unserer Zeitschriftsteller, wovon jeder seine Bude so gut er kann versorgen muß, schon von selbst zu vermuthen. Genug, daß diese Zeitschrift nichts enthält, das man nicht mit gutem Gewissen Gattinnen, Mütter und Töchter dürfte lesen lassen, und leider ist dieß bey der jetzigen frivolen Schriftstellerey schon Verdienst, da es eigentlich nichts als Pflicht und Schuldigkeit solcher Schriftsteller seyn sollte, die Sittlichkeit auf keine Weise zu verletzen.

Az.

Sarkasmen, aus einer dänischen Originalschrift übersetzt. Adrianopel. 1792. 4 Bog. 8. 8 gr.

Alte, verlegene dänische Waare, die schon damals, als sie geschrieben wurde, in der Sprache, keinen Werth haben konnte, ausser durch die speciellen Anspielungen, die der sehr unfeine Herr Satyriker in diesen Fabeln angebracht hatte. Die Uebersetzung ist indessen vollkommen des Werks würdig, und so wenig versteht der Verdeutscher die Sprache, daß er statt sagte, jug schreibt.

Pk.

Weltweisheit.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem geselligen Leben, von Christ. Garve. Erster Theil. Breslau. 1792. XX Seiten Vorrede und 536 Seit. in 8. 1 Rg. 12 gr.

Untersuchungen über Dinge in der wirklichen Welt, über Gebräuche, Einrichtungen, Vorurtheile, u. dgl. m. sind bis jetzt von sehr wenig, wahrhaft philosophischen Köpfen unter den Deutschen angestellt worden. Zwar hat es an moralischem, allgemeinen Geschwätz über dergleichen Gegenstände nicht gefehlt; aber selten oder nie hat man sie mit Rücksicht auf menschliche Natur, und mit Kenntniß dieser Natur, betrachtet; selten oder nie ihre Verbindungen mit derselben, ihren Ursprung und ihren Einfluß auf Denkart und Handlungsweisen untersucht; selten oder nie eine wirkliche anschauliche Kenntniß derselben gezeigt. Alles dieses vereint sich in verschiedenen der oben angezeigten Versuche. Nicht alle, indessen beschäfftigen sich mit solchen Dingen. Der erste (S. 1 – 117.) handelt blos von einer allgemeinen moralischen Eigenschaft, von der Geduld. So wenig sich hierüber auch etwas durchaus Neues, nach des Hrn. Verf. eigener Meynung, sagen läßt: so gewiß werden doch die mehrsten Leser aus diesem Aufsatze eben so viel Vergnügen, als Nutzen schöpfen können. In der, dem Verf. immer eigenen klaren, deutlichen Auseinandersetzung der Sache, erkennt man nicht allein den sich selbst beobachtenden, sondern auch den, um den Erwerb dieser Tugend selbst bemühten Weisen; man sieht, was bey den Moralisten so selten ist, gleichsam den Menschen durch die Lehren und Beobachtungen durchscheinen; und hiedurch erhalten solche, nach des Rec. Ermessen, ein Interesse, wodurch der aufmerksame Leser, mehr oder weniger bewogen werden muß, nach dieser Tugend zu streben. Zuerst zeigt der Verf. die Schwierigkeiten derselben. Er hält die Geduld für schwer, weil der Schmerz die stärkste unter den menschlichen Empfindungen, und, zweytens (S. 9.) weil sie selbst

keine gesellige Tugend ist, d. h. weil sie nicht unter und gegen andre Menschen ausgeübt wird. Vortrefflich sind die Vergleichungen, welche S. 7. u. f. zwischen den Begierden, die den andern Tugenden sich entgegen stellen, und zwischen denen, mit welchen die Geduld zu kämpfen hat, sich finden. „Die Geduld, sagt der Verf., hat mit der allernatürlichsten, „und mit einer immerwährenden Begierde des Menschen zu „streiten, mit der Begierde nach Daseyn, nach Fortdauer, „nach Vollständigkeit seines Wesens, nach einem ruhigen „und ungehinderten Genusse seiner selbst. Hier kann die „Vernunft keinen Irrthum in dem Wunsche zeigen, oder „darthun, daß er auf einen bloßen Schein gerichtet sey; sie „kann nicht durch die Berichtigung der Vorstellungen von Gut „und Böse den Grund der Leidenschaft heben. Sie kann nur „der Heftigkeit derselben durch anderweitige Betrachtungen „entgegen arbeiten. Wenn andre Zerrüttungen des Gemüths, welche von Einbildungen und Voraussetzungen herkommen, eine radicale Cur erlauben: so sind für diejenigen, „welche aus dem wirklichen Schmerz entstehen, nur Palliativmittel vorhanden.“ In Ansehung der zweyten Schwierigkeit, bemerkt der Verf., daß da die Tugend der Geduld demjenigen, welcher sie übt, lange nicht so hoch angerechnet wird, als sie ihm schwer und mühsam geworden ist, daß, da sie blos auf ihrem eigenen Grunde, auf dem Bewegungsgrund der Pflicht, auf der Ueberzeugung von der moralischen Trefflichkeit eines solchen Betragens beruht, und daß, da, zu gleicher Zeit, andern Menschen dadurch keine großen Vortheile zuwachsen, und weder Erkenntniß noch Glückseligkeit über das menschliche Geschlecht durch sie ausgebreitet wird, sie schwerer, als diejenigen Tugenden auszuüben ist, welche entweder von dem Ehrgeitz, oder von dem Reitze der Wohlthätigkeit unterstützt werden. Aber, wenn der Verf. S. 10. von so vielen, sonst schwachen Königen spricht, welche uns als standhafte Sterbende dargestellt werden: so scheint er doch wohl mehr Lobredner, als die Geschichte zu Rathe gezogen, oder vergessen zu haben, daß wir von dem allergrößten Theil der Menschen, keine Krankheitsgeschichten besitzen. Die Standhaftigkeit auf dem Todtbette scheint wirklich von zu vielen Umständen, von der Natur und Länge oder Kürze der Krankheit, von dem Zustande des Körpers, u. dgl. m. abzuhängen, als daß der bloße Gedanke, die Augen der Welt auf sein Krankenlager gerichtet zu sehen, (wofern dieser Gedanke

tanst überall auf einen Sterbenden noch sehr wirken kann,) auf die Standhaftigkeit der Könige sehr viel Einfluß gehabt haben sollte. Und, wo diese Standhaftigkeit sich zeigte, war sie auch immer, wirklich, innerlich da? Ist es nicht vielmehr, aus sehr vielen, leicht zu findenden Ursachen, wahrscheinlich, daß sie nur, äußerlich, angenommen wurde? Und welchen Werth hat sie dann? Es wäre eine, wirklich traurige Erfahrung, wenn bey dem, der ganzen Menschheit zu Theil gewordenem Loose, nur eine so geringe Anzahl derselben, als die Könige und Fürsten ausmachen, vorzugsweise von der, mit diesem Loose natürlich, mehr oder weniger verbundenen Furcht, oder Unruhe sollte ausgenommen seyn; oder, wenn äußere Verhältnisse allein, diese Furcht, diese Unruhe sollten überwältigen können. Begreiflicher und befriedigender läßt es sich erklären, wenn, wie Andere bemerkt haben, vorzugsweise junge Menschen, im Ganzen, mehr, als alte Personen, Muth und Standhaftigkeit im Tode blicken lassen.

Doch weiter. S. 16. u. f. handelt der Verf. von der **Nothwendigkeit und dem Nutzen der Geduld**. Mit Recht nennt er sie das einzige, dem Menschen nie ganz entstehende, nie ganz unwirksame Hülfsmittel, gegen das Uebel; und zeigt ihre Vortheile sowohl bey körperlichen Leiden, als (S. 22.) bey Kummer und Betrübniß; und (S. 28.) ihren Werth, in sofern sie ein Bestandtheil so vieler andern Tugenden ist, und auch dem glücklichsten und gemeinnützig thätigen Manne öfterer zu Hülfe kommen muß. Es ist sehr gewiß, daß derjenige, dessen Geduld geübt worden ist, dadurch desto liebenswürdiger, zum Dienste der Gesellschaft desto brauchbarer, und zu allen Endzwecken des Lebens mehr vorbereitet wird. Hierauf setzt er, S 32. u. f. die verschiedenen Schattirungen oder die Arten der Geduld; je nachdem sie mit Langerweile, oder mit körperlichem Schmerz, oder mit Betrübniß, oder mit Kummer, oder endlich mit Unwille zu kämpfen hat, auseinander. Die Menge lehrreicher Bemerkungen hindert uns, hier einzelne heraus zu heben. Die Ursachen und Hülfsmittel der Geduld, (S. 51. u. f.) theilt der Verf. in natürliche und erworbene ein. Die erstern hängen, entweder von dem Bau des Körpers, oder von den Anlagen der Seele ab. Zu den letztern gehört vorzüglich eine gewisse Fröhlichkeit, und die damit verbundene Neigung, das Beste zu hoffen, welche vielleicht weiter, zum Theil im

Blute gegründet ist, und eine gewisse Sanftmuth und Stille des Geistes. Die Beförderungsmittel der Geduld, welche sich erwerben lassen (S. 65. u. f.) liegen entweder in der Aufführung des Menschen, und sind Folgen seiner freyen Handlungen und Uebungen; oder sie liegen in seinen Betrachtungen und sind Folgen seines Nachdenkens; sie entspringen folglich aus dem Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens, und aus freywilliger Uebung, aus Vorsatz, aus dem Gedanken von Pflicht. In dem, was der Verf. hierüber, besonders über das letztere, sagt, erkennt man den, mit voller Ueberzeugung sprechenden Weisen, welcher den Leser nicht blos die Pflicht kennen lehrt, sondern auch angenehm und lieb zu machen weiß. Für das wichtigste Hülfsmittel der Geduld aber erkennt der Verf. (S. 80. u. f.) Ergebung in die Gottheit und Hoffnung einer bessern Zukunft. Der Raum gestattet es nicht, den Entwickelungen des Verf. Schritt vor Schritt zu folgen; wir bemerken also nur, daß er den Zweck der Welt in die Glückseeligkeit der empfindenden Geschöpfe setzt, und daß das, was er in der Anmerkung, S. 111. u. f. sagt, von denen in Erwägung gezogen zu werden verdient, welche, mit sichtlicher Vernachläßigung der Rücksicht auf die menschliche Natur, selbst jenen Zweck in die moralische Vollkommenheit setzen. Die Abhandlung schließt sich (S. 92. u. f.) mit einer Betrachtung, worin die Geduld in ihrer allgemeinsten Beziehung, und also unter dem Gesichtspunkte angesehen wird, von welchem ihr, aufs ganze Leben sich weit verbreitender Einfluß, ihr Zusammenhang mit unsrer gesammten Vollkommenheit, und folglich ihre Würde und ihr Nutzen am besten erkannt werden kann. „Wenn zu allen unsern Thätigkeiten," heißt es (S. 99.) „vorhergehende leidentliche Eindrücke gehören, und, nach der Natur unsrer Seele, jede Aktion eine „Mischung von erlittenen Veränderungen und hervorgebrachten Wirkungen ist; so wird in der gehörigen Proportion „zwischen dem Leiden und Thun, zwischen der Stärke der Eindrücke, die auf uns geschehen, und der Kraft, welche wir „haben, entgegen zu wirken, zwischen der Heftigkeit der „Reitze, die unsre Talente und Begierden aufwecken sollen, „und zwischen der Stärke und dem Umfange unsrer Vernunft, „der vornehmste Grund unsrer Vervollkommnung, und zu„gleich das Maas der Glückseeligkeit liegen, deren wir ge„nießen." —

Der

Der zweyte Versuch (S. 117 — 294.) handelt von der Mode. Der Verf. erklärt solche (S. 121.) als „die, zu „jeder Zeit herrschende Meynung von dem Schönen und An„ständigen in kleinern Sachen, in Sachen, die weder durch „Anwendung der Regeln des Geschmacks, noch der Zweck„mäßigkeit mit völliger Uebereinstimmung, regulirt werden „können;" und den Ursprung derselben überhaupt leitet er aus der geselligen Natur des Menschen, aus dem Nachahmungstriebe, und der Ungleichheit unter den Menschen, so wie die Veränderlichkeit derselben aus dem Triebe nach Beschäfftigung und aus der Thätigkeit des Geistes, aus dem Geschmacke am Schönen und dem Urtheil über dasselbe, und endlich aus Nationalindustrie her. Jedoch setzt er, (S. 132.) noch eine vierte Ursache dieser Veränderlichkeit, nämlich die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen, hinzu. Ob, indessen, die letztere Klasse, die Vornehmen, an dieser Veränderlichkeit viel Theil haben, ist wohl, wenigstens in Rücksicht auf Deutschland, nicht so ganz ausgemacht. Auch bewirkt der Rang an und für sich selbst, schon das, was durch Veränderlichkeit in der Mode erreicht oder gesucht werden kann. — Die Gesetzgebung in der Mode schreibt der Verf. (S. 135.) demjenigen Volke zu, welches, außer dem erfinderischen Genie, oder einer, von dem Gewöhnlichen gerne abgehenden Phantasie, auch noch dasjenige Ansehen, oder diejenige Gunst unter den übrigen Völkern besitzt, wodurch das von ihr Erfundene diesen zur Nachahmung empfohlen wird. Sehr richtig bemerkt er (S. 140.) „daß das, was an dem Orte seines „Ursprunges nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfes, „die augenblickliche Laune einer angesehenen Person, oder die „Ausschweifung eines Phantasten war, an fremden Orten „und in entfernten Ländern, Gesetz und Regel geworden ist;" und er hätte hinzusetzen können, daß sie es noch jetzt sehr ofte wird; und daß nicht blos jene, sondern auch Mängel und Gebrechen am Körper u. dgl. m., die Quellen von neuen, allgemein angenommenen Moden geworden sind. — Die Gegenstände der Herrschaft der Mode (S. 143.) setzt er in die Sachen, die zu Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, und in die gesellschaftlichen Gebräuche, zu welchen letztern er die Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der, im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden, Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen,

und die veränderten Zeichen unserer Gesinnungen gegen andre zähle. In der nähern Auseinandersetzung dieser [illegible] (bis S. 182.) glauben wir nichts Neues oder Inter[illegible] gefunden zu haben. Der Verf. hat sich blos auf die [illegible] lungen der Sache eingelassen, ohne nur, z. B. die [illegible] mancher Verschiedenheiten in den sogenannten Conven[illegible], welche aus den verschiedenen Beschäfftigungen der v[illegible] nen Classen von Menschen entspringen, aufzusuchen. [illegible] ner Residenz, z. B. wo eine Menge Menschen, [illegible] stimmte, eigentliche Beschäfftigungen leben, werden sie, in den Cirkeln derselben, zum Theil viel willkührlicher [illegible] wechselnder als in den Cirkeln solcher Personen, welche be- stimmte Aemter bekleiden, und an einem großen Hand[illegible] am Meere, oder wo der Kaufmann seine Geschäffte [illegible] Vormittage abmachen kann, ganz anders als an einem [illegible] großen Handelsorte ausfallen, wo er noch einen Theil des Nachmittags auf seiner Schreibstube zubringen muß. Es fehlt indessen nicht, an einzeln sehr guten Bemerkungen, als S. 175. u. f. über die größere Herrschaft der Mode in [illegible] hung der Kleidung: über den höhern Werth, welchen die Wahrnehmere auf das Aeßliche des Wohlstandes und die Re- geln des Betragens, als auf modische Tracht legen; über den Kleiderluxus der nichtadelichen, reichen Familien u. [illegible] Hierauf folgen (S. 182. u. f.) Betrachtungen, welche dem Verf. sich bey seinem Nachdenken über die Abwechselungen der Moden dargestellt haben. Er glaubt, daß diese Abwechselun- gen nach eben den Gesetzen erfolgen, welche bey den wichtig- sten Revolutionen zu Grunde liegen, daß eben der Character der menschlichen Natur im Ganzen, eben die Lokal- und Nationalunterschiede, welche die Veränderungen in Staats- verfassung, Litteratur, und moralischer Aufführung bestim- men, hier die Reformen beschleunigen, dort aufhalten, und auf den Gang, und die bald schnellere, bald langsamere Ver- änderlichkeit der Moden Einfluß haben; und daß, da diese zu langsam geschehen, und eben so wenig unmittelbar wahrge- nommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn, der Philosoph bey diesen solche selbst beob- achten, und so durch sie, Veranlassungen erhalten könne, die Begebenheiten der Geschichte unter neue Gesichtspunkte zu fassen, oder aus denselben neue Resultate zu ziehen. Aber sollten denn diese beyden Dinge sich wirklich mit einander ver- gleichen lassen? Die Mode setzt äußre Handlungen voraus.

Um

Um modisch zu seyn, ist es nicht genug; blos in Gedanken, oder im Urtheil, irgend einem Gebrauche den Vorzug vor dem andern zu geben; man muß diese Bestimmung durch Handlung ausdrücken. Und Revolutionen in Litteratur, Verfassungen und Moralität bestehen, zum Theil, nur in Veränderungen von Gesinnungen und Meynungen. Wenigstens können, z. B. dergleichen Revolutionen in Rücksicht auf politische Dinge, lange vorher, ehe sie realisirt werden, schon in Begriffen vorgegangen seyn; über sehr viele, dahin gehörige Gegenstände, denken viele Menschen, im Ganzen, jetzt anders, als ihre Vorväter, ohne daß ihre äußern Verhältnisse deswegen wären verändert, oder eine eigentliche Revolution hervor gebracht worden. Noch mehr gilt dieses von den Revolutionen in der Litteratur. Dadurch, daß z. B. unsre Schauspieldichter, zum Theil, sich das Drama der Engländer zum Muster genommen haben, ist nichts, als eine Veränderung in der Vorstellungsart, oder im Urtheil entstanden; wir denken oder empfinden nun anders, als da wir noch blos die Franzosen nachahmten. Und nicht anders verhält es sich mit den Revolutionen in der Moralität, in sofern nämlich das Wesentliche bey dieser in Ton, in Stimmung der Seele besteht. Doch wir wollen den Verf. selbst hören. Zuerst, sagt er, erkennt man aus den Moden, daß der große Hause auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert, und größtentheils von einem oder wenigen Menschen selbst da regiert wird, wo sein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, am unbestrittensten ist. Aber wie, wenn es nun Länder gäbe, wo eigentlich keine Mode regiert? Der Verf. bemerkt selbst (S. 191.) daß in Frankreich, in dem Lande, aus welchem andre Völker so lange ihre Moden herhohlten, die Mode weniger gebieterisch herrscht; und stände der große Hause in Frankreich nicht auch, jetzt so wie vorher, von andern Seiten, unter der Regierung, oder unter dem Einfluß mehrerer, und anderer? Ist die Gemüthsstimmung, in welcher er sich dort gegenwärtig befindet, ist seine ganze, gegenwärtige Vorstellungsart daselbst sein eigenes Werk? Ist der große Hause unter den Asiaten, und selbst unter den alten, freyen Griechen, nicht immer, mehr oder weniger, auf die eine oder die andere Art, von Einigen oder Mehrern regiert worden? Und doch haben beyde nicht unter der Herrschaft der Mode gestanden. Aus dieser Herrschaft allein läßt sich also unmöglich folgern, oder erkennen, daß der große Hause gleich-

 sam

sam bestimmt ist, regiert zu werden. Die zweyte Betrachtung des Verf. (S. 186.) über die Moden und ihre Geschichte, geht auf die Wirkungen, welche die Verbindung mehrerer Nationen unter einander, auf die einzelnen Menschen in jeder hat, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehen. Die nähere Ausführung dieser Betrachtung enthält mancherley sehr richtige Bemerkungen; es ist sehr wahr, daß, unter den verschiedenen, näher mit einander verbundenen Völkern, das eine, durch allerhand Umstände begünstigt, eine Art von Ueberlegenheit über das andere erhalten wird, daß dadurch die Herrschaft der Mode fester gegründet, und ihre Abwechselung häufiger gemacht werden muß; daß, je nachdem die Menschen sich in einem größern Bezirke einander zum Muster dienen, auch mehr Abwechselungen in Sitten und Sachen des Geschmacks Statt finden werden; aber demohngeachtet scheint diese Ausführung dem Verf. nicht ganz geglückt zu seyn. Wenigstens ist der gegenseitige Einfluß, welchen eben diese nähere Verbindung auf die Verfassung, Litteratur und Moralität der auf solche Art verbundenen Völker gehabt hat, und welches der eigentliche Vergleichungspunkt gewesen wäre, nirgends angedeutet. Auch sind in diesem letztern, bey einigen Völkern, zum Theil, Veränderungen vorgegangen, ohne daß diese Völker mit fremden in Verbindung gestanden hätten. Die alten griechischen Staaten, z. B. derer Verbindung unter sich schwerlich mit den Verbindungen der verschiedenen Europäischen Völker verglichen werden kann, haben wenigstens in ihrer Verfassung öfterer Veränderungen erlitten, als die letztern. Das dritte Gesetz, welches der Verf. für die Revolutionen der menschlichen Dinge überhaupt, von den Moden abstrahirt, ist, daß es in diesen, wie in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, Perioden giebt, wo sie stille zu stehen scheinen, und andre, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit forteilen. Die davon angeführten Ursachen sind, daß die Genies zu beyden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl gebohren werden, und daß, so wie in den Wissenschaften zuweilen, entweder die Aufgaben, welche die Welt, seit geraumer Zeit beschäfftigten, aufgelößt, oder eine Menge kleiner Erfindungen mit einer großen geendigt worden sind, so auch die Moden in Sitten und Kleidungen, zuweilen, vermittelst ihrer Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, auf einen fixen Punkt gelangen. Aber, gesetzt auch, daß die angenommenen Thatsachen an und

für sich vollkommen gereinigt, und also auch einander ähnlich wären; so werden die wirkenden Ursachen der ersteren uns doch dadurch eben nicht anschaulicher, daß wir Augenzeugen von dem Stillstande oder Fortrücken der letztern sind; und im Allgemeinen wissen wir jenes ohne es erst von diesem abstrahiren zu dürfen. Ferner können die Ursachen des Stillstandes der Mode mit den Ursachen des Stillstandes in den Künsten und Wissenschaften, im Ganzen allenfalls Aehnlichkeit haben; allein die Ursachen des Fortrückens in beyden sind denn doch wohl immer noch sehr verschieden, und scheinen wirklich von ganz andern Dingen abzuhängen; wenigstens bringt Neuerungssucht, Begierde seinen Reichthum zu zeigen, u. dgl. m., aus welchen so oft Veränderungen in den Moden entspringen, kein Fortrücken in den eigentlichen Wissenschaften hervor. Die vierte Bemerkung, welche der Verf. aus der Geschichte der Moden zieht, betrifft den Gang, welche Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden und das Alte verdrängen: sie müssen nämlich Aufsehen machen, und Widerspruch erregen. Allein, wenn wir, wie der Verf. selbst bemerkt, die Beyspiele hievon auch an den Werken der Gelehrten, und wir setzen hinzu, noch immer täglich, sehen: so gewinnt wenigstens die Sache selbst dadurch nicht mehr Anschaulichkeit, daß sie auch mit den Moden sich so verhält. Und dann hat die Widersetzlichkeit gegen neue Moden doch wohl zum Theil auch noch andre Gründe, als die Widersetzlichkeit gegen andre Neuerungen. Der Aufwand, welchen sie nach sich ziehen, ist vielleicht keine der geringsten Ursachen, warum sie bey Vielen Widerspruch finden. Die fünfte Analogie zwischen der Abwechselung der Moden und den Fortschritten der Politik, der Wissenschaften und der Sitten, setzt der Verf. darin, daß, da beyde, zum Theil keiner Demonstration, keiner sinnlichen Evidenz fähig sind, und keinen unwandelbaren Grund, und keinen absoluten Maasstab in unsrer Natur haben, darüber immer Verschiedenheiten entstehen, die, wenn sie gleich den Genuß des Lebens vermindern können, doch allmählich Toleranz darin hervor gebracht haben. Ob die Menschen, im Ganzen, in Ansehung der Moden, ganz so tolerant sind, als in Rücksicht auf Meynungen, ob sie es sogar, gleich sehr, bey Dingen seyn können, wovon der eine Theil blos die Sinne, unmittelbar trifft, und der andere (die Meynungen) es größtentheils mit dem Verstande zu thun hat; ist noch wohl nicht ausge-

macht. Von jeher ist über die Tyranney der Mode geklagt worden. Die Erfahrung lehrt, daß man, weit eher, ungerügt, von herrschenden Meynungen abgehen, als gewisse äußere einmal festgesetzte Handlungen unterlassen, und daß man sogar wirklich unsittlich seyn kann, wofern man nur gesittet oder artig erscheint. Die sogenannten aimables Debauchés erhalten, in den Gesellschaften der sogenannten schönen oder großen Welt, immer Vorzüge vor dem Manne, welcher bey entschiedener sittlichen Güte, nicht den sogenannten guten Ton hat. Freylich bringt die Unduldsamkeit, in Dingen der Mode, nicht so auffallende Wirkungen hervor, als sie, wenigstens ehedem, bey Verschiedenheit der Meynungen, hervor brachte; aber der unmodische Mensch ist, bey dem Manne nach der Mode, vielleicht noch immer, weit mehr, als der Jude bey dem Christen, der Herrenhuter bey dem Lutheraner, der Skeptiker bey dem Dogmatiker, u. s. w. der Gefahr einiger Geringschätzung, der Gefahr, seine übrigen guten Eigenschaften zum Theil verkannt zu sehen, ausgesetzt. Auch lassen sich Gründe dafür anführen. Modisch, oder nach der Mode kann man in jedem Cirkel, so viel Spielraum die Mode auch darin noch zuläßt, doch immer nur auf Eine Art seyn; ein bestimmter Maasstab für sie ist vorhanden und angenommen. Aber so sehr jeder Eiferer in religiösen oder politischen Dingen wünschen mag, daß alle seiner Meynung seyn sollen: so wenig ist es doch je oder irgend ausgemacht, daß alle seiner Meynung seyn können, und folglich wird der Mann nach der Mode eher, als der Eiferer glauben, daß jeder gleichsam verpflichtet ist, sich der Mode zu unterwerfen. Hiemit verbindet sich die Möglichkeit der Sache. Sie scheint blos von der Willkühr des Menschen, wenigstens in sehr vielen Stücken, abzuhängen; daß aber dieses nicht ganz der Fall, in Ansehung der Meynungen ist, sieht Jeder, mehr oder weniger deutlich ein. Ferner besteht das Wesen der Mode in der Uebereinstimmung Mehrerer. Ohne solche Uebereinstimmung giebt es keine Mode. Allein zu dem Wesen irgend einer politischen oder religiösen Meynung ist es gar nicht erforderlich, sie mit mehreren gemein zu haben. Und endlich kommt hinzu, daß der Mensch auf das, was er nur, vermöge seiner individuellen Lage besitzt, und was ganz sein eigenes Werk zu seyn scheint, immer höhern Werth legt, als auf dasjenige, was jedem zukommen kann, was zu haben, oder nicht zu haben, so oder anders zu haben,

nicht

nicht ganz in seiner eigenen Macht steht; und daß Abweichungen von der Mode, in soferne leicht dem modischen Menschen lästig werden kann, als wir gedacht, die Mode immer auf wirklichen Handlungen besteht; die; als solche, sich nicht, wie Meynungen, zurückhalten lassen. Wer z. B. verlangt, daß Menschen, welche gewohnt sind, sich erst um 8 Uhr und später zu versammeln, und um 10 Uhr und später zu Tische zu setzen, bey seinen Gastereyen schon um 6 Uhr sich einfinden, um 8 Uhr essen, und um 10 Uhr nach Hause gehen sollen, legt diesen einen Zwang auf. Wer aber z. B. demokratische Grundsätze hegt, kann sie immer noch hegen, ohne daß er sie äußern darf. Und das Resultat von allen diesem ist nun, daß, wer der Mode sich nicht unterwirft, dadurch das Ansehn von Eigensinn und Mangel an Aufmerksamkeit, oder gar das Ansehn eines Tadlers derselben erhält, wovon die Folgen wieder sehr leicht in ungünstige Urtheile überhaupt ausarten können. Läugnen läßt, indessen, sich nicht, daß die Geschichte und die Abwechselungen der Moden Aehnlichkeiten mit den Abwechslungen in Begriffen und Meynungen von andern Dingen haben, oder daß es nicht blos in Rücksicht auf das Anständige und Schöne in kleinen Sachen, sondern auch in der Philosophie, in der Litteratur, in der Politik, zum Theil, Moden gegeben hat und noch giebt. Und jene Aehnlichkeit muß um desto gewisser sich finden, und ist um desto natürlicher, da das Subjekt von Allem ein und dasselbe Wesen, der Mensch, ist.

Doch wir eilen weiter. Als Anhang zu den Vergleichungen zwischen den Revolutionen in Moden, und in der Politik, Litteratur und Moralität, folgen (S. 202.) noch Bemerkungen über die Aehnlichkeit zwischen dem conventionellen Wohlstande (Wohlanständigkeit) und der Sprache, welche wir, wegen Mangel an Raum übergehen, die aber jeder Leser mit Vergnügen lesen wird. Hierauf geht der Verf. (S. 214.) zu dem moralischen Gesichtspunkt über, unter welchem sich die Moden betrachten lassen. Der Nutzen oder Schaden, den sie, und die Leidenschaften, die von ihnen erregt werden, oder die häufigen Abwechselungen derselben auf der einen, und die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite, den Menschen und Staaten bringen, besteht, dem Verf. zu Folge, darin, daß, wo ihre Herrschaft um sich greift, zwar der Mensch desto weniger Wahl, Frey-
heit

heit und Moralität in seinen Handlungen behält; daß aber der denkende Mann, und der, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, dadurch auch der Mühe überhoben wird, auf viele kleine Dinge in sofern seine Aufmerksamkeit zu richten, als sie durch die Mode zum voraus bestimmt sind; daß sie zwar Frivolität und Leichtsinn nähren, eine unrichtige Schätzung des Werthes der Menschen veranlassen, oft den Weisen von der Gesellschaft entfernen, und dem Thoren darin ein Ansehn geben, daß aber auch, wenn Niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben, und wo die Eitelkeit nicht in neuem und wohlgewählten Putze wetteifern kann, dem Gespräche eine reichhaltige Materie entzogen wird, und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte viel von ihrem Reitze verlieren; daß die arbeitende Classe zwar da, wo Schmuck und Putz sich oft erneuern und verändern, mehr Beschäftigung (Erwerbmittel) hat. Daß aber, weil die Reichen gemeiniglich die Mode bestimmen, entweder die Glücksumstände des Mittelstandes dadurch auch immer mehr und mehr zerrüttet, oder die Absonderungen der Stände vergrößert werden. Von allen diesen Vortheilen und Nachtheilen lassen allenfalls nur die beyden letzten sich eigentlich vergleichen; denn, wenn der Mensch, durch die Mode, die Freyheit und Moralität in Handlungen verliert, und frivol und leichtsinnig wird: so verschafft die Erleichterung, welche sie dem denkenden und thätigen Manne, und der Stoff, welchen sie für die Unterredung, so wie die Nahrung, welche sie der Eitelkeit gewährt, wahrlich dafür keinen Ersatz, und der Recens. bekennt aufrichtig, daß er sich verwundert hat, diese beyden Punkte von einem Garve nur in Anschlag gebracht zu sehen. Der eifrigste Lobredner der Mode hätte nicht anders sprechen können. Was gewinnt denn der denkende und geschäfftige Mann, dadurch, daß er, in Ansehung der Mode, sich blos der blinden Nachahmung überlassen kann? Muß er, wofern er ihr im Ganzen, und auf eine schickliche Art, treu bleiben will, nicht immer noch Aufmerksamkeit auf sie verwenden? Freylich braucht er sich nicht mit Erfindung von Moden zu beschäfftigen; aber wem kann denn auch einfallen, ihm etwas der Art zuzumuthen? Und würde das Gespräch über Mode und Etiquette sich nicht durch etwas Besseres ersetzen lassen? Bedarf die Eitelkeit einer Nahrung? Ist es nur gut, daß sie genährt werde? Doch, unstreitig, ist, was der Verf. hierüber sagt, nur Ironie; und wir wollen also den

Lesern

[illegible] die einfachsten Gesichtspunkte, unter welchen er seine Betrachtungen (S. 220. u. f.) zusammenfaßt, darlegen. Zuerst betrachtet er die Moden von ihrer politischen Seite, in sofern sie, nämlich, entweder, ein Theil des Luxus, oder Produkte des Fleißes und der Erfindsamkeit sind. In Ansehung des erstern behauptet er mit Recht, daß dieser, zwar durch sie entstehet, aber in sofern unschädlicher gemacht würde, als die Mode, von der einen Seite, Arbeitsamkeit und von der andern Kenntniß und Geschmack vermehrt. Und als Produkte der Kunst und Handarbeit schreibt er ihr Nutzen für die Gesellschaft, und Unschädlichkeit für die Individuen zu. Aber, was zweytens ihre Wirkung auf Verstand und Herz betrifft: so zeigt er, wie sie die Begierden reizt und vervielfältigt, wie sie den Geist kleinlich, und die öffentliche Meynung gegen Handlungen, wobey Gesetze des Landes und der Moral übertreten werden, nur allzunachsichtig macht; wie sie den Saamen zum Neide und zum Stolz ausstreut; Kummer und Sorgen vermehrt, die Hauptsachen im Umgange, vertrauliches Gespräch, Mittheilung der Gedanken, und Ergießungen des Herzens, hindert, wie sie besonders dem Mittelstande verderblich wird, und endlich die Liebe zum Gelde und die Hochschätzung des Reichthumes vergrößert. Wenn wir, was uns hier wahr und vortrefflich scheint, ausheben wollten; so müßten wir Alles abschreiben. Hierauf geht der Verf. (S. 249. u. f.) zu den Regeln über, welche, in Absicht der Moden, die Pflicht befiehlt, und die Klugheit anräth. Die erste ist, nicht zu langsam und zu schnell den Abwechselungen derselben zu folgen. Hier werden drey Abwege bemerkt; der erste ist eine eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte, welche aus Geschmacklosigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menschen mit seinem Zeitalter, oder aus Geiz, oder aus Mangel an Aufmerksamkeit entstehen kann; der zweyte ist eine übermäßige Pünktlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen; der dritte die Abweichung von dem Ueblichen durch Neuheit und Sonderbarkeit. Die zweyte Regel wird darin gesetzt, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überschreite, worauf allgemeine Bemerkungen über die Vollkommenheit der modischen Sitten und Etiquette, über den Gang der Natur in der Verfeinerung der Politesse, über den Werth und die Nothwendigkeit der Zwanglosigkeit, über die Modesucht im armseligen Stande, u. dgl. m. die Abhandlung schließen. Daß

so

so viel Wahres und Lehrreiches sich in allen Betrachtungen des Verf. findet, auch hier manches allerhand Einwürfen ausgesetzt scheint, können wir nicht verhehlen. So finden wir z. B. das Gemälde S. 251. u. f. von demjenigen, welcher aus Mangel an Aufmerksamkeit, von den herrschenden Moden abweichen, nicht zusammenhängend, weil er die Verabredungen nicht weiß, auch nicht, wie der Verf. S. 259. sagt, dadurch bald verlegen und mißmüthig, bald verdrießlich und ungesellig werden kann; wenigstens wird er alles dieses nur unter Menschen seyn, welche auf diese Verabredungen Werth legen, welche modisch sind oder seyn wollen, und diese wird er schwerlich aufsuchen. Ferner heißt es, S. 270. daß die Sitten der höchsten Classe dem geselligen Vergnügen am angemessensten sind: aber, giebt es denn, für das Vergnügen überhaupt, ausschließende Bestandtheile, welche sich nur, in den Zusammenkünften jener Classe, finden? Glaubt der Verf. daß die Gesellschaften der andern Classen ganz ohne alles Vergnügen, für die Mitglieder derselben sind? Hat er die Mitglieder jener nicht öfterer über Langeweile klagen hören und sie darunter leiden sehen? Er selbst macht S. 237. ein Gemälde von ihren Zusammenkünften, oder von den Wirkungen der Mode, welchem zu Folge sie unmöglich viel Vergnügen gewähren können; er selbst setzt die Hauptsachen im Umgange in vertrauliches Gespräch, in Mittheilung der Gedanken, in Ergießung des Herzens; und schwerlich dürfte etwas der Art bey diesen Zusammenkünften nur möglich seyn. Er behauptet S. 291. daß der Kreislauf der Moden im Ganzen unsre Kleidung bequemer gemacht hat; und freylich sind, vor der Hand, die großen Aermelaufschläge, und die langen Westenschöße und die Schnürleiber und Steifröcke, und die schweren, steifen Zeuge, dadurch verbannt worden; aber die hohen Absätze an den Schuhen des Frauenzimmers, die großen Halskrausen u. dgl. m. sind doch wahrlich nicht bequem. Er scheint S. 146. das platte und das erhabene Dach als ganz gleichgültige Mittel zur Erreichung eines Endzweckes, oder als bloße Moden, als willkührliche Dinge, angesehen zu haben; aber der Unterschied zwischen einem Himmelsstrich, wo häufig Schnee fällt, und lange Schnee liegt, und einem Himmelsstrich, wo der Winter nie in solcher Gestalt erscheint, macht diese Dächer zu ganz verschiedenen Dingen; und ein Baumeister, welcher solche, ohne weitere Rücksicht, als bloße Moden ansieht, dürfte schwerlich für einen denkenden Bau-

meister

meister gelten. Doch wir eilen zum Ganzen dieser Abhandlung. Die Absicht des Verf. dabey scheint vorzüglich gewesen zu seyn, den gelehrten Stand auf die Moden, und ihren Einfluß, aufmerksam zu machen, und auf diese Art ihn dem Welt- und Modemenschen näher zu bringen, ihm Einfluß in den Cirkeln derselben zu verschaffen, und zu größerm Ansehn darin zu verhelfen. Aber, da es möglich wäre, daß die Aufmerksamkeit, und die Art, mit welcher der Verf. den Gegenstand behandelt hat, hin und wieder einen Gelehrten verleiten könnte, zu hohen Werth darauf zu legen: so wird es uns erlaubt seyn, einige Betrachtungen darüber hier hinzuwerfen. Es frägt sich nämlich, ob nicht in der Erziehung, in den Beschäfftigungen, in den häuslichen Umständen der Gelehrten, zum Theil unüberwindliche Hindernisse liegen, sie zu wirklichen Welt- und Modemenschen zu bilden, und ob das, was dadurch gewonnen wird, nicht mit Nachtheilen verknüpft, und überhaupt der Mühe werth ist? Vielleicht erfordert jene Bildung mehr Zeit, mehr Aufmerksamkeit, als unser Verf. glaubt? Und so viel ist gewiß, daß bis jetzt nur wenige Gelehrte diesen Welt- und Modeton wirklich erlangt haben, und daß der Anspruch darauf mehr, als der Mangel daran, sie, unter den eigentlichen Weltleuten, Spöttereyen ausgesetzt hat. Es ist nicht genug, daß man Mode und Ton kenne, und sie annehme; dieses muß auch mit einer Leichtigkeit, mit einer Gewandtheit geschehen, welche nur durch Uebung, Gewohnheit, und eine Art von Studium können erworben werden. Auch genießt der Gelehrte, welchem dieser Ton fehlt, deswegen, im Ganzen, nicht weniger Achtung, wofern er sonst nur die eigentlichen Verdienste seines Standes besitzt, wofern er sonst nur ein Mann von wirklichem Geiste und wirklichen Einsichten ist. Hat der Engländer Johnson, um ein auswärtiges Beyspiel anzuführen, dadurch etwas von seinem Ansehn bey seiner Nation verloren, daß er nicht ein so feiner Weltmann, wie Lord Chesterfield, war? Freylich wird ein solcher eben nicht in jenen Cirkeln glänzen; allein, was hat er denn auch darin zu suchen? Qu'a-t-il à faire dans cette galère? möchten wir fragen. Hat er irgend eine Verbindlichkeit, sich hinein zu begeben? Wird es ihm, ohne diese, an Umgang und Gesellschaft, oder an Gelegenheit gebrechen, Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt zu erlangen? Ist es Beruf für ihn, in dergleichen Cirkeln, ein angenehmer Gesellschafter zu seyn? Muß er den

Ruhm

Rahm, es zu seyn, nicht unterhalten, sonst unbeträchtlichen, höchst beschränkten, und oft nichtswürdigen Menschen theilen? Kommt er nicht, durch das Streben darnach, in die Gefahr, einen Theil seines Ansehens bey seiner eigenen Classe, und bey gelehrten Männern zu verlieren? Und wenn Menschen aus jener Classe ihn aufsuchen, und durch seinen Mangel an feiner Lebensart sollten von seinem Genusse gehindert werden, desto schlimmer für sie! Der Anspruch, daß er, unter solchen Umständen, nach ihnen sich richten müsse, würde ihnen alles Recht zu Ansprüchen nehmen. Man muß, wahrlich, jene Cirkel nur oberflächlich kennen, muß nicht in ihnen ganz vollkommen eingeweiht gewesen seyn, um auf die Theilnahme daran, einen hohen Werth zu legen; und besonders wird der eigentliche Gelehrte nur so lange, als er ihnen Zeitvertreib gewährt, und ihre Neugierde unterhält, allenfalls Achtung darin genießen. Er wird, wofern er nicht die ihm darin erwiesenen Höflichkeiten erwiedern, und den Cirkel wieder bey sich sehen und bewirthen kann, immer als Fremder, nie als eigentliches Mitglied, darin angesehen werden; er wird, wofern er nicht Alles mitmacht, wofern er der Gesellschaft irgend einen Zwang auflegt, und, z. B. einige Mitglieder derselben, in die Nothwendigkeit setzt, niedriger mit ihm zu spielen, als sie es sonst gewohnt sind, sich mit der Ehre, blos darin gelitten zu werden, begnügen müssen; die Gesellschaft wird sich, als eine Art von Wohlthäter für ihn, betrachten, und er wird, auf Dauer, in eine Art demüthigender Abhängigkeit gerathen. Und daß er ja nicht wähne, als oder, blos durch seine Kenntnisse, und seine Einsichten, sich, auf gleichen Fuß mit den Mitgliedern dieser Cirkel setzen, und sie durch seine Unterhaltung, für die ihm erwiesenen Höflichkeiten, gleichsam schadlos halten könne! Hin und wieder wird vielleicht eine abgelebte Weltfrau ihn mit Vergnügen über allerhand Gegenstände reden hören; aber der übrige Theil derselben wird, sobald er nicht mehr neu, oder nicht mehr bloßer, fremder, Gast darin ist, ihn, wenn gleich unter der Larve der Höflichkeit und Artigkeit, doch bald genug eine Art von Geringschätzung merken lassen. Das Beyspiel der Französischen Gelehrten, welches so oft als Muster angeführt wird, beweiset hingegen eigentlich nichts. Zuerst ist es sehr bekannt, daß selbst die ersten dieser Gelehrten, ein d'Alembert, Diderot, u. dgl. m. und selbst ein Voltaire, nicht, in den ersten Modecirkeln ihrer Hauptstadt erschienen, oder solche suchten;

viel-

vielmehr zeigt sich, z. B. aus d'Alemberts Briefen, wie höchst gering er von ihnen dachte. Ferner genossen nur diejenigen von diesen Gelehrten, welche sich durch große Talente auszeichneten, welche großen litterarischen Ruhm hatten, keinesweges aber alle, einer gewissen Achtung unter den Weltleuten. Besonders vereinten, bey dem Hrn. v. Voltaire, sich sehr viel Umstände, ihm Achtung und Ansehn unter ihnen zu verschaffen; nicht blos sein Genie, sein Ruhm, sondern auch sein Reichthum kamen ihm dabey zu Statten; und schwerlich dürfte er, oder einer von den genannten Gelehrten, auf Kenntniß der Gebräuche der Mode Anspruch gemacht, oder Werth gelegt haben. Freylich wußten diese Männer sich, in solchen Gesellschaften, wenn sie darin sich befanden, gut und anständig zu benehmen; und wir wünschen herzlich aufrichtig, daß alle unsre Gelehrten ihnen hierin vollkommen gleich kämen; wir wollen keinesweges einem ängstlichen, zwangvollen, verlegenen Anstand, oder anstößige Manieren u. dgl. m. in Schutz nehmen; wir glauben, daß es, für Jeden, Pflicht ist, sich, im Ganzen, nach eingeführten Gebräuchen, mehr oder weniger zu richten; aber es scheint uns doch, als ob eine kleinliche, verkehrte Eigenliebe, und eine zu hohe Einbildung von den Vorzugen des gelehrten Standes, verbunden mit dem Gefühl von Abhängigkeit, worin ein großer Theil unserer Gelehrten sich vermöge seiner häuslichen Umstände befindet, mehr, als der Mangel an Kenntniß von Welt- und Modeton, sie verhindert, mit Anstand und Zuversicht unter Welt- und Modemenschen aufzutreten, und daß jene Hindernisse, eben so leicht, und ohne allen Nachtheil, durch bloßen gesunden Menschenverstand, als durch fleißigen Umgang mit diesen, weggeräumt werden können; wir glauben nur, daß der Gelehrte nicht diesen Umgang geflissentlich, und besonders nicht den Ruhm suchen müsse, ein angenehmer Gesellschafter in den Cirkeln der Modemenschen, oder ein Welt- und Modemensch zu seyn. Er, für sein Theil, oder der Einzelne, kann, nach Maaßgabe seines Charakters, seiner Neigungen u. s. w. dabey sich wohl befinden; aber der gelehrte Stand überhaupt gewinnt dadurch nichts, weil der Welt- und Modemensch, und mit Rechte, es nicht der Gelehrsamkeit, sondern nur seinem eigenen Beyspiele, seinen Verdiensten, zuschreiben kann, wenn der Gelehrte ein solcher Gesellschafter ist, weil der erstere immer dann sich als der Lehrer des letztern ansehen wird, ohne wieder von ihm lernen zu wollen, oder nur

zu glauben, daß er von ihm lernen könne; weil der eine gleichsam immer als Gläubiger, der andre immer als Schuldner darin erscheint. —

Der dritte Versuch (S. 295 — 452.) ist eine Art von Commentar über die bekannte Maxime des Rochefaucault: „das bürgerliche Air (sollte nicht das deutsche: Anstand eben so viel sagen?) verliehrt sich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe." Zuerst untersucht der Verf. die Ursachen, warum die bürgerlichen Sitten hinter den Hofsitten zurücke stehen, und durch welche Eigenheiten sich die einen und die andern charakterisiren; er erklärt S. 311. den Mann von feinen Sitten, als denjenigen, „der ohne Affektation gefällig, ohne Weitschweifigkeit in seinem Vortrage deutlich, ohne Künsteley beredt zu seyn weiß, der mit seinem Tone und mit seinem Anstande abzuwechseln, und ihn den Personen und Umständen, unter welchen er sich befindet, anzupassen versteht, der, nie verlegen, und nie unbescheiden dreist, aufmerksam auf Anderer Wünsche, und doch unbekümmert und sorglos, bemüht zu gefallen, und doch unbefangen und natürlich ist," und schreibt dieses natürliche Wesen, diese Abwesenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Gespräch anzufangen, die anscheinende Gelassenheit und Ruhe auch bey der sorgfältigsten Achtsamkeit auf seine Worte, Gebehrden und Handlungen, die, mit Respekt verbundene Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, den vertraulichen Ton mit seines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anstandes tritt, das Talent, mitten im Geräusche, unter Fremden und unter Fürsten, in einem eben so behaglichen Zustande zu seyn, oder doch zu scheinen, als wenn man allein, oder unter seinen vertrautesten Freunden wäre," den Hofleuten vorzüglich zu. Als Ursache hievon giebt er den häufigen und vielfachen Umgang an, dessen diese Classe genießen kann; und die hiezu erforderliche Bedingungen setzt er in Muße und in Befreyung von Nahrungssorgen. Jener ist, natürlich, nur da möglich, wo viele und vielerley Menschen zusammen kommen und abwechseln, wo es beständige Vereinigungspunkte zu Zusammenkünften, oder Personen giebt, welche, nach Französischer Redensart, ein Haus machen, u. dgl. m. welches Alles sich, vorzugsweise, nur in Hauptstädten und an Höfen findet. Aus ihm entspringen viele

Gewöhn-

Gewohnheiten, wodurch das Vergnügen des Umganges erhöhet, oder die Etiquette eingeschränkt, das Ceremoniel einfacher, die Höflichkeitsbezeugungen kürzer, der Ton leichter, ungezwungener, natürlicher, so wie, von der andern Seite, die besondern Eigenheiten und fehlerhafte Gewohnheiten eines jeden abgeschliffen oder gemildert werden. Und was die Muße, und den nöthigen Wohlstand zu einem häufigen Umgange anbetrifft: so schreibt der Verf. auch diese der Adelsklasse in sofern zu, als, seiner Meynung nach, die Bewirthschaftung der Landgüter, wenigstens die Hälfte des Jahres arbeitslos läßt, und die, dem Adel vorzüglich zu Theil werdenden obersten Stellen, oder die Aufsicht über die verschiedenen Departements, weniger Arbeit erfordern, und der Offizier noch weniger viel Geschäffte zu betreiben hat. Doch der Ursachen sind noch mehrere, warum nur in dieser Classe, dem Verf. zu Folge, sich die gute Gesellschaft bildet. Einmal geht das vornehmste Bestreben aller jungen Leute vom Stande dahin, gute Gesellschafter zu seyn, und das Besuchen von Gesellschaft ist ein wichtiges Geschäfft der Erwachsenen; und dann ist der, zu dem angenehmsten Umgange, oder zu dem guten Anstande nothwendige Ton der Vertraulichkeit und Achtung eher unter dieser Classe, als unter den andern Ständen möglich, weil unter dem Adel eine gewisse, natürliche Gleichheit Statt hat, weil er, vermöge derselben und seiner Absonderung von den andern Ständen, genauer an einander hängt, weil er sich einander kennt, weil jeder, indem und dadurch, daß er den andern ehrt, sich am mehrsten ehren kann, weil die Orte, wo er sich versammelt, aus den Häusern der angesehensten Personen in der bürgerlichen Gesellschaft bestehen, und diese zugleich Mitglieder der Versammlung sind, weil die Gabe zu gefallen für den Hofmann der Weg zum Glücke ist, weil, wo Personen, wie hier, sich in ihren Absichten, Entwürfen und Glücksaussichten einander in den Weg kommen, Beobachtung seiner selbst, und behutsame Achtsamkeit auf seine Worte und Handlungen nothwendig wird, und derjenige immer der angenehmste Gesellschafter ist, welcher seine Eigenheiten und Launen dem Vergnügen Anderer aufzuopfern weiß; weil der Umgang mit Höhern, und mit vielerley Menschen, endlich ungezwungen und freymüthig macht; weil die Kenntniß der Gebräuche der vornehmern Gesellschaft, ein größeres Selbstvertrauen, so wie das Bewußtseyn eines eigenen, unverlierbaren Ranges ein gewisses Gefühl von Würde

einflößt, welche zu den Bestandtheilen des edlen Anstandes gehören, und weil endlich, das weibliche Geschlecht, in der sogenannten größern Welt, in höherem Ansehn steht, und dadurch auch unter den Männern in derselben, jene Feinheit, jenes schnelle Gefühl des Schicklichen, jene aufmerksame Gefälligkeit, von welchen die Frauenzimmer allein das Geheimniß besitzen, mehr verbreitet werden müssen. Eine der Hauptursachen, warum in der bürgerlichen Classe größtentheils, dieser gute Anstand nicht zu erwerben ist, setzt der Verf. S. 395. u. f. darin, daß die junge Welt derselben dazu seltner gebildet werden kann, weil sie, in der guten Gesellschaft ihres Standes, nur unter gewissen Umständen, als Mitglied erscheint, oder Arbeitsamkeit als ihre erste Pflicht ansehen lernt. Hierauf kommt der Verf. endlich S. 402. zur Erklärung des bürgerlichen Airs. Er setzt solches, erstlich, in ein affektirtes und ceremoniöses Wesen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitschweifig macht, so, daß solche dem Menschen, welcher sie leistet, beschwerlich, und der Gesellschaft, an welche sie gerichtet sind, lästig werden; zweytens, in eine gewisse Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz ist, und die, da sie von demselben bekämpft wird, und ihm doch nicht völlig weicht, dem Menschen ein zweydeutiges und verlegenes Ansehn giebt; drittens, in eine Unwissenheit der bestimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, und also eine Unwissenheit, in Absicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung die man gegen die Personen in der Gesellschaft, und besonders gegen Personen eines höhern Ranges, zu beweisen hat; viertens in die Spuren, welche man am Geist und Körper von dem Gewerbe trägt, das man im bürgerlichen Leben treibet; und fünftens, in dem Mangel von Würde, von einem, Achtung gebiethenden Aeußern. Die Ursachen warum sich alles dieses eher im Soldatenstande, als am Hofe selbst, verliere, und in diesem, wenn nicht feine Lebensart sich bilden, doch der Rost der ersten Gewohnheiten eher sich abreiben soll, findet der Verf. darin, daß der Bürgerliche, als Soldat, die Sache, welche vor allen Dingen zum guten Anstande erfordert wird, freymüthig und unerschrocken handeln, und daß er, zweytens, hier, vertraulich und ohne Zwang, mit vielen und vielerley Menschen umgehen lernt; daß ferner, der Offizier, sehr viele Verbindlichkeit hat, seinen Körper zu üben, und daß er zugleich von solchen Beschäfftigungen frey ist, die ihm, entweder alle Bewegung untersagen,

gen, und daher, mit der Zeit, den Körper unbehülflich und träge machen, oder die, durch zu große Anstrengung gewisser Glieder, Schwäche und fehlerhafte Gewohnheiten im Aeußern hervorbringen; daß der, in den Armeen genau bestimmte Rang die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, aus deren Unwissenheit so oft Unentschlossenheit im Betragen entsteht, kennen lehrt, und daß der Dienstrang, verbunden mit der übrigen Freyheit des Soldaten, in dem Umgang mit seines Gleichen, eine Mischung von Respekt und Freymüthigkeit bringt; daß der Rang, welchen der Militärstand unter den übrigen Ständen behauptet, ihm ein gewisses Selbstvertrauen einflößt; und daß endlich der Eingang, welchen Tapferkeit und Mannheit bey der weiblichen Welt verschaffte, nicht wenig dazu beyträgt, den Soldaten die Blödigkeit zu benehmen, die dem verdienstvollen, aber häuslich erzogenen Jünglinge so oft anklebte. Das Ganze schließt sich S. 430 u. f. mit einigen Bemerkungen über die, zu dem guten Anstande so erforderliche Würde, in sofern jeder verständige und rechtschaffene Mann diese erlangen, und nur er, solche vorzugsweise besitzen kann; über die, unter allen Arten und Classen von Menschen, noch immer bestehende Gleichheit, und das, natürlich, daraus entspringende Wohlwollen und Zutrauen zu andern Menschen, wodurch die übertriebene Ehrfurcht sowohl, als die übertriebene Schüchternheit, welche dem guten Anstande so sehr im Wege stehen, gemindert werden müssen; über die, aus der, übrigens so drückenden Verschiedenheit und Unterordnung der Stände, für das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft und die Ausbildung des Menschen überhaupt entspringenden Vortheile; und über die möglichen Veränderungen in der Cultur und Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

Dieses ungefähr ist der Inhalt und Gang dieses Aufsatzes. Wir wollen jetzt die Ideen, welche er in uns veranlaßt hat, unsern Lesern darlegen. Zuerst scheint uns Rochefoucault, bey seiner Maxime, nicht gerade das, was unser Verf. glaubt, gedacht zu haben. Wenn jener gleich den bürgerlichen Anstand, dem in der Hofsitte entgegen setzt: so versteht er unsers Bedünkens, seinem System zu Folge, doch unter dem erstern, nicht sowohl den Anstand des Mannes von bürgerlicher Abkunft überhaupt, als den Anstand eines Mannes, dessen Eigenliebe immer und allenthalben hervor guckt, der vorzüglich nur

nur immer mit sich selbst, mit seinem Werthe, beschäfftigt ist; und, wenn gleich dieser Zug in den Sitten des Bürgerstandes häufiger, als unter der Adelsklasse, sich finden mag, und diesem zu Folge sogar von jener benennt worden ist: so klebt er doch auch dem Adel zur Gnüge an, wie man es, aus dem Munde des Adels selbst, besonders an Höfen, als wo der Landadel gewöhnlich auf solche Art charakterisirt wird, hören kann; und dieser vermag nur da, wo er sein eigenes Selbst öftern zu vergessen genöthigt ist, und genöthigt wird, das heißt im Soldatenstande, davon geheilt zu werden. Auf alle Fälle hat Rochefoucault nicht wohl dem Bürger allein das bürgerliche Air zuschreiben können. Dieser müßte, wofern er davon nie am Hofe aber wohl in der Armee zu befreyen wäre, auch zu Rochefoucaults Zeiten, am Hofe erschienen seyn, und in der Armee, als Offizier, gedient haben; aber beydes, einzele Fälle, oder Ausnahmen abgerechnet, hat an keinem Hofe, oder vielmehr in den Cirkeln keines Hofes, und eben so wenig in der Französischen Armee dieses damals Statt gefunden. Doch, dem sey auch, wie ihm wolle, und immer mögen nur dem Adel und ihm allgemein, feine Sitten und ein guter Anstand vorzugsweise zukommen: so frägt sich denn zweytens, worin das eigentliche Verdienst dieser Sitten, dieses Anstandes besteht, und ob sie nicht, nach Maaßgabe dieses Verdienstes gewürdigt und beurtheilt werden müssen? Setzen sie eine höhere, bessere Moralität, mehr Güte des Herzens, mehr Wohlwollen, mehr Diensteifer, wärmere und aufrichtigere Freundschaft, u dgl. m. voraus? Nein! Erfordern sie einen, wirklich ausgebildeten Geist? Keinesweges. Wird die Vervollkommung der Staatsverfassungen, oder der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, durch sie befördert? Auf keine Art. Verschaffen sie denjenigen, welche diesen Anstand, diese feinen Sitten, diesen Firniß nicht haben, aber unter den Menschen dieser Art erscheinen, Genuß oder Annehmlichkeiten? So wenig, daß sie diese, nach des Verf. eigener Versicherung, vielmehr beunruhigen, ängstlich, verlegen, unnatürlich machen. Was also durch sie gewonnen wird, besteht nur darin, daß die Menschen dieser Art, sich, unter sich selbst besser als in andern Cirkeln, befinden; aber auch nur unter sich; denn, wenn der feine Weltmann gleich unbefangener unter Bürgerlichen, als der Bürgerliche unter Weltleuten, auftritt; wenn es ihn gleich zuweilen schmeicheln kann, dort als Muster, als Gesetzgeber, angesehen zu werden; so

ekelt

eckelt, unter zehn, gewiß neun feinen Weltleuten der bürgerliche Ton einen so an, daß der einzige Genuß, welchen sie davon haben, nur in den Spöttereyen besteht, zu welchen dieser Ton ihnen Gelegenheit giebt. Und befinden nun die Menschen aus andern Classen, sich, unter sich selbst, minder wohl? Das affektirte, ceremoniöse Wesen, die, mit Stolz verbundene Blödigkeit, die Unwissenheit der bestimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, oder in Absicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung, die man den Personen in der Gesellschaft schuldig ist, u. dgl. m. welche der V. S. 402. als Bestandtheile des bürgerlichen Airs angiebt, können allenfalls dem Weltmanne den Umgang mit dem Bürger lästig, und den Bürger verlegen machen, wenn er sich unter Weltleuten befindet; aber, an dem Genusse seines Gleichen hindern sie ihn nicht; denn in die Gesellschaft mit diesen bringt er sie nicht mit, und der Philosoph sollte, unsers Bedünkens, diese Dinge nicht, aus dem Gesichtspunkte des Hohen und Weltmannes, oder als Hof- und Weltmann, sondern an und für sich selbst betrachtet haben. Oder wäre die Gesellschaft unter Weltleuten reiner, geistiger? Würden minder Leidenschaften und Vorurtheile darin und dadurch gewirkt und genährt? Dieses würde nur der Zuschauer, nicht der Beobachter solcher Gesellschaften, behaupten können; freylich äußern sie darin sich nicht roh, lärmend, heftig; und aus der Ferne, oder dem bloßen Fremdlinge darin, kann es scheinen, als ob Herz und Geist der Mitglieder spiegelhell und rein und still wären; aber unser Verf. sagt selbst (S. 373.) daß die Artigkeit, zum Theil, in einer natürlich gewordenen Verstellung und Zwange besteht, und wer weiß denn nicht, daß diese Gesellschaften, besonders an Höfen, der eigentliche Schauplatz der Intrigue und Cabale sind? Daß Neid und Scheelsucht in ihnen, fast immer, gleichsam den Vorsitz führen? Daß jeder dem Andern darin auflauert, um seine Schwächen zu entdecken und zu benützen? Daß sie, vollkommen, den Frauen gleichen, die mit Hülfe von Schminke, und andern Kunstzusätzen, ein schönes, junges, blühendes Ansehen haben, allein weder jung, noch schön, noch blühend wirklich sind? Daß, wenn die Mitglieder derselben gleich nicht in Zänkereyen ausbrechen, und sich einander unhöfliche Dinge sagen, sie es doch nicht an den bittersten, empfindlichsten, obgleich immer feinen, Kränkungen, Demüthigungen und Spöttereyen ermangeln lassen? Und was verträgt sich denn

nicht Alles mit diesen feinen Sitten, diesem Anstande? Kein Mensch wird dem verstorbenen bekannten Herzoge von Richelieu solche absprechen; aber, welcher nur halbweg vernünftige Mensch wünschte, dem Charakter nach, ein Herzog von Richelieu zu seyn? Der Rec. ist wahrlich nicht, wider diese Sitten, diesen Anstand, und noch weniger wider die Classe, welche, vorzugsweise, solche besitzen soll, eingenommen; auch ist er, durch seine Lage in Stand gesetzt worden, hinlänglich mit ihnen bekannt zu seyn. Und noch weniger ist er geneigt, plumpe, ungeschliffene Sitten, oder ein unanständiges Betragen, in Schutz zu nehmen; aber er wünschte sie auf ihren wahren Werth herabgesetzt, er wünschte die Art und Weise, mit welcher Dinge gesagt und gethan werden, und die Menschen, welche diese Dinge sagen oder thun, von diesen Dingen selbst unterschieden zu sehen; er hält z. B. das natürliche Wesen, die Abwesenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, von welcher der Verf. S. 311. spricht, für eine sehr gute Eigenschaft; aber er hält sie nur dann dafür, wann ein wirklich gebildeter Geist, und ein gut gebildetes Herz ihm zum Grunde liegen, und er kann z. B. ein Urtheil, das mit Leichtigkeit ausgesprochen, und mit Zuversicht vorgetragen wird, noch deswegen allein nicht für einen Beweis von einem gebildeten Geiste, oder für ein richtiges Urtheil ansehen; er erkennt die Aufmerksamkeit auf Andre in der Gesellschaft für sehr löblich und nothwendig, aber er glaubt, daß sie nur dann als etwas vorzügliches betrachtet zu werden verdient, wenn sie aus wirklichem Wohlwollen entspringt, nicht, wenn sie blos aus Artigkeit gezeigt wird; er läßt dieser Artigkeit gern vollkommenes Recht widerfahren; aber er kann sie unmöglich, mit dem Verf. (S. 444.) unter die Tugenden setzen, weil er fürchtet, daß sonst endlich auch, die Gabe einen artigen Reverenz zu machen, als eine Tugend angesehen werden möchte; er wünscht, daß jeder nach derjenigen, zu dem guten Anstande erforderlichen, äußern Würde streben möchte, welche aus der Kenntniß der menschlichen Würde entspringt, und über welche unser Verfasser S. 431. und fg. vortrefflich spricht; und hält nur diese Würde, welche jeder aufgeklärte, tugendhafte Mann erwerben kann, nicht diejenige, welche blos auf willkührlichen Unterschieden des Ranges beruht, für ächte, wahre Würde. Bey solchen Meynungen haben den Rec. einige Aeußerungen des Verf. allerdings ein wenig befremden müssen. Da wo

achter, z. B. von der Gabe zu gefallen, als dem Mittel, das Glück des Hofmannes zu machen (S. 363. u. f.) spricht, bemerkt er zwar, daß der Einfluß derselben, für das Wohl des Ganzen oft gar zu groß ist; aber sollte es dem Philosophen genug gewesen seyn, diese Thatsachen mit ein paar Worten, gleichsam nur im Vorbeygehn, zu bewähren? Sollte er nicht die nachtheiligen Folgen, welche das, an den Höfen getriebene Studium der Kunst zu gefallen, auf die wirkliche Bildung des Geistes und Herzens hat, ein wenig mehr auseinander gesetzt haben? Er sagt ferner in der Anmerkung S. 384. daß ein erworbener, großer Ruhm zwar die Stelle einer vornehmen Geburt, in Rücksicht auf Achtung in der Gesellschaft ersetzen könne, aber doch dem Vorzuge der Geburt nicht gleich zu schätzen sey, weil jener erst erworben werden müsse, weil er nicht zur Bildung des Menschen selbst, zur Veredlung seiner Natur und seines Aeußern, beytragen könne. Wie? ein erworbener großer Ruhm trüge nichts zur Bildung des Menschen, zur Veredlung seiner Natur, bey? Also ließe sich ja wohl ein großer Ruhm durch Nichts erwerben? Setzte nicht rühmliche Eigenschaften, nicht vorzügliche Kräfte des Geistes, voraus? Der wirklich und mit Recht berühmte Mann müßte, in sich, nicht mehr Edles haben, als der blos durch die Geburt Edle? Und, wenn dieser in seinem Aeußern, auch mehr Anstand und Würde hätte, wie kann der unpartheyische Weise diese jenen Eigenschaften des Geistes auf irgend eine Art vorziehen? Eben so auffallend ist es, wenn der Verf. (S. 439.) einer Art von Troste über das vermeintlich türksche Wesen, und das bürgerliche Air, zu bedürfen scheint. Wie und wo bedarf er dieses Trostes? Warum betrachtet er sich, und den Bürgerlichen überhaupt, nur immer im Verhältnisse zu Hof- und Weltleuten? Nur immer, als Mitglied in ihren Cirkeln? Er sieht sie, als die eigentlichen Richter, über die bürgerliche Lebensart an; aber, was ihnen selbst allenfalls zu verzeihen wäre, ist dieses, ihm zu verzeihen? Soll er ihren Maaßstab, ihren Gesichtspunkt zu dem seinigen machen? Worauf beruht ihr Recht zu diesem Richteramt? Vergißt, wer dieses anerkennt, nicht die, der menschlichen Natur selbst, zukommende Würde? Sind die höhern Vollkommenheiten, von welchen er, ebendaselbst, spricht, etwas mehr, etwas anders, als die Vollkommenheiten eines einzeln Theiles einer Maschine? Es sind Vollkommenheiten in jenen Cirkeln, aber außer diesen nichts besseres, als was

jedes Stück irgend eines Kunstwerkes, nach Zerlegung und Zerstückelung des Ganzen, ist. Dieses Ganze selbst muß einen Werth haben, muß Nutzen verschaffen, wenn seine Theile in vorzüglichen Betracht kommen, oder besonders Lob verdienen, und vorgezogen werden sollen; und wo wäre nun dieser Werth? dieser Nutzen jener feinen Sitten? Der Verf. gesteht selbst, (S. 441.) daß die Ordnung und Pünktlichkeit, welche der Handelsmann, die anhaltende Arbeitsamkeit, welche der Handwerker, und der spekulative Geist, welchen der Gelehrte in die menschliche Gesellschaft eingeführt, oder in ihr bis zu einer musterhaften Vollkommenheit gebracht haben, wesentlichere Vorzüge, als jene Feinheit sind; und an einer andern Stelle (S. 399.) führet er, als eine der Ursachen, warum der junge Bürgerliche, in der Ausbildung seines Aeussern zurückbleibt, die Arbeitsamkeit an; was kann also die sogenannte feine Lebensart mehr oder besseres seyn, als was die bloßen Verzierungen an einem Gebäude, oder der Rahm an Gemälden ist? Oder wäre es nicht gut, nicht heilsam, nicht nothwendig für den angehenden Kaufmann, für den jungen Studirenden, Arbeitsamkeit, als die erste Pflicht anzusehen? Würde dem jungen Adel selbst es nicht heilsam seyn, solche sich zur ersten Pflicht zu machen? Würde es ihm mehr Schade und mehr Schande, und dem Ganzen der menschlichen Gesellschaft mehr Nachtheil bringen, wenn er zwar keine Feinheit der Sitten besäße, aber dafür mit mehrerem Fleiße, mit mehrerer Einsicht, als es in einigen Ländern der Fall seyn soll, seine Stellen in den Landescollegien bekleidete? Ueberhaupt fürchtet der Rec. mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die Vorliebe unsers Verf. für jene Feinheit, nicht so viel Achtung, als diese Vorliebe von Seiten desselben beweiset, und er, diesem gemäß, auch in Andern zu erwecken wünschen muß, erwecken werde. Wenn gleich ein Theil des Adels mit dem Verdienste, welches der Verf. ihm um die Einführung dieser Sitten zuschreibt, so gering es in Vergleichung mit dem vorgedachten wesentlichern Verdienste der andern Stände um die menschliche Gesellschaft auch ist, zufrieden seyn möchte: so kann es dem Adel selbst doch in den Augen dieser Stände, unmöglich einen hohen Werth verschaffen; und wenn der V. nun einmal sich der Vorzüge und der Aufrechthaltung des Adels hätte annehmen wollen: so hätte er, bey der gegenwärtigen Gährung der Meynungen, ihn erinnern sollen, nicht diese Feinheit, sondern edle Gesinnungen, und erweiterte Einsichten

scheuen sich zum Ziele seines Strebens zu setzen; erinnern, daß nicht jene Feinheit, sondern nur diese Gesinnungen, diese Einsichten ihn wirklich edel machen, oder wirkliche Zeichen des Adels sind; daß die erstern ihm nur vorzüglich bey seines Gleichen, allein die letzteren allgemein und wirklich Achtung verschaffen können; daß es nicht darauf ankommt, was er in seinen Cirkeln, sondern was er für die Menschheit überhaupt ist. Freylich würde jener Theil des Adels ihm dann das Lob, seine Sache als Hof- und Weltmann behandelt zu haben, das Lob eines Mannes von sogenannter feiner Lebensart, vielleicht versagen; er würde dann ihn schwerlich für ein schickliches Mitglied in seinen Cirkeln halten; aber ein anderer Theil eben dieses Adels verlangt von seinen Gönnern nicht blos Nachsicht, oder Gefälligkeit, sondern auch guten, heilsamen Rath, und ehrt vielleicht diesen Rath mehr, als die Kunst, oder den Willen, sich ihm gefällig zu machen, ist überzeugt, daß nur dadurch der Adel aufrecht und in Ehren erhalten werden könne, und fürchtet, daß, wenn ein Mann, wie unser Verf., Dinge, welche mit Arbeitsamkeit unverträglich, und nur bey Muße (d. h. bey Müßiggang) möglich sind, so hoch anschlägt, der Adel dadurch in den, ihm so nachtheiligen Vorurtheilen bestärkt werden möchte. Auch dürfte unser Verf. schwerlich sich über seine Behandlung dieser Materie dadurch entschuldigen lassen, daß das Moralisiren darüber eigentlich nicht in seinen Plan gehört, daß er keine andre Absicht gehabt habe, als die Sache darzustellen und zu entwickeln; denn einmal würde alsdenn dieser Versuch haben viel kürzer ausfallen können, und dann erwartet man doch immer von jedem Schriftsteller eine, so viel möglich genaue und unpartheyische Bestimmung des eigentlichen, wahren Werthes seines Gegenstandes. Um etwas der Art zu liefern, würde unser Verf. noch nicht eine Satyre auf feine Sitten und Lebensart haben schreiben dürfen. Doch genug.

Wir eilen zu dem letzten Versuche, welcher (S. 453 — 536) von der Unentschlossenheit handelt. „Immer wissen, was man selbst will," ist Entschlossenheit; und dieser giebt es zweyerley Arten. Die eine entsteht aus einem für das ganze Leben gemachten Plane; da aber alle Ideen, welche sich auf äussere Vortheile beziehen, veränderlich und schwankend, wie die Umstände sind, aus welchen diese Vortheile entstehen; so kann diese Entschlossenheit nur denjenigen zukommen,

men, welcher das Ziel seines Daseyns in die Vervollkommung seines Geistes, in die Berichtigung und Erweiterung seiner Ideen, und in die Fertigkeit zur Beobachtung sittlicher Grundsätze setzt. Die zweyte besteht in der Fertigkeit, sich schnell zu entschließen, und fest bey dem Entschlusse zu beharren; und wenn sie gleich an sich eine Vollkommenheit ist: so kann sie doch auch bey unerlaubten Handlungen Statt finden, und steht also mit der Sittlichkeit des Charakters in keinem so genauen Zusammenhange, als jene. Von dieser letztern nun, oder vielmehr von der ihr entgegengesetzten Unentschlossenheit, ist die Rede in diesem Versuche. Die Bestandtheile derselben sind Zaudern bey dem Entschließen, und Wankelmuth bey der Ausführung. In diesem Zustande ist entweder die Aktivität des Menschen vernichtet, so wie die Aktion jeder Kraft aufgehoben wird, wenn sie zugleich, nach entgegengesetzten Richtungen Antriebe bekommt; oder wenn er dessen ungeachtet Schritte thut, die irgend eine Begierde und eine Willensmeynung verrathen, so sind es nur unordentliche, abgebrochene und im Kreise umlaufende Bewegungen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Vortheile der Entschlossenheit sowohl bey den Geschäfften als dem Genusse des Lebens, untersucht der Verf. 1) welche Ursachen und Folgen die Unentschlossenheit habe, 2) wodurch sich ihre Natur auszeichne, und 3) was sich für Hülfsmittel gegen dieselben anwenden lassen. Als die Ursachen derselben giebt er Mangel von Einsicht und Schwäche der Denkkraft, Mangel der Beurtheilskraft, eine gewisse, übergroße Feinheit und Subtilität des Verstandes selbst, Schwäche des Begehrungsvermögens, (welche bald aus Trägheit, bald aus Nachgiebigkeit, bald aus Furcht entspringen kann) übermäßige und einseitige Schätzung gewisser Güter, und übertriebene Empfindlichkeit gegen gewisse Uebel, gewisse Beschaffenheiten des Körpers, als Unbehülflichkeit, Nervenschwäche, Veränderlichkeit im Umlauf der Lebenssäfte, ferner Noth und Kummer überhaupt, Gewohnheit, Andere für sich denken und sorgen zu lassen, Abhängigkeit von Personen verschiedener Denkart, öfteres Fehlschlagen bey gemachten Unternehmungen, und endlich eine schwankende äußere Lage an. Die Natur und Folgen der Unentschlossenheit sind ein zerrütteter und getheilter Zustand des Gemüths, eine Verdunkelung der Begriffe und eine Schwäche in Anwendung der Kraft, Ungeduld und Unwille, Schüchternheit und Nachgiebigkeit, Verzögerung der Geschäff-

te,

te, ein Ansehen von Muthlosigkeit, öftere und unnütze Reise u. dgl. m. welches alles, nach dem Eigenthümlichen im Charakter und Temperament jedes Menschen auf mannichfaltige Weise wieder modificirt wird. Doch diese Wirkungen der Unentschlossenheit sind nicht die einzigen, welche sie hervorbringt; sie hindert auch den Menschen am Fortgang in seinen Geschäfften, in der Cultur seiner Wissenschaft, und an der Beförderung seines äußern Glückes, so wie sie ihn abhängig von andern macht. Die Hülfsmittel dagegen sind eben so mannichfaltig, als die Ursachen, aus welchen sie entspringt. Die blos körperlichen unter diesen lassen sich, in so fern sie nur aus Schwäche des körperlichen Baues entspringen, freylich nicht heben; aber zu Hülfe kann jeder seiner Unentschlossenheit kommen durch Bekämpfung der Vorurtheile und durch Untersuchung der Wahrheit, durch gehörige Bestimmung des Werthes der Dinge, durch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Uebel, und eine gemäßigte Schätzung der Güter des Lebens, durch Abkürzung der Berathschlagungen, durch die Gewohnheit, nur eine Sache auf einmal zu thun, durch Mäßigung des Scharfsinnes bey der Untersuchung der Dinge, durch Verkürzung der Zeit zwischen Berathschlagung und Ausführung, durch Enthaltung von viel Rathfragen, und durch Befleißigung einer sehr strengen Ordnung in seinen Sachen und Geschäfften. Schon dieser Umriß kann zeigen, wie viel Wahres unser Verf. über die Unentschlossenheit gesagt hat; der Raum verbietet uns, seine Ausführung von einzelen dieser Betrachtungen unsern Lesern darzulegen; aber wir glauben mit Gewißheit sagen zu können, daß keiner diesen Versuch lesen wird, ohne in der Kenntniß der menschlichen Natur Fortschritte zu machen, und ohne den Scharfsinn und die Beobachtungsgabe des Verf. allenthalben zu erkennen. Besonders nützlich aber wird dem Unentschlossenen selbst, welcher sich, als solchen erkennt, und von der Unentschlossenheit sich zu heilen Willens ist, diese so anschauliche und ausführliche Entwickelung derselben werden können.

Einige Bemerkungen über die Schreibart oder die Sprache des Verf. mögen diese Anzeige beschließen. Wenn gleich eine Gottschedische, oder ihr ähnliche, Reinheit im Ausdrucke, lächerlich seyn kann: so scheint es doch billig, daß der deutsche Schriftsteller kein fremdes Wort gebrauche, wenn ein gleichbedeutendes deutsches vorhanden ist. Bey unserm Hrn. Verf.

Verf. haben wir, in dem Aufsatze über die Mode, Conventionen, Reflexionen, aptiren, Klima, respektiren, Friaul, u. dgl. m. gefunden, für welche es unsrer Sprache nicht eben an Beziehungen fehlt. Doch vielleicht glaubte der Verf. nicht über Moden schreiben zu können, ohne sich nach der Mode bequemen zu müssen; und in diesem Falle nehmen wir unsern Tadel gern zurück.

Fu.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Neue Beyträge zu der Fränkischen und Sächsischen Geschichte, herausgegeben von Joh. Adolph Schultes, Herzogl. Sachsen - Coburgischen und Gothaischen Commissionsrath und Amtmann (in Themar.) Erster Theil. Mit einem Kupfer. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1792. 1 Alphab. 4 Bog. in 8. 1 Rh. 4 gr.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zu der Historie Frankenlandes und der angrenzenden Gegenden, gesammlet und herausgegeben von Joh. Paul Reinhard, Professor zu Erlangen. Fortgesetzt von J. A. Schultes u. s. w. Vierter Theil.

Des sel. Prof. Reinhards zu Erlangen Beyträge wurden zu ihrer Zeit nicht ohne Beyfall aufgenommen, und behaupten noch jetzt ihre nothwendige Stelle in einer Bibliothek zur Fränkischen Geschichte. Wirklich enthalten Sie manche der Bekanntmachung würdige Nachrichten und Urkunden: und einige Aufsätze konnten wenigstens vor 30 Jahren eine Aufnahme finden, wenn sie auch jetzt minder erheblich scheinen sollten. Doch kamen von diesen Beyträgen in den Jahren 1760. und 1761. nur drey Bände heraus, und wurden nachher durch den 1779. erfolgten Tod des Herausgebers gar unter-

unterbrochen. Da die Verlagshandlung sich entschloß, sie nach einem so langen Zwischenraume wieder fortsetzen zu lassen: so muß man ihr sowohl als Liebhabern der vaterländischen Geschichte zu der getroffenen Wahl des neuen Fortsetzers Glück wünschen. Der Hr. C. R. Schultes hat sich durch seine diplomatische Geschichte des Gräfl. Hauses Henneberg sowohl, als durch einige Aufsätze in dem Journal von und für Franken, in Ansehung seiner genauen diplomatischen Kenntnisse und seines historischen Geschmacks von einer so vortheilhaften Seite gezeigt, daß man von ihm und seinem Urkunden vorrath vorzüglich diplomatische Beyträge zur Fränkischen und Sächsischen Geschichte erwarten kann, die sich durch Auswahl und Behandlung dem Publikum empfehlen würden, wenn sie auch nicht bestimmt wären, die Reinhardschen Beyträge fortzusetzen. Dieser erste Theil erweckt für die folgenden viele Erwartung, und unterscheidet sich auch dadurch von der Reinhardschen, daß er lauter eigene und ungedruckte Aufsätze enthält, da in der Reinhardschen Sammlung auch schon gedruckte kleine historische Schriften zur Aufbewahrung aufgenommen wurden. Der Inhalt ist folgender:

1) **Diplomatische Geschichte der Reichsdynasten von Trimberg.** Mit Beylagen Num. I – XVII. Aus des Verf. diplomat. Gesch. des Gr. Hauses Henneberg Th. I. S. 322. 335. und 358. war bereits bekannt, daß Graf Hermann I. zu Henneberg Ascha, durch eine Folge der Vermählung seines Großvaters, Gr. Hermanns III. mit Adelheid, Erbtochter des Reichsdynasten, Albrechts von Trimbach, 1376. nach Erlöschung dieser Dynastenfamilie, die im Stifte Bamberg gelegenen Trimbachschen Güter an sein Haus brachte, und daß 1423. der Gräf Georg I. solche, wegen ihrer geringen Nutzung dem Stifte Bamberg, als Lehnhof, gegen eine jährliche Revenüe von 50 Gulden abtrat. Von diesem Trimbergischen Hause liefert denn der Verf. hier eine diplomatische Geschichte, die mit unverkennbarem Fleiße ausgearbeitet, und ein Muster einer diplomatischen Geschichte eines ausgestorbenen Hauses ist. Die erste Erwähnung eines Dynasten dieses Hauses geschieht in einer Urkunde von 1137. Von den Urkunden aber, die den hier aufgestellten Personen eine diplomatische Gewißheit geben, hat der Verf. nur diejenigen beydrucken lassen, die noch nirgends vorher abgedruckt waren. Angehängt hat er eine Geschlechtstafel der aus diesen

Urkun-

Urkunden bekannten Herren von Trimbach, deren Verbindung und Folge nur sehr selten auf eine bloße Vermuthung gegründet ist, und ein Verzeichniß der Trimbachschen Güter, mit Bemerkung ihrer nachherigen Schicksale. 2) **Einige Urkunden zur Erläuterung der Geschichte und Verfassung des Sächsischen Amtes Königsberg in Franken.** Kein Ort, der einst dem Grafen zu Henneberg gehörenden, hernach den Landgrafen zu Thüringen zugefallenen, Pflege Coburg, hat mehrere Veränderungen erfahren, als Stadt und Amt Königsberg. Sie war im 13ten Jahrhundert noch eine kaiserliche Reichsvogtey, die K. **Friedrich** II. 1243. dem Stifte Bamberg überließ, welches 1249. Königsberg an den Grafen **Hermann** II. zu **Henneberg**, als damaligen Innhaber der Pflege Coburg, verpfändete. Nach Graf Heinrichs XII. zu Henneberg Tod, fiel die Pflege Coburg, und folglich auch Königsberg 1347. an dessen Wittwe **Jutta**, deren eine Tochter, **Soplio**, Burggraf **Albrechts** zu Nürnberg Gemahlin, in der Theilung mit ihren zwo Schwestern unter ihrem Antheil auch das Amt Königsberg erhielt, und deren zweyte Tochter **Anne** dasselbe ihrem Gemahl, **Schwandiborn**, Herzog zu Pommern zubrachte, der es 1394. nebst Schildek und Kißingen dem Bischof **Gerhard** zu Wirzburg um 9000 Gulden verkaufte. Dieser aber veräußerte schon 1400 Königsberg allein wieder an die Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, die 1423. auch die Chur und das Herzogthum Sachsen an ihr Haus brachten, um 19600 Gulden, reservirte aber dem Stifte den Mitbesitz gemeinschaftlicher Jurisdiktionsbefugnisse, welches in der Folge zwischen dem Hause Sachsen und Würzburg mancherley Irrungen sowohl als Verträge, veranlaßte, von welchen der V. die Recesse von 1406, 1579, 1683, und den wichtigsten von 1695. zwischen dem Hause Sachsen-Hildburghausen, dem Königsberg dermahlen zusteht, und Würzburg, und noch jetzt bey Jurisdiktions- und kirchlichen Angelegenheiten dieses Amtes zur Richtschnur dienet, hier abdrucken lassen. 3) **Beurkundete Nachrichten von den Successionsansprüchen des Ernestinischen Hauses an dem Herzogthum Lauenburg.** Neue und dankenswerthe Nachrichten! Daß bey der Braunschweigischen Besitzergreifung des 1689. eröffneten Herzogthums Lauenburg das Gesammthaus Sachsen einen Rechtstreit erhoben, daß sich aber der Churfürst zu Sachsen **Friedrich August** I. 1697. als er sich um die Polnische Krone

bewarb,

erwarb, um 1100000 Gülden Rh., mit Vorbehaltung der Mitbelehnschaft, des Gebrauchs des Titels und des Wapens von **Engern und Westphalen**, und künftigen Erbfolge, habe abfinden lassen, ist bekannt. Allein auch die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen machte Rechtsansprüche auf die Lauenburgische Verlassenschaft, deren Grund die Churfürst **Friedrich dem Weisen** 1507. von **K. Maximilian I.** ertheilte Anwartschaft war. Nun war zwar seitdem die Churwürde von der Ernestinischen Linie abgerissen und der Albertinischen Linie übertragen worden; allein weil weder in der Wittenberger Capitulation von 1547., noch in dem Naumburger Vertrag von 1554. der Lauenburgschen Exspektanz und deren Uebertragung an das neue Churhaus namentlich erwähnt worden war; obgleich in deren Voraussetzung das Churhaus seine Exspektanz vom Kaiserl. Hof 1660. und 1687. einseitig hatte erneuern lassen: so unterließ das Ernestinische Haus nicht, auch nach Abfindung des Churhauses, seine Rechtsansprüche an Lauenburg beym Reichshofrath fortzusetzen. Herzog **Bernhard** aber von Sachsen Meiningen und H. **Ernst** von S. Hildburghausen verkauften 1699, des weitaussehenden Rechtshandels müde, den Antheil ihrer Ansprüche an die Lauenburgischen Lande dem Herzog **Friedrich** zu S. Gotha, jeden um 12000 Thaler, welchem Beyspiele die übrigen Herren Herzoge zu Sachsen, Coburg Salfeld ausgenommen, nachfolgten. Da inzwischen dem Churhause Braunschweig 1728. der Besitz der Lauenburgschen Lande bestätigt wurde: so trug Sachsen Gotha einen Vergleich an, der auch 1732. auf die Art zu Stande kam, daß Herzog **Friedrich II.** zu Gotha für sich und das gesammte Ernestinische Haus, gegen ein Aversionsquantum von 60000 Thalern, Mitbelehnschaft, Gebrauch des Titels und Wapens von Engern und Westphalen, und künftigen Rückfall, auf seine Lauenburgsche Erbansprüche Verzicht that. Coburg Salfeld trat nachher gegen eine Abfindung von 10000 Thalern diesem Vergleiche bey, der auch 1735. die Kaiserl. Bestätigung erhielt, doch mit Ausschluß der Mitbelehnung und künftigen Erbfolge, gegen welche Chursachsen protestirt hatte. 4) **Zwey Recesse, die nachbarlichen Verhältnisse zwischen dem Stifte Würzburg und dem Fürstlichen Hause Sachsen betreffend.** Es sind solches der Receß von 1670, wegen Berichtigung einiger über die gewerbschaftlichen Dörfer **Berkach** und **Waldorf** (davon jenes jetzt im Hildburghausischen, dieses im Meinin-

gischen Antheil von Henneberg liegt) so wie über einige andre Ortschaften, entstandenen Streitigkeiten, und der von 1698. zwischen Würzburg und S. Meiningen, die Beylegung verschiedener nachbarlicher Irrungen betreffend. Da von diesen Recessen die Verwaltung der bürgerlichen, kirchlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in besagten und andern benachbarten Orten abhängt; so hat der Verf. wohl gethan, daß er sie hier zum erstenmal durch den Abdruck zur allgemeinen Wissenschaft gebracht hat. 5) **Kurze Geschichte des ehemaligen Prämonstratenserklosters Veßra in der Grafschaft Henneberg, mit dem Anfang eines *Diplomatarii* besagten Klosters von 1132. bis 1330.** Veßra war in den mittlern Zeiten nicht nur das reichste Kloster in Henneberg, sondern auch eins der ansehnlichsten in ganz Franken. Wer es aus Erfahrung weiß, wie sehr ein Geschichtsforscher gesammelte Klosterurkunden für lokale Landesgeschichte, Geschlechtskunde und zu andern historischen Untersuchungen nützen kann, wird dem Verf. Dank wissen, daß er zuerst den Gedanken gehabt hat, die sehr zahlreichen Urkunden dieses berühmten Klosters, für Freunde der vaterländischen Geschichte in ein Diplomatarium zu sammeln. Er hat demselben eine, obwohl sehr kurze, Geschichte des Klosters Veßra vorausgeschickt. Es wurde aber dasselbe gegen das Jahr 1130, denn die Stiftungsurkunde ist noch nicht ausfindig gemacht worden, vom Grafen Gottwald I. zu Henneberg und seiner Gemahlin Lintgard (durch einen Druckfehler heißt sie hier Liugard) gestiftet, und nach Art aller damaligen Prämonstratenserklöster, für Mönche und Nonnen zugleich bestimmt, welche letzten aber 1175. in das für sie erbaute Kloster Trostadt verpflanzt wurden. Es stand Anfangs unter Pröbsten, seit 1333. aber unter Aebten: die päbstliche Bulle, wodurch es zu einer Abtey erhoben wurde, ist nicht vorhanden. Der Verf. giebt von beyden ein Verzeichniß, so wie von den Klostereinkünften im 16ten Jahrhundert. Das Diplomatarium selbst geht bis Nr. LXX. Viele Urkunden, die bereits anderswo abgedruckt sind, werden blos angeführt, mit Hinweisung auf den Ort, wo sie zu finden sind: die übrigen erscheinen hier zum erstenmal im Druck. Um der Vollständigkeit willen fügen wir noch einige andere Veßraer Urkunden bey, die der Verf. entweder nicht gekannt, oder übergangen hat.

1155.

1135. Das Originaldiploma der von Bischof Otto zu Bamberg geschehenen Donation und Confirmation des Kl. Veßra, worinne zugleich dem Stifter Graf Gottwalden die advocatia des Klosters zugestanden und versichert wird.

1148. Embrico, Bischof zu Würzburg confirmirt dem Kl. Veßra die administrationem sacrorum, und thut diejenige, so es verhindern wollen, in Bann.

1162. Heinrich, Bischof zu Würzburg confirmirt dem Kl. Veßra unter der Baunstrafe etliche streitig gemachte Huben im Dorfe Aubstedt.

1187. Gottfried, Bischof zu Würzburg übergiebt dem Kl. Veßra einige Zehnde zu Ottelmannshausen.

1261. Bischof Johann zu Würzburg confirmirt dem Kl. Veßra die Schenkung von ⅓ des Zehnden in Aubstadt, statt dessen er Graf Hermannen das Dorf Sulzbach, als ein Bischöfl. Lehn überläßt.

1307. Heinrich von Erdorf confirmirt die Donation seiner Eltern wegen etlicher Güter zu Schmeheim, dem Kl. Veßra geschehen.

1327. Heinrich von Grimmeltshausen verkauft dem Kl. Veßra decursum Werrae und anstoßende Waldung, Aecker, Wiesen u. s. w. für 40 Pfund Heller.

1329. Heinrich genannt Helmrich verkauft dem Kloster seine Güter in Grimmelshausen, besonders decursum Werrae cum ipsius fructu, um 11 Pf. Heller.

6) **Versuch einer geographischen Beschreibung des östlichen Grabfeldes.** Ein schätzbarer Beytrag zur mittlern Geographie Deutschlands. Der Gau Grabfeld machte ehemals einen Theil der Ostfränkischen Provinz, oder von Ostfranken aus, und begriff den größten Theil des Würzburgischen Gebietes, ganz Henneberg, die Pflege Coburg und ein Stück der Abtey Fulda. Er wurde wegen seiner Größe in das westliche, das auch **Buchonien** genennt wurde, und in das östliche Grabfeld getheilt. Das letzte enthielt Henneberg, Coburg und einen Theil der Bambergschen und Würzburgschen Stiftslande, war einer der größten Gauen Deutschlandes, und wurde in der Folge in andere kleinere Gauen,

den Bänzgau, Haßgau, Baringau, Weringau, Gozfeld, Tullifeld und Westergau, getheilt, deren jeder seine eignen Gaugrafen hatte: nur der Baringau wurde mit zum Grabfeld im engern Verstande gezogen. Weil einige Geschichtforscher auch den Gebrauch der Diakonatsregister als ein sehr gutes Hülfsmittel bey Untersuchung der Gaugränzen empfohlen haben; die geistliche Verfassung aber des östlichen Grabfeldes sechs Diakonate der Würzburgischen Dioces ausmachten: so hat der Verf. unter den Beylagen die Verzeichnisse dieser 6 Diakonate aus Würdweins Subsid. dipl. nochmals abdrucken lassen. Unweit wichtiger und mühsamer ist eine andre Beylage, worin der Verf. ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher in der Provinz des östlichen Grabfeldes gelegenen Ortschaften liefert, das er mit vieler Mühe aus Urkundensammlungen ausgezogen hat. Es versteht sich, daß es blos solche Orte enthält, die als im Grabfeld gelegne, in den Urkunden angegeben werden, nicht solche, die heutiges Tages in Ländern liegen, die ehemals zum O. Gr. gehörten. 7) Anhang einiger Urkunden zur Erläuterung der Fränkischen und Sächsischen Geschichte, mit lehrreichen historischen Erläuterungen. Wir können, da wir zu Ende eilen, diese Urkunden blos nennen: da uns jeder Versuch, etwas von ihrer Geschichte oder Wichtigkeit zu sagen, zu weitläuftig machen würde. 1) Kaiser Otto IV. bestätigt die dem Kloster Bildhausen gemachte Schenkung des Dorfs Redhausen 1212. 2) Markgr. Hermann zu Brandenburg verleihet das in dem Fürstenthum Coburg gelegene Dorf Breitenau seinem Vogt, Christian von Coburg, von 1298. mit einem merkwürdigen Siegel, das der Verf. hat in Kupfer stechen lassen. 3) Gr. Bertbold von Henneberg übergiebt dem Stifte Schmalkalden jene benannte Dorfschaften und Güter 1323. 4) Kaiser Ludwig IV. ertheilt der Stadt Meiningen die nämlichen Freyheiten, womit vormals die Stadt Schweinfurth begnadiget worden, 1344. 5) Abt Johann zu Fulda verkauft an die Landgrafen Balthasar und Friedrich zu Thüringen das Schloß und Dorf Zerstungen nebst der See zu Dankmarshausen, um 6000 Fl. rheinl. 1402. 6) Vertrag zwischen Landgraf Friedrich zu Thüringen und Gr. Wilhelm zu Henneberg, wegen Vergleichung des Schlosses Rosdorf, 1436. 7) Bischof Wolf zu Würzburg belehnt Landgraf Heinrichen zu Hessen mit den auf dem Heimfall stehenden Katzenellenbogischen Paßivlehnen, 1470. 8) Die

adelich

adelich Lichtensteinische Familie leistet dem Herzog Johann Casimir zu S. Coburg, wegen des gefangenen Ulrich von Lichtenstein, Caution, 1597., welcher Revers vielleicht blos deswegen hier eine Stelle bekommen hat, um die von Gruner und von Hellfeld herausgegebenen Aktenstücke dieser skandalösen Geschichte vollständig zu machen. 9) Herzog Heinrichs zu Sachsen Römhild Stiftungsbrief für drey adeliche und drey bürgerliche Stipendien, 1693. 10) Vertrag zwischen dem König August zu Pohlen und Kurfürsten zu Sachsen an einem, und Herzog Moritz Wilhelmen zu S. Naumburg, am andern Theil, die Landeshoheit über den Kursächsischen Antheil an der Grafschaft Henneberg betreffend, 1700. 11) Receß zwischen S. Naumburg, S. Weimar, S. Eisenach und S. Gotha, die Führung der Hennebergschen Reichstagsstimmen betreffend, 1706. nebst dem darauf erfolgten Widerspruch des Königs in Pohlen und Kurfürsten, gegen diesen Alternationsvergleich. Wir wünschen sehr, daß Verfasser und Verleger so viel Ermunterung finden mögen, diese schätzbare Arbeit fortzusetzen.

Mir.

Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. bearbeitet, und mit einer Vorrede versehen von Schiller. Erster Band. Jena, bey Cunos Erben. 1792. 1 Alph. 5 Bog. in 8. nebst einem Kupferstich. 1 Rthl. 6 gr.

Wohl zu merken: nach Vertot! Denn man würde sich irren, wenn man dies für eine förmliche Uebersetzung des bekannten Vertotischen Werks, das zuerst im Jahr 1726. erschien, halten wollte. Noch viel weniger glaube man, als wenn die neuern Untersuchungen eines Paolo und Paoli von dem Hrn. M. N. benutzt worden wären. Er wollte, wie es scheint, blos eine Modelektur aus der Arbeit des Franzosen, die gerade eben nicht seine beste ist, schaffen. Deshalb schnitt er nach Gutdünken weg, und setzte, wiewohl selten, etwas hinzu, als hier und da ein Blümlein à la Schiller. Beym Wegschneiden mag er wohl nicht nach einem festen Plan operirt haben. Denn, bey der von uns angestellten Vergleichung, schien es uns Anfangs, als wenn er alle Auswüchse

des Originals, die nicht unmittelbar Bezug auf den Malheserorden haben, weglassen wollte: aber weiter hin fanden wir uns im Irrthum. Denn wir stießen auf lange, gar nicht in ein solches Werk gehörige Stellen; z. B. S. 389. u. ff. auf eine Episode von dem Ursprung der Osmanen. Da Hr. N. sie einmal beybehielt; so hätte er sie auch nach den neuern kritischen Untersuchungen, die Vertot nicht benutzen konnte, umformen sollen. Eben so hätte die Geschichte von der Aufhebung des Tempelherrenordens wegbleiben sollen. Da Hr. N. das Original nicht übersetzen, sondern nur nach ihm arbeiten wollte; so hätte er gewisse Ausdrücke vermeiden sollen, deren sich Vertot als Franzose und als Katholik bediente; z. B. S. 80. seitdem die Ketzerey sich dieses Königreichs (Englands) bemächtigte, (depuis que l'hérésie a infecté ce Royaume.) Eben daselbst, wo der heutigen oder neuern Einrichtung des Ordens erwähnt wird, erwarteten wir, daß mit einem Paar Worten erzählt worden wäre, wie 1774. in Pohlen ein Großpriorat des Ordens, und 1783. eine Bayrische Zunge errichtet worden; zumal da Hr. N., wie wir aus der Vorrede sehen, nicht den ganzen Vertot nach seiner Manier darstellen, sondern in dem zweyten Band, der zugleich der letzte seyn soll, die Geschichte des Ordens nur bis gegen Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts fortführen will.

Wenn man die Arbeit des Hrn. Magisters ohne Vertots Assistenz lieset; so stößt man nur selten an; es geht alles so ganz glatt weg. Vergleicht man aber das Vorbild mit der Nachbilderey; so findet sich, daß sie hier und da flüchtig gerathen; daß daraus Fehler entstanden sind, und daß Hr. N. das Original nicht immer verstanden hat. Aus der Menge nur wenige Beyspiele! S. 86. wird der englische Chronist Brompton ein mit der Entstehung des Tempelordens gleichzeitiger Schriftsteller genannt, da ihn doch Vertot nur an Historien *presque* contemporain nennet. Es ist dies schon nicht genau ausgesprochen, da Brompton wenigstens 100, wo nicht noch mehrere Jahre später lebte. Indessen presque contemporain läßt sich doch eher entschuldigen, als contemporain. S. 62. kam uns ein Kreuz mit acht Punkten vor die Augen. Wir sahen im Original nach, und fanden da une croix à huit *pointes*, also Spitzen oder Ecken. Hr. N. mag sich also künftig hüten, point und pointe für Synonyme zu halten. S. 80. beschreibt er nach Vertot das ursprüngliche

liche Gewand des Maltheserordens, läßt aber die ihm eigene Benennung Manteau à bec aus; vielleicht weil er den deutschen Ausdruck Schnabelmantel nicht wußte. Und warum ist denn die darauf folgende Kriegskleidung der Ritter übergangen? Dafür hätte sich der Hr. Nachbilder das gleich hernach folgende, ihm eigene, aber unhistorische Gleichniß ersparen können: „Gleich den Kriegern des Kadmus aus der Erde „hervorgesproßt, stand sie da, die neue Heldenschaar des Erlö„sers." Dies ist eines von den vorhin erwähnten Blümlein! Dafür von dem ungewissen Stiftungsjahr des Ordens kein Wort! Wenigstens hätte doch das, was Vertot S. 78. u. f. davon sagt, übersetzt werden sollen! (Wir bedienen uns der Pariser Ausgabe vom J. 1726. 5 Voll. in gr. 12.) S. 97. heißt es, Ramiro (nicht Ramira; im Franz. Ramire; spanisch: Ramiro) vermählte sich mit einer gewissen Gräfin Agnes, Tochter des Grafen Wilhelm von Antiochien: im Original aber heißt es: Agnès, sœur de Guillaume comte de Poitiers et de Raimond, comte d'Antiochie. S. 105. steht blos: Konrad von Deutschland; warum denn nicht: Kaiser Konrad der 3te v. D.? Er und der König von Frankreich sollen mit mehr als zwanzig tausend Menschen bewaffnet aus Europa gezogen seyn. Ein offenbarer Fehler! Es wird zwey hundert tausend heißen sollen. Unkenntniß der Geographie verräth es, wenn die französischen Namen der Oerter und Gegenden beybehalten werden; wie z. B. S. 109. Damas statt Damaschk oder Damascus. Doch, genug zum Beweis, daß wir da wieder ein hingehudeltes Buch mehr haben.

Hr. Hofrath und Professor Friedrich Schiller in Jena — denn es giebt der gelehrten Schiller mehr; deswegen sollte dieser Name nicht so nackend und blos auf dem Titel stehen — fand indessen doch für gut, seinen Schild vor einem solchen Buche auszuhängen, und es dadurch dem lesenden Publikum, wie er es nennet, zu empfehlen. Diese Vorrede ist fast eben so nachläßig, wie das Buch, geschrieben. Ihr Urheber denkt sich den jetzigen Maltheserorden, als eine ehrwürdige Ruine (Ruinen sagt man nur im Plural) auf seinem nie erstiegenen Fels (Felsen). Verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir (oder vielmehr nur Hr. S) wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trojanischen

Triumphbogen vor ihm stehen. Schöne Komplimente für einen noch fortblühenden Orden, für eine zahlreiche Gesellschaft respektabler Männer, die ihre eigene wohleingerichtete Staatsverfassung, in so vielen Gegenden Europens ansehnliche Besitzungen hat, und welche die ganze Osmanische Macht, deren geschworne Feinde, bis diese Stunde nicht zu bezwingen vermochte! Die Zeiten der Kreutzzüge, heißt es weiter hin, waren ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, ja sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit. Da haben wirs! Was also so viele kritische und philosophische Geschichtforscher dargethan haben, daß jene Züge den Europäern eine Menge nützlicher Kenntnisse zugeführt, daß sie in Schifffahrt und Handelswesen geübter wurden, daß unter ihnen selbst dadurch ein heilsames Reiben entstanden, daß daraus sogar für Dichtkunst und andere bildende Künste Vortheile erwuchsen, daß sie, durch die dadurch bewirkte allmählige Aufhebung der Leibeigenschaft in einigen Ländern, der Menschheit überhaupt wohlthätig wurden; dies und mehreres, worüber wir ausführliche mit Belegen versehene Ausführungen besitzen, soll nicht wahr seyn? Doch, wozu so viele Worte mit einem Schönschreiber, den Quellenstudium und historische Kritik aneckeln, der sich seiner Phantasie bequemlich überläßt, und nach Paradoxen hascht, um doch auch am historischen Himmel — freylich nur wie ein Meteor! — zu glänzen.

No. 9.

Ostfriesische Geschichte, von Tilemann Dothias Wiarda, Secretair der ostfriesischen Landschaft. Zweyter Band, von 1441. bis 1540. Aurich, bey Winter. 1792. 1 Alphab. 6 Bog. in 8. 1 Rthl. 8 gr.

Die in diesem Bande abgehandelte Periode ist in vier Unterabtheilungen zerlegt. Die erste derselben enthält die Geschichte vom Jahre 1441. an, bis zum Jahre 1494.; die zweyte geht von da, bis 1514.; die dritte von 1514. bis 1528., in welchem Jahre der wahrhaftig große Graf Edzard der I. starb; und die vierte, von 1528. bis 1540., das Todesjahr Enno des II., auf welchem der Geist seines Vaters nicht

nicht ruhete. Der Verf. hat mit Kenntniß und Kritik ge-
beitet, auch meistens, hie und da einige Auswüchse abgere-
net, gut erzählt; also zu dem Apparat der achtungswürdig
Geschichtsbücher einen nicht unerheblichen Beytrag geliefert.

Hfg.

Neuere Geschichte der Evangelischen Missionsansta-
ten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, a
den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Mi
sionarien, herausgegeben von Dr. Johann Lud
wig Schulze, der Theologie wie auch der Griech
schen, Morgenländischen Sprachen Professor u.
Vierzigstes Stück. Halle, im Verlag d
Waisenhauses. 1792. S. 307. bis 404. in
7 B.

Wenn wir gleich in das große Lob nicht einstimmen könn
was Hr. Rüdiger den Berichten der deutschen Missionar
in Ostindien unlängst ertheilt hat, daß sie uns über Ostind
so viele Aufschlüsse gegeben haben, als die Engländer, so
doch kein Stück, und am wenigsten das gegenwärtige, l
von guten Bemerkungen, die dem Liebhaber der Kirchen
schichte, und der Völker- und Länderkunde wichtig sind.
Von der Dänischen Mission in Trankenbar. Hr. John l
in die Nachrichten von seinen Exkursionen Christen zu be
chen und zu gewinnen Beschreibung von ein paar merkwür
gen und von den europäischen verschiedenen Käfern eingerü
Die Briefe dieser und anderer Missionarien von 1790. ged
ken der Verwüstungen, die durch den Krieg mit Tippo, n
cher nunmehr zum Vortheil und Ruhm der Engländer bey
legt ist, angerichtet sind. Hr. John beschreibt eine Re
die er über Nagapatnam nach Tanschaur. Tanjour, im Ar
gethan. Er predigte zu Nagapatnam in portugiesischer u
deutscher Sprache. Die Heiden daselbst sind gegen die chr
liche Religion sehr gleichgültig, und sehen es nicht gern, l
man sich mit ihnen darüber bespricht. Die Kinder, die
der Charityschule unterrichtet werden, lesen das Englische
fertig. Die Kinder der Juden thun es im Schönschre
den Europäischen zuvor. Der vom Hrn. Roxburgh angel

ten großen Pfefferpflanzungen, und der von ihm entdeckten neuen Pflanze, die eine blaue Farbe giebt, wird erwähnt, und es macht Hrn. John Ehre, daß er H.n. Roxburgh seinen Freund nennen kann. Uebrigens kennt man schon in Deutschland die Entdeckung des Hrn. Roxburgh aus dem Repositor. f. Geogr. Statist. und Gesch. das die Herren Bruns und Zimmermann herausgeben, Bd. 1. S. 314. Auf seiner Hin- und Herreise vertheilte Hr. John unter Jungen und Alten viele Exemplare von einem Büchlein, vermuthlich Inbegriff der christlichen Lehre, das begierig verlangt und gut aufgenommen wurde. Die Nachricht, wie der Reis oder Nellu im Tanschaurischen gebaut wird, nebst Beschreibung seiner verschiedenen Arten, wird vermuthlich in die Journale für Naturgeschichte und Physik aufgenommen, und gewiß von den Naturforschern mit Vergnügen gelesen werden. Die vielen Plackereyen, denen die, welche Reis anbauen, bey der Erndte ausgesetzt sind, erregen Widerwillen gegen asiatische Regierung. II. In den Englischen Missionen arbeitet Hr. Gerike zu Wepery bey Madras. Ein Engländer, Brown, predigte 1791. in der Missionskirche zu Calkutta mit so vielem Beyfall, daß die Kirche für seine Zuhörer zu klein war. Hr. Schwarz rühmt einen Eingebohrnen, der erst Katechete und nun Landprediger bey der Mission geworden ist. Seine schriftliche Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen wird mitgetheilt. In Tanschaur wurden 1790. 33 Heiden, 11 Kinder der hinzugekommenen Heiden und Katholischen, 33 von christlichen Aeltern gebohrne Kinder getauft, und 9 Katholische aufgenommen. Ein Verzeichniß der eingegangenen milden Wohlthaten macht, wie gewöhnlich, den Beschluß.

Fh.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Materialien zu der Geschichte, Statistik und Topographie der deutschen Reichsgrafschaften. Ersten Bandes drittes Heft. Frankfurt, bey Pech. 1792. S. 257 — 385. 9 Bl.

Was wir aus diesem Heft für Leser der Allg. d. Bibl. auszuzeichnen finden, ist folgendes. 1) Historisch-statistisch-topographische Nachrichten von der Reichsgrafschaft Ortenburg. Sie ist das einzige evangelische Ländchen in Bayern, 1½ Meile lang, und über 1 Meile breit, ohne Fabriken und Manufakturen, hatte 1789. 502 Feuerstätten, 3095 Seelen, 91 Pferde, 945 St. Rindvieh, und warf seinem Grafen dennoch 18280 Fl. ab, wozu freylich Abgaben aller Art, Trank- Fisch- Fleisch- Mehl-, Getraide-Aufschlag-, Häuser-Grund- und Kopfsteuer mit wirken. Die Ortschaften sind Neuortenburg, wo der Superintendent, Hofprediger und Pfarr (in einer Person) nebst dem Hofrath (als Direktor) das Consistorium ausmacht, welcher letztere auch die Regierung, Rentkammer und Oberamt vorstellt: Altortenburg, der eigentliche Hauptort, die Dörfer Seldenau und Steinkirchen, nebst 6 herrschaftlichen Vorwerken und 15 einzelnen Höfen. Auch gehört dem Grafen das im Rentamte Burghausen liegende Rittergut Emmersdorf. Reichs- und Kreisprästande werden hier höher angegeben, als im Büsching, nämlich zu einem einfachen Römermonath 26 Fl. 40 Kr. und zu einem einfachen Kammerziel 20 Rthlr. 29 Kr. Die Grafen führen auch die Grafschaft Crichingen im Titel, die sie aber nicht besitzen. 2) Statistische Beschreibung der R. Grafschaft Eberstein. Sie liegt im Schwäbischen Kreiß, gehört dem Hause Baden seit 1660., ist 3 Meilen lang, 2 breit, wird unter dem Namen des Oberamtes Gernspach (von dem Namen der Hauptstadt) verwaltet, besteht aus der eigentlichen Grafschaft Eberstein (oder Oberamt G.) und dem dazu gehörigen Amte Frauenalb, enthält in beyden 31 Ortschaften und Höfe, und in denselben (der Auswanderungen ohngeachtet,) 7067 Inwohner, und wirft jährlich 30288 Gulden ab, wovon die Kopf- und Viehsteuer allein die Hälfte betragen. Die Stadt Gernspach nebst den Dörfern Staufenberg und Scheuren, besitzt Baaden, nebst dem Hochstift Speyer, gemeinschaftlich. 3) Von der Verpfändung des Gräfl. Bentheim-Bentheimischen Antheils an der Grafschaft Bentheim an Kurbraunschweig. Im J. 1753. verpfändete der Graf Friedr. Carl Philipp diesen Antheil für 400000 Thaler, gegen eine jährliche Pension auf 30 Jahre. Die Kaiserl. Confirmation unterblieb. 1782. bat der Graf beym Reichshofrath um Consens zur Aufnahme eines Capitals von 430000 Thlr. zur Auslösung der Grafschaft, mit Consens der Agnaten.

Er

Er erhielt solche, konnte aber in Holland das Geld nicht auftreiben. Der Termin der Heimzahlung verfloß: und doch suchte der Graf beym R.H.R. abermals um Aufhebung der alten Pfandschaft nach, welches aber abgeschlagen wurde. 4) Kaiserl. Reichshofrathstaxe bey Standeserhöhungen. Ein Reichsgraf muß für ein Fürstendiplom bezahlen, in allen — 16234 Fl. wird auch eine Graf- oder Herrschaft zu einem Fürstenthum erhoben, so wird diese Taxe doppelt bezahlt. Ein auswärtiger Graf, der nie Reichsritter gewesen, zahlt 20491 Fl. Ein Deutscher von gemeinem Adel zahlt für den Grafenstand 199 Fl., ein Baron aber nur 6702 Fl. 5) Publicistische Nachricht von der Grafschaft Rekheim in Westphalen. Der Besitzer derselben, Graf Aspremont, wurde in der Ausübung der Zollgerechtigkeit vom Stifte Lüttich behindert, klagte beym R.H.R., und wurde durch ein Conclusum vom 29sten Merz 1787. geschützt. 6) Der merkwürdige R.Gräfliche Westphälische Collegialvergleich, nebst dem Nachtrag vom J. 1784. und den Bestätigungsurkunden sämmtlicher katholischer Grafen dieses Collegii, und Kaiserl. Ratification. 7) Statistik der Grafschaft Oettingen. Sie beträgt 24 Q.Meilen, (welches wir für zu viel halten) treibt ergiebigen Feldbau und Viehzucht. Sand muß hier mit Geld bezahlt werden. Die Bevölkerung wird auf 56000 Seelen geschäzt. Außer dem Getraide- Vieh- und Garn- und Leinwandhandel, bluht noch eine Nadelfabrike zu Dürrwangen, deren Niederlage in Hamburg ist, und Fayancefabrik zu Schrattenhofen. Jede von den 3 Linien hält sich ein, von dem andern unabhangiges Regierungskollegium: der älteste aber verwaltet die Lehen und vornehmsten Regalien, sonderlich Zoll und Geleite. Münz- und Bergregalien stehn unter gemeinschaftlicher Verwaltung. Die eingehenden gemeinschaftlichen Einkünfte werden nach dem Erbvergleich von 1780. folgendergestalt vertheilt. Die Summe wird in $\frac{7}{12}$ und $\frac{5}{12}$ vertheilt. In die ersten theilen sich die Linien Spielberg und Wallerstein (als Erben der Oettingen-Oettingischen Linie, die $\frac{7}{12}$ der Grafschaft besaß) jedoch so, daß Spielberg hiervon $\frac{1}{3}$, Wallerstein aber $\frac{2}{3}$ bekommt. In die noch übrigen $\frac{5}{12}$ theilen sich sämmtliche 3 Linien zu gleichen Theilen. Der Reichsmatrikularanschlag für Oettingen ist jetzt monatlich 236 Fl. und zu einem Kammerziel giebt es 162 Fl. 23 Kr., wovon der ausgestorbene Oettingen-Oettingische Antheil $\frac{7}{12}$ beträgt. Der Kreisanschlag ist 230 Mann zu Fuß, und 40

zu

zu Roß. Das Oettingische Kaiserl. Landgericht wird nicht mehr förmlich besetzt, sondern dessen Ausübung den Aemtern und Regierungen übertragen. Die Reichsstadt Nördlingen liefert an Oettingen jährlich 478 Malter und 58 Fl. 48 Kr. an Geld; Ulm 23 Fl. 46 Kr.; Schwäbischgemündt 79 Fl. 24 Kr. Die ehemalige Jesuitermission in Oettingen ist in eine Normalschule verwandelt worden. Noch sind 2 Commenden und 5 Klöster im Lande. Der Juden sind gegen 1000, die stark mit Abgaben beschwert sind. 8) Berichtigungen der Beschreibung von Hohenlohe in Kesslers fränk. Magazin 1stes Heft — nicht sehr erheblich.

Mir.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich und Holland; mit untermischten Vergleichungen verschiedner Orte und Gegenstände unter einander. Aus den Briefen eines in England wohnenden Deutschen u. s. w. Leipzig, bey Dyk. 1792. LXII. und 362 S. in gr. 8. 1 Rℓ.

Ein vieljähriger Aufenthalt in der Schweitz, Irrland und England hatte dem Hrn. Küttner — denn ebenderselbe ist auch Verf. der Beyträge — über alle diese Länder Beobachtungen anzustellen erlaubt, die durch Styl, Sachkenntniß und Kaltblütigkeit, sehr zu ihrem Vortheil sich auszeichneten, und auch in unsrer Allg. d. Bibl. mit Achtung angezeigt worden sind. An innerm Werthe kommen vorliegende Bemerkungen zwar den früheren Reisenachrichten unsers Landsmannes nicht bey; denn sein Aufenthalt in gedachten Ländern war viel zu kurz, um selbst von einigen Seiten nur den Gegenstand erschöpfen zu können; allein auch der erste Eindruck, den Erdstriche wie Frankreich und Holland auf einen nicht schlechten Beobachter machen, läßt sich noch mit Antheil lesen, und ob schon die auf dem Titelblatte ausdrücklich versprochnen Vergleichungen zwischen der Aussenseite der Dinge in F. und H. und der in England, seinem zweyten Vaterlande, gleichfalls nur die Oberfläche berühren, so werden Reiseliebhaber sie doch vielleicht nicht ohne Vergnügen durchlaufen: diejenigen besonders, welche besagte Gegenden aus eigner Ansicht kennen;

kennen; denn wer in diesem Falle nicht ist, wird freylich die alte Schwierigkeit finden, das Tertium comparationis aus der Mitte unbeschädiget heraus zu heben.

Die erste Ausflucht des Verf. nach Frankreich, im J. 1787 betrug nicht viel über einen einzigen Monat, und geschah noch dazu mitten im Winter, der im nördlichen Theile Frankreichs sich so wenig als in England empfiehlt. Was Hr. K. aus Versailles und Paris erzählt, sind lauter bekannte Dinge, die sich blos wegen der Geschicklichkeit lesen lassen, womit er sein eignes Individuum darein zu verflechten weiß. Auch er bewunderte die Schule des Hrn. Havy für Blinde, so wie das Institut des damals noch lebenden Abbe de l'Epee für Taubstumme. Daß Abbe Sicard solchem nunmehr vorstehe, oder wenigstens nach l'E. Tode mit Ruhm vorgestanden hat, (denn was ist in dem unglücklichen Paris jetzt vor Ruin sicher?) hätte der Herausgeber dieser Briefe doch wissen können: weniger vielleicht den Umstand, daß Sicard von den Einwürfen des Hrn. Nicolai in Berlin ganz anders denkt als sein Vorgänger l'Epee, und eben durch Benutzung derselben seine Methode zu einer Vollkommenheit gebracht habe, von der sie vorher noch weit entfernt war. Von der gerade damals zu Paris herrschenden Anglomanie, einer sehr bedeutenden Vorläuferin noch schlimmerer Manien, hat man auch anderwärts uns bis zum Ueberfluß erzählt. Daß man in Frankreich, um wenig oder nichts wohlfeiler Post fährt, als in England, ist gewiß; daß der Aufwand in Wirthshäusern u. s. w. aber der nämliche sey, ist vermuthlich nur auf Engländer anwendbar, als denen man überall durch Erleichterung ihres Geldbeutels ein Compliment zu machen glaubt.

Die zweyte Reise, auch von Dover und Calais aus, geschah im Sommer des Jahres 1791., erstreckte sich bis Tours, und betrug doch drey Monate wenigstens. Da Hr. K. sich am längsten in Tours aufgehalten, so sind seine Nachrichten von dieser Stadt und der herumliegenden Gegend, wie natürlich, am umständlichsten. T. soll doch noch 21000 Einwohner, und wenigstens eine schöne Gasse haben, sein Handel aber gänzlich gefallen seyn, seitdem die stärkern seidnen Stoffe, die von ihm den Namen hatten, weder sonderlich gesucht, noch so wie sonst bezahlt werden können. Die steinerne Brücke über die Loire ist von überaus edler Bauart, und ungefähr 1600 Pariser Fuß lang, mithin um mehr als

ein

ein Viertel länger, als die Westmünsterbrücke in London: doch hat ein Eisbruch des schrecklichen Winters von 88 sie um ein Fünftel gekürzt, und da während des Sommers nur 40 Menschen an ihrer Wiederherstellung arbeiten, so ist bey jetzigen Zeitläufen an Vollendung wohl sobald nicht zu denken. — Die Landschaft Touraine ist im Ganzen, wie bekannt, äußerst fruchtbar, und sogar schön, ohne deshalb, wie dies oft der Fall ist, eben mahlerisch zu seyn, vermuthlich weil ihre Hügel zu einförmig sind. — Angenehme Beschreibung der Lustschlösser der ehemaligen Herzoge von Choiseul, Aiguillon und Penthievre zu Vernet, Chanteloup, und Amboise. — Rambouillet gefiel unserm Reisenden weit besser als Fontainebleau; und das sogenannte kleine Trianon der Königin, noch im Sommer 91. wohl unterhalten, scheint ihm die schönste Anlage dieser, das heißt Englischen Art, in ganz Frankreich zu seyn. Der König vielleicht nirgend besser logirt als zu **Compiegne**, erst unter Ludwig XV. gebaut, und also das jüngste von allen; eine Menge Zimmer jedoch bey weitem noch nicht geendiget, und also ohne Hoffnung nunmehr es jemals zu werden. — Anekdote den Marschall von Sachsen betreffend; laut welcher derselbe nicht an einem Fall vom Pferde auf der Jagd, wie man bisher allgemein glaubte, sondern an einem Degenstiche gestorben, den ihm der Prinz Conti im Duell beygebracht haben soll. Der sonst mit Recht berühmte Mann, war übrigens ein solcher Jagdtyrann, daß selbst der Landmann ihn fürchtete und haßte. — Der berüchtigte, beynah aber schon wieder vergeßne Pethion ist aus **Chartres**, und sein Vater daselbst ein unbedeutender Advokat. — Von der jetzigen Theaterverfassung in Paris, die auch Hr. K. hier beschreibt, haben wir theils neuere, theils noch vollständigere Nachrichten. Es waren deren damals eilf, denen der Herausgeber noch das zwölfte, nämlich le Theatre du Cirque national zugesellet hat. Die Rückreise des Verf. gieng über Senlis, St. Quentin, und das Französische **Flandern**, welches an Wohlhabenheit, Anbau, Zierlichkeit seiner Städte u. s. w. gegen das eigentliche **Frankreich** unglaublich absticht.

Das Tagebuch dieser **zweyten Reise**, würde der darauf verwandten drey Monate ungeachtet, noch ungleich kürzer ausgefallen seyn, wäre dem Verf. nicht eine Hauptepisode zu Hülfe gekommen: die unselige Staatskrankheit nämlich, die

schon

schon ein Paar Jahre in Frankreich gewüthet hatte. Zwar fiel in den Aufenthalt unsers Reisenden keiner der fürchterlichen Paroxysmen, die sich vor und nachdem ereignet haben: allein er läßt die Gelegenheit doch nicht unbenutzt, sich über die Revolution überhaupt, so wie deren bisherigen Einfluß auf den Geist und die Lage der Nation, oft umständlich genug zu erklären; und da, wie gesagt, der Sturm gerade nicht heulte, so findet auch er das Unternehmen, obschon weitaussehend, im Ganzen doch weniger mißlich, als einem so guten Beobachter solches nach den höllischen Auftritten im August und September 92. ohne Zweifel geschienen haben würde. Daß sein Videtur über die frühere Lage der Dinge sich ganz wohl lesen lässet, will Rec. nicht in Abrede seyn; eben deswegen aber, weil die Explosion besagter Monate seitdem alles wieder über den Haufen geworfen, und die Verwirrung von jeder Seite gehäuft hat, scheint ein Auszug aus den Raisonnements des Verf. ganz überflüßig. Wer verlangt politische Träume zu hören, die mit einem so schrecklichen Erwachen in offenbarem Widerspruch stehn? — Große Lobsprüche der Nationalgarden, z. B. und hohe Erwartungen von ihrer Nützlichkeit. Und doch konnten wenige Hunderte von Bösewichtern bald darauf und ungestraft Gräuelthaten begehen, und begehen sie noch, als ob keine Nationalgarden jemals existirt hätten! Um kein Haar besser sieht es mit andern Vorkehrungen aus, denen unser Reisender eben so viel Energie zugetrauet hatte. Also genug hievon!

Die Reise desselben von England nach Holland war eine eben so kurze, kaum vier Wochen füllende Ausflucht, geschah im Winter von 90—91. und enthält wenig oder nichts, womit Statistik oder Topographie sich bereichern ließe. Wer indeß eine müßige Stunde auszufüllen hat, und, was wohl zu merken! selbst in Holland gewesen ist, wird auch hier seine Zeit nicht bereuen, öfters vielleicht andrer Meynung als der Verf. seyn, niemals aber einen Reisenden gewöhnlichen Schlages an ihm finden. — Gefällige Aufnahme und ungezwungene Lebensart am Statthalterischen Hofe; gerechte, der Frau Erbstatthalterin ertheilte Lobsprüche. — Wichtigkeit des Englischen Gesandschaftspostens im Haag; weil nämlich die Depeschen Brittischer Gesandten an Nordischen und Deutschen Höfen in dringenden Fällen hier erbrochen und beantwortet werden, als wozu gemeiniglich aus dem benachbarten

England

England schon im voraus die nöthigen Verhaltungsbefehle vorhanden sind, und also der hiesige Botschafter oft als erster Minister handelt. — Ausnehmend guter, und für Fremde gefälliger Ton, der in dem Haager Clubb, la grande Societé herrscht. — Prächtiges Landhaus des Hrn. Hope bey Harlem, und seine Gemäldesammlung daselbst eine der schönsten die sich denken läßt. Dieser Amsterdamer Kaufmann ist vielleicht der reichste in Europa, sein Geldverkehr unübersehbar, und seine Einnahme, wie man versichern will, nicht viel unter einer Million Holländischer Gulden jährlich. Bey einer Mahlzeit in seinem Hause bewunderte Hr. K. die Eleganz der Porzellainteller, worauf ihm von Hrn. H. gesagt wurde, daß jedes Stück auch mit 60 Livres zu Seves habe bezahlt werden müssen. Rec. erinnerte sich hier des nicht weniger reichen, und nur gar zu berühmt gewordnen Necker, der bey Bewirthung eines unsrer ersten deutschen Helden, sich auch nicht entbrechen konnte, einen vorzüglich guten Wein beynah auf eben die Art zu empfehlen. Quantum est in rebus inane! — Gute Bemerkungen über das Amsterdamer Theater, und die Holländische Literatur überhaupt. Noch immer, und mit Recht, stehen ihre Philologen in großem Credit bey unsern Landsleuten: um ihre Schöngeisterey kümmern wir uns freylich weniger. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand es anders, wo für Opitz und seine Zeitgenossen der Holländische Parnaß das war, was bald darauf der Französische und Italiänische für Deutschland wurden. — In Amsterdam fand Hr. K. eine vortreffliche Lehranstalt für junge Seeleute. Sie liegt am Wasser selbst, und hat Schiffe, auf denen die Zöglinge das Gelernte in Ausübung bringen müssen. Hier zeigt sich ohne Schwierigkeit das entscheidende Talent eines jeden, und ob der Jüngling auf das Schiffswerft gehöre, oder für die Manövers der Flotte u. dgl. geboren sey. Hr. K. gesteht, in England nichts ähnliches angetroffen zu haben. Zwar fehlt es auch da keinesweges an solchen Anstalten; allein nur für junge wohlhabende Leute, die nicht mehr als gemeine Matrosen, sondern schon als Midshipmen die Flotte besteigen; da zu A. hingegen auch ganz gemeine, ganz arme Kinder, und das vorzüglich, diesen Unterricht genießen können. Hr. K. erklärt sich daraus, warum ein Englischer Matrose so äußerst selten es nur bis zum Seelieutenant bringt. Jedoch, keine Regel ohne Ausnahme: denn so erinnert Rec. sich in der Geschwindigkeit,

daß Sir Charles Knowles doch vom bloßen Schiffsjungen bis zum Admiral gestiegen ist. — An Vergleichungen mit England läßt der Verf es auf seiner Holländischen Spazierfahrt, so wenig als in Frankreich fehlen, und grober Partheylichkeit kann man ihn eben nicht beschuldigen. Daß es ihm aber Mühe kostet seiner Vorliebe für Albion nicht den Zügel schießen zu lassen, wird man doch auch gewahr. Einer seiner Briefe, z. B. schließt mit den Worten: „denn glücklicher, reicher, und angesehener giebt es kein Volk auf der „Erde, als die Engländer grade itzt sind." — Videbimus! — Was endlich der Styl unsers Landsmannes betrifft, so scheint solcher durch seine lange Abwesenheit aus Deutschland doch etwas von seiner vorigen Fülle und Biegsamkeit nach und nach zu verlieren. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, daß mehrere während seinem zweyten Aufenthalt in Frankreich in der Sprache dieses Landes geschriebner Briefe, von dem Herausgeber erst ins Deutsche übersetzt werden mußten, und manches also an uneigentlichen, von einem Ausländer nicht zu vermeidenden Wendungen des Originals selbst liegen mag.

Rec. darf von dem Reisenden nicht Abschied nehmen, ohne der zahlreichen Vor- und Nachreden, Randglossen und Anmerkungen Erwähnung zu thun, womit sein Freund der Herausgeber, und der Verleger Hr. Dyck, das Werk ihres Freundes ausgestattet, und solches, gleich einem Edelsteine, von allen Seiten sorgfältig eingefasset haben. Das meiste davon betrifft die Französische Staatserschütterung, und läßt sich nicht übel lesen. Nähern Bericht aber davon zu erstatten, wird aus der kleinen Ursache unthunlich, weil ein Theil dieser Prologen und Epilogen vor, ein andrer nach dem August 92. geschrieben ist; das Ganze daher, wie Hrn. K. Briefe selbst, auf politische Bedenken hinausläuft, die ein Paar Tage später, durch neue, um nichts haltbarere Gutachten verdrängt werden. Und dies ist der Fall meist aller über das schreckliche Schauspiel jetzt zum Vorschein kommender Schriften! In der Ferne, worin wir, dem Himmel sey Dank! noch zusehen, betrügt unser Auge uns jeden Augenblick: die aus Frankreich selbst uns zukommenden Data sind nach unsicherer, unlauterer, widersprechender. Kein Wunder also, daß von allem, was bloße Ungeduld kalkulirt hatte, nichts eintreffen will, oft vielmehr das Gegentheil resultirt. — Die Anmerkungen besagter Leipziger Gelehrten lassen auch deshalb

halb schon sich in keinen Auszug bringen, weil von so ungleichartigen Köpfen darin gehandelt wird, daß eher eine allgemeine Kirchenvereinigung zu hoffen wäre. Man urtheile: Brandes, Cramer, Knigge, Rehberg, Hofmann, Campe, Pfeffel, Schirach, Herder, Wieland, Archenholz, Forster, Möser, und wie die thätigen hier aufgeführten Männer alle heissen mögen, worunter es doch wahrlich! mehr als einen giebt, der auf eine förmliche Ixionem in partes es anlegen zu wollen scheinet.

F.

Gelehrtengeschichte.

Thesaurus Bio — et Bibliographicus. Edidit *G. E. Waldau*, P. et Pr. Nor. Praefatus est *I. G. Meusel*. Chemnicii, apud Hofmannum. 1792. XXXII. und 303 S. in 8. 20 gr.

Kein übler Einfall, eine Sammlung akademischer und anderer Blätter anlegen zu wollen, worin von Bücher- und Gelehrtengeschichte allein gehandelt wird. Dergleichen Schriften und Schriftchen kommen nur selten in den gehörigen Umlauf, interessiren anfänglich ein nur kleines Publikum, und bleiben endlich in Winkeln hängen, wo sie niemand weiter sucht, und für den Bücherfreund, dem an einzelnen Erörterungen oft mehr als an ganzen Lehrbüchern gelegen ist, so gut als verlohren sind. Daß übrigens ein solcher Thesaurulus mit Wahl und Weglassung alles nicht zur Sache gehörigen angelegt werden, und wenn man Diatriben noch lebender Verfasser darin aufnimmt, solches mit ihrer ausdrücklichen Bewilligung geschehen müsse, sind Bedingungen die sich von selbst verstehn. Den hier eröffneten empfiehlt eine Vorrede des Hrn. Meusel, worin dieser eben so gründliche als unermüdete Literator von ähnlichen Sammlungen andrer wissenschaftlicher Zweige, mit ihm eignen sichern Ueberblicke Bericht erstattet, ohne jedoch sich anzumaßen, den so vielseitigen Gegenstand in einer Vorrede erschöpfen zu können, oder wirklich erschöpft zu haben. Soviel ergiebt sich indeß, daß Philosophie, Physik, Mathematik am wenigsten mit dergleichen

Fruchtspeichern versehen sind, desto reichlicher hingegen Theologie und Heilkunde: alles aus leicht begreiflichen Ursachen.

Dieser erste Theil unsers Thesaurus enthält I. des Erlangischen Professors J. M. Chladenius Dissertation de vita et haeresi Roscelini, 1766. Der arme Ketzer, übrigens kein schlechter Kopf, Vater der Nominalisten, und überdies Abelards Lehrer, war aus Bretagne gebürtig, und scheint gegen das Ende des XIten Seculi am thätigsten gewesen zu seyn. Trotz seiner Ahndung des transcendentalen Idealismus, weiß man nicht einmal seine Taufnamen mit Gewißheit mehr anzugeben!! Da Herr Schröckh diesen Zeitraum für seine Kirchengeschichte wohl schwerlich erleben dürfte, so wird hoffentlich niemand diesen 60 Seiten füllenden Aufsatz zu lang finden. Ob, und wie der seelige Cramer in seiner Fortsetzung des Bossuet diesen Artikel behandelt habe, kann Rec. diesen Augenblick nicht anzeigen. — II. Des Nördlinger braven Schullehrers Schöpperlin Commentatio de Rudolphi Agricolae in elegantiores Literas promeritis, Ienae, 1753. — Zwar hat dieser treffliche Mann, seit A. Hegius seinem dankbaren Schüler, und Erasmus nebst Melanchthon, seinen eben so fleißigen Lesern, Lobredner in Menge gefunden; allein auch dem neuesten unter ihnen, läßt sich noch mit Vergnügen und Nutzen zuhören. Adelung konnte bey seinen Supplementen zu Jöchern der kleinen Schrift nicht habhaft werden: ein Beweis zur Stelle, daß Sammlungen, wie vorliegende, gar nicht überflüßig sind. III. Vita Iohannis Dunsii Scoti scripta a Mattheo Veglensi, Patavii, 1671. — Blos ihrer Seltenheit wegen eingerückt, und vermuthlich um auch andre zu überzeugen, daß nichts daraus zu lernen ist. Der Biograph, ebenfalls ein Franziskaner, ist der plumpste ungelehrteste Mönch der sich denken läßt. IV. Des unlängst verstorbnen Altdorfer Professors Schwarz Commentatio de prima Manilii Astronomicorum editione a Ioh. Regiomontano Norimbergae publicata. 1764. Noch von der Hand des gelehrten Mannes mit einem Zusatze versehen, und also um desto schätzbarer. V. I. F. Kappii Dissertatio de nonnullis indulgentiarum quaestoribus Sec. XV. et XVI. Lipsiae. 1720. — Weder Kraft in Göttingen, noch Riederer zu Altdorf konnten diese Abhandlung auftreiben; und da sie an sich schon überaus brauchbar ist, war solche der Aufnahme doppelt werth. VI.

Des

Des Hrn. D. L. Wundt, Professors zu Heidelberg, Commentatio historica de Marsilio *de Inghen*, primo Acad. Heidelb. Rectore et Professore, 1775. — Hr. W. fängt an, in dem so eben herausgekommenen 3ten Bande des Pfälzischen historischen Magazins einen Abriß der dasigen Universitätsgeschichte zu liefern: natürlich mußte hier von M. de J. als dem eigentlichen Gründer besagter hohen Schule abermals die Rede seyn: auch wird darin die Commentatio hier und da berichtiget, und bereichert; welches jedoch nicht hindert, letztere als eine für sich bestehende Arbeit ansehen zu können. VII. Commentatio de Codice Mspto. Bibl. Acad. Altorfinae Constantini Africani de Febribus: — Warum wird der Verf. nicht angegeben? Dem dritten Theile der Memorabilium etc. des Hrn. von Murr zu Folge, war solches der sel. Nagel, und die Commentatio erschien 1764. 4. zu Altdorf. Auch hatte Hr. v. M. einen hinlänglichen Auszug mitzutheilen nicht ermangelt. VIII. Memoria C. Go. Küstneri, eines 1785. erst verstorbenen Leipziger Rechtsgelehrten, aus der Feder des jüngern Hrn. Ernesti. — Sehr gutes Latein freylich, dessen ungeachtet die größere Hälfte, als für Literargeschichte ganz unbrauchbar, hätte gestrichen, vielleicht das Ganze selbst bey Seite gelegt werden sollen, da Hr. E. vermuthlich über lang oder kurz dergleichen von ihm gefertigte Denkschriften selber sammeln wird. Ist solches seine Absicht nicht, so hätte dieser Umstand angezeigt werden müssen. IX. Ein von dem Herausgeber selbst 1789. geschriebenes Programma de libro antiquo: *Deutsche Theologia*. — Nicht leicht wird es einen Liebhaber der sogenannten Avtographorum Luthers und seiner Zeitgenossen geben, dem diese schon 1518. zuerst, und in der Folge sehr oft nachgedruckte, vermuthlich aber ungleich eher gefertigte, auch ins Holländische, Französische, Lateinische übersetzte, den Mystikern hauptsächlich behagende Schrift nicht in die Hände gefallen wäre. Da nun Bibliographen und Uebersetzer bey Erwähnung des Buchs mehrere Fehler begangen, auch über seinen Inhalt sich allerhand sagen ließ, so werden dergleichen Sammler, unter die Rec. auch gehört, die Notizen des Hrn. W. gewiß nicht ohne Antheil lesen.

An Mannichfaltigkeit, wie man sieht, hat der Herausg. es in seinem Versuche nicht fehlen lassen; auch eigne Anmerkungen sind von demselben hier und da beygebracht worden,

 und

und daß dieses noch öfter geschehen wäre, bleibt allerdings zu wünschen übrig. Wenn Rec. Anstand nahm seine unbedeutende Scherflein in den Schatzkasten zu werfen, so war die immer mehr sich verengende Gränze unsrer Allg. d. Bibl. Schuld daran; denn für dergleichen Notizen und Zusätze sind bibliographische Magazine nunmehr der eigentliche Platz, und noch eigentlicher die künftigen Theile des Thesaurus selbst. Daß dieser zu einem Dutzend Bändchen anwachsen werde, will Rec. um so mehr hoffen, da sauberer und korrekter Druck, bequemes Format, billiger Preis, die Nützlichkeit endlich des Unternehmens selbst, für Bibliothekare und Bibliophile schon einladend genug sind; und daß wahre Literaturfreunde, statt des überhand nehmenden Kitzels, alles umgießen, und nur in der Zukunft lesen zu wollen, dem ungleich ersprießlichern Rückblicke in die Schule der Vergangenheit nicht entsagen werden, wagt Rec., trotz der Inconsequenz unsrer Zeit, noch immer zu hoffen!

D.

Gemälde von dem Leben und Charakter, den Meynungen und Schriften des Philosophen F. M. A. von Voltaire, entworfen vom Julius Friedrich Knüppeln, Doktor der Philosophie. Leipzig, bey Hilscher. 1792. 260 S. in 8. 14 gr.

Der Verf. dieser Compilation ist einer der enthusiastischen Verehrer, fast möchten wir sagen Anbeter Voltairs. Rec. glaube auch Sinn für den Werth und die Verdienste dieses großen Schriftstellers zu haben, und von den meisten Vortheilen frey zu seyn, die sonst selbst sehr einsichtsvolle und billige Personen ungerecht gegen den Proteus der Französischen Litteratur machen, allein mit wahrem Eckel und Widerwillen hat er die frostigen Declamationen des Hrn. K. und seine alles Maas und Ziel überschreitende Hyperbeln gelesen. Man höre nur, in welchem Ton er beginnt! „Meine Freunde (eine sonderbare familiäre Anrede an das ganze Publikum!) „und „Zeitgenossen! Als große Geister! Wohlthäter des menschli„chen Geschlechts! Aufklärer ihres Zeitalters! Freunde der „Wahrheit und Lehrer der Weisheit! verehrt jeder gute Mensch „Preußens großen Friedrich — und Frankreichs weisen

Vol-

„Voltaire! (Der Verf. wußte wohl nicht, daß der große Friedrich dem weisen V. einst schrieb: Etes-vous sâge à soixante et dix ans! Devenez enfin philosophe, c'est à dire raisonnable! Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Und der große Friedrich hatte Recht.) „Beyde große Männer! er„reichten die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit, „und hatten als Philosophen den gemeinschaftlichen Zweck, „die Menschen glücklich und weise zu machen. Beyde! er„füllten diesen erhabenen Zweck ihres Seyns mit Treue, „Standhaftigkeit und Muth, der Eine als Monarch, Ge„setzgeber und Landesvater, der Andere als Lehrer der Mensch„heit, Bekenner der Wahrheit und Aufklärer seines Jahr„hunderts. Beyde schufen eine neue Generation vernünf„tiger guter Menschen, der Eine durch außerordentliche „Thaten, durch Beyspiel, durch Tugenden, der Andere durch „sein göttliches Genie, durch Menschenliebe und Wohlthun. „Beyde verließen als ruhmvolle Greise diese Erde, die Mensch„heit trauerte über ihren Abschied, und trauert noch, denn „nie sah die Welt ihres Gleichen!!" — — So geht es mit Uebertreibungen und !! weiter. Die historischen Nachrichten von V. enthalten nur das allerbekannteste, mit mancher Unrichtigkeit untermischt, und oft in ein ganz falsches Licht gesetzt. Von den Urtheilen des Verf. über V. den Schriftsteller nur ein paar Proben, die hinlänglich beweisen werden, wie unbefugt er ist, sich hierüber ein öffentliches Urtheil anzumaßen. „Der größte Vorwurf, den man V. ge„macht hat, ist sein Spott über ehrwürdige Gegenstände der „Religion, und freylich hätte er hiebey wohl die Mittelstraße „beobachten und den Schwachen kein Aergerniß geben sollen; „aber wie sollte der Reformator im Jahrhundert der „Dummheit, des Aberglaubens und Fanatismus die „Mittelstraße beobachten? Und wie sollte er Aergerniß ver„huten, da die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchten, „noch gebrauchen durften?" — „Durch V. erhielt die Schau„buhne einen reellen Werth, (den hatte sie vorher nicht?) sein „Oedip verschaffte ihm die Hochachtung der ganzen Welt. „— Die Geschichte Karls XII. von Schweden ist ganz im „Geiste eines Tacitus entworfen, voll reicher Ideen, einer „leichten Darstellung, und mit außerordentlichen Begebenhei„ten angefüllt, daß man solche als einen Roman betrachten „würde, wenn nicht die Wahrheit durch Augenzeugen wäre

 bekun-

„bekundet worden." — Das Trauerspiel Eriphile ist dem Verf. ein Meisterstück der theatralischen Dichtkunst. V. soll die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts enthüllt haben; — sein *Moudain* ist ihm ein Weltbürger! — Zu keinem andern Zweck, als um eine bestimmte Bogenzahl herauszubringen, kann die Uebersetzung einiger kleinen philosophischen Aufsätze Vs. und ein weitläuftiges Verzeichniß seiner größern und kleinern Werke angehängt seyn. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch eine ungeheure Anzahl Druckfehler, vorzüglich in den eignen Namen, deren nicht leicht einer ganz unversehrt durch die Hände des Setzers gekommen ist.

Li.

Erziehungsschriften.

Rousseaus Versuch in der praktischen Erziehung. Nach den in Rousseaus Werken davon vorhandenen Nachrichten zusammengestellt, nebst einigen seiner Briefe pädagogischen Inhalts, übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. F. Feder, Professor in Dessau. Berlin, bey Mylius. 1792. 10½ Bog. in 8. 10 gr.

Eine Nachlese zu den Bemühungen und Verdiensten Rousseaus um die Erziehung, die durch seinen Emil als Hauptwerk, und durch seine gelegentlich geäußerten Gedanken im zweyten Bande der neuen Heloise gegründet sind. Der Hauptstoff ist ein kurzer Aufsatz desselben, unter dem Titel Projet d'education, welcher im dritten Bande der Supplemente zu seinen Werken befindlich ist. R. selbst hat sich nämlich einmal in seinem Leben, wiewohl auf kurze Zeit und mit wenigem Erfolge, mit der Stelle eines praktischen Erziehers oder Hofmeisters befasset. Es war dies zu Lyon in dem Hause des Hrn. von Mably, Oberbefehlshabers der Marechaussee, eines Bruders von dem bekannten Abbe Mably. Jener hier übersetzte Versuch sollte ihn mit dem Vater des einen Zöglings einverständigen über die Rechte des Erziehers, über die harmonische Hülfleistung der Eltern, und über den ganzen Gang der

Er-

Erziehung und des Unterrichtes. Zur Geschichte des Versuches hat der U. ganz schicklich einige sich darauf beziehende Briefe vorausgeschickt: 1) den Theil eines Briefes, den R. seinem eignen Vater schrieb, um sich bey ihm über diese Veränderung seiner Lage zu rechtfertigen. (Eigentlich hatte weniger seine entschiedene Neigung, als die Verlegenheit über die veränderten Gefühle zwischen ihm und seiner Mad. Wahrenis daran Schuld); 2) Auszug aus einem Briefe an einen Hrn. Deybens in Lyon, durch dessen Unterhandlung er in das Mablysche Haus kam; und 3) eine Nachricht über den fehlgeschlagnen Erfolg seiner Unternehmung, aus dessen eignen Bekenntnissen gezogen. – Er konnte nichts schaffen, weil er nicht leiden konnte, daß ihm irgend etwas gegen seine gefaßten Ideen in die Queere gieng, und er sich rasend ereiferte, wenn die Eindrücke seiner Zöglinge seinen berechneten Eindrücken nicht entsprachen, (auch, wie Hr. Feder am Ende sehr gut aus dessen Confessionen nachholt, weil er noch selbst nicht moralisch gut genug war, um die Achtung seiner Zöglinge zu behaupten. Er verliebte sich z. B. in die Frau vom Hause, und übernahm den Weinkellerschlüssel, der ihm wegen ungetreuer Verwaltung wieder abgenommen wurde.) Das rühmlichste war, daß er durch einen einjährigen Aufenthalt sich selbst überzeugte, er werde sie gut zu erziehen nie im Stande seyn, und seinen Abschied selbst forderte.

Auch in diesem Entwurfe, der lange vor seinem Emil geschrieben war, ist viel gutes, und gut gesagt. Das was einer Prüfung oder Erläuterung bedarf, hat Hr. F. in hinten angefügten Zusätzen geprüft oder erläutert, und einen Beweis seiner eignen pädagogischen Einsichten dadurch gegeben. Z. B. R. verlangt, daß ein Lehrer über Kinder nicht zu unbedeutende Rechte habe, um ihnen seinen Unterricht angenehm oder wichtig machen zu können. Bekanntlich (erinnert dagegen der U.) empfiehlt sich der Unterricht durch ganz andere Eigenschaften, als durch Rechte des Lehrers über die Schüler. Das ist wahr genug; aber erst bey Schülern, die von der Nützlichkeit des Unterrichtes schon eigne Vorstellungen haben. Immer aber bleibt es für die Gelehrigkeit der Schüler ein äußerst starker Sporn, wenn der Unterricht gegeben, und die Wissenschaft empfohlen wird, von einem Manne, den sie, nicht mit großen Rechten, aber mit großer Achtung und mit bedeutendem Einflusse auf ihr eignes ferneres Wohlseyn beklei-

det seyn. Das laudari a laudato viro würkt gar stark bey jungen Leuten. Oder wie kommt es, daß mancher großgeachtete Lehrer auf einer Akademie viele junge Leute zu seiner Wissenschaft heranzieht, und sich vieler tüchtigen Schüler rühmen kann? Gewiß nicht allein von seinen persönlichen Verdiensten, seiner überlegenen Methode und Lehrfähigkeit; wiewohl diese auch dabey conditio sine qua non ist; sondern von der Empfehlung, die sein Beyfall giebt; von dem Einflusse, den dieser Beyfall auf Freytische, Stipendien, Conditionen, Beförderungen und Ehrenstellen hat. Das, das macht vielen zuerst seinen Unterricht wichtig. Eben so, woher kommt es, daß man auf Schulen gewöhnlich die emsigsten und gelehrigsten unter den Söhnen geringer Eltern antrifft? Eben weil in dieser Augen der Beyfall ihres Lehrers einen Werth hat, und einen Einfluß auf ihr ferneres Fortkommen verspricht, der bey den übrigen wegfällt. Ein Lehrer also, der, nicht große Rechte, wie R. sagt, aber großes Ansehn und großen Einfluß auf die Jugend und ihre Hoffnungen und Wünsche hat, besitzt ceteris paribus ein sehr großes Uebergewicht zum Vortheil eines guten Erfolges. U. Daher ist es die größte, aber noch so gemeine, Vernachläßigung im Staate, daß man guten Lehrern (nicht dem Stande, aber dem Verdienste) nicht mehr Gewicht und Einfluß in den Augen der Knaben oder Jünglinge beylegt. So wie nun der Unterricht dadurch wichtiger erscheint, wenn er von einem wichtigen Manne gegeben wird, so auch der ganze Erziehungseinfluß. Und da hat R. sehr Recht, wenn er verlangt, daß der Vater ihn soll mit über Vergnügungen und Belohnungen disponiren lassen. Denn gewöhnlich ist es verkehrt. Eltern überlassen gern den Hofmeistern den Theil ihrer väterlichen Gewalt, der in Strafen und Reprimandiren besteht, um sich dadurch von einem nur lästigen und unangenehmen Theile ihrer Pflichten los zu machen; behalten sich aber vor, je nachdem sie auf gutem Zeichen sind, ihren Kindern selbst gütlich und freundlich zu thun. Daher, weil die Kinder sehn, daß sie ihren Lehrern für das Angenehme, was ihnen widerfährt, keine Verbindlichkeit haben, und weil sie in ihnen mehr ihre monitores sehen, so sind sie monitoribus asperi.

Doch um nicht die Gränzen dieser Anzeigen zu überschreiten, mag R. die übrigen Sätze R. und Berichtigungen seines Uebersetzers nicht weiter verfolgen, will aber allen Hofmeistern und

und solchen, die Hofmeister nöthig haben, hiemit die Lektüre dieser Schrift empfehlen. Hinten angehängt sind noch einige wenige Briefe pädagogischen Inhaltes aus der Sammlung von N. Briefen.

Mfg.

Vater Wormanns Briefwechsel mit seinen Kindern. Schneeberg, in Arnolds Buchhandlung. 1792. 274 S. in 8. 18 gr.

Die Anzeige dieses Briefwechsels würde zu umständlich werden, wenn wir den Leser mit der Charakteristik der Personen, die sich hier schriftlich unterhalten, bekannt machen, und nur den Hauptinhalt ihrer Begebenheiten und der moralischen Erzählungen, die zu mehr Unterhaltung mit eingeflochten sind, wieder erzählen wollten. Die Materien sind nicht sonderlich neu und auffallend, aber der Verf. hat sie so gut bearbeitet, und so nach dem Geschmack seiner Zeitgenossen geformt, daß ihm gewiß niemand seinen Beyfall versagen wird. Briefe moralischen und religiösen Inhalts, mit Witz und guter Laune gewürzte Erzählungen, hie und da eingeschobene Gedichte, und selbst die Räthsel, die Wilhelm seiner kleinen Schwester Sophie aufzulösen giebt, geben dem Ganzen eine gefällige Abwechselung. Schon das Titelkupfer erweckt eine vortheilhafte Idee von dem Werke selbst. Es ist eine rohe Steinmasse mit der Unterschrift: Die Masse ist unverbesserlich, aus ihr bildet der denkende Künstler einen Apoll, eine Venus, und der Stümper? — haut Sautröge daraus. — Für die Jugend ist das Buch eine angenehme und nützliche Unterhaltung; dem schönen Geschlechte zu gefallen, hätten aber einige lateinische Stellen entweder gar wegbleiben, oder verdeutscht werden sollen. So wird es auch Ungelehrten ohne Erklärung räthselhaft bleiben, was das heissen soll: August sitzt über den Magister Matheseos. Im Briefe selbst stand freylich eine Erklärung am unrechten Orte, weil man da voraussetzen mußte, daß Wilhelm die Art von Magistern kenne, aber in einer Note war sie nicht überflüßig. Der Ton der Schreibart, der in den Briefen herrscht, ist fliessend und wohlklingend, doch haben sich einige Unrichtigkeiten in der Sprache eingeschlichen. S. 21. Z. 2. schreibt August an seinen

nen Vater: „Fritz — schießt schon mit ordentlichen Flinten, „und trifft Sie jeden Vogel.“ — Spricht gleich hier ein Kind, so darf man ihm doch keine unrichtige Sprache in den Mund legen. Oft wird da für weil gebraucht; S. 44. Z. 2. Maul st. Mund; S. 183. Z. 18. die Aerme für Arme. S. 154. Z. 8. heißt es: die Pferde scheuten vor dem Blitz; S. 157. Z. 22. die Sprache verseufzte auf den Lippen. — Die Auflösung des Räthsels S. 51. scheinet vergessen zu seyn. — Der Verf. hat nichts davon erwähnet, ob er den Briefwechsel fortsetzen will, es ist aber zu vermuthen, weil die Geschichte Wellmanns und seiner beyden Verlobten nur bis auf den kritischsten Punkt gekommen ist. Es ist auch noch keins von Wormanns Kindern verheyrathet, oder sonst versorgt, und das wird doch vermuthlich erst auch noch geschehen, ehe das Werk geschlossen wird.

Ks.

Haushaltungswissenschaft.

Allgemein nützliches Hand- und Volksbuch, besonders für Stadt- und Landwirthe, worin nicht nur die gemeinnützigsten Aufsätze und Regeln für die Haus- und Landwirthschaft, sondern auch ein Gesundheitskatechismus, eine Hausapotheke, Vieharzneybüchel, ein Düngungs- und Bienenkalender, die allerneuesten Erfindungen, neuesten Schönheitsregeln für Frauenzimmer, viele ächte Hausmittel und nützliche Künste, Räthsel, poetische Einfälle, nebst verschiedenen andern merkwürdigen Sachen, enthalten ist. Nebst einem Kupfer der schwedischen Nationaltracht. Leipzig und Graz, bey Zaunrieth. 1793. 203 Seiten in 8. 11 gr.

Dies Hand- und Volksbuch ist zu dem bestimmten Gebrauche in der That ganz gut entworfen, und kann besonders in dem Lande, für das es geschrieben worden, allgemein nützlich werden. Der lange Titel besagt den Inhalt, den der

Verf.

Verf. in XXVI. Abtheilungen gebracht hat, beynahe ganz. Da manches sich auszeichnet, so wollen wir ein wenig davon reden. In der I.) S. 1 — 12. erfährt der gemeine Mann, was er ungefähr von der Natur und dem Weltgebäude zu wissen bedarf: nur fragt sichs, warum der Verf. ihm den neuen Planet Uranus nicht mit den übrigen gezeigt hat, da er doch allgemein auf- und angenommen ist, und sogar zeigt, daß der hundertjährige Kalender dadurch einen Beweis erhält, wie nichtig seine Voraussagung der Witterung auf die bisherigen Planeten gewesen, der also, wenn dieser mit eingerückt wird, eine ganz andere Richtung annehmen muß.

II. **Betrachtung über die Welt**, S. 12 — 23. Für diese Menschenklasse nicht allein, auch für höhere ungemein gut.

III. **Allgemeine Betrachtung des Thierreichs.** S. 23 — 28. Auch ganz faßlich.

IV. **Physikalische Berechnungen.** S. 28 — 30.

V. **Neueste Erfindungen und Entdeckungen.** S. 30 — 41. Beyde enthalten lauter wissenswerthe Dinge. Da aber der Verf. doch einmal die neue Entdeckung von feuerspeyenden Bergen im Monde in seine Lehre für den Landmann aufnahm, warum nicht auch den neu entdeckten Planeten Uranus? Biehnenbergs neu beschriebener Frostableiter, von einem an die Bäume gebundenen Strohbande, das mit dem Ende in eine mit Wasser gefüllte Kanne gesteckt wird, erfordert zwar erst mehrere Beweise; aber diese werden auch dadurch am sichersten erlangt, wenn sie allgemeiner und auch vom gemeinen Manne angewendet werden. Es ist zu bewundern, daß vom Erfolge älterer Zeiten noch gar nichts öffentlich angezeigt worden ist, ob derselbe die Blüthen vom Reif — daher er den Namen Reifableiter, mehr wie Frostableiter verdient, zumal er nicht den Stamm gegen den Frost im Winter, sondern nur die Blüthen gegen die Frühlingsreife verwahret — wirklich befreyet habe; da doch diese sogenannte neue Entdeckung schon sehr alt und bereits vom P. Fischer in seiner Carione ins Deutsche übersetzten Schrift: **Fleißigen Herrn-Auge, oder der wohl ab- und angeführte Haushalter**, Frankfurt und Leipzig, 1690. in 4. beschrieben worden ist. Ausführlich findet man diese und mehrere Bemerkungen über die Biehnenbergsche Frostableiter in der Riemschen auserlesenen Sammlung vermischter ökonomischer Schriften 1sten B. 2ten Heftes

2 Ab-

2 Abtheil. 1790. S. 108. f. VI. Nützliche Erfahrungen und Regeln für den Landwirth. Alle sehr gut, und man sieht, daß der Verf. aus den besten Quellen geschöpft, und die Kunst zu unterscheiden, als auch kurz vorzutragen besitze. So ist z. B. S. 49. vom Brande im Getraide bündig gehandelt, und das einzig souveraine Mittel gegen solchen angegeben; S. 53. Teiche fetter zur Fischnahrung zu machen; S. 59. Mittel aus den vier vornehmsten Brachen (Branchen) oder Zweigen des Ackerbaues den größten Nutzen zu ziehen; S. 65. vom Hundsmiste zu vortheilhaftem Hanfbaue; so wohl dieses wie alles übrige ist recht gut gelehrt. VII. Bienenkalender S. 70 — 74. IX. Von Temperamenten und ihrer Lebensordnung, S. 74 — 81. X. Anweisung, wie der Zustand eines Kranken dem abwesenden Arzte bekannt zu machen. S. 81 — 84. XI. Gesundheitskatechismus. S. 84 — 109. XII. Hausapotheke, S. 109 — 119. XIII. Vieharzneybüchel — worin alles gut, nur fehlt sehr oft das Gewicht bey den Arzneyen, so dann ist S. 125. das Mittel, für die drehende Schaafe, nicht sicher, sicherer ist die neuerfundene Trokarirung mit dem Saugtrokar, (m. s. die Riem- Reutterische Schrift vom Trokarisiren der Drehschaafe) endlich dünkt uns S. 126. noch bey dem bewährten Mittel: für die Fäule der Schaafe, daß, so gut als es auch ist, doch kein Leimkuchen, viel mehr aber Leinkuchen dazu zu nehmen sey: versteht jedoch der Verf. wirklich Lehmen darunter, dann würden wir Mergel vorziehen, da dieser ohnehin mit Salz vermengt unter dem Namen: Mergelbrod, als eine vortreffliche Schaaflecke gegen die Fäule schon irgendwo — irre ich nicht, in der Riemischen ökonom. Quartalschrift — angegeben worden ist; vielleicht herrscht hier nur ein Schreib- oder Druckfehler. S. 119 — 127. XIV. Vom Lotto, S. 127 — 133. XV. Nationaltracht in Schweden — davon ein Kupferstich beygefügt, und diese Königliche Verordnung zum Besten der inländischen Fabriquen um so mehr der Aufmerksamkeit werth ist, als anderer Orte, unter eben dem Vorwande: für inländische Fabriken, die bisher eingeführten Uniformen wieder abgeschafft werden — S. 133 — 136. XVI. Schöne Handlungen, S. 136 — 148. XVII. Begebenheiten auf jeden Tag im Jahre, S. 149 — 160. XVIII. Verschiedene Merkwürdigkeiten, S. 161 — 167. XIX. Kunststücke für Jedermann, S. 167 — 171. XX. Haus- mittel

mittel, S. 171—176. XXI. Regeln für Gartenliebhaber, S. 177—183. XXII. Ganz neue Schönheitsregeln für Frauenzimmer, S. 183—186. XXIII. Denksprüche und Klugheitslehren, S. 186—190. XXIV. Poetische Einfälle, S. 190—199. XXV. Preiskourant von einigen Meßwaaren, S. 199. Endlich XXVI. Räthsel, S. 200. f. Von allen diesen Artikeln können wir, ohne zu umständlich zu seyn, das unser Raum für solche Schrifften nicht gestattet, nichts sagen: als daß der Leser aus den VII ersten Proben schon sehen wird, daß bis zur XXVIsten nichts unnützes folge.

B.

Die veredelte Kaninchereÿ durch Seidenkaninchenmännchen, als zweyter Theil zu Hrn. J. C. S. Mayers Anweisung der angorischen oder englischen Kaninchenzucht: fortgesetzt von Johann Riem, Churfürstl. Sächsischen Kommissionsrathe, und beständigen Secretär der ökonomischen Societät — Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 1792. 114 S. in 8. 6 gr.

Diese wenigen Bogen enthalten viel gutes und wichtiges, und der, in der ökonomischen Naturgeschichte unermüdete V. liefert darin überaus nützliche Beyträge zur Veredlung der Kaninchenzucht, die wir nun nicht allein als den zweyten Theil der Mayerschen Seidenkaninchenzucht; sondern auch als Berichtigungen dieser schon an sich sehr guten Beobachtungen anzusehen haben. Er wird auch einen dritten Theil folgen lassen.

Zuerst ein Bericht der Churfürstl. Sächsischen ökonomischen Gesellschaft von des Verf. rühmlichen Versuchen, die inländischen kurzhaarichten Kaninchenweibchen mit den angorischen feinen und langhaarichten Männchen zu paaren. Dies ist die Hauptsache der ganzen Schrift.

Das Vorurtheil wird widerlegt, daß die angorischen gegen die inländischen ein eigenes Geschlecht (genus) wären, und diese unsere zahmen erwürgten. Die angestellten Versuche mit der Begattung beweisen das Gegentheil, wobey aber die

die nöthige Vorsicht zu beobachten, daß beyderley Arten nicht auf einmal zusammen zu bringen sind, sondern erst einzeln eingesperrt werden, damit sie der Einsamkeit überdrüßig, und hernach der Gesellschaft desto gewöhnter werden.

Beschreibung der Veredlung dieser Kaninchenzucht S. 6. Folge der Begattungen und glücklichen Niederkünfte. Von einem Paar vom 6ten März bis 18ten Julius 36 Junge. Der Wurf geschahe alle vier Wochen, der letzte 14 Tage später. Bey allen Würfen mehrentheils 2 Drittel männliche, und 1 Drittel weibliche. Die erstern durch Unterbinden kastrirten, um die Haare zu nutzen. Bey der 2ten Generation die Haare schon besser und länger.

In dem folgenden wird die Zucht und Beartung dieser Veredlung noch umständlicher beschrieben, auch gezeigt, wie die Haare traktirt werden müssen. Die ganze Schrift ist mit artigen Naturanekdoten, wie die Thiere bey der Begattung, bey der Bereitung des Wochenbettes u. s. w. zu Werke gehen, verwebt, die sich sehr gut lesen lassen, wovon wir aber keinen Auszug geben können.

Liebhaber dieser Zucht werden das Büchelchen mit wahrem Nutzen gebrauchen, und Hr. R. wird sich ein noch grösseres Verdienst machen, wenn er das Publikum bald mit dem dritten Theile beschenken wird.

Bh.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

1) Sophie Eleonore von Kortzfleisch geb. von Wundsch frühere Gedichte. Breslau, bey Gutsch. 1792. 244 S. in 8. 12 gr.

2) Gedichte von Sophie Eleonore von Kortzfleisch geb. von Wundsch. Berlin, bey Vieweg. 1792. 140 S. in 8. 12 gr.

Zwey Sammlungen von einer Verfasserin, die sich beyde am innern Werthe sehr ungleich sind. Eben diese Ungleichheit aber erweckte bey dem Rec. ein günstiges Vorurtheil für die Dichterin. Die frühern Gedichte stehen weit unter der zwey-

ten

ten Sammlung; ein Beweis, daß die Verf. eine Eigenschaft besitzt, die nicht allen männlichen Dichtern eigen ist, — die Eigenschaft der Corrigibilität. Sie hofft (in der Vorrede) „für (vor) dem Richterstuhl der Kritik mit Nachsicht behandelt, oder vielmehr gar nicht für (vor) denselben gezogen zu werden." Rec. muß ihr das ungeheuchelte Zeugniß geben, daß sie den Richterstuhl der Kritik nicht so ängstlich zu fürchten brauche, und daß sie auch ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht vor jedem billigen Richter gewiß die Nachsicht erhalten werde, die sie mit Bescheidenheit erbittet. Vor dem Richterstuhl der Kritik hört nach der Regel alle Galanterie auf, und hätte die Verf. keine Anlage zur Dichtkunst bewiesen, so würde Rec. gerade darein seine Galanterie setzen, ihr offenherzig von allen weitern Versuchen abzurathen. Nun aber kann er sie mit gutem Gewissen ermuntern, ihr Talent weiter auszubilden, und zu dem Ende hält er es für Pflicht, die Verf. auf diejenigen Flecken aufmerksam zu machen, die sie künftig von ihren Gedichten abzuwischen suchen muß, ehe sie dieselben ins Publikum treten läßt, und gewiß auch abzuwischen suchen wird, da die vor uns liegenden spätern Gedichte, wie schon gesagt, offenbar die Spuren der schärfern Feile an sich tragen.

Der Charakter dieser Gedichte im Ganzen ist Fertigkeit im Mechanischen des Versbaues, ungekünstelte Empfindung, sanfte Melancholie, die durch widrige Lagen und Schicksale erzeugt, sich durch fromme Ergebung und Resignation äussert. Daher glücket ihr auch der Ausdruck der Empfindungen der Elegie besser, als Flug der Ode; poetische Erzählungen, epigrammatischer Witz und Ironie und Hexameter in Kleistischer Manier gelingen ihr weniger. Ohngeachtet wir nun der Verf. nicht hohes poetisches Genie, nicht eigene Originalität und feurige Phantasie zuschreiben können, so zeigt sie doch eine gewisse Gewandtheit in Abwechselung der Bilder und Wendungen bey Gedichten über einerley oder ähnliche Gegenstände. Dagegen wäre ihren Gedichten mehr Poesie des Styls, mehr Dichterschwung und Schmuck zu wünschen, denn man stößt noch, besonders in den frühern Gedichten, auf zu viele schwache Zeilen und gereimte Prose. Vornehmlich aber werden die frühern Gedichte durch Fehler gegen die Grammatik und reine Diktion, so wie hie und da durch verunglückte Bilder und Metaphern, harte Reime u. s. w. gar

sehr entstellt. Die Verf. hat eigentlich schon zu viel Verse geschrieben, wenigstens schon zu viele drucken lassen, um zwey Bände fehlerfreye oder vorzügliche Gedichte liefern zu können; eine Auswahl aus beyden Sammlungen würde ihre Dichtertalente in einem unzweydeutigern Lichte dargestellt haben. Es ist daher in der That herzlich gut gemeynt, wenn wir ihr rathen, uns lieber künftig, wenn sie noch mehr drucken lassen will, die Früchte einzelner glücklicher Stunden, als alle oft invita Minerva gereimten Gelegenheits-Gedichte vorzulegen. Theils um unser Urtheil, als das Resultat des aufmerksamen Lesers zu erweisen, theils die Verf. auf diejenigen Fehler der Sprache aufmerksam zu machen, die am wenigsten zu verzeihen sind, setzen wir einige bemerkte Fehler von der Art her. Immer verwechselt die Verf. vor ins für, wie schon das vorhin gegebene Beyspiel aus der Vorrede zeigt. Hier noch einige, die uns ungesucht in die Augen fallen:

Die vor (für) Gewinn sein Lob zwar unterstützen.

Hier ist noch überdem der Ausdruck: jemandes Lob unterstützen, denn genau gesprochen kann nach der Proprietät der Worte unterstützen nicht wohl für verbreiten, vermehren gesagt werden. Eben so:

Da die, vor (für) die er säet, dem Glück im Schoosse liegen.

Sie schreibt häufig vom Metrum gezwungen: findt für findet, verbindt für verbindet, acht für achtet, verblendt für verblendet, bildst für bildest, verwundtem für verwundeten, grüßt für grüssest. Härten von der Art erlaubt die reine Schreibart nicht. S. 8.

Auf Auen — — Geh ich im Thau, den der Olymp geweinet

ist ein schiefes Bild. S. 9.

Dort wo im Buchwald Zephir lispeln
Und braune Würmer an den Blättern nagend flistern

Man sagt richtiger Buchenwald, denn ein Buch und eine Buche sind zwey sehr verschiedene Dinge; und wer reimt wohl lispeln und flistern? Auch S. 41. Spötter — Retter, S. 72. Mitten — gebieten sind fehlerhafte Reime. Ueberhaupt ist flistern hier nicht der Ausdruck, der das Nagen der Wür-

mer mahlen kann, wie er doch wohl nach der Absicht der Dichterin sollte. S. 11.

„Mit mehrer Pracht, wie ein vergoldtes Zimmer"

(mehrerer, besser noch, grösserer Pracht als ein vergoldetes Zimmer.) So wie sie hier Sylben unregelmäßig zusammenzieht, so flickt sie S. 46. eine Sylbe um des Metrums willen ein:

Zwar herrscht ein tiefes Stilleschweigen

Das Wort heißt Stillschweigen. S. 15. — der muntre Hirt voll unschuldiger Freude — ist falsch skandirt. Eben daselbst: „weil Philax Treu' indessen vor ihn wacht — hat den doppelten Fehler, daß Philax ohne vorgesetzten Artikel nicht der Genitiv seyn kann, und abermals vor statt für gesetzt ist, oder es müßte heißen: vor ihm. S. 17.

Nutzt find ich weit mehr so Nah als Freude

ist obsolet in der Diktion und Construktion. S. 32.

Von dem ein kaltes Naß sich langsam niederstreut.

Wenn wir auch nichts über das kalte Naß sagen, so können wir doch nicht unerinnert lassen, daß etwas Nasses sich nicht streuen läßt.

Die Blume senkt ihr blaß und welkend Haupt.
Blaß ist das Adverbium, als Adjektiv mußte blasses stehen.

Ein reißender Orcan — — —
Durchstreicht die wilde Flur, die alle Pracht verläßt

ist zweydeutig, denn man sieht nicht sogleich, ob die der Accusativ oder der Nominativ seyn soll. Eines der schlechtesten Gedichte ist S. 23. mit der Ueberschrift: die Dichter; da es kurz ist, setzen wir es her:

Die meisten Menschen, die wir finden,
Die schätzen Dichter nur allein,
Die uns mit gnug bewiesnen Gründen
In hundert Bogen Poesie bezeugen, daß sie Thoren seyn.

Ohnstreitig in jedem Betracht unter aller Kritik, und nur durch einen einzigen Federstrich zu verbessern! Hätte die Verf. absichtlich ein Epigramm machen wollen, worinnen alle nur

mögliche Fehler, deren sich ein Dichter schuldig machen kann, vereinigt seyn sollten, so hätte sie nicht zweckmäßiger schreiben können. Zum Glück kommen dergleichen Gedichte nicht oft in diesen beyden Sammlungen vor, sonst wären sie keiner so detaillirten Kritik werth. S. 50.

Den, der uns redlich liebt', umschließt die Todtenbahre.

Die Todtenbahre umschließt ihn nicht, aber wohl der Sarg oder das Grab, und liebt' für liebte, ist in dieser Stellung hart, da es nun wie das Präsens aussieht, und doch das Imperfekt seyn soll. S. 62.: Sah man statt dem — sollte heißen: statt dessen. Derselbige Fehler kommt in jenem sonst nicht übel gerathenen Gedichte mehr als einmal vor. S. 43. schließt sich ein Gedicht abermals mit einem Sprachfehler:

Für einen Christ hat selber im Erblassen
Der Tod nichts schreckliches in sich.

Die frühern religiösen Lieder der Verf. sind viel zu mystisch, und noch voll von ganz alten empörenden und selbst in der systematischen Theologie und Dogmatik ungültigen krassen Begriffen vom Leiden und Sterben Jesu. In den spätern Gedichten sind sie besser gerathen. Hier sind einige der bisarresten:

Die ihr auf Schwanen (das wären also die Vögel und nicht die Federn) ruht von Wollust eingewiegt,
Kommt, seht, wo itzt ein Gott, dies zu versöhnen liegt.

S. 92. Nacht, wo ein Gott für mich geseufzt, geklagt.

S. 99. Blutig von Dornen, bedeckt mit Beulen und Wunden
Stellt man dich, den Schöpfer, Erschaffenen vor.

Nicht doch! Gott hat ja nicht gelitten, konnte nicht leiden. Selbst die orthodoxesten Dogmatiker werden hoffentlich diese Ketzerey, wo nicht Blasphemie, nicht lehren. Längst schon hat man aus einem alten Kirchenliede den schrecklichen Ausdruck verbannt: O große Noth! Gott selbst ist todt u. s. w. Aber die Verf. hat fast in allen ihren Gedichten über diesen Gegenstand jenen Gedanken oder doch etwas dem ähnliches wieder aufgesucht. S. 97.

Ach! siehst du nicht die ausgestreckten Armen

Es sollen die Arme des Erlösers am Kreuz seyn, so wie es aber hier stehet, sind es arme (dürftige) Menschen.

Wir schließen unsere Kritik, um nicht zu weitläuftig zu werden. Was wir niedergeschrieben haben, ist hinlänglich, der Verfasserin zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit Rec. ihre Gedichte gelesen habe, zugleich aber auch, wie viel noch der Sprache und dem Ausdruck dieser Gedichte an Korrektheit, Richtigkeit und Reinheit fehle, und was also die Verf. noch vorzüglich zu studieren habe, ehe sie wieder ins Publikum tritt. Doch trifft dieser Tadel meistentheils nur die frühern Gedichte.

Az.

Skizzen und kleine Gemälde von C. C. F. W. Buri. Offenbach, bey Weiß und Brede. 1792. 19 Bog. in 8. 20 gr.

Es ist nicht unnütz, hier zu erinnern, daß der Verf. dieser Aufsätze nicht mit dem unglücklichen dramatischen Schriftsteller P. von Buri zu verwechseln ist. Diese Skizzen und kleine Gemälde sind zwar in der That nur Kleinigkeiten, die keinen großen Aufwand von Genie und Anstrengung erfordert haben, um sie zu Tage zu fördern. Auch wird, wer kräftige Geistesnahrung sucht, hier nicht befriedigt; aber immer sind sie ganz artig und mit Gefühl geschrieben, also für manche Arten von Lesern vielleicht nicht ohne Interesse.

Pk.

Romane.

Philippe von Geldern, oder Geschichte Selims des Sohns Amurat. Zwey Theile. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1792. 416 und 552 S. in 8. 2 Rg. 8 gr.

Dieser historische Roman ist abermals aus der Feder des noch immer unbekannt bleibenden Verfassers des Walters von Montbarrey und vieler andern. Die mit Dichtung stark vermischte Geschichte fängt mit der Eroberung von Constanti-

nopel an, und endigt mit dem Tode Karl des Kühnen, Herzog von Burgund. Rec. hat diesen Roman mit Vergnügen gelesen, und stimmt mit wahrer Ueberzeugung andern Beurtheilern bey, daß der Verf vor allen seinen Nachahmern viele Vorzüge hat. Und wenn es auf der einen Seite nicht zu leugnen ist, daß bey jungen Leuten durch dergleichen Erzählungen, die Darstellung historischer Thatsachen verwirret werden, und ihr Gedächtniß Scenen aus dem Roman in die Geschichte hineintragen, und damit verwirren kann, so wahr ist es hingegen, und Rec. hat es aus Erfahrung, daß denkende Frauenzimmer sogar, sich Mühe gegeben haben, nachdem sie einen dergleichen historischen Roman gelesen, denselben mit der Geschichte zu vergleichen; und dadurch als eine natürliche Folge, ihre Bekanntschaft mit der letztern verstärket haben. Und ist dieses nicht schon genug, um dieser Gattung von Romanen einen Vorzug vor so vielen andern, einzuräumen, mit denen in jeder Messe das lesesüchtige Publikum überhäuft wird? — Einen bessern Correktor möchten wir der Verlagshandlung wohl empfehlen, weil wir hin und wieder auf Stellen gestoßen sind, die keinen Sinn haben, und wo offenbar etwas ausgelassen ist. Dergleichen Fehler wir leider in sehr vielen Werken dieses Verlags bemerkt haben.

Ak.

Der gute Sohn, oder Begebenheiten (des) Herrn Karl Braß, nebst dem würdigen Ende einer Kokette. Ein Beytrag zur Chronik von Dinnerode. Fünfter und lezter (letzter) Theil. Nordhausen, bey Groß. 1792. 15½ Bog. in 8. 16 gr.

Dies ist denn der versprochene fünfte Theil, auf welchen uns der Verf. vertröstet hat, und der alle die mit Reue erfüllen sollte, welche die ersten vier Theile erbärmlich schlecht gefunden haben. Rec. hat ihn daher, wie sichs versteht, begierig gelesen; aber nichts Gutes daran finden können, als daß es der letzte Theil eines Buchs ist, durch welches sich der Verf. sehr schwer an dem guten Geschmacke und an seinem Verleger versündigt hat.

Eg.

Natur-

Naturlehre und Naturgeschichte.

Die Elektrizität der Lufterscheinungen, worin von der natürlichen Elektrizität überhaupt, und von den Lufterscheinungen besonders gehandelt wird, auch die vornehmsten Phänomene, der elektrischen Meteorologie nach Beobachtungen und Erfahrungen aufgestellt und erkläret werden. Aus dem Französischen des Herrn Abbé Bertholon de St. Lazare. Erster und zweyter Band. Mit Kupfern. Liegnitz, bey Siegert. 1792. in 8. 1 Rg. 16 gr.

Da die Schrift des Hrn. B. d. St. L. de l'Electricité des Meteores in der Ursprache schon sehr bekannt ist: so würde es nicht nur überflüßig, sondern, da sie ein ausländisches Product ist, sogar dem Plane dieser Bibliothek zuwider seyn, wenn wir uns hier auf eine Beurtheilung des Inhalts einlassen wollten. Hier haben wir es blos mit der Uebersetzung zu thun. Ob eine so gemeinnützige Schrift, wie die gegenwärtige, übersetzt, und dadurch auch deutschen Lesern bekannter zu werden verdiente, ist wohl keine Frage; auch kann man dem Uebersetzer den Beyfall nicht versagen, daß er der den Franzosen so eigenen Geschwätzigkeit in etwas Einhalt gethan, und auch die unnöthigen Wiederholungen weggestrichen hat; nur kommt es darauf an, ob er nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und durch zu gedrängte Darstellung der Ideen, dunkel und unverständlich geworden ist, können wir, aus Mangel der Urschrift, nicht sicher entscheiden. Außer diesem ist die Uebersetzung äußerst schleppend und verwirrt; wovon die Beyspiele zu häufig sind, als daß es nöthig wäre einige Beyspiele herzusetzen. So scheint auch der Uebersetzer der deutschen Sprache nicht ganz mächtig zu seyn, weil er sich oft ganz ungewöhnlicher Ausdrücke bedient. Z. B. die bedeckende Soldaten, (die zur Bedeckung dienten) ferner; die Durre war so groß, daß verschiedene Flüsse sehr flach (seichte) waren. Und endlich sind, wie wir vermuthen, alle Fehler des Originals unverbessert geblieben. Z. E. der Pater Kircker; der Russe Steller u. s. w.

Ef. Volks-

Volksnaturlehre, mit Anmerkungen für Landschullehrer. Leipzig, bey Schwickert. 1792. 138 S. in 8. 8 gr.

Die Ordnung der abgehandelten Materien ist: Feuer, Kälte, Gefrieren der Fenster, Brennspiegel, Brennglas, Thermometer, Erdbeben, feuerspeyende Berge, Sonnenrauch, Nordlicht, Feuerkugeln und fliegende Drachen, Sternschnuppen, Irrlichter, Elektrizität, Gewitter, Ableiter, Regenbogen, Höfe, Wasserdünste, Nebel, Wolken, Thau, Regen, Wolkenbruch, Dampfsäule, Schnee, Reif, Hagel, Ebbe und Fluth, Luft, Atmosphäre, Barometer, Luftpumpe, brennbare Luft, Luftball, Luftschiff, Wind, Schall, Echo, Fixsterne, Planeten, Sonne, Cometen, Finsternisse; Magnet, Bewegung und Schwere der Körper. Man sieht hieraus, daß die Ordnung eben nicht die beste ist, und der Lehrer sehr oft genöthigt seyn wird, den Vortrag zu unterbrechen, um erst diejenigen Dinge zu erklären, welche als Grundbegriffe gewöhnlich gleich beym Anfange der Naturlehre vorkommen, z. E. Schwere, Elastizität, und andere einfache Eigenschaften der Körper, welche zur Erklärung zusammengesetzter Naturerscheinungen dienen. Ueberhaupt scheint dies Büchelchen etwas eilfertig geschrieben zu seyn. Daher denn auch der Ausdruck unterweilen etwas schief gerathen ist. Z. E. wenn man in einen brennenden Schornstein hineinschieße, so nehme die hindurchfahrende Kugel (!) schnell alle die darinne befindliche Luft mit weg (!!) und das Feuer verlösche. S. 46. „Um die Entstehungsart des Gewitters zu kennen, müsse man wissen, wodurch die Wolken zum Blitzen geschickt gemacht werden. Es sey bekannt, daß die Wolken aus wässerichten Dünsten, aus Schnee und Eis beständen; wenn sie nun vom Winde getrieben, oder von ihrer Schwere gedrückt in die untern wärmern Gegenden kommen, so würden die gefrornen Dünste aufgelößt, und in Regen verwandelt, der herabfalle. Viele Schwefel- Salpeter- Oel- und Harztheile (??) fielen dann mit herunter, die zurückbleibenden werden aber näher zusammengebracht, je mehr Feuchtigkeit herunter falle, sie drücken und reiben sich alsdann an einander, und entzündeten sich.“ Dergleichen zum Theil unrichtige Sätze findet man auf allen Seiten, und überhaupt ist das Ganze ein wahrer

Mischs

Mischmasch, der schwerlich dem Zwecke entsprechen wird, den der Titel dieses Buchs angiebt.

Fm.

Arzneygelahrheit.

Basiani Carminati, der prakt. Arzneyk. öffentl. Lehrers zu Pavia, Inbegriff der allgemeinen Gesundheitslehre und praktischen Arzneykunde. Erster Band: die Gesundheitsregeln. Eine mit Zusätzen vermehrte freye Uebersetzung. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1792. 585 S. in 8. 1 Rl. 12 gr.

In diesem Werke, das der zu seinem Vortheile schon rühmlich bekannte Verf. hiermit unternommen, wovon die Urschrift den Titel führet: Hygiene, therapevtice et materia medica: und wovon aber bis jetzo nur der erste Band erschienen ist, will er die Diätetik sowohl, als auch die allgemeine Heilkunde mit der Arzneymittellehre verbunden umständlich erörtern und zu einem genauen Unterrichte sorgfältig abhandeln. Der gegenwärtige erste Band enthält blos die Diätetik, und nur im Voraus einige Regeln, welche zur allgemeinen Therapie zu bemerken, wie erhellen wird, wenn wir den Inhalt dieses Bandes darlegen werden. Bey der Anweisung zur Diätetik nimmt der Verf. durchaus Rücksicht auf den gesunden und auf den kranken Zustand. In der vorgesetzten Einleitung zum ganzen Werke giebt der Verf. aufrichtig die Quellen an, aus welchen er zu seinem Buche vorzüglich entlehnt hat. Die wichtigsten Schriften deutscher Aerzte, so in lateinischer Sprache abgefaßt, und anderer Nationen sind ihm wohl bekannt; daß er den Plenk dem Zückert in Absicht der abgehandelten Nahrungsmittel vorziehet, muß allerdings befremden: eine gewisse patriotische Vorliebe mag wohl die Ursache dazu gewesen seyn; aber Vorliebe sollte in öffentlichen Schriften zum unverdienten Nachtheile des Ruhmes eines andern nicht entscheiden. Den wirklich großen Verdiensten eines Murrays um die Arzneymittellehre läßt der Verf., wie billig, alle Gerechtigkeit wiederfahren: sie sind auch von

ihm mit Danke anerkannt worden. Uebrigens bestehet dieser erste Band aus zwölf Kapiteln.

Im ersten Kapitel handelt der Verf. zuförderst von der Heilmethode überhaupt. Hier giebt er im Allgemeinen eine Anleitung, und belehret, worauf der Arzt, wenn er Kranke heilen will, besonders Rücksicht nehmen müsse: wie er nämlich die Verfahrungsarten zu wählen, und nach der Wahl derselben solche dann einzurichten und auszuführen habe. Hier wird man viele recht gute praktische Regeln angegeben finden, die angehende Aerzte besonders sich genau bekannt machen sollten: sie werden sich durch Befolgung derselben in den Stand setzen, sich sowohl gegen die Kranken recht verhalten, als auch die sich darbietende Krankheit richtig heilen zu können. Das 2te Kap.: Von dem rechten Gebrauche der Luft im gesunden und kranken Zustande. Manches Vorurtheil ist hier bestritten, wenigstens berichtiget worden. Das 3te Kap. Von den Nahrungsmitteln im Allgemeinen. Hierbey handelt der Verf. von der Ernährung des Körpers selbst ziemlich umständlich, wie sie geschehe und womit sie durch die Nahrungsmittel wahrscheinlich bewirkt werde. Das 4te Kap. Von den Speisen aus dem Gewächsreiche insbesondere. Das 5te Kap. Von den Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche. Das 6te Kap. Von den Zubereitungen und Gewürzen der Speisen. Das 7te Kap. Von den Getränken. Das 8te Kap. Von dem rechten Gebrauche der Speisen und des Getränks im gesunden und kranken Zustande. Das 9te Kap. Von der Bewegung und Ruhe. Das 10te Kap. Vom Wachen und Schlafe. Das 11te Kap. Von den Ausleerungen und Zurückhaltungen. Und zuletzt das 12te Kap. Von den Leidenschaften. Bey den letztern Kapiteln hat der Verf. zu sehr geeilet, ist nur bey der Oberfläche der Gegenstände, ohne tief einzudringen, vorübergegangen. Auf die Arzneymittellehre, die wir noch zu erwarten haben, und welche, sobald die Urschrift davon herauskommt, auch sogleich in der deutschen Uebersetzung erscheinen soll, wird der Verf. hoffentlich mehrern Fleiß verwenden. Von gegenwärtiger deutschen Uebersetzung können wir zwar so viel sagen, daß sie so ziemlich fließend ist; von der Richtigkeit aber können wir in Ermangelung der Urschrift nicht urtheilen: zudem soll sie eine freye Uebersetzung seyn, welches wohl ein Schild bedeuten soll, hinter welches sich der Uebersetzer bey vorfallenden Erinnerungen zurücke ziehen

hen und sich damit decken kann; welches wir aber doch bey dem folgenden Bande verbitten wollen. Die dieser Uebersetzung beygefügten Zusätze sind überhaupt von geringer Erheblichkeit, an manchen Stellen hätten wohl wichtigere statt finden können.

Kh.

A. F. Metternich, der Arzn. Dokt. Kurfürstl. Mainz. Hofgerichtsrath, — vom (von dem) Schaden der Brechmittel in der Lungensucht. Mainz, in der Universitätsbuchhandlung. 1792. 5½ Bog. in 8. 6 gr.

Der Verf. warnt hier nachdrücklich gegen den unbedingten Gebrauch der Brechmittel in der Lungensucht, welche Reid in seinem Buche, — über die Natur und Heilung der Lungensucht — so allgemein, fast in allen Arten und in jeder Periode dieser Krankheit als dienlich empfohlen hatte. — Gegen die Behauptungen dieses Verf. nun beweißt Hr. M. aus Theorie und durch Erfahrungen, daß jene, gewaltsame, Erschütterung und Congestionen in dem geschwächten Organ verursachende Mittel mit nichten ohne Schaden bey vielen Arten der Lungensucht können angewandt werden.

Handbuch für Gichtkranke und Podagraisten (Podagristen). Nach dem Französischen des Herrn Gachet, frey übersetzt, ganz umgearbeitet und mit Zusätzen von H. L. Tabor. Dürkheim, an der Haard, bey Pfähler. 1792. 13 Bogen in 8v. 12 gr.

Gachet schrieb bekanntlich das manuel des goutteux et rhevmatistes, um sein geheimes, gegen diese Krankheiten als Universalmittel verkauftes Elixir mehr anzupreisen, und Hr. T. hat sich hier die Mühe gegeben, diese unbedeutende Brochüre in einem „scherzhaften Ton," wie er sagt, zu übersetzen, und mit Zusätzen zu bereichern, welche er größtentheils Episoden nennt, und von denen er am Ende seiner Arbeit schreibt,

schreibt, „wo ich allein redete, machte ich Spaß.“ — Diese vor uns liegende ganze Schreiberey nun, ist solch ein Gemisch von trivialen, entweder gar nicht zur Sache gehörigen, oder nicht gehörig bestimmten, nur halb wahren Sätzen über die Ursachen und Heilungsarten der Gicht in einer fehlerhaften, der Sache gar nicht angemessenen Sprache vorgetragen, daß weder vernünftige Layen, noch Kunstverständige, Befriedigung oder Belehrung aus derselben zu schöpfen im Stande seyn können. Damit unsre Leser doch den scherzhaften Ton und ein Hauptmittel des deutschen Verf. kennen lernen, wollen wir eine kurze Stelle aus dem 35sten Kapitel, „Pharaonische Herzensverstockung“ überschrieben, hier zur Probe getreu abschreiben. — „Damit ich aber auch an meinem Theile, Allerseits gnädige Herren und Excellenzen, das meinige „thue, und meine Pflicht öffentlich vor den Augen der Welt „erfülle, so will ich Ihnen zum Beschluß mein eignes Mittel „wider das Podagra mittheilen; gefällt es ihnen, so machen „sie davon Gebrauch.“ — Von diesem seinem Mittel nun, sagt der Verf. im folgenden Kapitel. — „So wie die Gottseeligkeit zu allen Dingen nutz ist in der Geisterwelt, so ist „auch die elektrische Materie gegen alle Krankheiten nutz auf „unsrer Erde. Die Keuschheit aber vermehrt jene elektrische „Kraft. — Durch eben diese deutsche Keuschheit, können sie „in Zukunft ihre Kinder selbst machen, und zwar noch oben„drein gesunde. — Sie können sicher rechnen, daß wenn sie „recht elektrisch und magnetisch sind, sie sich selbst, fast ohne „Beyhilfe eines Arztes von den schwersten Krankheiten, und „also auch vom Podagra curiren können.“

Dh.

Vermischte Schriften.

Ueber die Ehe. Dritte viel vermehrte Auflage. Berlin, bey Voß. 1792. 426 S. in 8. (Mit lateinischen Lettern sehr sauber von Unger gedruckt.) 1 Rl. 8 gr.

Die beyden ersten Auflagen sind B. 28. S. 36. ff. dieser Bibliothek angezeigt. Ich habe sie nicht bey der Hand, um sie mit der gegenwärtigen vergleichen zu können, aber auch

ohne Vergleichung läßt sich manches angeben, was hier hinzugekommen ist, z. B. die Stellen, wo der Kanti Philosophie ausdrücklich, oder in Anspielungen gedacht t die, wo der Verf. den Hagestolzen wider eine Verord des neuen Preußischen Gesetzbuchs, mit guten Gründen Schutz nimmt; zum Theil die, welche von der Erziehung deln — beyläufig gesagt, mit die schönsten im ganzen T — und so noch hin und wieder andere, die auf Vor Schriften u. s. w. die seit 1775. jung geworden sind, sicht nehmen.

Mir ist bey einem Theile dieses Buchs zu Muthe, wäre ich auf einer Maskerade. Manche Gedanken si leicht und natürlich vermummt, daß man sie gleich erk und das gereicht ihnen bey mir keinesweges zum Nach Bey andern muß man länger rathen, ihr Wuchs ist die Verhüllung unkenntlich gemacht; und des bedurfte oft, denn natürlicher oder gar nicht verhüllt, würden sie die Augen auf sich gezogen, würden sie vielleicht gar von entfernt haben. Noch andere endlich, obgleich nur we weiß ich gar nicht zu entdecken, oder bleibe wenigstens felhaft, wer sie sind; und an diesen ist vielleicht am weni verlohren. Vielleicht sind es Bettler, die sich verlar um doch auch einmal in guter Gesellschaft erscheinen zu nen; vielleicht gar Diebe, vor denen wir Kopf und und Einbildungskraft in Acht nehmen müssen. In der demischen Vorlesung unter andern habe ich mehrer Art getroffen, und z. B. der Gnadenstoß wegen der hat vor meinen Augen keine Gnade gefunden. — M raden bleiben immer eine etwas unnatürliche, für W und Mädchen mit unter auch wohl gefährliche Belustig weil sich so leicht Sir Hargrave Pollexfen einschleichen nen; und wäre es nicht der Abwechselung wegen, da des ewigen unverlarvten Einerleys, wäre es auch ein P dies, zuletzt überdrüßig werden; so könnte man die Mas den wohl ganz eingehen lassen. Wenigstens würde uns nichts dabey verlieren, der am natürlichsten und kräfti auf seinen bals parés spricht. Man lese z. B. nach, w über die Erziehung und über die Treue in der Ehe sagt Ein großer Geist muß sich ja (nach S. 146.) nur i wöhnlichen Handlungen zeigen, warum soll er denn ungewöhnliche Sprache führen? Ich kann der Versuc

nicht widerstehen, das was der Verf. S. 146. f. von der Treue gegen die Frau sagt, auf die Treue gegen die natürliche ungesuchte Schreibart angewandt, hieher zu setzen. Er wird darum nicht von mir sagen können, daß ich zu denen gehöre, die seinem Kindlein nach dem Leben stehen, (S. 425.) ich habe eher den Vorwurf zu fürchten, daß ich mein eigen Kind, meine Regel, durch ein ihr zuwiderlaufendes Beyspiel morde. Hier ist die Stelle: „Treue gegen die Frau, und Enthaltsamkeit sind sehr gemeine Tugenden; allein wenn du eine solche nicht erreichen kannst — was will bey einer schwerern werden? Es beweiset vielen Scharfsinn, wenn man an seiner Frau beständig etwas Neues zu finden versteht. Oft wechselst du, wie Glaukus und Diomedes, Gold gegen Bley, und bekömmst Körper, da du auch den Willen zu bekommen dir einbildest. Wer fasten soll, verdient indeß mehr Entschuldigung, wenn er durch Vogelnester, Rephühner und Ananas, als durch Pökelfleisch verleitet wird, sein Gelübde zu brechen; und die Weiber selbst verzeihen es in diesem Falle leichter, (sollte dies nicht viele Ausnahmen leiden? bey den Weibern, meine ich, denn auf die Leser angewandt, ist es wohl ohne Ausnahme wahr) als wenn sie mit anbrüchigen Personen gewogen werden. Wie selten aber ist die Verführerin eine Lais, die zu ihrer Zeit den Verstand aller Philosophen und das Herz aller Helden überwand? Und wäre sie es — wie kömmst du zu so viel Kenntniß von ihren vorzüglichen Eigenschaften, da du sie nicht ansehen sollst, um ihrer zu begehren? Mir verbieten zu lieben, sagst du mit dem Ritter Hudibras, heißt meinem Puls verbieten zu schlagen, und meinem Barte zu wachsen." Allein hast du denn nicht schon einen Gegenstand, den du lieben kannst? und würde, neben ihm noch eine Geliebte haben, nicht heißen, deiner Vernunft verbieten zu überlegen? Die Liebe ist der Hauptschlüssel, der beym Menschen alles aufschließt. Siehe, diesen Hauptschlüssel besitzest du in deiner Frau!

Je.

Aphorismen über den Menschen, von Felner. Basel, bey Schweighäuser. 1792. 15 Bog. in 8. 12 K.

Am

Aus der Vorrede, die in das Gewand einer witzlosen Fabel gehüllt ist, und viel Selbstgenügsamkeit verräth, sollte man urtheilen, dies Buch sey voll von so treffenden Schilderungen, oder vielmehr persönlichen Anzüglichkeiten, daß darüber viel Klage und Lerm entstehn könnte; allein nichts weniger! Es enthält vielmehr eine Sammlung äußerst platter Gemeinsprüche, die um so eher hätten ungedruckt bleiben können, da sie in einer unreinen, nachläßigen und unedeln Sprache geschrieben sind. Man lese nur: (S. 16.) „Am lieblosesten urtheilt „gewiß jedesmal der, der in sein eigen (eignes) Herz entweder aus Bequemlichkeit nicht sehen mag, oder aus Ekel „vor Unrath hinein zu sehen sich nicht wagt." Von dem philosophischen Geiste des Verf. mögen folgende, ohne Auswahl aufgeschlagne Stellen zeugen: (S. 62) „Insgemein „ist das erste herrschende Laster bey den Kindern — die „Falschheit." (S. 63.) „Es ist eine sehr auffallende, aber „wahre, und durch Erfahrung bestätigte Bemerkung, daß „sehr oft eine Handlung dem Redlichen glücke, (glückt) die „dem allerfeinsten Schurken mislinge (mislingt.) Es ist auch „würklich schon manchmal geschehen, daß ein Geschäfft, welches eine ganze Rotte von Schelmen untergraben haben, von „einem Redlichen ohne Mühe zu Stande gebracht worden ist. „Die Ursache davon liegt nicht sehr weit: dem Redlichen „glückt es blos, weil man ihn für einfältig hält; und „weil man diese oder jene Art eine Sache zu behandeln, ihm „auf keine Weise zutraut." — Pfui! das heißt doch wohl die Macht der Tugend muthwillig herabwürdigen.

Eg.

Ueber die Thorheiten meiner Zeitgenossen; oder Versuch einer neuen Charakteristik der Menschen, vornehmlich der Deutschen. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1792. 16½ Bog. in 8. 18 gr.

Der höchste Grad von Kurzsichtigkeit und Unwissenheit pflegt freylich sehr oft mit Eigendünkel verbunden zu seyn; aber nicht jeder mit sich selber zufriedne Flachkopf hat in dem Grade, wie der Verf. dieses Buchs, das Talent, seine Gefühle mit so prahlerischer Unverschämtheit an den Tag zu legen. Im

ersten

ersten Kapitel und nachher im ganzen Buche spricht sein böses Gewissen allen Recensenten Hohn, und S. 174. schildert er einen kenntnißlosen, boshaften Magister, und sagt von demselben: „deswegen sey er auch Mitarbeiter an der Allg. deutschen Bibl. gewesen.“ Sich selber nennt er einen Nachfolger Theophrasts und La Brüyere; versichert: „es sey in seinem Buche kein einziger gestohlner, noch erborgter Gedanke befindlich“ und drohe — der Armselige! — jeden strengen Tadler desselben öffentlich in dem (o weh!) folgenden Theile seines Werks zu züchtigen. Nun ist es dabey äußerst komisch, zu sehn, daß, außer einigen wenigen, selbst geschaffenen, schiefen Maximen, auch nicht Ein Satz im ganzen Buche steht, der nicht unzählichen Menschen nachgesprochen, oder von so gemeiner Art wäre, daß kein verständiger Mann auf den Einfall kommen wird, dergleichen noch einmal drucken zu lassen. Z. B. „die Vornehmen verachten die Geringen, und „vergessen, daß sie mit ihnen einerley Ursprungs sind. Je „der Mensch ist gegen Gott gehalten ein — Taugenichts. „Jeder hat seine Fehler, der ist der Beste, welcher deren am „wenigsten hat.“ (welches schon Phädrus und Terenz gesagt haben.) Dabey schreibt dieser Mensch, einen plumpen, incorrekten Styl. So ließt man unter andern: „worinne; „er jauchzet; er führet“ statt: worin, jauchzt, führt; und „Schauspieler vermengen sich mit Schriftstellerey“ statt: „befangen.“ Seine Urtheile aber über den Zustand der Litteratur, in dem impertinentsten Ton von Entscheidung hingeschrieben, verrathen die tiefste Unwissenheit. So glaubt er z. B. ein Dramaturge sey ein Mann, der Schauspiele schreibt. — Doch wir erweisen diesem Produkte zu viel Ehre, durch eine so lange Anzeige.

Eg.



Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten europäischen Völkern, von C. Meiners, K. G. Hofrath u. s. w. Zwey Bände. 1792. 650 Seiten. 8. Hannover, in der Helwingischen Buchhandlung. 1 Rh. 8 gr.

Wer in unsern Tagen in Deutschland ein gutes Buch schreibt, der kann sicher darauf rechnen, daß zehn Kunstrichter für Einer auftreten, und ihm im Lehrmeisterton zeigen werden, wie er das Buch hätte besser machen können und sollen. Die Sucht in den Eingängen von Recensionen schimärische Plane und Ideale aufzustellen, hat selbst Männer von gründlicher Einsicht ergriffen, und die Folgen davon sind nur desto schlimmer. Ungerechnet, daß der Nutzen solcher idealischen Entwürfe sehr gering und problematisch bleibt, so verleiten sie auch den größern Theil des Publikums zu ungerechten Urtheilen, zumal wenn nach löblichem Gebrauche über dem Phantasiren über ein besseres Mögliche das Lob des wirklich geleisteten Guten vergessen wird. Das hier angezeigte Werk gäbe eine trefliche Gelegenheit, ein Ideal einer Geschichte der Ungleichheit der Stände aufzustellen, und dem Verf. ausführlich zu beweisen, was er gewiß selbst am besten weiß, daß sein Werk weit von der möglichen Vollkommenheit entfernt sey: allein, Rec. hat wenig Lust, sich diesem übeln Modegebrauch zu conformiren. Er ist nichts weniger als blind für die Mängel und Flecken dieses Buchs, allein, er findet das Uebergewicht der guten Eigenschaften und Vorzüge desselben so überwiegend, daß er sich weit geneigter findet, zu loben, als zu tadeln. Nichts wäre leichter, als zu beweisen, daß eine Geschichte dieses Inhalts geschrieben werden könne, die mit strengerer Kritik und Auswahl zusammengetragen, mit einem philosophischern Blick geordnet, und mit mehr Geist und Geschmack vorgetragen wäre; gerechter aber dünkt es uns, dem Verf. zu danken, daß er ein Buch geliefert hat, welches von diesen Eigenschaften

wenigstens so viel hat, um auf den Namen einer lehrreichen und lesenswürdigen Schrift Anspruch machen zu können. Freylich verspricht der Titel bey weitem zu viel. Der Inhalt erstreckt sich keinesweges über die vornehmsten europäischen Völker, sondern schränkt sich einzig auf die Nationen celtischen Ursprungs, und von diesen wiederum hauptsächlich auf die Franken und Germanen ein. Auch umfaßt der Plan nicht die Geschichte aller Stände im gleichen Verhältnisse, sondern handelt nur von den mit dem Fürsten- Adel- und Bürgerstande vorgegangenen Veränderungen: des geistlichen und Bauernstandes wird nur im Vorbeygehen gedacht. Die Zeugnisse, die Hr. M. für seine Behauptungen anführt, dürften manchem nicht immer das zu sagen scheinen, was sie, ihm zu folge, sagen sollen, nicht immer zu den Folgerungen berechtigen, die er aus ihnen zieht, nicht immer die Glaubwürdigkeit haben, die er ihnen beylegt. Unter den Quellen, deren Hr. M. sich bediente, findet man verschiedene erklärte Lobredner und Satyriker. Allerdings können nun zwar auch diese, mit gehöriger Vorsicht gebraucht, einzelne Data an die Hand geben; allein, wenn man es ihnen gleich verzeiht, wenn sie einzelne Fälle generalisiren, so ist es doch darum dem Geschichtschreiber nicht erlaubt; ihre Aeusserungen in ihrem hyperbolischen Ausdruck als nackte Thatsachen zu wiederholen. Einige Materien, die Hr. M. sehr ausführlich abhandelt, gehörten nicht in dem Umfange, vielleicht gar nicht hieher — doch für diese und ähnliche Unvollkommenheiten geben reichen Ersatz eine Menge fruchtbarer und treffender Bemerkungen, in neues und richtigeres Licht gesetzte Facta, der Fleiß und die Genauigkeit, mit der aus wenig bekannten und genutzten Büchern Nachrichten zusammengelesen, und zu einer leichten Uebersicht und weiterm Gebrauch, wenn gleich nicht immer in der musterhaftesten Ordnung — aufgestellt sind. Nun zu einer nähern Anzeige der verschiedenen Abtheilungen.

Erster Abschnitt. Ueber die Ursachen der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten europäischen Völkern. Allgemeine Betrachtungen über Recht und Unrecht. Recht ist Hrn. M. der Inbegriff der Befugnisse, welche empfindende und vernünftige Geschöpfe haben, und die Forderungen, die sie an andere ihnen ähnliche Geschöpfe machen dürfen, um ihrer Natur gemäß zu leben, oder so glücklich und vollkommen als möglich zu werden. Niemand kann ein Recht auf etwas haben,

das zu genießen und zu gebrauchen er nicht Fähigkeit besitzt, folglich können die häßlichen, dunkelfarbigen Völker, denen der Schönheitssinn, die zur Erfindung und Erlernung der Wissenschaften erforderliche Geisteskraft, das sympathetische und moralische Gefühl der Europäer fehlt, (die bekannte, aber bey weitem nicht erwiesene Lieblingshypothese des Verf.!) mit diesen ohnmöglich gleiche Rechte haben. Aber auch unter den edlen celtischen Nationen finden bey den Individuen Verschiedenheit der Fähigkeiten, geistigen und körperlichen Kräfte Statt, und auf diese gründet sich die Verschiedenheit der Stände und die Rechtmäßigkeit derselben. Mit den Fortschritten der Cultur nimmt auch die Ungleichheit der Menschen und ihrer Rechte zu. Gleich sind alle Menschen einander nur durch ihre Bestimmung, das heißt, durch das Recht, so viel Gutes zu genießen, und durch die Pflicht, so viel Gutes zu thun, als ihre Natur sie fähig macht. Ein angebohrnes oder natürliches Recht auf Freyheit haben nur diejenigen Menschen, die, sich selbst überlassen, mehr Gutes genießen und thun, als wenn sie von dem Willen anderer Menschen abhiengen. Diejenigen hingegen sind von der Natur Sclaven, oder von der Natur bestimmt, dem Willen anderer zu folgen, die nicht Vernunft genug besitzen, aus eignem Triebe so glücklich und nützlich zu werden, als wenn sie dem Willen besserer und weiserer Menschen gehorchen.

Zweyter Abschnitt. Ueber den Ursprung der Ungleichheit der Stände unter den heutigen aufgeklärten europäischen Völkern. Die Veranlassung oder der Grund des Begriffs von Adel und edler Geburt war die gemeine Erfahrung, daß unter den Menschen, wie unter den Thieren, die Natur der Kinder am meisten durch die Natur oder das Blut der Eltern, und vorzüglich der Väter bestimmt, und daß der Regel nach von großen, starken, schönen, geistvollen und tugendhaften Eltern auch große, starke, schöne, geistvolle und gutgeartete Kinder, von gewöhnlichen und schlechten Menschen aber gemeine und bösartige Kinder erzeugt würden. (Dies würde die gemeine Erfahrung bald widerlegt haben. Richtiger dünkt uns folgende Ansicht der Sache. Der Adel entstand zu einer Zeit, wo man fast keine Tugend kannte, als körperliche Stärke und Tapferkeit; diese konnten nun freylich wohl von dem Vater auf den Sohn übergehen, so ward der Adel erblich, und maßte sich endlich auch in dieser Eigenschaft und vermöge

seines Uebergewichts erbliche Rechte an, welche geistige Vorzüge voraussetzten, die ohnmöglich erblich seyn konnten, die es nie gewesen sind, und nie seyn werden. Einmal aber hatte der Adel die Macht in den Händen, und der übrige Theil der Nation ließ geschehen, was er nicht ändern konnte, vielleicht nicht wollte. Nur durch die fortschreitende Cultur, die zunehmende Macht der Fürsten und das Emporkommen eines Bürgerstandes wurden dem Adel seine usurpirten Vorrechte nach und nach wieder entrissen, und es ist zu hoffen, daß er mit der Zeit allenthalben auf seine wahre, dem Ganzen vortheilhafte Bestimmung zurückgebracht werden wird.) „Die Ehrfurcht gegen den Adel eines Geschlechts war schon in den ältesten Zeiten um desto größer, je eine längere Reihe von geist- und tugendreichen Ahnen es aufweisen konnte, je mehrere und größere Thaten diese gethan, je glänzendere Belohnungen sie erhalten, und je mehr sie durch eben diese Belohnungen Freunde und Clienten des Hauses erworben hatten.“ (Hätte der Stolz des Erbadels sich immer nur auf Vorzüge dieser Art gegründet, wer würde ihn nicht gerecht gefunden haben? Vorausgesetzt, daß er nie ganz von eigenen Verdiensten entblößt gewesen. Worauf aber gründet der größte Theil des neuern Adels seine Ansprüche? — Warum sollen (S. 26.) beym Saxo Grammat. XIV. p. 438. die Seniores eben Edle und Vornehme seyn?) „Schon unsere ältesten Vorfahren trauten Personen vom königlichen Stamm, und besonders guten Königen, mehr als menschliche Vorzüge zu.“ (Das aus dem Gregor Tur. angeführte Geschichtchen beweist den blödsinnigen Aberglauben Eines Weibes, nichts für die Denkungsart der ganzen Nation.) Weiblicher Adel dauerte bis auf die neuesten Zeiten in Frankreich fort. Noch kurz vor der letzten Revolution adelten Edelfrauen in Lothringen und Champagne, welche Männer von bürgerlichem Stande heuratheten, ihre Kinder. — Uralte Sitte war es unter allen deutschen Völkern, daß durch vorzügliche Fähigkeiten und Tugenden Knechte ihre Fesseln zerbrachen, Freye zu Edlen und Edle zu Fürsten erhoben werden konnten; doch waren auch schon in frühen Zeiten Verdienste weniger wirksam, als blinde Fürstengunst. S. 53 widerspricht der Verf. einer Behauptung des berühmten Smith, indessen lassen sich beyde leicht vereinigen. Hr. M. hat den ältern, mehr persönlichen Adel im Sinne, S. den neuern, vielleicht blos den englischen vor Augen.

Dritter Abschnitt. Ueber die Verschiedenheit der Stände in den neuen von den deutschen Völkern errichteten Reichen, und die Rechte dieser verschiedenen Stände. Die Lage der deutschen Sieger in ihren neuen Eroberungen überzeugte sie bald von der Nothwendigkeit, ein stets zum Streit gerüstetes Heer mit einem fast unbeschränkten Befehlshaber zu haben. (Dies wirkte gewiß mehr, als Dankbarkeit gegen ihre glücklichen Anführer, oder gar Nachahmung der griechischen und römischen Kaiser.) Vorrechte der Könige. Wenn man die Gränzen der königlichen Macht unter den Merovingern und ersten Carolingern bestimmen will, so muß man sehen, was die Könige gewöhnlich thaten, ohne daß daraus laute und wiederholte Beschwerden entstanden. Man verstattete den Königen, Krieg und Frieden zu beschliessen, geistliche und weltliche Würde zu vergeben, oder deren zu berauben, Vornehme loszusprechen oder zu verurtheilen, und Domänen nach ihren Launen zu verschenken; hingegen duldete man es nicht, wenn Könige willkührlich über den Thron und die Thronfolge schalten, Auflagen erheben, oder neue Gesetze machen wollten. Die Person des Königs wurde heilig geachtet, und der Todschlag desselben, ganz gegen die Sitte der ältern Deutschen, mit dem Tode bestraft. Noch bey den Angelsachsen zahlte ein Königsmörder nur 4500 Pf. Strafe. Diese Heiligkeit gieng mit der Zeit auch auf ihre Besitzungen, Angehörigen u. s. w. über. Die Fesseln, die der deutsche Geist der Gewalt der Könige anlegte, blieben nur eine schwache Schutzwehr der Rechte und Freyheiten des Volks: sie raubten oft den Vornehmsten blos durch Machtsprüche Leben, Freyheit, Ehre und Vermögen. Verschiedne Klassen des Adels. Was die alten Chronikenschreiber von der Schönheit königlicher und fürstlicher Personen sagen, nimmt Hr. M. für baare Münze; es wird aber wohl so viel Wahrheit darin seyn, als in ähnlichen Portraiten unserer heutigen Zeitungsschreiber. Athalarich schrieb an einen Grafen Opilio: „Wenn man jemanden aus eurer Familie auf gut Glück wählt, so kann man doch sicher seyn, keinen Missgriff gethan zu haben. Euer Blut bleibt sich immer gleich; denn wie sollte jemand aus eurem Stamm schlecht handeln, da er an keinem seiner Vorfahren etwas ähnliches auffinden könnte?“ Dieses läppische Compliment Einer Person soll abermals von der allgemeinen Denkungsart des Zeitalters zeugen. Standeserhöhungen. Otto der erste erhob einen nicht edlen, aber tapfern Krieger Burchard zum Herzog

in Schwaben, und verband ihn mit seiner eigenen Familie. – Resultat: Wenn man alle Veränderungen zusammennimmt, welche die auswärtigen Eroberungen der deutschen Völker in der ganzen Verfassung und in den Verhältnissen der Stände hervorbrachten, so ergiebt sich, daß die Könige und der hohe oder reiche und mächtige Adel eben so sehr dadurch gewannen, als die Nationen als Nationen, als die Freyen und minder mächtigen Edlen als ein eigener Stand verlohren haben. Die Völker, als Inbegriffe aller Edlen und Freyen betrachtet, wurden nicht nur gezwungen, mehrere Vorrechte der höchsten Gewalt den Königen ganz zu übergeben, sondern die Gemeinen wurden auch allmählich von der wirklichen Ausübung der Vorrechte, welche sie sich vorbehalten hatten, ausgeschlossen. Mit dem Verlust der politischen gieng endlich auch die bürgerliche Freyheit verlohren. Die armen Freyen wurden so gedrückt, daß sie sich freywillig zu Leibeigenen machten, und zwar geschah dies so häufig, daß die Politik der Könige Verbote dagegen ergehen lassen mußte.

Vierter Abschnitt. Ueber die Veränderungen, welche die unter den Carolingern entstehende und in der Folge noch immer zunehmende Anarchie in den Verhältnissen der Stände hervorbrachte. Das zerstreute Wohnen der alten Deutschen hörte mit dem Anfange der Fehdezeiten in den meisten Gegenden Deutschlands auf, und es entstanden Dörfer, Flecken und Städte an den Füßen von festen Schlössern, von welchen sie beschirmt wurden. Warum entstanden nicht statt der Vielherrschaft und Anarchie des Mittelalters unumschränkte Alleinherrschaften, wie sie sich in den drey letzten Jahrhunderten gebildet haben? Diese wichtige Frage beantwortet der Verf. sehr grundlich. Die deutschen Bischöfe werden (unter Otto I.) dadurch zu wirklichen Fürsten, daß ihnen die kaiserlichen Grafen von der Seite genommen, und alle die Rechte und Einkünfte übergeben werden, die sonst die kaiserlichen Richter in ihren Sprengeln besessen hatten. Sinkende königliche Macht: Ersatz dafür in der Erblichkeit der Krone. Auch Deutschland würde wahrscheinlich ein Erbreich geworden seyn, wenn nicht der Sächsische und nachher der Fränkische Kaiserstamm so bald erloschen wäre. — Die Etiquette zwischen Lehnherren und Vasallen war ganz die Etiquette von Herren und Sclaven. Man fragte, ob es erlaubt sey, daß ein Lehnmann in Gegenwart seines Herrn ausspucke, huste, niese, sich abwische und räuspere,

räuspere, und ob er nicht eine Strafe verdiene, wenn er nicht gerade stehe, oder beschwerliche Fliegen verscheuche: lauter Dinge, die den Sclaven des Morgenlandes in Gegenwart ihrer Despoten nicht erlaubt sind. — In Spanien konnten die Baronen gar nicht am Leben gestraft werden, in Deutschland hingegen wurden Herzoge, Grafen und Herren, wenn sie entweder als Aufrührer oder als Störer des öffentlichen Friedens befunden wurden, zum Tode verurtheilt, und auch wirklich hingerichtet. — Die Rücksicht auf vier Ahnen, als eine nothwendige Eigenschaft eines vollkommnen Edelmanns, ist bey den Deutschen eben so alt, als die Abneigung gegen ungleiche Heurathen. — Die Freyen oder Gemeinen hatten zu Heinrichs IV. Zeiten in Sachsen noch eben die Freyheit und Gewalt, wie in den ältesten Zeiten. Nichts ist irriger, als wenn man glaubt, daß mit der Entstehung des Lehnwesens der Stand der Freyen unter allen Germanischen Nationen verschwunden sey, und daß die Schriftsteller der ältern und mittlern Zeit unter liberis sive ingenuis den niedern Adel, und unter nobilibus Fürsten und Herren verstanden hätten. Nur in dem größten Theile des südlichen Deutschlandes wurden im 11ten oder doch im 12ten Jahrhundert die freyen Landleute in die Leibeigenschaft hineingezwungen, und wenn auch Freye übrig blieben, oder doch aus der Knechtschaft hervorgiengen, so wurde doch der Stand der Freyen oder der Landleute ausser den Städten vernichtet. — Verschiedene Grade der Leibeigenschaft. — Empörungen, durch Unterdrückung veranlaßt. — Rüstungen der Reisigen. Sie wurden immer schwerer und undurchdringlicher; und desto schwerer mußten auch die angreifenden Waffen werden. Die Schlachtschwerdter, Streitärte und Lanzen nahmen also eben so sehr an Gewicht und colossalischer Größe zu. Das Tragen dieser schweren Rüstungen und der Gebrauch dieser schweren Waffen verlangte nothwendig sorgfältigere und anhaltendere Uebungen, als sonst erforderlich gewesen waren; und diese Uebungen, die man das ganze Leben hindurch fortsetzte, gaben den edlen Jünglingen und Männern des Mittelalters eine Größe, Stärke und Gewandheit des Körpers, dergleichen man unter keinem Volke der Erde weder vorher noch nachher jemals bemerkt hat. Man darf es daher dem Adel des Mittelalters nicht verdenken, wenn er sich eine ganz andere Gattung von Menschen zu seyn dünkte, als seine kleinen, schwächern, häßlichen und wehrlosen Knechte. Die Kreuzzüge veränderten indeß dies Verhältniß zwischen dem

dem Adel und Gemeinen schon sehr, und noch mehr Veränderungen erlitt es durch die Erfindung des Pulvers und andere davon abhangende Neuerungen.

Fünfter Abschnitt. Ueber die Wiederherstellung der Freyheit und des Standes der Freyen in den Städten. Anarchie und Despotismus hatten die Gründung der Städte veranlaßt, und eben diese Städte wurden in der Folge die Wiege der Freyheit. Hier mußten Wohlstand und Gefühl von Kraft nothwendig den Wunsch nach Freyheit erwecken. Zuerst geschah dies in den reichen Städten von Oberitalien. Sie bändigten den Adel, handelten aber sehr unpolitisch, daß sie ihn zu Bürgern aufnahmen. Der zahlreiche und mächtige Adel, der ihnen so verbürgert war, gab ihnen allen einen unaufhaltsamen Hang zur Aristokratie und Oligarchie, und so verlohren sie bald ihre politische Freyheit eben dadurch, wodurch sie dieselbe am festesten gegründet zu haben glaubten. Die deutschen Städte folgten dem Beyspiel der italienischen. Die Kaiser begünstigten sie aus einer sehr richtigen Politik. Dies gab dem ganzen Bürgerstand einen Schwung. Die Könige und Fürsten des 14ten und 15ten Jahrhunderts wählten meist gelehrte Bürgerliche zu Kanzlern und Räthen, auch wurden sie häufig als Hauptleute und Anführer gebraucht. Gelehrte Geistliche von nicht edlen Geschlechtern kamen in großer Menge durch ihre Verdienste in die Kapitel, und verdienten diese Ehre gewiß eben so sehr, als die Domherren von Adel, die noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts glaubten, ihres Adels und ihrer Würde unbeschadet, Reisende anzufallen und ausplündern zu können. In Frankreich konnten sich die Städte nicht so heben, dagegen erlangte die Universität von Paris einen großen politischen Einfluß. — Die Veränderungen, welche vom 10ten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts mit den Freyen in den Städten vorgiengen, leiten auf folgende Resultate: „Die Bewohner der Städte wurden frey, sobald sie es durch Muth, Fleiß und die Früchte desselben zu seyn verdienten. Der Adel und die geistlichen Fürsten widersetzten sich zwar in vielen Gegenden der Errichtung und Befreyung von Städten; sobald diese aber Municipalverfassung hatten, so versagte man ihnen nirgends einen Platz unter den Ständen, und allenthalben galt der große Grundsatz: daß das, was alle angehe, auch von allen oder deren Abgeordneten erwogen und gebilligt werden müsse, und daß man freyen Männern

keine

keine Lasten auflegen könne, welche sie nicht willig übernehmen wollten. Die Rechte und Freyheiten des Bürgerstandes nahmen in gleichem Verhältnisse mit seinen Tugenden, Kenntnissen und Reichthümern zu. Als die Bewohner der großen Städte sich vor den übrigen Freyen durch hervorstechende Vorzüge zu unterscheiden, und selbst über die adlen Güterbesitzer ausserhalb den Städten zu erheben anfiengen; so erhielten sie die Vorrechte des Adels, und mehrere bürgerliche Geschlechter stiegen nicht nur in den Stand der Edlen, sondern selbst in den Stand der Erlauchten über. Auch im Mittelalter also, wo die Macht des Adels am größten war, behielt man noch immer den Grundsatz der ältesten Vorfahren bey: daß ausserordentlichen Gaben, Tugenden und Verdiensten ausserordentliche Belohnungen und Vorrechte gebührten, und daß keine derselben so groß wären, deren Genie und Tugend sich nicht würdig machen könnten. Die überwiegende Macht des Adels hingegen konnte ihn weder gegen Verfall, noch gegen Verachtung schützen, und auch hier brachten Laster und Missethaten ihre natürlichen Strafen hervor. Der hohe und niedere Adel zog sich durch seinen Stolz, seine Zügellosigkeit und Raubsucht den Haß und die Verfolgungen der Könige, der Städte und selbst der verzweifelnden Leibeigenen zu. Verschwendung erzeugte Armuth; Armuth, Unwissenheit und Leerheit an Tugenden erzeugten Verachtung. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts waren in Italien, Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden die Städte und nicht der Adel der herrschende, angesehenere und mächtigere Stand; der Adel hingegen schmolz, wie alle aristokratischen Körper, die mehr Vorrechte als Vorzüge und Verdienste haben, immer mehr zusammen, und im 14ten und 15ten Jahrhundert starben durch Laster und Verarmung vielleicht eben so viel edle Geschlechter aus, als durch das Schwerdt vertilgt wurden. Je mehr aber der Adel an Ansehn und Gütern verlohr, und je weniger er sich durch adeliche, das heißt, durch hervorstechende Vorzüge auszuzeichnen suchte; desto enger zog er sich in eine geschlossene Innung zusammen, und desto mehr bestrebte er sich, andere von dem Genusse von Vortheilen und Vorrechten auszuschließen, die nicht der verdienstlosen Geburt, sondern bewährten Verdiensten zukamen.

Sechster Abschnitt. Von dem Einfluß der wachsenden königlichen Macht auf die Verhältnisse der Stände. Die

Widerspenstigkeit des reichen Adels, dem Vaterland und den Königen die Kriegsdienste zu leisten, die sie als Staatsbürger und Lehnsbesitzer schuldig waren, nöthigte die letztern, solche Freye und Edle zu brauchen, die ihr Leben weniger hoch anschlugen, als jene reichen Güterbesitzer, und so bildeten sich im 12ten Jahrhundert Heere von Söldnern, die das Eigene hatten, daß sie ganz oder fast ganz aus Männern bestanden, die aus dem Kriegsdienst eine eigene Lebensart machten, und zum Theil aus Fußvolk zusammengesetzt waren. Nach mehrern Jahrhunderten erst wurden sie in stehende Kriegsheere umgeschaffen; so wie aber die Kriegszucht und Taktik des Fußvolks sich verbesserte, um so entbehrlicher wurden die Reisigen, und die Erfindung des Feuergewehrs belehrte endlich die Fürsten, daß man auch andere als edelgebohrne Männer zu einer guten Reuterey brauchen könne. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts fühlte es der Adel in ganz Europa, was er mit dem ausschließenden Besitze des Wehrgehängs verlohren hatte. — Der Adel und die Geistlichkeit werden durch die Lossagung von dem Feudaldienst und die Weigerung, dafür Entschädigung zu geben, Unterdrücker des Volks. — Die ersten stehenden Truppen wurden nicht von einem Könige zur Unterdrückung des Volks, sondern von Ständen zur Erleichterung der Nation eingeführt, weil die nach Endigung der Kriege abgedankten Söldner größtentheils Räuber wurden. — Durch die Errichtung von stehenden Heeren gemeiner Krieger schwächten die Könige und großen Fürsten den Adel kaum so sehr, als durch die Errichtung und Vervielfältigung hoher Gerichtshöfe. — Eine andere Quelle von dem Verfall des alten und hohen Adels war die häufige Erhebung von Günstlingen beyderley Geschlechts. Es schien fast, als wenn Günstlinge von den Sitten und Höfen der Fürsten des Mittelalters eben so unzertrennlich gewesen wären, als Vezire und Verschnittene von den Höfen der morgenländischen Despoten sind. Diese Lieblinge und Geliebten, die die Fürsten aus den Hefen des Pöbels schöpften, haßten und verfolgten den Adel, weil sie wußten, daß sie von diesem verachtet wurden, und brachten hingegen ihre Anverwandten und Bekannten in die angesehensten Würden und Geschäfte. Der neue deutsche Adel im 16ten Jahrh. bestand großentheils aus glücklichen Kaufleuten und Fabrikanten.

Siebenter Abschnitt. Ueber die Ursachen und Wirkungen der aufgehobenen Leibeigenschaft, der Kreuzzüge und anderer

anderer langwierigen Kriege, vorzüglich der zunehmenden Aufklärung und Industrie. Alle Bemühungen des Adels und der Geistlichkeit gegen die Freyheit des Landmanns waren in den meisten europäischen Ländern vergeblich. Oft zwang sie Geldnoth, ihre Unterthanen frey zu machen; andere schenkten auf dem Todbette zum Heil ihrer Seelen einer gewissen Zahl von Leibeigenen die Freyheit. Die Kreuzzüge verminderten den Wohlstand des Adels in eben dem Verhältnisse, in welchem sie die Zahl der Personen und Geschlechter verminderten. Noch zerstörender für den Adel wurden in Italien die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen, in England der Streit der beyden Rosen, in Frankreich die Kriege mit den Engländern und die Religionskriege, in Deutschland die Folgen der Reformation, das Aufblühen der Wissenschaften, das Ansehen der Doctoren rc. Endlich wandte sich der deutsche Adel immer mehr und mehr von den Waffen zu den Wissenschaften, besonders zum Studio der Rechtsgelehrsamkeit, und es gelang ihm in vielen Gegenden, die Bürgerlichen wieder von den Höfen, wie aus den Kapiteln zu vertreiben.

Achter Abschnitt. Ueber den gegenwärtigen Zustand des Adels in den vornehmsten europäischen Reichen. Dieser Abschnitt ist mehr als einer der vorigen flüchtige Skizze, und in jeder Rücksicht äusserst mangelhaft: freylich aber würde eine nur irgend vollständige und genaue Behandlung dieser Materie den Umfang einer eigenen und nicht kleinen Schrift erfordern. Wir heben nur Eine, aber vortrefliche Stelle, die Verfassung des deutschen Adels betreffend, aus, und wünschen, daß die großen Wahrheiten, die sie enthält, nicht unbeachtet auf die Erde fallen mögen. „Die unmittelbare Reichsritterschaft genießt Rechte, welche der Adel in keinem andern Lande in Europa mehr genießt. Auch der mittelbare Adel hat sich in den meisten deutschen Ländern den ausschließenden oder fast ausschließenden Besitz der Hofämter, der vornehmsten bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen zugeeignet. Nicht weniger ausschließend sind die Anmaßungen des Adels in Ansehung des Genusses der Pfründen und Würden der meisten hohen Stifter, die unleugbar zu ganz andern Absichten gegründet wurden. Seit etwa einem Jahrhundert hält sich der deutsche Adel berechtigt, alle, die nicht von Adel sind, und hin und wieder auch Personen von neuem oder niedrigem Adel von Hoffesten, und selbst von großen adlichen Gesellschaften auszuschließen.

In

In den meisten deutschen Ländern sind die Güter des Adels noch immer steuerfrey, und dürfen an keine andere, als ritterbürtige Käufer veräussert werden. In dem größten Theile von Deutschland übt der Adel noch immer Erbgerichtbarkeit aus, und hat ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf den Landtagen. Endlich treibt der Adel in vielen Gegenden bürgerliche Nahrung, ohne bürgerliche Lasten zu tragen, und übt über seine eigenbehörigen Rechte aus, die der Wohlfahrt des Ganzen nachtheilig sind. Der deutsche Adel ist jetzt ohne allen Streit in einer günstigern Lage, als worin er sich im 14ten, 15ten, 16ten und noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts befand. In der ersten Hälfte desselben waren noch an den meisten deutschen Höfen Doctoren Kanzler, und auch die übrigen angesehenen Räthe der Fürsten waren Doctoren oder Licentiaten bürgerlicher Abkunft. Im 30jährigen Kriege hatten an mehrern Höfen allgeltende Doctoren 12 bis 14,000 Rthlr. Besoldung, weil sie viele wichtige Aemter in sich vereinigten, und zugleich Kanzleydirectoren, Kammerpräsidenten, Statthalter und Kriegscommissarien waren. Doctoren, fürstliche und gräfliche Räthe, Hofmeister, Marschälle von bürgerlicher Abkunft kleideten sich wie Adliche, und wurden in allen Stücken dem Adel gleich gehalten, weil man glaubte, der wirkliche Besitz von ausgezeichneten Verdiensten gebe wenigstens gleiche Rechte mit der Abstammung von verdienstvollen Vorfahren. Man glaubte nie weniger, als im letzten Jahrhundert, daß der Adel auf gewisse Geschlechter, oder die Geburt von gewissen Eltern eingeschränkt sey. Den neuen, durch Tugend erworbenen Adel schätzte man viel höher, als den alten, angebohrnen. Edelleute nahmen nicht blos den Doctortitel an, sondern wurden auch Doctoren genannt. — Der dritte Stand hat es lange schon gefühlt, daß der Adel gemeinschädliche Vorrechte besitze, die ihm nicht gebühren, und fühlt dieses nach dem, was in Frankreich vorgegangen ist, um desto lebhafter. Das Verderben, was durch den Despotismus und die Verschwendung des Hofadels in Frankreich über den ganzen Adel dieses Reichs gebracht worden ist, hat dem Adel in dem übrigen Europa und auch in Deutschland Befürchtungen ähnlicher Begebenheiten eingeflößt. In der That ist es zu besorgen, daß der deutsche Adel auf den Gedanken kommen möge: die einzige Art, seine Vorrechte zu behaupten, sey diese, sich noch enger, als bisher, zusammen zu schliessen, noch mehr, als bisher, abzusondern, und mit der größten Standhaftigkeit auf

den bisherigen Prärogativen zu beharren, und sie, wo möglich, noch auszudehnen. Kein Gedanke könnte unglücklicher seyn, als dieser. Alle europäische Nationen sind jetzt überzeugt, daß selbst die Könige der mächtigsten Völker sehr schwache Menschen sind, sobald sie sich der Liebe ihrer Unterthanen unwürdig oder verlustig machen, und daß der Adel der größten Reiche nur einen kleinen Haufen von schwachen Menschen ausmache, der in kurzer Zeit, und fast ohne Schwerdtschlag, überwunden und zu Grunde gerichtet werden könne. Die Zeiten sind vorbey, wo man schädliche und auf Gewaltthätigkeit gegründete Vorrechte blos mit einer langen Verjährung vertheidigen konnte. Man untersucht immer genauer die Ansprüche und Beschwerden der höhern und niedrigern Stände, und es ist unmöglich, auf die Länge etwas mit Gewalt festzuhalten, was man entweder nie verdiente, oder doch jetzt nicht mehr verdient. Wenn der Adel nicht den Fürsten nachahmt, und freywillig den Privilegien entsagt, die mit der allgemeinen Wohlfahrt unvereinbar sind: so wird er entweder solche Szenen veranlassen, als wodurch er in Frankreich alles verlohren hat, oder es wird in allen europäischen Staaten ein heimlicher innerer Krieg zwischen dem Adel und Nichtadel entstehen, worunter das allgemeine Beste der Länder und das Interesse der Fürsten leiden wird. **Wenn zwey feindselige Partheyen mit einander kämpfen; so muß am Ende diejenige siegen, auf deren Seite die gröste Masse von physischen und moralischen Kräften, d. h. die gröste Menschenzahl, die meisten Talente, Kenntnisse und Tugenden sind."**

Neunter Abschnitt. Von dem Grunde oder Ungrunde, der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Vorrechte des Adels. Auch in diesem Abschnitt erschöpft der Verf. seine Materie bey weitem nicht. Mancher Satz, den er aufstellt, bedarf einer nähern Bestimmung und Berichtigung; manches ist offenbar aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkte betrachtet. Hr. M. sagt kein Wort davon, wie sehr der Bürgerstand oft ganz durch seine eigne Schuld in die Abhängigkeit und unter das Joch des Adels gekommen — von der andern Seite aber findet man hier auch viel herrliche, einleuchtend wahre Bemerkungen, und im Ganzen mehr Mäßigung und Wahrheitsliebe, mehr Geradheit in Aufstellung der einander entgegengesetzten Gründe, eine ächt philosophische Ruhe im Vortrag, und Verachtung aller sophistischen, blos blendenden Rednerkünste; Eigenschaften;

die man an äusserst wenig Schriften über diesen Gegenstand mit Recht rühmen kann. Unsere Anzeige ist schon zu lang geworden, als daß wir uns auf einen ausführlichen Auszug und eine Prüfung dieser Abhandlung über eine so vielseitige und streitige Materie einlassen könnten. Wir begnügen uns daher, ein Paar Stellen auszuheben, die uns vor andern merkwürdig und der ernstlichsten Beherzigung werth dünken.

S. 601. „Sind Personen vom Adel im Durchschnitt schöner, größer, stärker und muthiger, als Menschen aus guten bürgerlichen Geschlechtern? Hat der heutige Adel größere natürliche Fähigkeiten und glücklichere Anlagen zur Tugend: kann er verhältnißmäßig mehr große Erfinder aufweisen, oder besitzt er eine größere Summe von schönen und nützlichen Kenntnissen, als der Bürgerstand? Ist die Erziehung des Adels besser, oder sind die Ehen desselben keuscher und fruchtbarer, als die der Bürgerlichen? Sind Fleiß und Treue in Berufsgeschäften und uneigennütziger Diensteifer häufiger unter dem Adel, als unter Bürgerlichen? Sind im Durchschnitt die adelichen Minister oder Gesandten einsichtsvoller und arbeitsamer, als ihre bürgerlichen Secretäre und Räthe? Sind die vornehmen Figuranten, die sich in hohe Ehrenstellen hineindrängen, oder von andern hineingeschoben werden, deswegen auch die wahren Triebfedern der öffentlichen Geschäfte? Wenn man alle diese Fragen mit Nein beantworten muß; so ist es auch erwiesen, daß der heutige Adel seine Vorrechte weder durch angebohrne, noch durch erworbene höhere Vorzüge verdiene."

S. 604. „In allen europäischen Reichen ist der bey weitem größeste Theil des ältesten Adels, der sich durch höhere, angebohrne und erworbene Vorzüge emporgehoben hatte, ausgestorben oder vertilgt worden, und ein großer Theil des heutigen Adels hat den Rang und die Vorrechte, welche seine Nachkommenschaft noch jetzt besitzt, nicht durch Verdienste, sondern durch Geld oder Laster erworben. Wenn sich auch von dem alten ächten Adel einzelne Familien erhalten, oder von dem neuern einzelne Geschlechter durch die Verdienste ihrer ersten Stammherren emporgeschwungen haben; so sind auch diese meist durch die Sünden ihrer Väter oder durch Verbindungen mit schon ausgearteten Häusern so verdorben worden, daß die Nachkommen selten auf die ungeschwächten Kräfte und Tugenden ihrer Vorfahren Anspruch machen könnten. Selbst unter

den

den erlauchten oder regierenden europäischen Häusern sind viele, aus welchen schon lange keine andere, als schwache, geistlose und zu allen großen Dingen unfähige Kinder gebohren werden. Auch würde man eine nicht geringe Zahl zusammenbringen, wenn man alle Fürsten und Fürstinnen, alle Fürstersöhne und Fürstentöchter zusammenzählen wollte, die entweder blödsinnig oder verrückt sind, oder doch nicht einmal gemeine Gaben und Tugenden besitzen."

S. 614. "Bey der letzten (nun vorletzten) Kaiserwahl trennte sich der deutsche Adel fast noch ängstlicher, als sonst, von dem Bürgerstande. Hier wäre der rechte Zeitpunkt gewesen, im Angesichte vieler Auserwählten aus allen europäischen Völkern zu zeigen, daß der deutsche Adel Geist, Kenntnisse und Tugenden genug besitze, um diese Vorzüge allenthalben zu schätzen, wo er sie finde, und daß er ins künftige mit dem Bürgerstande in allen Arten von guten Werken wetteifern, nicht aber denselben um seiner guten Werke willen verachten, und dadurch einen dem Adel von jeher gefährlichen und oft verderblichen Haß nähren wolle. Es gab, der Sage nach, adliche Thörinnen, welche glaubten, daß man durch stolze Verachtung und durch die Pracht von Juwelen und Equipagen die bürgerliche Canaille in Respekt setzen und zum Respekt zwingen müsse. *) Solche Aeusserungen nöthigten gleichsam den

*) Es ist unglaublich und doch wahr, daß in dem letzten Jahre ein Gemeiner von Adel, den ausser den Bauern seines Dorfs, wenn er anders eins besitzt, kein Mensch kennt, noch kennen mag, an einem berühmten deutschen Brunnen, wo viele verdienstvolle und große Männer vom bürgerlichem Stande gegenwärtig waren, sich höchlich darüber wunderte, daß die Bürgerlichen in der Mitte der großen Allee gehen dürften! Vernünftige oder auch nur kluge Adliche äussern freylich solche Gedanken nicht laut; allein, man sieht doch hieraus und aus tausend ähnlichen Zügen, die jeder aus Erfahrung haben wird, mit was für Ideen der größte Theil des deutschen Adels noch bis diese Stunde von Jugend auf genährt wird. Indeß gesteht Rec. offenherzig, daß die meisten Anmaßungen und Insolenzen, deren sich der Adel schuldig macht, im Grunde nur durch die eigene Wegwerfung der Bürgerlichen und die sclavische Verehrung, die sie dem Adel zollen, hervorgelockt werden. Muß der Adliche nicht endlich glauben, er sey wirklich ein Wesen höherer Art, wenn er sich von den Bürgerlichen als ein solches behandelt sieht? Nie hat ein Dichter ein wahreres Wort gesprochen, als Bürger in folgenden Zeilen:

Des Adels Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherey sich giebt.

den mit Recht unwilligen Bürgerstand zu der Bemerkung: daß wenn die in Frankfurt versammelten Menschen nach dem Verhältniß ihrer Schönheit, Stärke, Tapferkeit, Talente, Kenntnisse, Arbeitsamkeit und übrigen Tugenden hätten geordnet werden sollen, ein ganz anderes Verhältniß zwischen denen, welche verachteten und befahlen, und welche verachtet und befehligt wurden, entstanden wäre."

S. 642. „Viele vortrefliche Männer sind der Meinung, daß man sich eine Zeitlang aller freymüthigen Untersuchungen über die Rechte der Fürsten, der Völker und der verschiedenen Stände gänzlich enthalten solle, weil durch solche Schriften die Gährungen der Gemüther leicht bis zu gewaltsamen Revolutionen vermehrt, und die Fürsten und höhern Stände zu gefährlichen Verbindungen gegen Wahrheit und Freyheit gereizt werden könnten. Ich hingegen glaube, daß es gerade jetzt Zeit ist, zu reden, nicht, um Empörungen zu erregen, sondern um sie zurückzuhalten. Die Masse von Licht, welche sich über ganz Europa verbreitet hat, ist zu groß, als daß es in der Gewalt aller Fürsten wäre, dieses Licht wieder auszulöschen, die Köpfe und Herzen von so viel Millionen umzuschmelzen, und den Völkern und Ständen, welche bisher Unrecht litten, die Einsicht und das Gefühl dieses Unrechts zu rauben. Es ist Pflicht aller Freunde der Menschen und menschlichen Glückseligkeit, den Fürsten und höhern Ständen so laut als möglich zuzurufen, daß die einzige Art, gegründete Klagen und die Folgen derselben zu heben, diese sey, die Ursachen wegzuräumen; daß Wahrheit und Freymüthigkeit niemals, sondern ganz allein schreckliche Mißbräuche und die Hartnäckigkeit, sie nicht abschaffen zu wollen, die Ursachen von Revolutionen waren, und daß nur boshafte oder unverständige Menschen ihnen rathen können, durch Preßzwang und Inquisitionen alle, auch die gerechtesten, Klagen und Forderungen zu unterdrücken, indem dadurch das Feuer, welches man löschen will, nicht gelöscht, sondern nur eine Zeitlang bedeckt wird, und immer tiefer und tiefer einfrißt, bis es zuletzt in unauslöschliche verzehrende Flammen ausbricht. Es ist möglich, daß große Fürsten, so lange sie selbst leben, durch Censuredicte und Inquisitionen (denn solche Blutgerichte, als wodurch mehrere Fürsten die Anfänge der Reformation in ihren Ländern unterdrückten, wird man doch nicht erneuern wollen und können,) alle ernstlichen Bewegungen der Unzufriedenen hemmen.

Es

Es ist aber auch möglich, daß die gewaltsamen Mittel, welche sie anwenden, schon bey ihrem Leben unzulänglich werden, und daß nicht erst die Thronen ihrer Nachfolger, sondern ihre eigenen erschüttert werden. Die Stuarts verlohren ihre Reiche dadurch, daß sie Gewalt gebrauchten, wo sie hätten nachgeben sollen, und die Bourboniden würden auch gestürzt worden seyn, wenn nicht der König noch zuletzt klüger als seine Rathgeber gewesen wäre. (Der Verf. schrieb dies vor der letzten Hälfte des Jahres 1792.) Welcher wahre Freund der Fürsten kann ihnen also rathen, auf eine solche Gefahr hin, ihren Völkern den Krieg anzukündigen, und durch verhaßte Maasregeln Millionen unzufrieden zu machen, die es sonst nicht geworden wären? Der größte Theil von Deutschland wurde in den letzten Zeiten so gut regiert, daß nur in wenig Gegenden natürliche Ursachen genug zu gewaltsamen Aufständen vorhanden sind: und wenn also weit um sich greifende Revolutionen entstehen sollten, so sind es einzig und allein solche, welche durch unüberlegte Schritte der Regierungen selbst gleichsam erkünstelt oder erzwungen werden." —

Noch sind wir, gewisser Leser wegen, dem Verf. schuldig, der Erklärung zu erwähnen, die er in der Nachschrift zu diesem Buche thut: nämlich, daß er für seine Person nie mit dem Adel in die mindeste Collision gekommen; daß auf der Laufbahn, die er in seiner ersten Jugend aus freyem Willen gewählt, nie ein Adlicher ihm in den Weg getreten; daß er nie von dem Adel persönlich beleidigt worden, vielmehr das Glück habe, in allen Theilen Deutschlands die geistreichsten und tugendhaftesten Mitglieder desselben persönlich zu kennen; daß folglich nicht Feindseligkeit, sondern allein Liebe der Wahrheit und des allgemeinen Bestens ihn zum Schreiben getrieben habe, und daß er blos warnen und rathen, nicht beleidigen wollen. — In der Vorrede versichert Hr. M., daß er noch zu keiner seiner Schriften die Materialien mit so viel Interesse und Vergnügen gesammelt und ausgearbeitet habe, als zu dieser hier. Zugleich erinnert er, daß alle seine historischen und philosophischen Untersuchungen bis jetzo ihn auf das Resultat geleitet hätten: „daß die englische Verfassung die vollkommenste unter allen Regierungsformen für große Völker sey; daß die übrigen Nationen Europens sich nicht eher zu dem Wohlstande der Britten erheben werden, als bis Fürsten, Adel und Gemeine in solche Verhältnisse kommen, als in welchen sie in

England gegen einander stehen: und daß alle europäische Völker sich unaufhaltsam dieser Verfassung um so mehr nähern werden, je mehr sie an Aufklärung, Betriebsamkeit und innerm Reichthum wachsen werden."

H.

Erziehungsschriften.

Briefe über moralische Erziehung, in Hinsicht auf die neueste Philosophie, von Jonathan Schuderoff. Leipzig, bey Fleischer, 1792. 176 Seiten, 1 B. Vorrede und Inhalt. 8. 12 gr.

Es war vorauszusehen, daß es der Kantischen Philosophie nicht anders als der Aristotelischen, Cartesianischen und Wolfischen gehen, daß es nämlich nicht an enthusiastischen Verehrern derselben fehlen würde, die ihre Grundsätze, wenigstens ihre Formeln, allenthalben übertragen, alles auf Kantische Principien und Terminologie reduciren, alles Wissenschaftliche in ein Kleid nach Kantischen Schnitt und Form einzwängen würden, in der Meinung, nun erst sey man auf dem rechten Wege, und alle vorherigen Methoden wären eitel Stümpereyen gewesen. Es ist nun einmal deutsche Art und Kunst, daß ein Mann, der in irgend einem Fache Epoche macht, ein ganzes Heer Nachahmer haben muß, die im Strahl seiner Celebrität sich sonnen, und von den Brosamen sich nähren, die von des reichen Herrn Tische fallen. Hier haben wir nun eine moralische Pädagogik nach Kantischen Principien, und so Gott will, werden sich unter unsern zahlreichen deutschen Schriftstellern noch Männer von Talenten und gutem Willen finden, die alle Fächer des menschlichen Wissens in Hinsicht auf die neueste Philosophie bearbeiten. Ob dadurch die Summe menschlicher Kenntnisse gemehrt, ob die vorhandenen ergänzt, berichtigt und verbessert werden, ist das letzte, wonach gefragt wird, genug, wenn nur alles in der einmal beliebten Modeuniform erscheint. Rec., der sich übrigens gern bescheidet, nur eine Stimme zu haben, kann dies nicht billigen, weil er theils kein Freund von wissenschaftlichen Uniformen ist, deren Nutzen er nicht einsieht, theils weil es gemeiniglich nichts als die Gellertsche Fabel vom Huthe ist. Man würde den Rec. sehr unrecht verste-

verstehen, wenn man diese Aeusserung als Geringschätzung der Kantischen Philosophie ausdeuten wollte, deren Verdienste er wohl zu würdigen weiß; muß denn aber in allen Disciplinen alles Kantisch seyn? Sollte es überhaupt jetzt schon Zeit seyn, von dieser Philosophie in andern Disciplinen Gebrauch zu machen, jetzt, da sie noch so scharf geprüft wird, da noch so viele Mißverständnisse sowohl unter ihren Freunden als Feinden in Ansehung ihrer herrschen? Wäre es unter solchen Umständen nicht besser, sie noch besser ausbilden, aufklären, prüfen und erweitern zu lassen, ihre Terminologie, die man doch wohl, ohne ihr zu nahe zu treten, eine neuscholastische nennen kann, erst bestimmter, sicherer und fester, und folglich auch leichter werden zu lassen? — Doch dieses alles kann und soll nichts gegen unsers Verf. Buch beweisen, der selbst von dem Werth seiner Arbeit sehr bescheiden in der Vorrede spricht, auf Originalität keinen Anspruch macht, seine Briefe nur für einen Versuch ausgiebt, und den Gegenstand nicht für erschöpft hält. Einen so bescheidenen Schriftsteller muß auch die strengste Kritik schätzen, und von ihm nicht mehr verlangen, als er zu geben versprach. Es wird darauf ankommen, was und wie er das Versprochene geleistet hat.

Ueber den Einfluß der Philosophie, auch der speculativen, vornehmlich der Moralphilosophie, auf das praktische Leben überhaupt und die Erziehung insbesondere, kann wohl kein Streit seyn. Der Verf. konnte also (XIII. der Vorrede und S. 25 der Briefe) versichert seyn, daß ihm, wenn er die Anwendung derselben zeigte, niemand darüber Vorwürfe machen werde, als nur ein aller Philosophie unfähiger und unempfänglicher Mensch, und für solche werden keine Bücher, wenigstens keine solche, wie des Verf. Buch ist, geschrieben. Im 1ten Brief setzt der Verf. den Begriff der Erziehung fest. Sie ist ihm „fortgesetztes, durch Regeln bestimmtes Wirksamseyn (warum nicht Wirksamkeit?) zur Bildung des Menschen, wodurch also jede plan- und regellose Erziehung sogleich ausgeschlossen wird." Absichtlich hat wohl der Verf. den Begriff sehr allgemein und weit gefaßt, um alles das daraus entwickeln zu können, was er zur Erziehung rechnet. Die Erziehung, sagt er, gehet theils auf die Ausbildung der Kräfte überhaupt, gemäß dem Zwecke der vernunftmäßigen Veredlung seiner selbst, und der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, theils auf die durch das natürliche Maaß der Kräfte bestimmte

 Mög-

Möglichkeit der Erreichung jenes Zwecks, theils auf die durch Umstände und äusserliche Verhältnisse bestimmte Gemäßheit derselben zu einem beliebigen Zwecke, der aber, wenn die Erziehung nicht unvernünftig seyn soll, mit dem höchsten Zwecke derselben nicht in Widerspruch stehen darf, oder endlich auch auf die durch Umstände und Verhältnisse unabsichtlich veranlaßte Richtung der Kräfte auf gewisse Zwecke. — Hindernisse der Vervollkommung wegzuräumen, die disharmonische Entwickelung oder schädliche Richtung der Kräfte und Anlagen zu hindern, schlummernde zu wecken, entdeckte zu erhöhen, verborgene zu entwickeln — dieses alles liegt in dem Begriff — **Bildung**.

Im 2ten Briefe theilt er die Erziehung ein in physische, intellectuelle und moralische. Hier ist der Verf. bis zum Ermüden redselig über den unbestrittenen Satz, daß der Mensch ein vernünftig sinnliches Geschöpf sey. Dem Thiere, sagt er, könne man höchstens nur (?) Verstand zuschreiben. Folglich doch wohl auch Cultur? S. 15 „Bey Luftspringern, Seiltänzern und dergleichen Menschen hat die körperliche Cultur das Uebergewicht über die höhere, und man sieht auch, in welchem Mißverhältniß gewöhnlich die Geisteskräfte und die Moralität solcher Leute mit ihrer Gewandheit und ihren übrigen körperlichen Vorzügen und Geschicklichkeiten stehen." Das dünkt dem Rec. etwas zu allgemein abgesprochen. Das cui bono möchte freylich bey jenen Menschen keine strenge Untersuchung aushalten; aber die möglichst vollkommenste Ausbildung der körperlichen Kräfte kann immer mit der intellectuellen und moralischen bestehen, wie der Verf. wohl auch nicht längnen wird. Aber Rec. möchte weiter gehen und sagen, gerade bey jenen körperlich gewandten Menschen findet man gewöhnlich auch eine gewisse intellectuelle Gewandheit, eine gewisse Sagacität und vorzügliche Leichtigkeit in Auffindung und Abstrahirung von Aehnlichkeiten. Ihre Immoralität ist Folge ihres unsteten und herumwandernden Lebens, ihrer oft sonderbaren Lagen und Lebensumstände, keinesweges aber Folge des Uebergewichts ihrer körperlichen Cultur. Bey frühreifen Genien, bey Kindern, die mit zu viel Anstrengung und anhaltendem Fleiß arbeiten, deren Kräfte man überspannt, ist sieches Leben und Unfähigkeit zu den gemeinsten Verrichtungen des Lebens in der vorhergegangenen Anstrengung des Geistes gegründet, und in einerley Verhältniß, wie Ursache und Wirkung, nicht so

ist

ist bey Ausbildung physischer Kräfte Mangel intellectueller und moralischer Vollkommenheit in ähnlichem Verhältniß. —

Genz des Rec. Grundsätzen gemäß äussert sich in eben diesem Briefe der Verf. über die Versuche, die man zu Ausrottung der Unkeuschheit, und namentlich der Selbstbefleckung, mit Kindern gemacht und vorgeschrieben hat, indem man ihnen die Entstehung der Menschen begreiflich machte. Rec. weiß wohl, daß sich sehr berühmte Erzieher für diese Methode erklärt haben, aber daß sie zweckmäßig sey, davon ist er bis jetzt noch nicht überzeugt, und er hat es in seiner Praxis bisher für besser gehalten, mit den Kindern über ihre Entstehungsart so wenig, wie über Keuschheit und Unkeuschheit, zu sprechen. Die Natur führte sie selbst darauf, und dann ist gewöhnlich auch schon die Vernunft der Kinder so weit ausgebildet und gereift, daß man eben keinen schädlichen Mißbrauch eines solchen Unterrichts fürchten darf. — Der Verf. scheint übrigens so gut wie andere auch gefühlt zu haben, daß die Begriffe von intellectueller und moralischer Erziehung, sobald es auf Entwickelung derselben ankommt, leicht in einander fließen.

Der 3te Brief zeigt die Modificationen der Erziehung durch die verschiedenen philosophischen Systeme, deren er vier annimmt. „Der ersten Parthey war Vervollkommung und Glückseligkeit letzter Zweck der Menschheit, oberstes Moralprincip, folglich auch erster Grundsatz der Erziehung. Die zweyte hielt Glückseligkeit und Vergnügen zwar auch für die wahrscheinliche Bestimmung des Menschen, leitete den ersten Grundsatz der Moral aus diesem Zwecke ab; suchte sie aber durch Befolgung seiner Triebe und ihrer harmonischen Befriedigung zu erreichen, indem sie durch ein nothwendiges Naturgesetz ihre Sanction erhielten, und behandelte die moralische Erziehung, man könnte bald sagen, ein wenig scherzhaft. Die dritte hält zeitliche und ewige Glückseligkeit für den von Gott bestimmten Endzweck unsers Daseyns, den Grundsatz, die von Gott vorgeschriebenen Mittel dazu anzuwenden, für den höchsten der Moral, und prägt, wenn sie anders consequent handeln will, ihren Zöglingen Gehorsam ohne Untersuchung (?) ein. Die vierte Parthey findet zwar, daß angenehme Empfindungen das letzte Ziel unserer Bestrebungen seyn müssen, aber sie modelt den ersten Grundsatz ihrer Erziehung, je nachdem sie ihre Moral aus dieser oder jener Quelle ableitet, so oder anders."

Es gehet hier unserm Verf., wie allen, die ihre eigene Waare gern verkaufen wollen, sie müssen sie auf Kosten andrer anpreisen. Wirklich scheint uns der Verf. seinen Vorgängern zu nahe zu thun, besonders der dritten Klasse. Er glaubt, es gebe etwas Besseres, als uns die bisherigen Moralsysteme geben. Natürlich ist das Bessere das Seinige.

Der 4te Brief stellt eine Prüfung einiger speciellen Grundsätze und Regeln der moralischen Erziehung auf. Mit dem Grundsatz, die Zöglinge zur Aufmerksamkeit auf die Folgen ihrer Handlungen zu gewöhnen, scheint der Verf. nicht zufrieden zu seyn. Es mag seyn, daß man hie und da bey Ausübung dieser Regel zu weit gieng; dieses Zuweitgehen ist bey jeder Regel zu befürchten, sobald sie in unrechte Hände kommt. Rec. aber hat in seiner Erfahrung jene Regel, im Ganzen genommen, immer sehr nützlich gefunden. Das sogenannte moralische Gefühl, das sich nach den verschiedenen fortschreitenden Lebensaltern der Menschen anders und verschieden modificirt, oft nach den äussern Verhältnissen, Lagen, Umständen und Schicksalen des Menschen modificirt, ist gerade deswegen ein sehr unsicheres und schwankendes Fundament der Tugend. Der Verf. meint, die Kindesseele werde nie sich vom Eigennutz entwöhnen, wenn man sie, um eine Willensmeinung hervorzubringen, durch stete Vorstellung des Angenehmen einmal darauf leitete. Das hat aber Rec. nicht gefunden. Auch ist ja nicht blos von angenehmen Folgen für die handelnde Person die Rede, sondern immer muß das Kind auch lernen, Unannehmlichkeiten zu übernehmen, um andern angenehme Folgen zuzubereiten. Will man aber selbst das süße Gefühl, das im Bewußtseyn, so gehandelt und recht und edel gehandelt zu haben, liegt, Eigennutz nennen — so sey es drum. In terminis sumus faciles. Ob es thunlich sey, Kinder durch die Reinigkeit und den absoluten Werth der Handlungen zum Rechthandeln zu bringen, da sie so schwer an Abstractionen zu gewöhnen sind, davon hernach ein Paar Worte.

Der 5te Brief zeigt den Einfluß der kritischen Philosophie auf Moral und der Moral auf Erziehung im Allgemeinen. Der Verf. hat sehr hohe Begriffe von dem Einflusse der kritischen Philosophie und von den segensreichen Folgen derselben in Absicht auf Moral und Erziehung. Wir wünschen, daß sie sich bestätigen mögen. Das Ganze reducirt sich auf Folgendes: Richte das Bestreben des Zöglings nicht auf eigennütziges

nütziges selbstisches Wohlseyn, sondern lehre ihn die Reinigkeit des Sittengesetzes in allen Handlungen auszudrücken, uneigennützig gut zu handeln und seine Pflichten zu erfüllen, weil sie ihm von seiner eigenen Vernunft vorgeschrieben werden. Diese moralische Stimmung suche bey ihm hervorzubringen, zu unterstützen und zu erhalten. Dies klingt allerdings herrlich und schön, aber wie wird es um die Praxis stehen? Hic Rhodus! hic salta!

Der 6te Brief soll beweisen, daß Moralität und Moral nicht auf Erziehung und Entwickelung des Menschengeschlechts, sondern auf den in dem Innern unserer Natur gegründeten Gesetzen beruhen. Ist es nicht am Ende de lana caprina gestritten, wenn man die wichtige Frage untersucht, ob Moral zuerst auf Erziehung, oder diese auf jene gewirkt habe? Der Verf. ist für das erste, und meint: Sittlichkeit werde nicht durch Erziehung constituirt, sondern nur modificirt.

Im 7ten Briefe bestimmt er, was Erziehung eigentlich zur Sittlichkeit thue, und wie sie solche modificire. Der 8te Brief giebt eine kurze Darstellung der reinmoralischen Handlungsweise und des Vorzugs derselben vor jeder andern, wo der Verf. pro domo spricht, und in thesi auch wohl Recht haben mag. Im 9ten Briefe zeigt er die Möglichkeit, Kinder der Idee der Sittlichkeit gemäß zu erziehen. Dies ist nun freylich die Hauptsache, und gerade das, was der Verf. Eigenes hat. Da der Vorzug des sittlich Guten so einleuchtend und die Unterscheidung der moralischen und unmoralischen Handlungsweise so tief und mit richtigen Charakteren in eines jeden Herz gezeichnet sey: so glaubt er, daß es keines sehr gebildeten Verstandes bedürfe, um den Zweck der Sittlichkeit im Allgemeinen zu befördern, und die Mittel anzuwenden, wodurch er erreicht werden kann. Da der Verf. den Satz: auf die meisten Menschen machen nur sinnliche Folgen Eindruck, geradezu für falsch erklärt, so hat er dadurch, wenigstens dem Rec., alle Mittel abgeschnitten, etwas gegen ihn zu erinnern. Da er aber doch den Satz gelten läßt: auf die meisten Menschen machen sinnliche Folgen mehr Eindruck, als die Gesetze der praktischen Vernunft, so nähert er sich ihm wieder etwas, und am Ende läuft doch alles, selbst nach des Verf. Aeusserung, darauf hinaus: „Hat man Menschen vor sich, die das Böse, nicht weil es böse ist, unterlassen, und das Gute nicht um sein selbst willen thun, so würde man freylich mit bloßen moralischen

Begriffen wenig genug ausrichten, man müßte sie hauptsächlich durch Vorstellung der Folgen zum Guten ermuntern und vom Bösen abschrecken, und Sinnlichkeit mit Sinnlichkeit entweder wecken oder tödten; aber darum sind wir nicht berechtigt, dies für etwas anderes als Vorbereitungen zur moralischen Sinnesart zu erklären, darum dürfen wir nicht müde werden, die Versuche zur allmähligen Annäherung zur Moralität und Veredlung des Menschengeschlechts fortzusetzen — was die Vorstellung der Folgen anfieng, müssen moralische Gründe vollenden u. s. w."

Da ist der Verf. gerade auf dem Wege des Rec.; aber um darauf zu kommen, bedurfte es doch gewiß d:s weit ausgeholten Anlaufs nicht, den der Verf. nahm. Ganz recht sagt er: Klugheit sowohl als Pflicht, das Kind sittlich gut zu erziehen, rath, daß man die Bemerkung der Folgen mit zu Hülfe nehme, um ihm dadurch den Vorzug des sittlich Guten einleuchtend, und es selbst geneigt zu machen, dasselbe ohne Widerrede auszuuben — Die Sinnlichkeit muß fühlen, was der Verstand als gut oder böse denkt u. s. w. — Aber war das nicht schon die Handlungsart und Praxis jedes vernünftigen, praktischen Erziehers? ist uns dies nicht schon in mehrern Schriften, nur ohne Hinsicht auf die neueste kritische Philosophie, mit andern Worten zwar, aber doch gesagt? Alles, was der Verf. in diesem und dem folgenden 10ten Briefe noch über diese Materie sagt, stimmt ganz mit des Rec. Grundsätzen über Erziehung überein, die aber Rec. nicht allein zu haben glaubt, sondern von denen er hofft, daß sie in unsern Zeiten, wo so viele trefliche Schriften über diese Materie vorhanden sind, schon ziemlich in Umlauf gekommen seyn werden. Der 11te und 12te Brief endlich legen die Gründe zu der Verbindlichkeit, moralisch zu erziehen, vor.

Nach allem, was Rec. über diese Schrift bey Anzeige des Inhalts derselben beyläufig schon gesagt hat, wird ihm gewiß der Verf. nicht den Vorwurf machen, die Schrift ungelesen oder flüchtig gelesen und unüberdacht gewürdigt zu haben, wenn er das Resultat dieser Anzeige so faßt: daß der Verf. gezeigt habe, seine Schrift sey ein Werk des Selbstdenkers, ohne jedoch neue Resultate zu liefern. Durchgedacht hat der Verf. gewiß seinen Gegenstand, auch, einige etwas schwerfällige Stellen abgerechnet, das Gedachte gut vorgetragen; ein wenig Declamation muß man ihm nicht zu hoch anrechnen.

Daß

daß er aber, wie wir gesehen haben, am Ende selbst da, wo er etwas Eigenes haben sollte und erwarten ließ, im Grunde etwas schon mehrmals gesagtes vorbringt, scheint dem Rec. ein Beweis, daß der Verf. mit unsern pädagogischen Schriften der guten Art nicht vertraut genug sey. Wird er diese studiren, so sind wir überzeugt, daß er in unser Urtheil selbst mit einstimmen werde. Locke, der Patriarch unserer vernünftigern Erziehung, hat schon dem Verf. vorgearbeitet, und er ist für den Rec., der sich nicht von gestern her mit der Erziehung beschäftiget, noch immer klassisch. Sollte der Verf. selbst praktischer Erzieher werden, was er nach einer in seiner Schrift dem Rec. aufgestoßenen Aeusserung nicht ist, so würde er gewiß in vielen Stücken seinen Ton herabstimmen. Das moralische Gefühl — und darauf läuft doch bey dem Verf. alles hinaus, und dessen Ausbildung und Verfeinerung ist, wie der Verf. alsdenn finden wird, freylich ein Haupthülfsmittel der Erziehung; wo es schon gebildet ist, da hat der Erzieher vieles, sehr vieles gewonnen; es zu bilden und zu veredeln, ist seine Pflicht, aber zu viel darf man nicht darauf bauen, das weiß Rec. aus einer vierzehnjährigen Praxis im Erziehungsfache. Mit der moralischen Erziehung nach reinen moralischen Principien gehet es dem Pädagogen gerade wie dem Prediger mit der Empfehlung der Tugend — um Gottes und der Tugend selbst willen.

Th.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. Nach dem Französischen der Frau de la Fite, frey bearbeitet von Joh. Mich. Armbruster. Zweytes Bändchen. St. Gallen, 1792. bey Huber und Compagnie. 10½ Bogen. 8. 9 gr.

Wir haben schon bey dem ersten Bändchen geäussert, daß sich diese Erzählungen durch Neuheit, Interesse und Einkleidung vor so vielen andern schalen Kindererzählungen, die von einer Messe zur andern zum Vorschein kommen, vortheilhaft auszeichnen. Von dieser Fortsetzung müssen wir das nämliche sagen. Der Herausgeber, der sie nicht selbst erfunden, sondern den Stoff darzu aus französischen Erziehungsschriften genommen hat, bekennt in der Vorrede, daß er ausser der auf

dem Titel genannten Mad. de la Fite (ehemaligen Gräfin Genlis) auch einige Episoden in dem treflichen Erziehungswerke: le petit Grandison, ingleichen die Historiettes a l'usage des Enfans, und die Contes moraux à l'usage de la Jeunesse, darzu gebraucht habe. Der Inhalt ist: 1) Wahrheit und Lüge. Geschichte einer mutterlosen Tochter, die durch die strenge Behandlung ihrer Erzieherin sich das Lügen angewöhnt hatte, und dadurch ihrem Vater verhaßt geworden war. 2) Vater Ludwig und seine Familie. Eine schöne Geschichte und Unterredung über die für den Charakter nachtheiligen Folgen jugendlicher Gewöhnung zur Hartherzigkeit gegen Thiere. 3) Die unähnlichen Brüder. Der eine duldend und arbeitsam, der andere, als Muttersöhnchen, verwöhnt zum Müßiggang und zur Verschwendung, und endlich dahin gebracht, Wohlthaten von seinem einst gehaßten Bruder anzunehmen. 4) Das Grasmückenneſt. Als Veranlassung einer von einem Knaben gegen seinen Freund, der es ihm gezeigt, und mit ihm zu theilen versprochen hatte, verübten Heimtücke, Falschheit und darauf erfolgte Strafe. 5) Großmuth und Dankbarkeit, oder Walter Mifflin und sein Sclave. Mifflin, ein Quäker, ertheilt seinen Sclaven ihre Freyheit, mit Auszahlung ihres zeither verdienten Lohnes. Einer davon aber will sich von seinem Herrn nicht trennen, und bleibt bey ihm als besoldeter Knecht. 6) Kaufmann Grünberg, oder die Vortheile der Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Die Geschichte eines reichen Kaufmanns, der seine Kinder dem ohnerachtet zur Arbeitsamkeit und nützlichen Beschäftigung gewöhnt – ein Sokratisches Gespräch, über die weisen Absichten einer solchen Erziehung, und Beweis aus der Folge von deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit. 7) Der goldne Spiegel für Kinder, oder Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben guter Menschen — eine gut gewählte Beyspielsammlung edler Handlungen. 8) Zara und Zerine, ein Feenmährchen — daß der Zauber der Wollust nur vorübergehend, und ausser der Tugend keine wahre Glückseligkeit zu erwarten sey. 9) Der Sclave in Tunis, ein Schauspiel für die Jugend, nach dem Französischen des Freyh. v. Bilderbek (in den bagatelles litteraires), worzu aber der Stoff aus einer Erzählung in Campe's Kinderbibliothek genommen. — Ein aus Hamburg gebürtiger Sclave findet am Grabe seiner Gattin seinen nach Algier geschleppten Sohn und seinen Bruder wieder, der jenen, ohne ihn zu kennen, losgekauft und an

Kindes

Kindesstatt angenommen hatte. Es kommt hier keine weibliche Rolle vor, weswegen es der Verf. auch ausser seinem moralisch guten Inhalt vorzüglich zur Aufführung unter jungen Leuten empfehlen zu können glaubt.

Rg.

Das Blatt für Schulen, d. i. Sammlung aller Kenntnisse, die jeder Mensch haben muß. Eine Wochenschrift. Erster Band. Braunschweig, Schulbuchhandlung, 165 S. 8. 9 gr. Geheft.

Es soll für Bürger- und Landschulen seyn, ja zuletzt eine vollständige Schulbibliothek für Lehrer und Schüler ausmachen. (Braucht denn der Lehrer nicht mehrere und andere Hülfsmittel beym Unterricht als der Schüler?) Es ist dies Blatt aber eine Compilation ohne Plan und Ordnung aus andern Schriften. So ist ein großer Theil der ersten Hälfte des bekannten Thiemeschen Lesebuchs: Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand, abgedruckt. Auch Raffs Naturgeschichte und der 2te Theil des Rochowschen Kinderfreunds sind wörtlich geplündert. Der H. giebt sich zwar das Ansehen, daß er fremde Arbeiten genau durchsehe, und, wo es nöthig sey, verbessere. Man urtheile selbst. Wenn Thieme schreibt: Strickbeutel, Säulen, Kohlpfanne (als Hausgeräth in der Küche), verbessert er und setzt: Knüttebeutel, Stender, Kohlfeuer. Schreibt jener Ziffern, so schreibt dieser: Ziefern. Die Beschreibung des Kinderfestes zu Ehrsten im Amte Wolfshagen hat Hr. Rath Casparson in Cassel im Journal von und für Deutschland 8. Jahrg. 7. Stück geliefert. Hier ist sie etwas abgekürzt nachgedruckt. Die Reise durch Europa ist, wie die geographische Tabelle, sehr mangelhaft. Letztere enthält die Länder nach der alten Eintheilung, und ist daher für die gegenwärtige Zeit gar nicht mehr brauchbar. Das Vorzüglichste im Buche ist nach Rec. Urtheil die S. 129 - 150 eingerückte Schulordnung, die mit Kenntniß der Obliegenheiten eines Schulmanns und der Behandlung junger Gemüther abgefaßt ist. Es wäre besonders fürs Land zu wünschen, daß die Lehrmethode sowohl als die Disciplin angewendet würden, und sich willige und tüchtige Subjekte mit Unterstützung der Obern damit befassen könnten. — Ein solches Blatt zu

liefern,

liefern, ist sehr leicht, und Rec. kann den Herausg. nicht ermuntern, es fortzusetzen.

Ew.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

1. Annalen des Königreichs Preussen, von Ludwig von Baczko und Theodor Schmalz. Erstes Quartal, 146 Seiten. Zweytes Quartal, 151 Seiten. Königsberg und Berlin, in Commission bey Maurer. 8. 1792. 4 Quartale. 2 Rg. 16 gr.

2. Geschichte Preußens, von Ludwig von Baczko. Erster Band. Königsberg, bey Hartung, 1792. 406 Seiten, und XXIV Seiten Vorbericht. 8. 1 Rg. 12 gr.

Diese beyden Schriften fassen wir weniger wegen der Herausgeber derselben, als wegen der nahen Verwandtschaft der abgehandelten Gegenstände zusammen.

Nr. 1. ist ein periodisches Werk für Preußen, dessen Anfang wir vor uns haben. Der Plan und Endzweck desselben bezieht sich auf Geschichte, Diplomatik, Statistik, alte und neue Merkwürdigkeiten, Erdbeschreibung, Natur- und Gelehrtengeschichte, Verordnungen u. dgl., in sofern diese Materien Preußen angehen. Die gesammelten Beyträge hierzu sind mit Einsicht ausgewählt, dem Plan angemessen, und wegen der neuesten Nachrichten ungemein schätzbar. So findet man eine Fabriken- und Manufakturentabelle des Ostpreuß. Kammerdepartements von 1790, und eine andere von Ostpreußen für 1791, und Populationslisten von Ost- und Westpreußen vom Jahre 1791. — Mannichfaltigkeit ist gleichfalls beobachtet worden. Von der Nr. 2. angezeigten Preußischen Geschichte ist im ersten Quartale der Anfang zur Probe vorgelegt worden, worin niemand den sachkundigen und gelehrten Forscher verkennen wird. Traurig war Rec. die Nachricht, daß der angekündigte Codex diplomaticus aus Mangel an Unterstützung nicht zu Stande gekommen ist. Was soll man

vom

vom Zeitalter denken, das die ersten und ächtesten Quellen, wodurch die Geschichte von Legenden und Verunstaltungen zu der Reinheit und Klarheit gebracht werden muß, ohne welche sie nicht Geschichte genannt werden kann, aus Mangel an Patriotismus zu öffnen unterläßt! Wahrlich, es giebt der Männer ohnehin wenige, die bey der Trockenheit und Mühsamkeit dieses Geschäfts den eisernen Fleiß, die ausharrende Geduld, die Liebe zur Sache, die Bekanntschaft mit dem Gegenstande, die Localkenntniß, den Eingang und Zutritt zu so manchen Vorräthen sich verschaffen, die noch ungedruckt sind, und den Aufschluß zur Geschichte Preußens geben. Wem fällt hierbey nicht der nunmehr verewigte Brandenburgische Diplomatiker Gercken ein! Auch ihn traf das Loos, kaum die Kosten seiner vortreflichen Urkundensammlung herauszubringen, auch er mußte mitten im Gange stille stehen, und die Fortsetzung der Herausgabe unterlassen. — Dank dem Verf. Hrn. v. B., daß er von Zeit zu Zeit, wie hier schon der Anfang gemacht ist, uns mit den Quellen bekannt machen wird. — Im 2ten Quartal findet man der Biographie des Hochmeisters Conrad Zölner von Rotenstein, die ein Ungenannter bearbeitet hat, schätzbare Urkunden, den deutschen Orden und den König Jagello betreffend, beygefügt. Die aufgenommene Biographie Simon Dachs ist zwar kurz, aber sehr unterhaltend. Daß Opitz mit ihm auf einem sehr vertrauten Fuße lebte, und ihn sehr schätzte, zeigt unter andern der Brief desselben an Robertin, den Werner in den Nachrichten zur Preußischen u. s. w. Geschichte, B. 1. S. 198 mittheilt. Er nennt den Dichter Dach illud candidissimum musarum pectus, und setzt unter dem Briefe launicht hinzu: „Dach soll sich nicht in die Jungfer B.. verlieben, sie ist ihm zu frisch. Ein Liedlein mag er ihr wohl componiren." — Die Charakterzeichnung ist gut gerathen. Hier sind einige Züge: (S. 127.) „Genügsamkeit, selbstständiges Leben in sich und seinen Lieblingsphantasien; Anhänglichkeit an seine unschuldigen Gewohnheiten; ehrbarer Scherz, oft liebenswürdiger Muthwillen; Treuherzigkeit; Festigkeit der Seele in Gott und Tugend; Freymüthigkeit, frommer Eifer und heilige Begeisterung strömen durch alle seine Gedichte. Von Leibe war er hager, mittelmäßiger Statur, schlichten Haaren, ernsthafter und gelassener Miene, hatte Feuer im Auge und Sittsamkeit in Manieren; in Kleidung trug er sich anständig, ohne Ueberfluß." Gute Gedanken und Bilder sind in seinen

Gedichten, davon Hr. Kr. Bock ein Paar mittheilt. Er hat ihnen das gute Gewand verliehen, sonst zweifeln wir, daß sie jetzt in ihrer ursprünglichen Tracht gefallen möchten. — Etwas über gesellschaftliche Vergnügungen, ist ein lesenswerther Aufsatz. Die übrigen Bereicherungen, womit die periodische Schrift angefüllt ist, z. E. von dem Pr. Landesprodukt Prahlsacht u. a. müssen wir zur Ersparung des Raums übergehen, und wünschen, daß die Herren Herausg. fortfahren können, auf eine so lehrreiche Weise vielen Lesern, besonders ihren Landsleuten, nützlich zu werden.

Nr. 2. ist der Anfang eines weitläuftigen, mühsamen, aus den Urquellen geschöpften und reichhaltigen Werks über Preußen. Wenn die Bearbeitung der an Begebenheiten noch reicheren Folgezeit diesem Bande angemessen bleibt: so wird das Urtheil des Rec. gerechtfertigt werden können. Hieran läßt sich ohne Ungerechtigkeit gegen den Verf. nicht zweifeln. Mit wahrer Theilnehmung bedauert er einen Mann dieser Art, daß er blind und gebrechlich ist, zum Aufsuchen das Auge und zum Niederschreiben die Hand eines andern bedarf. Daher denkt sich dieser ganz in die Materie hinein, die er bearbeitet; sinnliche Eindrücke, die durch das Auge erhalten werden, können ihn nicht zerstreuen, und wegen seiner körperlichen Constitution verliehren manche Vergnügungen anderer Gattung für ihn Reiz und Freuden, da er zur vollkommnern Theilnahme an denselben sich nicht fähig findet. Dieser unglückliche Gelehrte hat von seinem Könige die Versicherung einer lebenswierigen Versorgung erhalten, und die königlichen Minister unterstützen ihn bis dahin, und sichern ihn vor drückenden Nahrungssorgen. Mehreres findet man von ihm im Journal von und für Deutschland, 1790. 9. St. und 1791. 1. St. Schon 1784 lieferte er ein Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung Preußens (A. B. 77. S. 458.) Das jetzige wird ein vollständigeres Werk werden, die Frucht einer fast achtzehnjährigen Arbeit, die daher wohl vorzügliche Reife erwarten läßt. In dem Vorbericht führt der Verf. mit Beurtheilung des innern Gehalts die größern Druckschriften und Manuscripte an, die er benutzte. Zur Berichtigung der alten Chronologie halfen ihm etwa 600 copirte und einige 1000 ausgezogene Urkunden. Bey der angewandten Kritik des Verf. dürfen wir auf ihre Aechtheit gewiß rechnen.

Dieser Band ist in drey Bücher eingetheilt. Das erste von der Zerstörung des abendländischen römischen Reichs durch deutsche Völkerschaften bis auf das Jahr 1230, das zweyte bis 1249, und das dritte bis 1283. Jedes Buch enthält Kapitel, denen der Inhalt vorgesetzt ist. Im ersten Buche ist von der Entstehung der Wallfahrten und Kreuzzüge gehandelt, die Triebfedern derselben sind hervorgesucht, und die Gründe der allgemeinern Verbreitung derselben angezeigt worden. Der Ursprung des deutschen Ritterordens, dazu die Belagerung von Ptolemais oder Akon Veranlassung gab, die Fortschritte und Einrichtung desselben werden angeführt. Die Ceremonien bey der Aufnahme in den Orden, die hier S. 31 bemerkt werden, sind sehr merkwürdig, und stimmen noch jetzt in den Hauptsachen mit der im Gött. Mag. B. 6. S. 513 enthaltenen Beschreibung überein. So wie noch jetzt der Churfürst von Cölln dem Candidaten auf seine Bitte um Aufnahme in den Orden antwortet: „Wir erfüllen eure Bitte, doch verspricht euch der Orden nur Brod und Wasser und demüthige Kleidung;“ so waren damals die merkwürdigen Worte. S. 32 „Ob du meinest und glaubest in diesen Orden einzugehen umb eines guten, sanften oder geruhigen Lebens willen, des wirstu höchlich betrogen, dann in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wenn du zun Zeiten essen woltest, so mustu fasten, wann du fasten woltest, so mustu essen, wann du schlafen woltest, so mustu wachen, wann du wachen woltest, so mustu schlafen, vnd wann dir geboten wird, hieher oder dahin zu gehen, vnd zu stehen, daz dir nit behagen würde, dawider mustu nit reden, vnd du solt dich deines eigenen Willens ganz vnd gar entschlagen, vnd Vater, Mutter, Bruder, Schwester vnd aller Freunde verzeihen vnd diesem Orden gehorsamer vnd getrewer seyn, als jnen. Dagegen gelobet dir vnser Orden nicht mehr, dann Wasser vnd Brod, vnd ein demütiges Kleid, vnd magst fürbaß nichts fordern,“ u. s. w. (Man siehet, daß die Entsagung von Vater, Mutter u. s. w., der blinde Gehorsam u. s. w., den die Jesuiten fordern, schon in andern alten Orden war. Der Rec. ist auch aus vielen Gründen überzeugt, daß der Orden der Jesuiten von Lojola nicht ganz neu erfunden, sondern auf einen andern Orden gepfropft worden ist.)

Hermann von Salza, der Hochmeister des Ordens, that viel zum Vortheil desselben. Dann folgen geographische Nachrichten von Preußen von S. 41 bis 67, die wir, so

so vortreflich sie auch sind, etwas zusammengedrängter gewünscht hätten, da Geographie nur im Geschichtsbuche als Hülfswissenschaft ganz kurz berührt werden mußte. Vom Bernstein, dessen Entstehung und Vaterland wird mit ungemeiner Gelehrsamkeit geredet. — Die Ableitung des Namens Porussia, nahe an Rußland, oder wie der Verf. meint, hinter Rußland, hat des Rec. Beyfall; so wie man Pommern ableitet von Pomarski, nahe am Meere. — Zuletzt sind Nachrichten von den Missionarien, z. E. einem Adalbert, Bruno u. a., und den Bemühungen, die Preußen durchs Schwerdt zu bekehren. Die Beylagen enthalten theils Auszüge aus ältern Schriftstellern, z. E. dem Tacitus u. a., theils aus handschriftlichen und andern Nachrichten, theils aus Urkunden. Die Urkunde, wovon die 42ste Beylage ein Theil ist, findet man auch in Hartknochs Gesch. Preußens. S. 153.

Das zweyte Buch beginnt mit den Abtretungen Herzogs Conrads von Masovien an den Orden. Die Schenkungsurkunde, wovon hier in der ersten Beylage ein Auszug ist, befindet sich auch beym Hartknoch, S. 143. — Die damalige Verfassung Preußens, als die D. Ritter hinkamen, ist schön beschrieben. Was vom Waidewud, dessen Geschichte als eines Preußischen Königs schon Pauli sehr bezweifelt, (Einl. zur Preuß. Staatsgeschichte S. 380.) und den der V. nach der Etymologie der litthauischen Sprache für den allgemeinen Namen eines Woiwoden, Herzogs, Anführers erklärt, und vom Kriwe, der gleichsam der Papst der Einwohner war, gesagt wird, verdient gelesen zu werden. Rec. erinnert sich hierbey an einen Wunsch Herders in s. Ideen zur Phil. der Gesch. der Menschheit, 4. Th. S. 21. „Insonderheit verdient die alte Preußische Verfassung am Ufer der Weichsel, die einen Widewut als Stifter nennt, und unter einem Oberdruiden, der Kriwe hieß, stand, sammt dem ganzen Stamme des Volks noch Untersuchung." Aus diesem Zeitalter sind hier von der Sprache, der häuslichen, militärischen, religiösen und gesetzlichen Verfassung die schätzenswürdigsten Beyträge. Zwar glaubt Rec., daß das meiste hiervon schon im ersten Buche hätte abgehandelt werden sollen, da dieser frühere Zeitraum hier geschildert wird, und die Geschichte der christlichen Missionarien, die früher S. 86 u. fgg. vorkömmt, der chronologischen Ordnung nach nicht da am rechten Orte stehen kann. — Der Krieg des Ordens gegen die Preußen,

in deren eroberten Länder man durch alle Mittel Einwohner zu bringen versuchte. Die Colonisten erhielten sogar Ablaß vom Papste, daß 1233 aus Böhmen, Pohlen, Pommern, Massau, Dännemark, Schweden und Deutschland Leute sich dort ansiedelten. Der Religionseifer des Landmeisters Hermann von Aldenburg gieng so weit, daß viele Preußen, die man beym heimlichen Götzendienste antraf, erschlagen, gelähmt oder verbrannt wurden. Die Leiden der Einwohner giengen über alles. Die Verheerungen Schwantopols, die besonders das Culmische Gebiet erlitt, so wie manches Blutvergießen erregen Schaudern. Merkwürdig ist die Vertheidigung Culms von mit männlicher Rüstung bekleideten Weibern. Dieses Buch geht bis auf den Friedensschluß zwischen Schwantopol und dem Orden, und auf den Vergleich des Ordens mit den neubekehrten Preußen 1249. Die Urkunde dieses Vergleichs ist hier in den Beylagen zu diesem Buche ziemlich vollständig abgedruckt. Dreger *cod. diplom. Pom.* S. 287. hat nur in der Einleitung etwas mehr.

Das dritte Buch geht bis auf die völlige Eroberung Preußens durch den Orden 1283. Es begreift die politischen Angelegenheiten und Verfassungen, giebt Nachricht von den Privilegien und Rechten des Hochmeisters, von der Würde des Landmeisters, der Comthure, der Hauscomthure und der Ritter, von den Gesetzen u. dgl. Es hat gleichfalls Beylagen. Rec. wünscht dem gelehrten Hrn. Verf. Muth und Kräfte zur Fortsetzung dieses Werks, das in seiner Art klassisch ist, das einen Schatz von wichtigen, in die Preußische Geschichte einschlagenden Aufschlüssen enthält, und um so viel mehr bewundert werden muß, je schwerer dem Hrn. Verf. jede historische Arbeit wird, da er sich fremder Augen bedienen muß.

Ad.

Chrph. Wilh. Jak. Gatterer's Beschreibung des Harzes. 8. Nürnberg, im Verlag der Bauer- und Mannischen Buchhandlung. 1792. Erster Theil, 5 Bogen über ein Alphabet. Zweyter Theil, ohne die zahlreiche Tabellen, welche er enthält, eben so stark.

Oder:

Chrph. W. J. Gatterer's Anleitung, den Harz und andere Bergwerke zu bereisen. Vierter und fünfter Theil. 2 Rg.

Der Verf. erwirbt sich durch diese Fortsetzung seines nützlichen Werks gerechte Ansprüche auf den Dank des Statistikers, der hier über die Bevölkerung, innere Einrichtung und Polizey, Gewerbe, Geschichte, Ertrag des Harzes, seiner einzelnen Städte, Reviere und Gruben bis ins kleinste Detail Nachrichten findet; ein Theil derselbigen ist zwar aus bekannten Schriften, z. B. aus **Calvör**, **Zückert**, **Honemann**, **Zimmermann**, **Beckmann** u. a. entlehnt, die der Verf. genannt hat; allein, man findet sie hier zusammengestellt, und, was eben so vielen Dank verdient, mehrere noch ungedruckte Nachrichten benutzt, die der Verf., wie er versichert, aus zuverläßigen Quellen geschöpft hat. Viele derselbigen sind hier, um den Zusammenhang desto leichter mit einem Blicke zu übersehen, in Tabellen gebracht.

Der erste Theil beschäftigt sich (vielleicht etwas zu ausführlich) mit der Mundart (so würden wir lieber statt Sprache sagen), der Volkszahl (der Verf. zählt am Oberharze 19,722 Menschen, unter diesen 700 — 800 mehr von anderm Geschlechte, also über 1562 auf die geographische Quadratmeile), den Wohnungen, der Kleidung, der Haushaltung, den Speisen und Getränken, der ehelichen Verfassung und Kinderzucht, dem Gesundheitszustande und den Krankheiten (vornemlich nach **Lentin**), der Religion und kirchlichen Verfassung, dem Aberglauben, dem Charakter, den Sitten und Vergnügungen, dem Acker- Garten- und Wiesenbau und der Viehzucht der Einwohner des Oberharzes; dann mit der Verfassung, der Eintheilung und Regierung (wo zugleich der neue Vertrag zwischen beyden Braunschweigischen Häusern erwähnt, im übrigen Werke aber meist noch als nicht geschehen angesehen wird), der Verwaltung in den Berg- und Forstämtern und den Rathscollegien), dem Personal der (namentlich verzeichneten) Bedienten, der Löhnung (welche zu Klausthal alle Woche gegen 15,000, zu Zellerfeld zwischen 3000 und 4000 Reichsthaler beträgt; hier eine Berechnung der Zehendausgabe von 1673, 1700, 1730 und 1759 von Zellerfeld), der Knapschaftscasse,

den

den Bergrechnungen, den Generalbefahrungen, den Bergbaukassen, den Berghandlungen (mit vielen Rechnungen aus ältern Zeiten), der Anlegung und Vertheilung der Gruben, (hier der Preis der Kuxen und die Ausbeuten und Zubusen von 1788.) dem Ertrag der Gruben am (ehemaligen) einseitigen und Communionoberharze (mit Bergzetteln aus mehreren Jahren belegt), am Ende noch mit der Geschichte des oberharzischen Bergbaues.

Der zweyte Theil liefert eine detaillirte Beschreibung der beyden Städte Osterode (die doch nicht so eigentlich zum Harze gehört,) und Klausthal, ihrer Lage, Luft, Gewerbe, Waldungen, Mineralien, Gewässer, Berge, Schicksale, Größe, öffentlicher Gebäude, ihres Magistrats, ihrer Kirchen und Schulen, der Besoldung der dabey angestellten Lehrer, ihrer Hospitäler und anderer Stiftungen, ihrer adelichen und anderer Güter, ihrer Polizey- und Armenanstalten, ihrer Volksmenge, der Abgaben, der Einnahme, der Stadtkämmerey, der schönen Wollenmanufakturen (am ausführlichsten der Golgasdruckerey, wo hier und da Jacobson verbessert und berichtigt wird), der Gruben, Zechenhäuser, Teiche, Gräben, Strecken, sowohl der noch gangbaren, als der aufgelassenen, der Gypsmühlen und Oefen, der Gesundbrunnen, der benachbarten Meyereyen und Bergflecken, der Mineraliensammlungen, des Preises der Lebensmittel und der auf der Klausthaler Sägemühle geschnittenen Tannendielen u. s. w. Ueber die Ausbeute und Zubuse der Klausthalischen Gruben, oft von ihrem Vermögenszustande, meist vom Ende des letztverflossenen Jahrhunderts an Tabellen. Der Thurm Rosenhof, die tiefste Grube am Oberharze, liegt da, wo sie am tiefsten ist, 248½ Pariser Schuh niedriger als Göttingen.

Eg.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum Libri duo, ad codd. MSS. fidem suppleti et castigati, annotatione et versione latina

instructi ab *Arn. Herm. Ludov. Heeren*, Philos. Profess. in Acad. Georg. Aug. *Pars prima.* Physica continens. Gottingae, apud Vandenhoek et Ruprecht. 1792. 8. *Tomus prior.* 503 S. praef. et proleg. LII S. 1 Rg. 12 gr.

Endlich, nach einem Zwischenraum von mehr als zweyhundert Jahren, erhalten wir eine neue Ausgabe der für die Kenntniß der griechischen Literatur und Philosophie so äusserst schätzbaren Sammlung des **Stobäus**, welche von **Wilhelm Canterus** im Jahr 1575 zuerst an das Licht gestellt, und seitdem nur einmal, aber ganz unverändert, (Aureliae Allobrog. 1609.) von neuem aufgelegt worden ist; und es gebührt auch hier einem Deutschen das Lob, die literarischen Schätze der Ausländer, von denen eine neue und verbesserte Ausgabe dieses Werks mit weit weniger Mühe schon längst hätte besorgt werden können, besser geschätzt und benutzt zu haben, als diejenigen, welche sich in ihrem Besitze befanden. Die vor uns liegende Ausgabe kann beynahe als eine editio princeps betrachtet werden; indem sie uns zuerst das ganze Werk in einer neuen Gestalt und von unzähligen Fehlern gereinigt liefert. Es ist bekannt, daß **Canterus** den Stobäus aus einem verstümmelten und fehlerhaften Codex (codice Sambuci), welcher hin und wieder aus einem Codex des Cardinal **Sirlet** verbessert und vollständiger gemacht worden war, edirte, offenbare Schreibfehler ausmerzte, und eine lateinische Uebersetzung beyfügte, von welcher er selbst sagt, daß sie in großer Eile (in der Zeit von etwa 136 Stunden) gemacht worden sey. Nach ihm gerieth dieses Werk fast gänzlich in Vergessenheit, und **Grotius** (in dictis poëtarum, quae apud Stobaeum extant) ist der einzige, welcher sich, wenigstens um einen Theil desselben, ausgezeichnete Verdienste erworben hat.

Der neue Herausgeber hat in der Vorrede über den Plan seiner Arbeit, seine Hülfsmittel und kritischen Grundsätze umständlich Rechenschaft abgelegt. Die Vergleichung eines Madrider Codex, welche er durch Hrn. Prof. **Tychsen** erhielt, ließ ihn vermuthen, wie viel zur Verbesserung des Stobäus aus Handschriften zu gewinnen sey, und er richtete nun auf seinen gelehrten Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und Holland seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf diesen Gegenstand. In Italien ward seine Mühe am meisten belohnt.

Auf

Auf der Vaticanischen Bibliothek fand er zwar nur Einen Coder, (Holstenius erwähnt deren zwey) aber dieser enthielt viele Supplemente und einen großen Reichthum vortreflicher Lesarten. Ihm kömmt ein Codex Augustanus am Werth zunächst, dann der Cod. Escurialensis und zwey Codd. Farnesini, welche mit dem Vaticanischen und Madridischen übereinstimmen, und von dem H. nur in einzelnen Stellen verglichen worden sind. Hiezu kömmt noch ein Codex regius Parisinus, welcher am meisten mit der Canterischen Ausgabe übereinstimmt, so wie ein Codex Ambrosianus, welcher nur ein Fragment der Eclogen enthält. Aus der Vergleichung dieser Handschriften ergiebt sich, „daß sie eine doppelte Recension der Eclogen des Stobäus enthalten, von denen die eine vollständiger, die andre verstümmelt ist, und daß sie alle aus zwey Handschriften geflossen scheinen. Zu jener Recension gehören cod. Vaticanus, Augustanus, Escurialensis, die beyden Farnesini; zu der andern der cod. Regius, so wie auch der cod. Sambuci, aus welchem Canterus seine Ausgabe veranstaltete, zu derselben gehört haben muß."

Auf diese vollständigere Recension ist nun die gegenwärtige Ausgabe gegründet, und durch Hülfe der Handschriften, der Verbesserungen neuerer Kritiker und eignen von unzähligen Fehlern gereinigt, welche ihr in der vorigen Ausgabe anklebten. Die Ordnung der Kapitel, welche C. nach der Ordnung der Materien in Plutarchs Buche περὶ τῶν ἀρεσκόντων geändert hatte, ist wieder hergestellt, so wie sie sich in den Handschriften und dem Photius (Bibliotheca Cod. CLXVII.) findet, welcher in seinem Coder einige Kapitel mehr gehabt hat, deren Ueberschriften hier an ihrer Stelle eingeschaltet sind. Endlich ist es noch ein ausgezeichnetes Verdienst dieser Ausgabe, daß die meisten Fragmente ihren Verfassern, die man zum Theil gar nicht, zum Theil unzuverläßig kannte, wieder zugetheilt worden.

Ob nun gleich die Wiederherstellung des Textes der Hauptgegenstand war, auf welchen der Herausgeber seine Aufmerksamkeit richtete, so ist deshalb die Erklärung nicht gänzlich vernachläßigt worden. Dieses konnte nun freylich nur bey den schwerern Stellen Statt finden, und sie mußte auch hier, um den Raum nicht allzu sehr zu beschränken, so kurz als möglich gefaßt werden. Ein fortlaufender Commentar, oder eine Anhäufung gelehrter Noten, wozu dieses Werk so reichen Stoff

gegeben hätte, war nicht in des Herausgebers Plan. Es wird daher in den meisten Fällen, hauptsächlich bey Erläuterung der alten Systeme, auf diejenigen Schriftsteller verwiesen, welche hierüber ex professo geschrieben haben.

Die lateinische Uebersetzung der ersten Ausgabe war, wie man leicht glauben kann, nach einer so großen Umwandlung des Textes, nicht mehr brauchbar, und Hr. H. mußte sie an vielen Stellen nach dem neuen, von ihm hergestellten Texte umändern. Sie vertritt die Stelle eines fortlaufenden Commentars, und ist weniger in den Worten als in der Darstellung des ganzen Sinnes getreu. Bey den Versen ist größtentheils Canterus Uebersetzung beybehalten, bisweilen aber Grotius vorgezogen worden.

Wir glauben, es unsern Lesern schuldig zu seyn, die neu hinzugekommenen Kapitel und Stellen hier mit wenigen Worten anzuzeigen. Das 1te Cap. ἔπαινος Φιλοσοφίας (dessen Ueberschrift Photius anführt,) fehlt überall. Cap. II. περὶ ἀριθμητικῆς erscheint hier zum erstenmal, obgleich einige Fragmente daraus beym Canterus, aber am unrechten Orte, angeführt werden. Die edit. princeps fängt mit dem III. Kap. περὶ Θεῶν an; aber auch dieses ist dort äusserst verstümmelt und in großer Verwirrung. Hier findet sich auch der berühmte Hymnus des Stoiker Cleanthes, und ein anderer des Orpheus, welche Ursinus zuerst aus einem Codice Farnesino edirt hat. Das IV Kap. enthält von S. 110–137. beträchtliche Zusätze aus dem Demosthenes, Arrianus und Hermes, von denen die beyden letztern hier zum erstenmal gedruckt erscheinen. Ein großes Fragment des Porphyrius S. 140, welches schon Schottus und Holstenius aus den Codd. edirt hatten. Im XXII Kap. erscheint hier S. 452 ein ansehnliches Fragment des Philolaus, von welchem Canterus nur die ersten Zeilen hat.

Daß eine große Menge Fragmente hier zuerst den Schriftstellern und Dichtern, aus deren Werken sie genommen worden, wieder gegeben sind, haben wir schon oben bemerkt. Viele derselben waren ehemals auf eine ungeschickte Art verknüpft, andre eben so unrichtig von einander gerissen. Diese große Unvollkommenheit ist in der neuen Ausgabe ausserordentlich vermindert worden.

Auf

Auf die Erwähnung einzelner Verbesserungen des Textes können wir uns wegen ihrer Menge nicht einlassen. Ein großer und zuverläßig der größte Theil derselben ist ausserordentlich glücklich, und macht dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Herausgebers Ehre. Daß er bey der Aufnahme neuer Lesarten, wenn es auch nur Conjecturen waren, nicht allzu ängstlich verfahren ist, verdient, bey einem so sehr corrupten Werke, alle Billigung. In der Verbesserung der Dichterstellen, wo das meiste vorgearbeitet war, scheint es dem H. am wenigsten geglückt zu seyn. Einige seiner Emendationen fehlen gegen das Metrum. So S. 68. 30. 1. Ἡρακλέος κρατειοῦ, wo Grotius κρατεροῦ liest. Ebendas. v. 3. scheint uns ἁρμοδῶτα nicht Statt zu finden. S. 122. 30. liest der H. ἐχθρὸς ἀνὴρ μὲν statt ε. μὲν ἀνὴρ, welches im zweyten Fuß unrichtig ist, so wie die Veränderung des H. im ersten.

Noch bleibt uns übrig, ein Wort über die Einrichtung dieser Ausgabe zu sagen. Der erste Theil soll die Eclogas physicas enthalten, und erscheint in zwey Abtheilungen, deren erste, vor uns liegende, XXIII. Kapitel enthält. Die erste Abtheilung des zweyten Theils wird die eclogas ethicas und die Scholien eines Codicis Farnesini liefern; die zweyte, mit welcher das ganze Werk beschlossen wird, ausser einer Sammlung aller Varianten aus den Handschriften, eine Commentationem de fontibus eclogarum Ioannis Stobaei (s. Gött. Anzeigen, 1785. 115. St. 1145 S.) und die nöthigen Indices. — Wir hoffen, daß diese schätzbare und zweckmäßige Ausgabe auch ihres Theils dazu beytragen wird, den Eifer für das Studium der Geschichte der Philosophie, in welcher es auch nach den Bemühungen eines Tiedemann, Wyttenbach und Meiners noch so viel aufzuklären giebt, unter unsern Landsleuten immer mehr anzufachen.

Go.

Io. Henrici Martini Ernesti, Philos. D. et Prof. P. O. Coburgensis, Initia Romanae Latinitatis denuo edita, emendata, aucta. Oder: Neues Lese- und Vorbereitungsbuch der lateinischen Sprache zur zweckmäßigen Einleitung in die Classiker und zum früheren

und nützlichen Gebrauch derselben für Schulen, Coburgi, apud Ahl, 1792. 256 pagg. 8. 1 Bogen Vorrede. 12 gr.

Wir haben zwar Chrestomathien, libros latinos, lateinische Lesebücher u. dgl. in ziemlicher Menge, so daß ein Lehrer bey der Auswahl einer Lectüre für Anfänger nicht leicht in Verlegenheit kommen kann; indessen hält Rec. diese neue Auflage und Umarbeitung des Ernestischen Lesebuches keinesweges für unnütz. Zur Abwechselung ist es bey seiner zweckmäßigen Einrichtung allerdings zu empfehlen. Zweckmäßig hält er es aber um deswillen, weil die darin enthaltenen Stücke nicht selbst ausgearbeitete Aufsätze sind, sondern aus den immer namentlich angegebenen Quellen selbst entlehnt sind. Da Rec. die erste Ausgabe nicht zur Hand hat, um sie mit der neuen vergleichen zu können, so kann er nicht genau sagen, worin die Veränderungen und Verbesserungen bestehen. Die Vorrede des Verf., der mit rühmlicher Bescheidenheit den Werth seines Buches bestimmt, setzt die Vorzüge der neuen Ausgabe vor der ältern darein, daß die Stücke vermehrt (der Apophthegmen und Historchen sind jetzt 112, zuvor 49.) und mehr Noten, die mehrentheils in Uebersetzungen bestehen, und entweder zugleich erklären, oder den Unterschied der römischen Sprache von unserer Muttersprache zeigen, hinzugekommen sind, und daß dem ohngeachtet das Ganze durch die äussere typographische Einrichtung bis auf einen mäßigen Band reducirt ist. Für diejenigen, die das Buch noch gar nicht kennen, und es in öffentlichen Schulen einführen wollen, zeigt Rec. die Rubriken an. Das Buch ist in zwey Theile abgetheilt. Der erste Theil hat folgende Rubriken: 1) Sententiae et Proverbia. Alle aus Klassikern. Rec. kennt den Nutzen solcher kurzen Sentenzen aus eigener Erfahrung und Gebrauch derselben in seinem Schulamte. 2) Apophthegmata et narratiunculae. 3) Epistolae breviores. Ciceronis epistolae selectiores. 4) Plinii epistolae selectiores. 5) Phaedri fabulae. Diese und einige folgende Nummern werden Manchen entbehrlich scheinen, da in den niedern Klassen der meisten Schulen besondere Abdrücke davon im Umlauf sind. — Der zweyte Theil enthält: 1) Narrationes et descriptiones. 2) Epistolae longiores. Ciceronis epistolae. 3) Plinii epistolae. 4) In dem mir zugekommenen Exemplar fehlt der Bogen M, auf welchem gerade die vierte Rubrik steht. Aus dem Bogen N

ist

ist es aber zu ersehen, daß diese Rubrik Auszüge aus den philosophischen Schriften des Cicero und des Sallust. B. Catil. enthält. 5) Orationes. Aus Cicero's Schriften. Die Rede pro A. Licinio Archia poeta ist ganz abgedruckt.

Ohngeachtet der Herausgeber gestrebt hat, vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten, so scheint uns doch im 2ten Theil zwischen Nr. 3. 4. 5. der Sprung zu groß. Diese Nummern enthalten Stücke, die schon gebildete Leser fordern, als diejenigen sind, welche die in dieser Chrestomathie vorhergegangenen blos kennen. Es ist dies zwar ein Fehler aller dem Rec. bekannten Chrestomathien, aber doch immer ein Fehler. Eben so vermißt Rec. in dieser, so wie in andern Chrestomathien, eine schickliche und zweckmäßige Folge poetischer Stücke, wobey zugleich auf die verschiedenen Arten des Sylbenmaaßes und auf die Regeln der Prosodie Rücksicht genommen seyn müßte.

Tb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Kritische Untersuchung der Geschichten des alten und neuen Testaments von der Erweckung einiger Verstorbenen zum Leben. Veranlaßt durch das Churfürstl. Sächs. Mandat, Dresden vom 11ten Febr. 1792. von der Behandlung der Leichen und der dabey zu beobachtenden Vorsicht, damit nicht blos todtscheinende Menschen zu frühzeitig begraben werden. Leipzig, 1793. bey Kummer. 4 Bogen. 8. 3 Gr.

Das oben erwähnte Mandat veranlaßte den ungenannten Verfasser, Brübiers Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes und dem Mißbrauch, der mit übereilten Beerdigungen und Einbalsamirungen vorgeht, aufmerksam zu lesen; und er überzeugte sich durch diese und andere Schriften, daß Menschen oft gestorben zu seyn scheinen, aber nicht wirklich todt sind, und deswegen leicht lebendig begraben werden können. Diese Ueberzeugung bewog ihn, die biblischen Erzählungen von Todten, welche wieder

ins Leben zurückgerufen seyn, zu untersuchen. Er führt in der Einleitung mehrere Beyspiele von Personen an, die man für todt hielt; die aber, zum Theil nach langer Zeit, (man hat Exempel, daß dies nach dreyßig, ja nach zwey und vierzig Tagen geschehen ist,) wieder lebendig wurden. Hierauf geht er kurz die Kennzeichen des Scheintodes durch, und schließt mit der bekannten Bemerkung, daß die Fäulniß das einzige völlig sichere Kennzeichen des wahren Todes, hingegen selbst die Steifheit und Eiskälte noch nicht entscheidend sey. Da nun von jeher die Auferweckung der Verstorbenen für die gewissesten Beweise göttlicher Wunderkraft gehalten worden sind: so prüft er die biblischen Nachrichten von Todtenerweckungen, um es auszumachen, ob dieselben vom wirklichen oder nur vom scheinbaren Tode zu erklären seyn; indem er mit Recht bemerkt, daß man zu der Zeit, in welcher die biblischen Bücher verfaßt seyn, noch keine bestimmte Begriffe vom Unterschiede zwischen einem wahren und einem blos scheinbaren Tode gehabt habe, und daß diese Erzählungen, unbeschadet der Würde und des Ansehens der Bibel, eben der Untersuchung fähig seyn, die uns bey allen physischen Gegenständen zur Wahrheit leiten muß.

Bey der Untersuchung des Todes und der Auferweckung eines Knaben zu Sarepta durch den Elias und eines Knaben zu Sunem durch den Elisa, und der Erwachung eines todten Mannes, der in das Grab des Elisa geworfen worden; wie auch über den Tod und die Wiederherstellung eines Jünglings zu Troas durch den Apostel Paulus, findet er in der Erzählung selbst Spuren genug, welche die Vermuthung wahrscheinlich machen, daß diese Menschen nur für todt gehalten wurden; aber nicht wirklich todt waren. Auch bey der Erzählung von der Tochter des Jairus scheint es ihm nicht nothwendig, anzunehmen, daß sie wirklich todt gewesen sey. Aber bey der Auferweckung des Jünglings zu Nain und des Lazarus zu Bethanien kommt in der Erzählung gar nichts vor, wodurch man zu gegründeten Vermuthungen veranlaßt werden könnte, daß sie nicht wirklich todt gewesen seyn. In diesen beyden Fällen glaubt er deswegen annehmen zu müssen, daß Jesus wirklich Todte wieder ins Leben zurückgerufen habe.

Man sieht hieraus, daß der Verf. selbst nachgedacht und mit achtungswerther Wahrheitsliebe untersucht hat. Indessen scheint er nicht bemerkt zu haben, daß aus seiner Untersuchung eigent-

eigentlich weiter nichts folgt, als daß in den Erzählungen beym Lucas und Johannes von der Auferweckung des Jünglings zu Nain und des Lazarus keine hinlänglich sichere Merkmale angetroffen werden, die auf einen blos scheinbaren Tod schließen lassen; daß vielmehr beyde für wirklich todt gehalten und doch wieder ins Leben zurückgerufen seyn. Ein Gegner würde auch in diesen Erzählungen vieles auffinden, welches ihn zu Fragen zu berechtigen schiene, deren befriedigende Beantwortung jetzt für uns unmöglich ist. Er würde vor allen Dingen darauf bestehen, daß die Erzählung des Lucas und Johannes gar nicht für einen wirklichen Tod des Jünglings zu Nain und des Lazarus entscheide, weil weder in der einen, noch in der andern Merkmale angegeben seyn, die dafür entschieden. Wollten wir uns darauf berufen, daß Jesus vom Lazarus gesagt habe, er sey todt: so wird man uns einwenden, daß es aus den vorhin angeführten Erzählungen erhelle, daß dieser Ausdruck sowohl von scheinbar Verstorbenen, als von wirklich Todten gebraucht werde. Bestünden wir ferner darauf, daß die Schüler Jesu doch unstreitig Jesu Worte von einem wahren Tode verstanden haben, und von Jesu nicht eines Andern belehrt seyn: so wird man uns erwiedern, daß man 1) damals überhaupt nicht zwischen einem wirklichen und scheinbaren Tode unterschieden; sondern der Regel nach aus gewissen Merkmalen auf den wirklichen Tod geschlossen habe; 2) daß man auch die Wiederherstellung der scheinbar Verstorbenen für ein Werk Gottes gehalten habe, und 3) daß es Jesu nicht darum zu thun war, von der Beschaffenheit des Todes des Verstorbenen und der Wiederherstellung desselben einen Unterricht zu geben; sondern theils den entweder wirklich oder scheinbar Verstorbenen ins Leben zurückzurufen, theils durch eine solche That das Vertrauen zu ihm, als zu einem Gesandten Gottes, zu befestigen. Zu dem Ende war es gar nicht nöthig, zu erklären, ob der Mensch wirklich oder scheinbar todt sey, und wir sind also gar nicht berechtigt, zu schließen, daß es von Jesu deutlich erklärt seyn würde, wenn er nur von einem scheinbaren Tode geredet hätte. Wie wir bey den übrigen Erzählungen von dem Grundsatze ausgehen, daß es vernunftmäßiger sey, sie von einem scheinbaren Tode zu erklären, weil es möglich sey, dieselben so zu erklären: so wird der Gegner fragen, warum es denn nicht möglich sey, die beyden letztern Erzählungen eben so zu erklären? Und wie wollen wir ihm diese Möglichkeit ableugnen? Dazu fehlen uns, bey der Kürze der Erzählung, bey

dem

dem Mangel aller angestellten Versuche und aller Nachrichten von der Beschaffenheit der Krankheit und des Todes, und bey der so kurzen Zeit, während welcher Lazarus und der Jüngling zu Nain todt gewesen waren, durchaus die hinlänglichen Data.

Der Rec. hält es deswegen nicht für rathsam, diese und andere Erzählungen von Wundern unsers göttlichen Erlösers, als eigentliche, für unsre Zeiten gehörende Beweise für die göttliche Sendung Jesu und für die göttliche Wahrheit seiner Lehre aufzustellen. Für die ersten Zeiten, in welchen diese Thaten geschahen, und in welchen die Erzählungen derselben aufgeschrieben wurden, dienten sie allerdings zu den Beweisen, deren es damals bedurfte, und deren die Fürsehung sich bediente, um die göttliche Lehre Jesu unter den Menschen zu beglaubigen und wirksam zu machen. Deswegen beriefen auch Jesus und die Apostel sich auf solche Thatsachen, als auf Thatsachen, die damals allgemein für ein Werk Gottes anerkannt wurden, wenn der Mann, der sie verrichtete, wegen seiner Lehre und seines Wandels als ein Gesandter Gottes betrachtet zu werden verdiente, und keiner bösen Lehren, Grundsätze, Gesinnungen und Handlungen bezüchtigt werden konnte, die ihn wegen einer Verbindung mit bösen Geistern verdächtig gemacht hätten. Aber da man zu jenen Zeiten unstreitig auch natürliche und mittelbar von Gott bewirkte Begebenheiten für Wunder und Werke Gottes erkannte, und über die Frage, ob dergleichen natürlich oder übernatürlich zugehe, keine Untersuchungen anzustellen pflegte; da uns alle die Data mangeln, die zum Erweise einer solchen hinlänglichen Untersuchung nöthig wären, und da wir in dem Geschäfte und in den eigentlichen Lehren Jesu selbst, nämlich in ihrer der Vernunft einleuchtenden Wahrheit, Vortreflichkeit und Wohlthätigkeit, die überzeugendsten Beweise für die Göttlichkeit dieser Lehren und des ganzen Geschäfts Jesu finden: so müssen wir auch diesen letzteren Beweis immer als den Hauptbeweis ansehen; und ohne den Erweis zu übernehmen, daß die Erzählungen von den Wundern Jesu und der Apostel Erzählungen übernatürlicher Begebenheiten seyn, nur darauf bestehen, daß sie Werke Gottes, oder Veranstaltungen und Mittel gewesen seyn, durch welche nach Gottes Absicht die unabhängig von denselben als göttlich zu erweisenden Lehren und Geschäfte Jesu, nach dem Bedürfnisse jener Zeiten, hinlänglich beglaubigt und wirksam gemacht werden sollten.

Bg.

Sechs

Sechs Predigten, von welchen vier bey besondern Gelegenheiten gehalten sind, nebst einer solchen Rede, von Georg Christoph Dahme, Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Zelle. Zelle, bey Schulze, 1792. 10½ Bogen, gr. 8. 12 gr.

Die beyden ersten Predigten sind am jährlichen Bergfest zu Clausthal gehalten, und die darauf folgende Rede bey einer für die dasige Puchjugend gestifteten jährlichen Feyerlichkeit. Alle drey enthalten historisch-philosophische Betrachtungen über den ältern und neuern Bergbau, nebst daraus hergeleiteten Ermunterungen zum Vertrauen auf Gott und einigen Sitten und Lebensregeln. Zunächst werden sie also nur Leute vom Metier, und zwar gebildete und denkende Bergleute interessiren. Denn für den gemeinen Bergmann möchte wohl zu viel philosophisches Räsonnement und zu wenig specielle praktische und populäre Anwendung darinnen seyn.

Es folgt hierauf die in Zelle gehaltene Antrittspredigt über 1 Cor. 1, 17. und hernach erst die in Clausthal gehaltene Abschiedspredigt über Phil. 2, 12—16. In beyden erklärt und wendet der Verf. seinen Text an, ohne einen Hauptsatz daraus zu ziehen, oder Haupt- und Nebenabtheilungen nach der gewöhnlichen homiletischen Form zu machen. Wie wir aus den übrigen hier mitgetheilten Predigten schließen, so muß er sich dieser Freyheit wohl mehrentheils bedienen. Wir wollen das auch nicht geradezu tadeln; aber wir können sie auch eben so wenig für die beste erklären und allgemein empfehlen. Der ungeübtere Theil der Zuhörer findet nicht immer den versteckten Hauptsatz, oder den Faden, durch welchen die Hauptlehren an einander geknüpft sind. Wenigstens fasset und behält er dieselben leichter, wenn man durch Haupt- und Nebenabtheilungen seinem Verstande und Gedächtniß zu Hülfe zu kommen sucht. Wir sagen dies nicht, um diese Predigten des Hrn. Dahme herabzusetzen, da wir vielmehr versichern, daß es darin weder an guter Ordnung und richtiger Gedankenfolge, noch an vortreflichen Sachen und deutlicher und treffender Darstellung derselben fehlt. Vielmehr haben wir alle diese Predigten mit Vergnügen gelesen: ob uns wohl die eine besser als die andere gefallen hat; und ob wir wohl wünschten, daß er zuweilen weniger philosophirt, und dagegen manches noch

gemein-

gemeinfaßlicher und praktischer vorgetragen hätte. Dies gilt von allen Predigten, insonderheit auch von den beyden letztern, deren erstere über die Worte Jesu „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen;“ die andere aber über Luc. 19, 41. „Jesus sahe die Stadt an und weinete über sie“ gehalten worden. In jener findet sich S. 134 u. f. f. eine ziemlich lange Digression über Physiognomik, wo der Verf. zwar ganz richtig über Lavaters Schriften und den daher allgemeiner gewordenen Trieb, die Menschen aus ihrer äusserlichen Bildung zu beurtheilen, redet, aber doch unsers Erachtens weit mehr, als für den Kanzelvortrag nach seinem Hauptzwecke gehört. So finden wir auch in der andern Predigt, wo von der Empfindsamkeit bey Theilnehmung an fremden Leiden gehandelt wird, manche philosophische Untersuchung und Zergliederung der Begriffe, die zwar dem gelehrten und geübten Denker willkommen seyn können, aber sicher von dem größesten Theil der Gemeine nicht verstanden werden. Ob nun wohl Rec. selbst der Meinung ist, daß ein geschickter Prediger allerdings befugt sey, in einzelnen Stellen und Ausdrücken besondere Bemerkungen und Winke für die im Denken geübtere Zuhörer anzubringen und gehörigen Orts einzuschieben; so muß dies doch auf eine so gute und fast unmerkliche Art geschehen, daß die Aufmerksamkeit des übrigen größern Theils eines solchen gemischten Haufens nicht zu sehr unterbrochen wird. Nur bey manchen Casualreden und in Fällen, wo der größeste Theil des Auditoriums aus Denkern besteht, lassen sich Ausnahmen von dieser Regel machen. Rec. hält sich um so mehr zu dieser Anmerkung berechtigt, da der Verf. als Generalsuperintendent ganz besonders verpflichtet ist, sich auch von dieser Seite seinen Untergebenen als Muster zu zeigen.

In eben dieser Hinsicht können wir uns nicht enthalten, noch eine andere Bemerkung beyzufügen. Hr. Dahme zeigt in der Antrittspredigt zu Zelle seiner neuen Gemeine an, daß er sich gewöhnt habe, seine Predigten abzulesen, und bittet deßfalls mit Anführung einiger ihn dazu nöthigenden Gründe um Entschuldigung. Hauptsächlich, sagt er, habe ihn dazu eine gewisse Aengstlichkeit bewogen, und dann die Erfahrung, daß er sonst nicht alles gesagt, was er habe sagen wollen, oder daß er es wenigstens nicht so genau, ordentlich und bestimmt gesagt habe. Was das Erstere betrifft, so ist es freylich besser bey einer zu großen und sichtbaren Aengstlichkeit, die Predigt

abzu-

abzulesen, obwohl Rec. aus mehrern Beyspielen weiß, daß sich diese Aengstlichkeit nach und nach verliehrt, oder doch mindert, wenn man ihr zu rechter Zeit entgegen arbeitet. In Absicht des Andern bleibt es wahr, daß der Ausdruck bey einer aus freyer Meditation gehaltenen Predigt nicht immer so richtig, bestimmt und zierlich seyn kann, als in einem geschriebenen und abgelesenen Aufsatz. Allein, auch hier kommt theils sehr viel auf Uebung an, theils empfiehlt sich jene, aller solcher kleinen Mängel ohngeachtet, doch bey den Zuhörern zuverläßig weit mehr, wirket also auch stärker auf Verstand und Herz, als eine abgelesene Predigt. Ich setze hiebey voraus, daß beyde im übrigen von gleichem Werthe sind. Der Verf. verlangt zwar in einer unten angefügten Note, daß das Ablesen der Declamation durchaus nicht schaden müsse. Wo findet sich aber dieser Fall? Rec. ist er wenigstens noch nie vorgekommen. Wird zumal bey zunehmenden Jahren das Gesicht schwächer, welch ein Uebelstand entsteht dann aus dem angewöhnten Lesen? Und wenn auch manche Gemeine aus Achtung gegen ihren sonst verdienten Prediger sich das Lesen der Predigten gefallen läßt: wie vielen andern bleibt es immerdar anstößig, und wie mancher Candidat ist schon bey der Wahl durchgefallen, weil er sich daran gewöhnt hatte? — Aus diesen und andern Gründen wünscht Rec. sehr, daß sich kein junger Prediger durch das Beyspiel des Hrn. Generalsuperintendenten zur Nachahmung reizen lasse.

Am.

Katechetisches Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien, zunächst für Schulmeister und dann für christliche Hausväter, von Gottlieb Göpfert, Diaconus in Neukirchen bey Crimmitschau. Leipzig, bey Sommer, 1792. 8. 778 Seiten. 1 Rg.

An manchen Orten herrscht noch der Gebrauch, daß die Sonn- und Festtagsperikopen in den Schulen gelesen, gelernt und erklärt werden. Wie unnütz dieser Gebrauch sey, ja, wie schädlich und der Beförderung einer fruchtbaren Religionskenntniß hinderlich er sey, darf wohl nicht weitläuftig bewiesen werden. Die meisten Schulmeister und Schulmeisterinnen sind doch unwis-

unwissende Leute, und da ist es ja natürlich, daß ihre Unwissenheit sich fortpflanzt, und das wird besonders von Dörfern und kleinen Städten gelten, wo die Schulmeister ausser den Predigern, die, weil es ihr eigentlicher Beruf nicht ist, sich nur gelegentlich mit dem Unterricht der Jugend abzugeben pflegen, meistentheils die einzigen Depositäre der Religionswissenschaft sind. Wie diese Herren nun die Bibel erklären werden, ist leicht zu begreifen. Es ist also immer ein verdienstliches Unternehmen, wenn jemand diesen an vielen Orten noch herrschenden Gebrauch, vereinzelte, oft aus dem Zusammenhang herausgerissene Bibelstücke zu erklären, so unschädlich als möglich zu machen sucht. Das ist wohl die Absicht des Verf. dieses katechetischen Handbuchs gewesen, der sich schon durch die Erklärung einiger Briefe Pauli als einen guten und fleißigen Bibelforscher gezeigt hat. Uns gefällt nun freylich die Form dieses Handbuchs nicht ganz, weil die Schulmeister, für welche es bestimmt ist, wenigstens die ungebildeten unter ihnen, sich ganz an den Buchstaben des Buchs halten werden, und denn am Ende alles wieder auf Gedächtnißkram hinausläuft. Es wird indessen doch in der Hand der fleißigern und geschicktern Schulmeister immer sehr brauchbar seyn können. Es wird immer ein Repertorium guter Erklärungen der Evangelien seyn, und auch Veranlassung geben, hin und wieder moralische Reflexionen einzustreuen. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß der schärfern Kritik überall Genüge geschehe; aber mehrere Stellen, hauptsächlich die, welche auf theologische Grillen hinauslaufen, und gar nicht in den Unterricht der Jugend gehören, hätten wir gern weggewünscht. Wer erwartet wohl in der Katechisation über das Evangelium am ersten Sonntage nach der Erscheinung Christi die Frage: **Nach welcher Natur Jesus an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und bey Menschen zugenommen habe?** Wie kann die simple Erzählung des Evangelisten zu dieser unfruchtbaren Frage veranlassen? Was kann der Lehrer und der Schüler dabey denken? In der Exegese ist der Verf. auch nicht immer richtig, und das konnte er denn freylich auch nicht seyn, weil er sich zu sehr an **Leß**, **Seiler**, Pape und **Matschelle** hält. Das alles aber wird doch den möglichen Nutzen des Buchs nicht aufhalten, wenn es nur in die rechten Hände kommt. Und dieses wird wohl nur ein frommer Wunsch bleiben.

Ao.

Katholische Gottesgelahrheit.

Abwechselndes Glück und Unglück der Kirche Jesu Christi durch alle Jahrhunderte. Ein Auszug aus dem Werke: Ecclesia militans Regnum Christi etc. des hochwürdigsten Herrn Martin Gerbert, des heil. Röm. Reichs Fürsten und Abtes zu St. Blasii im Schwarzwalde. Aus dem Wälschen. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen, 1792. 8. 17 Bogen.

Ob das vor uns liegende Buch eine Uebersetzung aus dem Wälschen sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Es soll, wie der Titel sagt, ein Auszug aus dem Buche: Ecclesia militans, Regnum Christi in terris in suis fatis repraesentata, seyn, welches unsere Leser in dem 96sten Bande unserer Bibliothek S. 54 fg. angezeigt finden. Wir erkennen es auch als einen solchen Auszug, nur müssen wir bemerken, daß der Auszugmacher gar vieles von seiner eigenen Waare hinzugesetzt habe, damit das Ganze gleichsam einen historischen Beweis für die Untrüglichkeit und die höchste Gewalt des Papstes abgeben möchte. Nun haben wir wohl kaum noch nöthig, unsern Lesern zu sagen, daß zu diesem Endzweck die Geschichte von dem Verf. auf das häßlichste verunstaltet, und die offenbarsten Thatsachen so lange gewendet und gedreht werden, bis sie wenigstens einen den Absichten des Verf. entsprechenden Schein erhalten. Uebrigens findet man auch hier alle jene ultramontanisch-hierarchische Grundsätze wieder, durch welche sich die Ecclesia militans etc. auszeichnet. Auch ist die deutsche Sprache des Verf. eben so verworren und unverständlich, als die lateinische der Ecclesia militans etc. Den bittern Haß gegen die Protestanten, den der Verf. so gar nicht zu verbergen weiß, wollen wir gar nicht rügen, weil wir in der That nicht einsehen, wie ein consequenter Päpstler gegen die Protestanten anders gesinnet seyn könnte. Nur müssen wir noch bemerken, daß auch nach diesem Verf. der Protestantismus zum Indifferentismus, von diesem zum Deismus, und von diesem zum Umsturz der Thronen führt. Wir finden diesen jesuitischen Kniff in mehrern der neuesten katholischen Produkte, womit man die Monarchen aufschrecken und bewegen will, die

hierarchische Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung wieder herzustellen, weil sie nur unter dieser Bedingung ruhig und sicher auf ihren Thronen sitzen können. Allein, ein Gemüthe, das die Vorfälle der verflossenen Jahrhunderte ruhig und unpartheyisch erwägt, kann sich durch dies Blendwerk unmöglich täuschen lassen. War es denn nicht die Hierarchie, die von jeher darnach strebte, die Thronen unter ihre Füße zu bringen? Und wird denn wohl je das Papstthum (wir unterscheiden es vom Katholicismus) diesem Geiste der Alleinherrschaft entsagen können? — Doch wir hoffen, daß die Zeiten nicht mehr wiederkommen werden, in welchen es allein möglich war, unter dem Deckmantel der Religion einen Despotismus über die Gewissen und Güter der Menschen zu gründen und auszubreiten, der die Menschheit noch lange, wenn sie die Spuren in der Geschichte davon auffindet, schaamroth machen wird.

Ueberlegungen über die Gewalt der Kirche und des Staates, nach den Gründen der Offenbarung und Vernunft. Aus dem Italienischen übersetzt von P. Michael Lori, Benedictiner zu Tegernsee, der Gottesgelahrheit Doctor, hochfürstl. Salzburgischer geistl. Rath, vorhin ebendaselbst auf der Universität Prokanzler, Vicerector und Lehrer. Mit geistlicher und weltlicher Begnehmigung. Augsburg, 1792. in der Wolfischen Buchhandlung. 8. 32 Bogen.

Der Uebersetzer dieser Schrift legt von seinem Unternehmen folgende Rechenschaft ab: „Wenn Religion, Christenthum, Kirche und Wahrheit im Staate noch bedeutende Nomen sind; und sie sind es gewiß, soferne dieser seinen Einsturz und die fürchterlichsten Revolutionen sich nicht selbst vorbereiten will: dann dünkt mich, daß dieses Werk willkommen seyn muß. Das Geheimniß einer finstern Bande hat sich bereits aufgeklärt. Man hat gesehen, daß es mit Untergrabung der Religion auf nichts wenigers als auf die Vertilgung der Königreiche selber angesehen ist, und der Himmel hat zugelassen, daß wegen Bedrückung, um nicht mehr zu sagen, kirchlicher Macht, wozu jene schimmernde Aufklärungslichter mit scheinbar aufgestellten

Irrthümern und kriechenden Schmeicheleyen den Weg gebahnt haben, schon mancher Staat in Gährung, oder gar Aufruhr gerathen ist: und Gott gebe, daß die Flamme nicht nur wie gleichsam ausgeblasen, sondern daß auch die Glut aller Orten erloschen sey. Dahin zu gelangen, ist kein sichereres Mittel, als wenn die Religion und die wahre Kirche in jene Achtung und Ehre wiederum eingesetzt wird, durch deren Aufrechthaltung die Staaten selbst in ihrer Glückseligkeit und Sicherheit so lange bestanden sind. Hiezu kann gegenwärtiges Buch meines Erachtens nicht wenig beytragen." — Schon aus dieser Erklärung des Uebersetzers werden unsere Leser auf den Inhalt dieses Werks richtig schließen. Die Hauptpunkte, welche hier untersucht werden, sind folgende: a) Ob und welche Gewalt überhaupt die christliche Kirche von Gott erhalten habe? b) Worin die Gewalt der Kirche insbesondere bestehe, oder deren doch fähig sey? c) Wo die kirchliche Gewalt hinterlegt sey, und welche Ordnung die kirchliche Hierarchie mit sich bringe? d) Welche Uebereinkunft die geistliche mit der weltlichen Macht, und diese mit jener habe? — Diese Punkte werden so behandelt, wie man es von einem Italiener, der für den päpstlichen Hof schreibt, erwarten kann. Die Schreibart ist declamatorisch und schwerfällig; und die Uebersetzung ist undeutsch und schlecht.

G.

Arzneygelahrheit.

D. Ch. W. Hufeland über die wesentlichen Vorzüge der Inoculation, vollkommne und unvollkommne Blattern und andre dahin einschlagende Punkte, desgleichen über verschiedne Kinderkrankheiten und sowohl diätetische als medicinische Behandlung der Kinder. Leipzig, bey Göschen, 1792. 390 Seiten in 8. 1 Rh.

Diesem mit ächt philosophischen Geist geschriebenen Buche ist auch der Titel vorgesetzt: „Anhang zu den Bemerkungen über die natürlichen und geimpften Blattern zu Weimar im Jahr 1788." Das erste, 86 Seiten anfüllende Kapitel desselben enthält diese wahrlich interessanten Bemerkungen über die

 Pocken,

Pocken, deren Wesentlichstes der Verfasser schon in einem der neuesten Stücke des Baldingerschen Magazins als Vertheidigung gegen Hrn. Wedekind hatte abdrucken lassen, und deren Resultate wir hier nur kurz anführen können. — Zuerst widerlegt der Verf. sehr gründlich die Hypothesen des Herrn Geheimenraths Hoffmann über die Pockendrüschen; — zeigt, daß die hauptsächlichsten Vorzüge der Inoculation und die größere Gutartigkeit der auf diesem Wege bewürkten Blattern nicht allein von der sorgfältigeren Auswahl der Subjekte, der Curart u. s. w. abhange, sondern vorzüglich daher zu rühren ihm scheine, daß das Pockengift in den Organen der Ansteckung schon einen Theil seiner Schärfe verliehre, und daß — da die Haut hier die erste Quelle und der Entwickelungspunkt des Miasma ist, — dem ganzen Pockenmaterial eine größere Tendenz nach der Oberfläche mitgetheilt werde; — ferner zeigt der Verf., daß die natürliche Ansteckung im Ganzen langsamer als die künstliche zu würken scheine; — daß (eines der wichtigsten Momente seiner Untersuchungen) durch die zu kühle Behandlungsart, durch den zu freyen Gebrauch der Quecksilber- und ausleerenden Mittel und durch andre im Körper befindliche Dispositionen, die Inoculation, wenn sie gleich mit der besten, wahren Blattermaterie gemacht ist, vielfältig so verändert werden könne, daß sie zwar Localinfection, unordentliches (mehr schleichendes) Fieber, aber nur unvollkommne Blattern bewürke, welche, — obgleich viele Aerzte sich deß schmeichelten, — vor einer nachherigen Ansteckung von vollkommnen Blattern mitnichten sicherstellen; — warnt, daß man ja nicht mit bösartiger oder durch langes, unvorsichtiges Aufbewahren faulgewordner oder sonst verdorbener Blattermaterie inoculiren solle, und streut noch manche feine Reflectionen über die Blattern, ihre Inoculation und Behandlungsart ein, welche unsre Leser im Buche selber mit Vergnügen auffinden werden.

Im 2ten Kap. liefert der Verf. die mit Scharfsinn zusammengestellten und mit einleuchtender Deutlichkeit vorgetragenen Grundlinien, welche den physischen Zustand des zarten Kindesalters, ihre Constitution und Entwickelung bezeichnen, die Pathologie dieses Lebensalters charakterisiren, und den Arzt bey der Behandlung der Kinderkrankheiten (vornehmlich in den ersten Lebensjahren) leiten müssen. — Diese Ideen des V. — über die Geneigtheit der Säfte, nach dem Kopf zu steigen, über die Schlaffheit, Weichheit und Atonie, mit welchen

dennoch

demnach ein hoher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbunden ist, (folglich viel Gefühl und wenig wahre Reaction) welche die Grundlage der physischen Constitution junger Kinder ausmachen, und durch welche so leicht die viscide schleimichte Beschaffenheit der Säfte, und die nach dem geringsten Reiz entstehenden, einsperrenden Krämpfe bewürkt werden, — sind hier sehr lichtvoll und treffend gezeichnet. Nach diesen und vielen andern tiefeindringenden Blicken in den Hauptgenius der Kinderkrankheiten wird in diesem Kapitel noch die allgemeine Anwendung einiger der vorzüglichsten Kinderarzneymittel gewürdigt, und die aus seiner Praxis geschöpften Bemerkungen und Erfahrungen darüber vom Verf. beygebracht. 1) Ueber die in der Kinderpraxis so ausgebreitet nützlichen Brechmittel; 2 Laxirmittel; 3) mildernde, reizstumpfende, einwickelnde Mittel; (namentlich die erdichten, absorbirenden, die schleimichten, leicht ernährenden Mittel und die öhlichten Emulsionen — welche letztere der Verf. bey Kinderkrankheiten als vielfältig nützlich anrühmt) — In diesem Abschnitte leitet der Verf. auch die Aufmerksamkeit der Aerzte sehr richtig auf die wahrlich verschiedne Anwendung und Nutzbarkeit der verschiednen absorbirenden Erden und der Metallkalke; und bringt den Gebrauch eines Arzneymittels (der Päonienwurzel) wieder in Anregung, welches die mehresten neueren Aerzte, als unwürksam vernachläßigt haben, welches aber, den Erfahrungen des Verf. zufolge, die sichtbarsten wohlthätigen Würkungen bey Zuckungen, Zahnfiebern, Reiz und Krampfhusten leistet. „Ich gebe es, sagt er S. 156, theils in Pulver, als Adjuvans der Magnesia, theils in Abkochungen, als einen sehr nützlichen Zusatz zu andern schleimichten, mildernden Mitteln (ein Thee von Rad. Paeoniae, Aethae: Gram. Liquirit., Sem. foenic. ist bey einer Menge Kinderkrankheiten eines der schönsten, angemessensten Mittel, die ich kenne,) theils in Klystiren, deren beruhigende, krampfstillende Kraft (½ bis 1 ganzes Loth zu einem Klystir gekocht) sie ausnehmend vermehrt." Ob dieses Lob nicht etwas übertrieben sey, will Rec. nicht entscheiden; wir glauben jedoch, daß das gerühmte Mittel Aufmerksamkeit verdiene. — 4) Ueber die eigentlich krampfstillenden Mittel; in diesem Abschnitt wird die richtige Anwendung dieser größtentheils heroischer Arzneyen sehr genau und bestimmt auseinandergesetzt; und die Zinkblumen, der Safran (crocus), ein Hauptingredienz des Pulv. pueror. Kleinii, in äusserst kleinen Gaben, — ⅛ — ¼ Gran, — und das Extract. hyoscyami

 gleich-

gleichfalls in geringen Dosen, als vielfältig wohlthätig empfohlen; — 5) die ableitenden Mittel, Gegenreize. — Statt der Spanischfliegenpflaster läßt der Verf. bey Kindern mit Nutzen von folgender Salbe einer Bohne groß einreiben, ℞. Ungt. pomadin. Unc. ß Pulv. canthirid' Scrup. 1. — drachm. ß, auch rühmt er sehr das Einwickeln der Füße in flanellene Lappen, welche in warmer Milch oder einer Abkochung von Senfsaamen eingetaucht sind, oder das Waschen und Reiben dieser Theile mit Senfdecoct; — und 6) die äusserlichen Mittel, — welche für den Kinderarzt vorzüglich von äusserster Wichtigkeit sind.

Das 3te Kapitel handelt von einigen tödtlichen Zufällen der Neugebohrnen in den ersten vierzehn Tagen ihres Lebens, und der Art ihnen zu begegnen. — Im 4ten Kap. erinnert der Verf. an einige sehr wesentliche, und dennoch oft vernachlässigte Punkte der physischen Erziehung in der ersten Periode der Kindheit; — vorzuglich Reinigung und Stärkung der Haut durch Waschen, Baden, freye Luft und leichte, reine Kleidung. — Im 5ten Kap. theilt der Verf. seine Bemerkungen über den Keichhusten mit, — von welchen wir nicht unterlassen können, einige wenige noch hier bemerklich zu machen. — Die Krätze und ein starker Kopfgrind schien vor dem Keichhusten zu präserviren, wenigstens ihn gelinder zu machen; — auch schien das äusserliche Tragen von Campher, Moschus und ähnlicher stark riechender Nervenmittel vor demselben schützen zu können. Bey der Cur richtete der Verf. sich vorzüglich nach den drey Hauptzeiträumen dieser Krankheit und nach folgenden Indicationen: 1) die Verschleimung, zuweilen mit entzündlicher Anlage, — durch auflösende, ausleerende, reinigende Mittel, (als Brechmittel, Salmiak, Senegawurzel, Meerzwiebelsaft, Antimonialia in kleinen Gaben, Kalomel, Gummi ammoniacum, Blutigel, Klystire u. s. w.) 2) Die Krämpfe und vermehrte Reizbarkeit, — durch ableitende, besänftigende, krampfstillende Arzneyen, (als Klystiere, Spanischfliegenpflaster, Senfpflaster, Senfbäder, Kantharidentinctur, Extract. hyoscyami, — zwey Lieblingsmittel des Verf. in dieser Krankheit, — Opium, Moschus, Moschus artificialis, Zinkblumen, ein Pflaster aus Empl. de Galban. crocat. c. Petroleo, Camphor. Sal. Vol. C. C. und opio malax. um den ganzen Rand der Ribben gelegt, u. s. w.) — und 3) die Schwäche durch tonische Mittel zu heben; wozu dem

vor-

vorzüglich Salab, Isländisches Moos und China, oft mit Kantharidentinctur und Laudan. versetzt, erst recht würksam waren.

Das 6te Kap. enthält einige Erfahrungen über Masern und Scharlachfieber. — Das 7te vier Fälle von Sprachlosigkeit, Herzklopfen und Veitztanz, durch Würmer verursacht. Im 8ten beweist der Verf. den Nutzen äusserlich angewandter narkotischer Mittel in chronischen — besonders scrophulösen — Augenentzündungen. — Der Verf. schlägt die Störksche Tinct. Stramonii ½ Loth mit ½ Pfunde Wasser vermischt, oder Umschläge aus Hyoscyamuskraut in Milch gekocht, zu diesem Behufe vor. — Im 9ten Kap. wird die Geschichte zweyer Wasserköpfe, von denen einer ganz den Anschein eines Wurmfiebers hatte, nebst den Sectionen nach dem Tode erzählt — Im 10ten die Heilung eines scrophulösen Lippenkrebses, vorzüglich durch flüchtiges Alkali und Fichtensprossenabsud. — Im 11ten einige Fälle von der Verschluckung ungewöhnlicher Dinge bey Kindern; — im 12ten eine merkwürdige Krankengeschichte beschrieben, und endlich im 13ten noch einige vermischte praktische Bemerkungen des Verf. mitgetheilt.

Beynahe hätten wir durch den Reichthum dieses Buchs an angenehmer und gründlicher Belehrung uns über die Gränzen einer Anzeige hinwegleiten lassen; wir hoffen aber — nicht ohne Grund — durch diese, verhältnißweise nur wenigen, hier ausgehobenen Ideen und Bemerkungen des Verf., unsre Leser aufmerksam und begierig gemacht zu haben, dieses wahrlich wichtige Werk ganz selber zu studiren.

Dh.

Ueber eine gallichtfaule Epidemie, von D. J. C. Flachs, Markgräfl. Badenschen Landphysicus. Frankfurt, in Commission der Hermannischen Buchhandlung, 1792. 8. 48 Seiten. 3 Kr.

Baldinger sagt in seinem Magazin für Aerzte sehr lakonisch von diesem Buche: „gut geschrieben," und Rec. bestätigt dies Urtheil, in sofern es die Sachen und nicht den Styl angeht. Es ist ein wichtiger Pendant zu des gelehrten Gesenius Abhandlung von dem faulen Gallenfieber zu Nordhausen, und verdient in den Händen aller Aerzte zu seyn.

Fs.

 Johann

Johann Heinrich Rahn Handbuch der Vorbereitungswissenschaften der Arzneykunst, zum Gebrauche seiner Zuhörer bey dem medicinisch-chirurgischen Institut und Seminarium. Erster Theil. Zürich, im Verlage des Verfassers. 1792. 8. Bogen A—R. 12 gr.

J. H. Rahn Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft, zum Gebrauche seiner Zuhörer bey dem medicinisch-chirurgischen Institut und Seminarium. Erster Theil. Zürich, 1792. Bogen A—J. 10 gr.

Neplî hatte einst den Wunsch zu einem brauchbaren Handbuche der gesammten Theile der Arzneykunst, von der Naturlehre an bis auf die gerichtliche Arzneywissenschaft herab, kurz und gut und von allem Räsonnement befreyet, laut geäussert, und der Verf. sucht diesen Wunsch zu realisiren. Es ist schwer, aus den vorliegenden Anfängen das Ganze unpartheyisch zu beurtheilen, und nach Verdienst zu achten; allein, bey gehörigem Durchblättern und aufmerksamen Durchlesen sieht man mit Vergnügen, daß er, als Kenner, meistens gut sah, und, wenn er von andern borgte, mit Discretion das Fremde nützte.

In dem Handbuche der Vorbereitungswissenschaften gehet eine Einleitung voran, in welcher er eine kurze und zu seinen Absichten hinreichende Geschichte liefert, den Begriff der Arzneywissenschaft festsetzt, mit gehöriger Würdigung des Dogmatismus vor der Empirie, der Gelehrsamkeit und Ungelehrsamkeit, die Gegenstände der Kunst scientifisch bestimmt, die sämmtlichen Theile ordnet, und die Studirmethode vorzeichnet. Allenthalben spricht der Mann von unverfangenem Kopf, der das Gute ohne Anhänglichkeit an das Alte und Neue annimmt und wieder mittheilt — Hierauf folgt die reine Mathematik (hier nur die Rechenkunst) faßlich und deutlich vorgetragen.

In dem Handbuche der praktischen Arzneywissenschaft giebt der Verf. nach einer kunstmäßigen Einleitung die Fieberlehre im Allgemeinen, setzt die Natur des Fiebers fest, nimmt eine Fiebermaterie an, ohne deshalb den Nervenreiz aus-

auszuschließen, malt den Lauf der Fieber, wie er gewöhnlich ist, nimmt die Lehre von der Krise in Schutz, giebt die gewöhnliche Eintheilung, nach ihrem Lauf, Dauer, Art, Verwicklung, Ursprung, wobey er auch die Bösartigkeit gut auseinander setzt. — Bis dahin haben wir eben nichts Neues, aber auch keine auffallende Ketzerey bemerkt, mehr Hang für das Alte, in wiefern es der Natur entspricht, als für den hypothetischen Nervenkram der Neuern, mit offenherzigem Geständniß, wo noch Dunkelheit herrscht. So läßt sich in der Folge ein brauchbares Compendium erwarten und hoffen.

Df.

Mathematik.

Versuch einer vollständigen, gemeinfaßlichen und populären Einleitung in die mathematisch-physische Stern- und Erdkunde, entworfen von Christoph Friedrich Parrot, der Weltweisheit Professor zu Erlangen. Mit zwölf Kupfertafeln. Bayreuth, im Verlag der Zeitungsdruckerey, 1792. 14 Bogen in gr. 8. 1 Rg.

Der Titel läßt sehr vieles erwarten! Eine vollständige — gemeinfaßliche — Astronomie — mathematische Geographie — und physische Geographie. Wie vertraut aber der Verf. mit diesen Wissenschaften sey, und ob er innern Beruf habe, bey den vielen vortreflichen, zum Theil auch populären Anleitungen zur Himmels- und allgemeinen Erdkenntniß, die wir bereits besitzen, eine neue zu schreiben, davon mögen einige ausgehobene Proben zu Belegen dienen.

§. 52. „Die Grade des Aequators oder der Länge sind einander gleich: die Grade des Meridians aber oder der Breite sind ungleich, und nehmen ab, je nachdem sie sich den Polen nähern.“ Der Verf. hat die Grade der Parallelkreise im Sinne gehabt. Diese werden, je mehr sie sich dem Pol nähern, kleiner; Meridiangrade sind ja eigentlich gegen den Pol zu länger. Wer den Breitengrad eines Orts verlangt, will gar nicht wissen, wie lang oder groß derselbe sey. „Dies ist eine Folge der sphäroidischen Gestalt unserer Erde, welche

an den Polen etwas zusammengedrückt ist." Die Grade der Parallelkreise würden abnehmen, wenn auch die Erde eine vollkommene Kugel und kein Sphäroid wäre: dieses letzte hat hierauf gar keinen Einfluß. „Die Ursache der Benennung Länge und Breite soll seyn, weil der Aequator größer sey, als der Meridian." — ein lächerlicher Grund! als wenn die Alten, von denen diese Namen herkommen, etwas von einem Unterschied des Aequators und des Meridians gewußt hätten.

§. 37. „Man weiß zuverläßig, daß die Erde unter dem Aequator nicht so zusammenhängend, sondern lockerer ist, als bey den Polen." Dies weiß der Verf. vermuthlich allein. Niemand hat noch dergleichen bemerkt; der Verf. hat aber vermuthlich sagen wollen, daß die in ihrer Kindheit lockerere Erde, bey dem heftigern Schwung unter dem Aequator, das Aufschwellen derselben befördert habe.

§. 40. Der Grund, warum Cassini die Erdaxe für größer als den Durchmesser des Aequators hielt, soll dieser seyn: „Cassini habe zween Grade auf dem Meridian, (des Merid.) einen nahe am Aequator und den andern nicht weit vom Nordpol, gemessen, und den Grad am Aequator größer als den am Nordpol gefunden, und daß der Bogen des ersten von einer kleinern, und der des letzten von einer größern Kugel sey." Der gute Cassini also soll Grade am Aequator und nicht weit vom Pol (welch ein schiefer, unmathematischer Ausdruck! nicht weit vom Pol läßt doch wenigstens einen Grad innerhalb des Polarzirkels vermuthen, wo noch kein Sterblicher gemessen hat.) gemessen haben, der ausserhalb Frankreich gar nichts gemessen hat. Er maß bekanntlich den Meridianbogen, unter dem Paris liegt, von der südlichsten bis zur nördlichsten Gränze des Reichs, von Coullioure bis Dünkirchen = 9° 30'. Der Verf. hatte aber hier etwas zu flüchtig die Erxlebensche Naturlehre §. 585 abgeschrieben, wo es heißt: Cassini hatte nur zween solcher Grade auf der Oberfläche der Erde in Frankreich ausgemessen, und gefunden, daß der dem Aequator nähere größer sey, als der dem Pole nähere.

§. 58. „Bey der Venus ist Tag und Nacht beynahe eben so lang, als 24½ unsrer Tage und Nächte mit einander: demnach wäre die Länge eines ihrer Jahre nur 9½ ihrer Tage und Nächte." Das wäre also eine ganz neue, und neuere Entdeckung, als die des Hrn. O. A. Schröters, der ne-

so-

fortgesetzten Beobachtungen die Zeit der Umwälzung der Venus um ihre Axe, und die macht doch wohl Tag und Nacht auf derselben aus, zu 23 St. 21 Min. angab.

§. 61. „Es ist höchst wahrscheinlich, daß unsere Erde und dessen (deren) Mond den Bewohnern des Mars als Monde vorkommen" — wir möchten wissen, aus welchen Gründen?

§. 74. „Die Erdbewohner zwischen den Wendekreisen und der Linie haben ebenfalls, so wie die unter der Linie, (so spricht nur der Seefahrer, nicht der mathematische Erdbeschreiber) diese Erscheinung," nämlich jede Jahreszeit doppelt zu haben. Hier hat sich der Verf. wieder geirrt: Leute, die zwischen den Wendekreisen und dem Aequator wohnen, haben freylich im Jahr doppelten Sommer, Frühling und Herbst, weil die Sonne ihnen zweymal am nächsten ist, und zweymal sich diesem nächsten Punkt nähert und entzieht; aber nur einen Winter, weil die Sonne nur einmal sich am weitesten entfernt.

Dies wären einige Beyspiele von Richtigkeit. Der Titel verspricht aber noch Vollständigkeit. Da das Buch weder Inhaltsverzeichniß, noch Marginalien, noch Columnentitel, noch Kapitel, noch Register hat; so hält es schwer, durch die bloße flüchtige Durchsicht die Vollständigkeit desselben zu beurtheilen. Doch glauben wir, verschiedene Materien der Astronomie und Geographie vermißt zu haben, z. B. die Lehre von der Parallaxe, von den geographischen Maaßen. Die Lehre von den Antipoden ist unglaublich dürftig abgewiesen, und der ganze physische Theil derselben, der, aus dem Begriff der Schwere, die Möglichkeit der Gegenfüßler Anfängern begreiflich macht, und in einer populären Geographie durchaus nicht fehlen sollte, ganz übergangen worden. Und wenn der Titel des Buchs, wie wir glauben, auch eine physische Erdbeschreibung erwarten läßt, so fehlt diese ganz. Diese Einleitung soll ferner, dem Titel zufolge, allgemeinfaßlich und populär seyn. Darwider streitet es, daß der Verf. zuweilen Sätze und Beweise hinwirft, deren Beweiskraft nur durch ihre Ausführung in die Augen leuchtet. Z. B. §. 5 heißt es, unter andern Beweisen für die runde Gestalt der Erde, „d, je höher man über der Erdfläche steht, desto weiter kann man um sich herum sehen." Wer in aller Welt kann in diesem Satze so ausgedeutet einen Beweis finden, daß die Erde rund sey? Wer versteht es, wenn es §. 77 heißt: — „man lege den Höhenquadranten auf das Kreidezeichen, bis es 18 Grade an demselben herauf gegangen"

und

u. s. w. Ein Hauptgrund der Deutlichkeit ist wohl überdachte Ordnung, daß alles an seiner rechten Stelle stehe, aus richtigen Prämissen gefolgert, und nichts, durch Vergessenheit der ersten Erwähnung, an mehrern Orten wiederholt werde. Hierwider ist nun in diesem Buche stark gefehlt, und die verschiedenen Gegenstände der Astronomie und Geographie so willkührlich geordnet und in einander geworfen werden, daß es schwer fällt, den Grund der Ordnung auffinden und angeben zu können. Daß jeder Umkreis in 360 gleiche Theile getheilt werde, haben wir wenigstens dreymal S. 28, 32 und 97 erwähnt gefunden. Ein Beyspiel der Gedankenfolge sey §. 19. 20. „Unsere Erde unter die Zahl der Planeten" — dies wird als ein Axiom vorausgeschickt; und nun heißt es: „Aus dem Bisherigen erhellet, daß sich die Erde um die Sonne und um ihre eigene Axe drehet. Demnach hat sie eine eigene Axe (Stange nennt sie der Verf. an einem andern Ort), welche mit der Himmelsaxe einerley ist." Wir dächten, vielmehr aus den bemerkten Aehnlichkeiten der Erde mit andern Planeten, nach Erleuchtung, Figur und Bewegung, hätte sich folgern lassen, daß sie selbst ein Planet sey, nicht aber umgewandt. Noch ein Beyspiel der Ordnung. §. 77. Die Aufgabe von Bestimmung der Dämmerungen. §. 78. Daß Seefahrer, die gegen Westen segeln, einen Tag verliehren. §. 79 u. f. Die Lehre von den dreyerley Sphären. S. 94 fängt der Verf. zum erstenmal an, Aufgaben, die durch Hülfe des Globus aufgelöst werden, in sein Buch einzuflechten: (eben so gut war schon vorher vielmals der Ort darzu,) ohne noch des Globus und seines Gebrauchs erwähnt zu haben, welches erst S. 108 nachgeholt wird. Der Kupfer sind viele, und sie sind zum Theil wohl gewählt. Aus manchen aber wird der Leser wenig Licht zur Erläuterung des Buchs hernehmen können. So haben wir die Fig. 2. und 22. gefunden. Angehängt sind noch verschiedene nutzbare Tabellen, 1) zur Vergleichung der mythologischen und biblischen Namen der Gestirne. 2) Der Sternbilder, und der zu jedem gehörenden Sterne verschiedener Größe, nach dem Helmuth. 3) Zur Bestimmung der Größe der Halbmesser und der Grade eines jeden Parallelkreises. 4) Für die Climata. 5) Die Funkische Tabelle über den Unterschied der Mittagszirkel in Graden des Aequators und in Zeit, und über die Polhöhen. 6) Für die Declination der Ekliptik durch alle ihre Grade.

Io. Wilh. Christiani, Kiloniensis, Commentatio, qua explicantur fundamenta calculi, quem ab infinito nominamus, et ostenditur, quomodo iis, quae tradiderunt Euclides, Archimedes, Apollonius Pergaeus, innitatur calculus infiniti. In concertatione civium Acad. Georgiae Augustae d. 4. Iun. 1790. praemio a Rege M. Britt. Aug. constituto a philosophorum ordine ornata. Exemplaria graeca, nocturna versate manu, versate diurna. Göttingen, bey Dietrich gedruckt. 40 Quartseiten. 2 Kupfertafeln.

Die Vorrede ist historisch. Kepler brauchte schon das Wort: unendlich, beym Kreise, Kegel u. s. w. Leibnitz und Newton brachten die Rechnung in Uebung, ohne daß einer sie von dem andern gelernt hätte. Die ersten Gründe hatte schon Barrow in lect. geom. gelehret. Newton hatte in der ersten Ausgabe ein Scholium, wo er berichtete: Er habe seine Methode Leibnitzen in einem Anagramme überschrieben (man kann beyfügen, auch mit geordneten Buchstaben hätte man N. nicht verstanden, wenn man nicht gewußt hätte, was er fluentes und fluxiones nennt,) Leibnitz habe ihm dagegen die seinige mitgetheilt, die kaum in Wörtern und Zeichen unterschieden gewesen sey. In den Ausgaben nach der zweyten setzte N. statt dieses Scholion eins, wo L. gar nicht erwähnt ist, und das nur da steht, weil doch ein Scholion da stehen sollte. Dieses Verfahren Newtons nebst seiner Chronologie und Erklärung prophetischer Schriften gehört, nach Kästners Ausdrucke, zu den Beweisen, daß N. nur ein Mensch war. Wie sich Newtons und Leibnitzens Ausdrücke unterscheiden. Daß es gut sey, die analytische Methode zu brauchen, wo man die Kunstgriffe des Erfindens lernt. Was Hr. Chr. darüber aus Kästners Vorrede zur Analys. des Unendl. beybringt, hätte er doch nicht nennen sollen: methodum syntheticam Anglorum *vituperare*.

Die Abhandlung selbst zeigt zum Anfange das Unendliche beym Euklid in der schon im Eingange bestimmten Bedeutung, daß unendlich groß oder klein heißt, was größer oder kleiner

kleiner wird, als jede angebliche Größe. Darauf bezieht sich schon der Heischesatz, jede gerade Linie nach Gefallen zu verlängern, und der erste Satz des 10 B. durch Halbiren auf eine Größe zu kommen, die kleiner ist, als jede gegebene. Daß gleich hohe Dreyecke und Parallelogrammen sich wie ihre Grundlinien verhalten, führt bey Irrationalverhältnissen darauf, daß das Verhältniß der Grundlinie allemal zwischen eben den Gränzen fallen muß, zwischen welchen das Verhältniß der Fläche fällt, also auf erste und letzte Verhältnisse. Die Exhaustionsmethode liegt in Archimeds Satze, was für einem Dreyecke die Kreisfläche gleich ist. Wie Euklids Bestimmung der Tangenten 16 S. des III. B. mit der Analysis des Unendlichen zusammenhängt. Der Berührungswinkel ist kleiner als jeder geradlinichte, daß aber Euklid krummlinichte Winkel zugiebt, erhellt, weil er den geradlinichten I. B. 9. Erkl. besonders nennt, (auch könnte er sonst nicht vom Winkel des Halbkreises und dem Uebrigen reden.) Tangenten der Parabel und der Archimedischen Spirale. Quadratur der Parabel, Bestimmung des Raumes und der Flächen von runden Körpern. Die griechischen Stellen aus dem Euklid und Archimed sind eingerückt. Die Schrift zeigt gute Kenntniß der alten Geometrie, mit der neuen Analysis verbunden.

Hz.

Schöne Wissenschaften.

Altar der Grazien, von J. C. Siede. Drittes Opfer. Mit einem Titelkupfer. Berlin, bey Matzdorf, 1792. 259 Seiten. 8. 20 gr.

Dieses dritte Opfer enthält nur drey Aufsätze, auf welche die Grazien sicher mit eben den Augen sehen werden, als auf die vorigen. In der gegen den „hämischen Litteraturzeitungsrecensenten seines ersten Opfers" gerichteten Vorrede versichert Hr. S., daß „trotz dieser unsinnigen Recension das erste und zweyte Opfer jetzt beynah vergriffen sey," und das ist freylich ein untrüglicher Beweis ihrer Vortreflichkeit! I. Josephe und Wilhelm Stürmer. Eine gräßlich lächerliche Geschichte! Die Charaktere haben eben so viel Consistenz und Wahrheit, als die gehäuften, abentheuerlichen Begebenheiten;

das

das heißt, nicht den mindesten Schein davon. Dieser Wilhelm Stürmer soll ein edler, erhabener Charakter seyn, und doch läßt ihn der Verf. wie einen Menschen ohne Kopf, ohne Begriffe von Pflicht, wie einen Rasenden, handeln. Er ist Offizier, und läßt einen Staatsgefangenen, der ihm anvertraut worden, absichtlich entwischen; um seinen Abschied zu erhalten, stellt er sich, als ob er einen steifen Fuß habe. Er hat sich mit drey Mädchen auf einmal eingelassen, und wie er sie einst alle drey von ohngefähr zusammen antrifft, so weiß er sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehen, als daß er hingeht — doch wir müssen dies mit des Verf. Worten erzählen: „o ich dreyherziges Ungeheuer! so schlug er sich mit geballten Fäusten vor die Stirn, gieng dann mit Zähneknirschen und Fluchen zu Hause, und eine Pistolenkugel endigte sein Leben; das er röchelnd noch verfluchte. Josephe ward völlig wahnsinnig, und beschäftigte sich mit nichts weiterem, als daß sie sich Haare ausriß, und in die Erde pflanzte, unter den beständigen halbgesungenen Worten: Haare geht auf! u. s. w." — So tragisch die Geschichte ist, so findet Hr. S. doch Gelegenheit, etwas von Unterröckchen, Waden, Mädchen, und vorzüglich häufig von seinem Lieblingsgegenstand, dem Busen, anzubringen. Z. B. S. 48. „Jetzt schien sie einen Entschluß zu fassen; sie legte die weiße Hand auf den Busen, den das Herz hob, drückte sie da fest ein. Unschuldig — keiner male das Bild hier wollüstig aus — unschuldig floß der Busen über die Hand herüber, (welch ein Ausdruck! ein fließender Busen!) und drängte den Schleyer von der Seite hinweg." Die Heldin der Geschichte geht einmal in einem Walde spazieren, da kömmt auf sie zu „in vollem Lauf ein großes, graugelbes Thier, welches der furchtsamen Josephe noch einmal so groß vorkam, als es wirklich war, und — ha! gräßlich! gräßlich! — ein kleines, winselndes Kind mit der Schnautze vor sich trug, welches an einem Tuche, das um seinen Leib auf den Rücken gebunden war, in seiner Schnautze hieng. Ein Wolf! schrie J. mit bebendem Erstaunen auf, und streckte die Hand aus, als ob sie dem Thier geböte. Ihr Haar stand zu Berge, das Thier war ihr ganz nahe — es heulte nicht mehr — Gott im Himmel! schrie sie, blaß und kalt, wie der Tod; das Haar grauste, und schien sich in seinen Wurzeln zu wirbeln, und strammte, als ob es sich selbst herausziehen wollte." Schön, sehr schön — denn Wieland hat sehr richtig bemerkt — etwas Extradummes ist

auch

auch schön! S. 115 giebt der gelehrte Hr. Verf. einem katholischen Landgeistlichen Weib und Kind! — II. Rakto's und Stromeffs Ahndung, oder die grosse Glocke, eine wendische Szene. Viel Blut und wenig Hirn. III. Julie. Der Verf. glaubte wohl, diese Julie seinen Lesern interessanter zu machen, wenn er versichert, sie sey eine und dieselbe Person mit jener Julie, deren Geschichte Anton Wall im zweyten Band seiner niedlichen Bagatellen zu erzählen angefangen, aber bis jetzt noch nicht vollendet hat. Wer das glauben kann, Hrn Sc. Julie ist die angebetete Geliebte eines Erbprinzen, der ihr, trotz der Narben, die die Pocken in ihre schöne Haut graben, treu bleibt, und sie endlich auch zur Gemahlin nimmt, nachdem sein Vater gestorben, und die Geliebte der Gefahr entgangen ist, von Serenissimo, dem Herrn Vater des Herrn Erbprinzen — genothzüchtigt zu werden.

H.

Die Einsamkeit, von A. Tiedge. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. Schrp. 10 gr. Druckp. 5 gr.

Wenn dem Verf. seine seit einigen Jahren zerstreut herausgekommene Gedichte und Episteln nicht schon gegründete Achtung und Beyfall erworben hätten, so würde es diese einzige Epistel schon thun, welche zur Vorläuferin einer ganzen auf Unterschrift angekündigten Sammlung und gleichsam zur Probe dienen soll, was das dichterische Publicum von ihm zu erwarten habe. Diese Probe berechtiget zu einer nicht geringen Erwartung, und die schon bekannten Talente des Verf. verbürgen die Erfüllung. Einsamkeit war von jeher das eigenthümliche Element des Weisen, wo er in der Stille, oder in dem engern Kreise, oder auf der unschuldigen Natur, die reichste Nahrung für Verstand und Herz findet, mehr denkt und empfindet, handelt und genießt, als in der grossen, buntschäckigen, sich selbst unaufhörlich plagenden Welt. In der Stille wurden Erfindungen und Plane ausgedacht, und möglich gemacht, deren Wohlthätigkeit die spätern Jahrhunderte noch dankbar genießen. Auch waren die größten Männer aller Jahrhunderte und Nationen auch immer die größten Freunde der Einsamkeit, welches aus geschilderten Beyspielen gezeigt wird. Dies ohngefähr ist der Inhalt dieser so schönen

und

und hinreissenden Epistel. So wahr und bekannt auch der Gegenstand manchem seyn mag, so ist doch die Einkleidung so reizend und durchaus angenehm, daß man sich von dem Dichter in ganz neue und unbekannte Gegenden versetzt glaubt. Die Muse der Epistel scheint ihn mit allen ihren Künsten ausgestattet zu haben. Sanfte, sich fast immer gleiche Ergießung des Herzens, edle und anziehende Gesinnungen, Mannichfaltigkeit der Sachen, des Ausdrucks, der Wendungen, Reichthum der Bilder und sogar der Reime, eine edle, reine, gleiche, äusserst biegsame Sprache und sanft hinreißende Harmonie sind die Vorzüge dieser Epistel. Wir können nicht umhin, eine Stelle abzuschreiben:

Dich, Vater, find ich überall
In der Natur! Der Wasserfall,
Das Lüftchen, das mit seinem Flügel
Die Blüth umarmt am Schlehenhügel,
Das hohe Lied der Nachtigall,
Selbst das Gekreische froher Raben,
Ja, alles spricht so gut von dir,
Und nichts verläumdet dich, als — wir!
Wir Menschen, voll von deinen Gaben,
Und dennoch von dir selbst so leer!
Was Menschen erst entgöttert haben,
Nur darin find ich dich nicht mehr!

Zum Beweise, mit welcher Aufmerksamkeit wir den Dichter gelesen haben, wollen wir uns noch einige Anmerkungen erlauben. Die erste betrift manche Stellen, in welchen der Sinn aus der einen Zeile in die folgende oft nur mit einem Worte übergetragen wird, welches nicht nur die Harmonie, sondern auch den Gang des Gedankens stört. Stellen dieser Art sind:

Wo ich mir wohl ein Hirtenzelt
Hinbaut', an einer kleinen Quelle.

Vergönnt mir nur der gute Vater
Des Lebens, die Zufriedenheit.

Sie führe mich zum stillsten Hügel, ist hart,
Die sonst kaum Weisen glückte, hörte
Ganz auf — — —

Getränkt mit ihrem süßten Mohn. In dieser Zeile will uns weder das Bild, noch weniger aber die Härte gefallen.

Hd.

Romane.

Frau Sigbritte und ihre schöne Tochter, eine Geschichte aus den Zeiten Karl des V. Zwey Theile. Leipzig, bey Jacobäer, 1792. 1ter Th. 284 und 2ter Th. 304 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts lebte Sigbritte Hvid zu Amsterdam. Philipp von Castilien sahe sie unter den Frauen der Gräfin von Nassau, ihre Reize brachten sein königliches Blut in Wallung, und Dywecke wurde die Frucht einer zärtlichen Umarmung. Philipp verließ Amsterdam und seine Schöne, mit dem Versprechen, sie reichlich zu versorgen, wurde aber vom Tode überrascht, ehe er seine Zusage erfüllte. Sigbritte wurde nun eine Obstkrämerin, und hatte auf alle große Aussichten Verzicht gethan, als eine Zigeunerin ihrer Tochter die Herrschaft über drey Königreiche prophezeihete. Der damalige Kronprinz und nachherige König Christian von Dänemark sollte von dem Schicksale ausersehen seyn, Dywecken glücklich zu machen. Sigbritte konnte der Zigeunerin das Divinationsvermögen nicht absprechen, als sie hörte, daß sie ihre ganze Lebensgeschichte wüßte, die sie doch sorgfältig verheimlichet, und niemanden, als Marien, ihrer Vertrauten und Hausfrau, offenbaret hatte. Diese hatte die Zigeunerin von allem unterrichtet, um dadurch Sigbritten von sich zu entfernen; weil ihre Tochter ihr Herz nicht unterbringen konnte, wenn ihr die schöne Dywecke an der Seite stand. Diese drang nun so lange in ihre Mutter, bis sie sich von Amsterdam weg und nach Bergen begab, wo sie ein Gasthaus kaufte, und durch ihren Verstand und die Schönheit und Artigkeit ihrer Tochter fremden und einheimischen Zuspruch an sich zog. Hier machte auch der Kanzler v. Walkendorf ihre Bekanntschaft, und weil er an Dywecken eine Person fand, die ganz dazu gemacht schien, ein gekröntes Haupt an seine Menschheit zu erinnern, und dem Herzen Christians sanftere Gefühle einzuflößen; so

suchte er seines Herrn Blicke auf sie zu senken. Ein Ball war dazu bestimmt, die Liebesangelegenheiten zwischen ihr und dem Kronprinzen zu berichtigen. Es gieng auch alles recht gut von statten; beyde fanden, was sie wünschten, die feurigste Liebe und Gegenliebe. Dywecke lenkte nun das Herz und Sigbritte den Verstand des Kronprinzen zu seinem und des Landes Besten, und fühlten sich unbeschreiblich glücklich, den Erben von drey Kronen mit Leib und Seele zu besitzen. Inzwischen starb König Johann, Christian gelangte auf den Thron, und mußte aus Staatsinteresse Elisabethen, Königs Karls Schwester, heyrathen. Die Prinzessin war so schön, und liebte ihn mit so vieler Wärme, daß er Dywecken eine Zeitlang vergaß. Darüber grämte sie sich sehr; doch wußte Sigbrittens Klugheit die Liebe des Königs wieder so anzufachen, daß er ein feurigerer Liebhaber als zuvor wurde. Walkendorf sahe dies nicht gerne, nicht aus Besorgniß für einen Thronerben, der war schon da, und der König pflegte sich überhaupt in Successionsangelegenheiten nicht säumig zu bezeigen; aber sein Herz war doch zwischen seiner Gemahlin und Dywecken getheilt, und das machte den Kanzler ängstlich, zumal da Sigbritte ihre Absicht, den König ganz zu beherrschen, immer mehr merken ließ. Er suchte alle Wege, seinen Herrn von seiner Geliebten abzuziehen, aber alle schlugen fehl, und er fiel darüber in Ungnade. Auf die Bitte Dyweckens wurde er Erzbischof von Drontheim, durfte aber nicht wieder an den Hof kommen. Dennoch gab er seinen Plan nicht auf, und der Schloßhauptmann Torben Oxe brachte ihn seiner Ausführung nahe. Dieser fand Dywecken so gut, so reizend, daß er ohne sie kein Glück auf Erden kannte. Er vertraute Walkendorfen seine Liebe, und der rieth ihm, sich Dywecken Herz zu versichern, und mit ihr nach Spanien zu fliehen, wo er ihm den Schutz des Königs Karl verschaffen wollte. Torben wußte schon, daß er Dywecken nicht gleichgültig war, und es fehlte nur ein Gewissensrath, der es ihr zur Pflicht machte, sich von dem Könige loszureissen. Walkendorf übernahm dieses Geschäfte. Er stellte ihr die Gefahr vor, in die sich sein Herr durch ihre Liebe und die Herrschaft ihrer Mutter gestürzt hätte. Das Feuer des Aufruhrs in des Königs Staaten würde nächstens ausbrechen, und sie die Flammen desselben zuerst ergreifen. Wenn ihr das Wohl des Königs, ihre und ihrer Familie Glückseligkeit an dem Herzen läge, sollte sie sich verheyrathen, und der Liebe des Königs entsagen. Torben

mußte ihr den Brief zustellen, worin dieser Rath enthalten war, um zu beobachten, welchen Eindruck er machen würde. Dywecke war über die Nachricht des Erzbischofs betroffen, und zu gutherzig, als daß sie nicht alles für wahr halten sollte. Sie machte Torben mit dem Inhalt des Schreibens bekannt, und bat ihn, sich näher nach der Sache zu erkundigen. Torben versicherte sie, daß der Erzbischof nicht zu viel gesagt hätte, und daß es nur leider allzu wahr sey, daß man die höchst eigenen unglücklichen Einfälle des Königs ihr und ihrer Familie zuschriebe. — Ein gewisser Pater Johannes, den Walkendorf zur Erreichung seiner Absichten zu benutzen wußte, mußte Dyweckens Vertrauter werden, und sie vollends in dem Wahn bestätigen, daß der Umsturz des Reichs nicht mehr ferne sey, und daß man ihr und ihrer Familie das ganze Unglück auf die Seele wälze. Torben hatte inzwischen nicht unterlassen, die gefährlichsten Stürme auf ihr Herz zu wagen, aber nur die Gefahr, die über dem Haupte eines Monarchen schwebte, den sie anbetete, konnte in ihr den Entschluß zur Reise bringen, Torben zu heyrathen, und des Königs Staaten auf ewig zu verlassen. — Schon war der Tag zu ihrer Abreise nach Spanien bestimmt, als ihr Geliebter ihr ein Körbchen Kirschen schickte. Sein Vater und seine Mutter, die es durchaus nicht zugeben wollten, daß er Dywecken heyrathete, bedienten sich der Gelegenheit, sie aus der Welt zu befördern. Sie vergifteten die Kirschen, und der Gift wirkte so schnell und heftig, daß alle Rettungsmittel umsonst waren. Der König war untröstlich, und seine Wuth verfolgte jeden Schatten, der ihm verdächtig schien. Dies entgieng den Blicken eines königlichen Secretärs nicht, dem Torben, wegen Treulosigkeit, die er gegen ihn, seinen vorigen Herrn, begangen hatte, den Prozeß machen ließ. Er bat sich bey dem Könige eine geheime Audienz aus, und entdeckte darin, daß Torben Dyweckens Mörder sey. Der König traute seiner Aussage nicht ganz, aber die häufigen Besuche, die der Schloßhauptmann Dywecken machte, sein niedergeschlagenes Wesen, und daß die vergifteten Kirschen aus seiner Hand gekommen waren, schienen ihm Verdacht genug, Torben beym Reichsrathe anzuklagen. Der Beschuldigte durfte seine Liebe zu Dywecken nicht offenbaren, und den Giftmischer zu entdecken, waren alle Versuche fruchtlos gewesen, dennoch aber wurde er vom Reichsrathe losgesprochen. Der König wollte Befriedigung seiner Rache, hielt das Urtheil für partheyisch, versammelte ein Gericht, das aus Bauern bestand,

und das verurtheilte Torben zum Tode. — Sigbritte behielt bis an ihr Ende die Gunst des Königs, wurde selbst der Liebling seiner Gemahlin, und das Volk, dessen Beschützerin sie war, verehrte sie. —

Wir pflegen sonst keinen Auszug aus dergleichen Geschichten zu machen, allein, wegen der Varianten machen wir hier eine Ausnahme. Nach der Erzählung mehrerer, sonderlich älterer Geschichtschreiber, war Dywecke, oder, wie sie dort genannt wird, Duveke kein gutherziges Mädchen, sondern eine intrigante Dirne, die den König zu allerhand Ausschweifungen verleitete. Torben, oder Torbern Oxe soll durch ihre Vermittelung den königlichen Secretär Foburg an den Galgen gebracht, und aus Furcht, sie möchte die Intrigue verrathen, sie selbst mit Gift vergeben haben. Torben soll nicht wegen der Beschuldigung dieser Vergiftung, sondern wegen des Geständnisses, daß er Dywecken geliebet habe, vom Könige zum Tode verurtheilt worden seyn, und der König soll die Hinrichtung des Secretärs zum Vorwand gebraucht haben, den Schloßhauptmann hinrichten zu lassen. — Was der Verf. von dem Charakter Dyweckens und den Beförderern ihres Todes sagt, scheinet uns wahrscheinlicher, als was wir hier aus andern Geschichtschreibern davon erwähnet haben; hingegen mag wohl Torbens Liebe gegen Dywecken nicht verschwiegen geblieben, und eine Hauptursache seines Todes gewesen seyn. Die Züge aus dem Regentenleben des Königs, die der Verf. den Schicksalen seiner Heldinnen mit einflechten mußte, stimmen mit der Schilderung, die andere davon machen, größtentheils überein. — Die Gründe, wodurch der eine und andere seine Meinung unterstützt, könnten zuweilen stärker seyn, wie z. B. 1. Th. S. 73 und folgende, wo Dywecke den König bewegen will, Walkendorfen zu vergeben. — Der Verf. hat eine ganz eigene Art, die Unterscheidungszeichen zu gebrauchen, sonderlich aber stehet das Colon fast durchgängig am unrechten Orte. Auch ist die Sprache nicht immer rein; denn wird mehrmals für als gesetzt, das Zeitwort hausen, wie es S. 163 Z. 5 gebraucht wird, ist ein Provinzialismus, und die Phrasen: Alle Männer, die ihr vorübergiengen — und schweifte noch überdies ab — ich gewahrte bald — klingen undeutsch. Uebrigens wird die Geschichte ihre Leser ganz angenehm unterhalten.

Ka.

Timon der Zweyte, Leben und Meinungen eines wohlwollenden Menschenfeindes. Vom Verfasser der Liebe. Leipzig, 1792. bey Hamann. 34½ Bogen. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Ein Mensch, dem es in der großen Welt auf keine Weise hat glücken wollen, sucht einen einsamen Aufenthalt, und flieht den Umgang mit Menschen. Er geräth endlich in ein Dorf, wo er gute Leute antrifft, und sich mit der Menschheit wieder aussöhnt. Daselbst nun bauet er ein Haus, bleibt dort, und stiftet nicht nur unter den Landleuten, sondern auch in der benachbarten Residenz und am Hofe viel Gutes. Das ist der Plan des Werkes, gegen welchen wir nichts zu erinnern wissen; allein, die Ausführung ist nicht so gut gerathen. Nicht nur ist die Schreibart sehr fehlerhaft; sondern es mangelt auch dem Verfasser, um seine Gemälde gehörig zu nüanciren, an der feinen Welt- und Menschenkenntniß. Man sieht gar nicht, daß des Herrn Haimingen Schicksale so grausam gewesen, daß sie ihn zu einem solchen Grade von Menschenfeindseligkeit hätten bringen können. Da er nun aber einmal so gestimmt ist; so kömmt es unwahrscheinlich heraus, daß er sich sogleich in Hohlstädt wieder mit der Welt aussöhnt. Eben so unwahrscheinlich ist es denn auch, daß er, der gänzlich fremde, verabschiedete Unterlieutenant, in so kurzer Zeit das Vertrauen des Fürsten in einem solchen Grade gewinnt, alle Hofkabalen, bey seinen seltnen Erscheinungen in der Residenz, überwindet, und daß er durchsetzt, was er will. So schnell geht es leider! in der würklichen Welt mit den Unternehmungen solcher Menschen, die keinen andern Schutz, wie ihre Redlichkeit, haben, an Höfen nicht.

Eg.

Die Familie Eboli, dramatisch bearbeitet vom Verfasser der Lauretta Pisana. Vierter Theil. Dresden und Leipzig, in der Richterschen Buchhandl. 1792. 360 Seiten. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Mit diesem Bande hat der Verf. endlich die Gnade, seine Leser, von denen ihn aber wohl mancher schon im Stiche gelassen haben mag, an das Ziel dieser frostig schauderhaften Geschichte

zu bringen. Das Ende entspricht vollkommen dem Anfang und Mittel. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit sucht man hier, wie dort, vergebens. Alles ist gespannt und geschraubt, nichts vorbereitet, nichts motivirt. Die Königin stirbt vergiftet von der Eboli, mit Vorwissen des Königs, der sich auch hier in seiner Jämmerlichkeit und Inconsistenz gleich bleibt. Als man ihm diesen Vorschlag thut, sagt er: „wir wollen sehen, wie weit wir es mit dem Gewissen bringen," und er wird ohne alle Mühe mit seinem Gewissen fertig. Die schändliche Eboli wird von ihrem Manne, ihrem Bruder und dem König verstoßen, von jedermann verlassen, und von dem erstern vergiftet. Henriko und Prinz Johann werden bey einem feyerlichen Auto da Fe lebendig verbrannt. Der alte Gonzago, seine Gemahlin, Maria und ihr Retter Fernandez entfliehen nach Deutschland, welches ihnen freylich zunächst am Wege lag. — S. 33 sagt die Fürstin Gonzago: „In dem Gefängniß, welches der Fürst Eusebius seiner Mutter bereiten ließ, will ich mir die Augen roth und das Herz wund weinen" — Giebt es etwas Scheußlicheres und Unnatürlicheres, als der Auftritt S. 110 u. s. w.? Die Eboli bringt in Begleitung der Herzogin Alba der Königin den Giftbecher:

Königin. Der Trank ist angenehm zu trinken. Wenn seine Wirkung nicht zu grausam ist, so wird sichs leichter sterben, als ich es gedacht.

Herzogin. Ich wünsche es Ew. Majestät. Ich hatte gegen Sie nie etwas, als daß Sie Monarchin gebohren waren, und ich es nicht seyn konnte. Ich verehre übrigens die unbescholtene Tugend, und trug zu dieser Scene nichts bey.

Eboli. Sie sollen auch vom Ruhme derselben nichts genießen. — — — Ich war es, die bey jeder wiederholten Umarmung dem Könige neue Zweifel beybrachte, zur Rache ihn anflammte, und sein zum Vergeben geneigtes Herz gegen alles Mitleid stählte. Ich habe Karlos Tod beschleunigt u. s. w.

Königin. O Weib, da du meine Unschuld wußtest, bedauertest du nicht? bereuetest du nicht?

Eboli. Bedauern? bereuen? Ich wurde wüthender als je. Ich hätte damals schon mit diesen Händen Sie ermorden wollen, wenn ich, wie jetzt, Philipps Einwilligung dazu gehabt. Das, was mir das allerbitterste war, sollte zu meiner

Heilung dienen? Ich sollte verschmähet seyn um einer Tugend! Sie opferten ihm kaum einen Gedanken, ich bot ihm schwelgerische Schätze an, und ward zurückgesetzt. Wenn ihn ein schöneres Laster mich hätte fliehen lehren, ich wäre kälter geblieben. Ich hätte Bande der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue heilig gewähnt. Allein, um einer Tugend willen mich so geopfert zu sehen, das war nicht zu ertragen — — — Ihr Tod, Monarchin, ist mir süß, und süßer noch, daß ich ihn Ihnen gab. Doch, wenn Sie es ängstigen kann, daß Sie selbst die Schöpferin von allen diesen grausenden Szenen waren, desto besser. Nehmen Sie die Angst noch zu der Todesangst. Ich habe nie genug Sie quälen können, so viel ich Sie gequält. Für eine Nebenbuhlerin ist keine Qual zu groß. Sie nehmen meinen Haß mit sich ins Grab u. s. w." — — Ist hier nur ein Funke Natur und Wahrheit? Ist es ein, der Dichtkunst würdiger, Zweck, nichts als die widerlichsten Empfindungen zu erregen, Mitleid mit dem Gefühl des Gräßlichen verbunden, Eckel, Abscheu und Entsetzen vor Teufeln in menschlichen Larven? Diese Frage beantwortet sich von selbst; aber unsere modischen Schriftsteller achten das nicht, vermuthlich, weil dies das leichteste und bequemste Mittel ist, Wirkung hervorzubringen. Genie und Talent erfordert es aber gewiß so wenig, als Foltern, Hängen und Rädern.

Bs.

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen von Miltenberg. Erstes Bändchen. Der Naturmensch. Mit einem Titelkupfer. Halle, bey Michaelis und Bispink. 1792. 368 Seiten in 8. 1 Rt.

Es scheint eine Lieblingsidee mehrerer unsrer schreibseligen Autoren zu werden, gewisse Menschen als ganz einfache Kinder der Natur in ihren Werken aufzustellen, und diese Söhne und Töchter der Natur tausenderley, bald naive, bald lächerliche und alberne Handlungen gegen die einmal festgesetzten conventionellen Verhältnisse des menschlichen Lebens begehen zu lassen. Diese Methode, Leben und Interesse in gewisse Arten von Romanen und Schauspielen zu bringen, kann an sich selbst nicht

schwer,

[illegible] seyn, da der Contrast zwischen der gegenwärtigen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft und der Lebens- und Denkungsart des blossen Naturmenschen so auffallend und groß ist, und da der Romanschreiber seinem Naturhelden nur immer das Gegentheil von einmal unter uns eingeführten Sitten und Gebräuchen thun lassen darf, um die Aufmerksamkeit auf denselben hinzulenken. Freylich wird es allemal von der feinen Bearbeitung des Stoffs abhängen, welchen innern Werth dergleichen Schriften haben sollen; wobey aber immer noch die Frage übrig bleibt, ob man daraus wohl würklich das Herz der Menschen kennen lernt, da wenigstens ein solches Kind der Natur, wie es unser Verf. schildert, eine bloße Geburt der Imagination ist, und es schwerlich auf dem ganzen Rund der Erde einen solchen Menschen geben dürfte, der entweder so idealisch gut oder närrisch handeln würde, wenn er auch die Erziehung seines Helden bekommen haben sollte. Rec. hält daher dergleichen Schilderungen eher für unterhaltend, als unterrichtend und lehrreich; und so mag denn auch dieses Buch, als Lesebuch, sonderlich für die Klasse empfindelnder Leser und Leserinnen, seinen Werth behalten, vorausgesetzt, daß selbst diese bey den ewigen Liebeshändeln der darin aufgestellten jungen Leute, bey den vielen bis zum Eckel vorkommenden Küssen, Seufzern und Umarmungen, und überhaupt bey dem Gemälde eines sonst sehr edeldenkenden Jünglings, der aber doch oft als ein Kind, oder als ein Halbverrückter handelt, nicht endlich Langeweile empfinden. Lord Hillnet, ein finstrer Misanthrop, entschließt sich, seine Tage in einem entlegenen Thale zuzubringen. Sein Sohn William soll in der Einsamkeit und für die Einsamkeit erzogen werden. Ein alter Bedienter ist ihr einziger Begleiter, alles Ceremoniel des conventionellen Lebens wird abgeschafft, und es wird eine völlige Gleichheit ihrer Rechte unter ihnen eingeführt, William selbst wird von seinem Vater in Künsten und Wissenschaften, die sich für die Einöde passen, unterrichtet. Allein, dem feurigen Knaben wird bald das Thal zu enge, er ersteigt einen Berg, und tausend neue Gegenstände stellen sich seinen Augen dar, ein andermal geht er noch weiter, erblickt die glänzende Wohnung eines Lords, schwimmt durch einen Fluß, und sieht zum erstenmal — ein Frauenzimmer; des Lords Tochter, mit Namen Fanny. Nichts ist natürlicher, als daß sich dieser Sohn der Natur in das Mädchen verliebt, und von hier an beginnen die in diesem Buche tausendfach wiederholten Gemälde von Ausbrüchen einer

unschuldigen Liebe zwischen William und seiner Fanny. Alles wird dabey haarklein beschrieben, — und eben deswegen wird das meiste höchst langweilig, obgleich hie und da sehr gute und naive Stellen mit unterlaufen. Endlich wünscht unser Natursohn, seine Fanny zu heyrathen; allein, er gewinnt zu gleicher Zeit eine Bauerdirne, Mary, lieb, Fanny wird eifersüchtig, und die Hochzeit wird aufgeschoben. Er macht eine Reise nach London, um die grosse Welt kennen zu lernen, und findet dort seine Mutter wieder, die ihren Mann vor vielen Jahren schändlich verlassen hatte. William söhnt seine Eltern wieder mit einander aus, und diese Stelle ist ohnstreitig eine der schönsten im ganzen Buche. In London befreyet er auch seine Mary aus dem Zuchthause, kehrt endlich nach seiner Heimath zurück, und nun fangen die Neckereyen der Liebe zwischen ihm und seinen beyden Schönen von neuem an, bis endlich Fanny es nicht mehr ertragen kann, ihn zu oft in den — Armen Mary's zu finden, und daher einen alten Offizier aus Indien, Roussel, heyrathet, und mit diesem dorthin abreist. Nun will William seine Mary zum Weibe nehmen; allein, auch die hat einen andern Liebhaber, und unser Held, der als ein erwachsener Mensch, nach vielen Reisen und gesammelten Menschenkenntnissen noch nicht einmal den Unterschied der Geschlechter zu kennen scheint, geht nach Indien, um seine Fanny aufzusuchen. Er findet sie, die zärtlichen Umarmungen darf er selbst in Gegenwart ihres Mannes wiederholen, und nur eine Tapetenwand scheidet Williams und — Fanny's Bette. Das arme Weib fürchtet aber, ihn zu sehr zu lieben, bittet ihn, davon zu reisen, und William durchstreift Indien, bis er von ohngefähr an der Hütte eines alten Paria anlangt, der eine schöne Tochter hat, mit der sich endlich unser Sohn der Natur fleischlich vermischt, und — damit das Buch sein Ende habe, — nach England zurückreist. Am Ende desselben haben wir uns mit dem Verf. durch die wirklich sehr schön erzählte Geschichte des alten Paria wieder ausgesöhnt, so wie das Ganze überhaupt in einer gefälligen und reinen Schreibart abgefaßt ist, und überall ein gefühlvolles Herz des Verf. für Tugend und Glückseligkeit seiner Nebenmenschen verräth. Aufgefallen ist uns übrigens der hohe Grad des Mitleidens, der aus dem Charakter des jungen Hillnet überall hervorleuchtet, da dieser doch selbst die Leiden des menschlichen Lebens nicht aus eigenen Erfahrungen kannte. Ohnstreitig sind auch die Heldinnen dieses Buchs, die doch eine ganz andere Erziehung,

hüng, als Hillnet, erhalten hatten, zu sehr als Kinder der Natur gezeichnet, und also — verzeichnet.

Za.

Bildende Künste.

Nöthigste Anweisung in der Zeichenkunst, wie die Theile des Menschen durch geometrische Regeln und nach dem vollkommensten Ebenmaaße ganz leicht zu zeichnen, zusammen zu setzen, und die Gestalt eines Ganzen vorzustellen. Mit acht Kupfern. Zweyte Auflage. Altona, bey Kaven, 1792. 8. 9 Bogen. 8 gr.

Es ist diese Schrift eine Compilation aus des Lairesse und Preißlers Schriften. Wäre solche mit iudicio verfasset, so wäre sie brauchbar; allein, da die Proportion falsch angegeben, z. B. ist die Dimension des Halses und Knie falsch; so muß S. 33 statt noch ein Drittheil des Gesichts geschrieben werden, noch ein halb Drittheil; und bey der Proportion des Fußes der achte, oder höchstens der neunte Theil angenommen werden, u. s. w. Die radirten Kupfer sind, ausser den von schon genannten Schriftstellern, äusserst elend. Wir rathen daher dem Lehrling, nur erwähnte gute und treue Lehrer zu benutzen.

Ar.

Hirzel über Diogg den Maler, einen Zögling der Natur. Den Manen des weiland Königl. Dänischen Kammerherrn von Schuhmacher gewidmet. Zürich, bey Ziegler und Söhnen, 1792. 56 Seiten. gr. 8. 4 gr.

Felix Maria Diogg ist aus dem Dörfchen Andermatt im Urseler Thal auf dem Gothardsberge gebürtig. Wenn? hat man anzuführen vergessen. Da schon im zweyten Jahre seines Lebens eine Feuersbrunst fast das ganze Dorf und auch das väterliche Häuschen verschlang, so baute die kleine Hirten-

familie

samlite sich in Dschamot, jenseits des Krispalts, dem Geburtsorte der Mutter, an. Von seinem Vater ermuntert, der etwas weniges vom Tischlerhandwerke verstand, fieng er schon im siebenten Jahre an, Crucifixe und Heilige zu schnitzeln, nach den bunten Bilderchen, die in katholischen Ländern so häufig sind, zu zeichnen, ja selbst Felsen und Bäume nach der Natur mit Röthelstein zu copiren. Von einem durchreisenden Gurkenmaler wurden mit der Zeit Farben und Pinsel erhandelt, und Glasscheiben damit bemalt, die nach und nach in dasiger Gegend ihre Liebhaber fanden. In dem benachbarten Kloster Disentis fand endlich der junge Künstler Gelegenheit, einem gerade daselbst arbeitenden, nicht ungeschickten Historienmaler alle Sonn- und Festtage etwas mehr abzulernen. Unterdessen bemerkte der Abt erwähnten Klosters die zunehmende Geschicklichkeit des Bauerknabens mit Antheil, und empfahl ihn in die Malerschule nach Besanzon, der Hr. Würsch, gleichfalls ein gebohrner Schweitzer, damals mit Ruhme vorstand. Hier brachte der junge D. vier Jahre so nützlich zu, daß in Porträtmalerey, die sein Hauptstudium wurde, nichts weiter daselbst für ihn zu thun war, und sein Lehrer ihm mit dem ehrenvollen Zeugnisse entließ, es darin so weit als der Meister selbst gebracht zu haben. — Alles, was bis zu seiner Abreise nach B. hier erzählt worden, ist auch die Geschichte eines ältern Bruders, Johann Josephs, den, wie der jüngere selbst gesteht, die Natur mit noch grösserer Anlage für die Kunst ausgestattet hatte, der aber in der Folge Sprachen und Buchgelehrsamkeit vorzog, und auch diesen endlich entsagte, um nach dem Tode der Mutter die Stütze von Vater und Geschwister zu werden: ein Entschluß, dem er im Hirtenstande mit solcher Aufopferung jeder Bequemlichkeit treu geblieben ist, daß sein Name hier wahrlich mit eben so vielem Recht eine Stelle verdient, als der seines durch Kunstfleiß sich auszeichnenden jüngern Bruders!

Dieser machte sich endlich auf die hohe Schule der Künste, nach Italien selbst, auf den Weg. Seine schon gemachten Ersparnisse und ausnehmende Mäßigkeit, wozu in der Folge noch eigner Erwerb kam, erlaubten ihm, drey volle Jahre darin zu verweilen. Auch ihm gieng es hier, wie mehrern treflichen Köpfen: er verzweifelte anfänglich bey dem Anblicke so vieler Meisterwerke, und würdigte seine eigenen Fähigkeiten weit unter ihren Werth. Ohne den Vorrang eines Raphaels

zu

zu verkennen, sympathisirte sein Kunstgefühl am meisten mit den Arbeiten Dominichino's: in Wahrheit, ein glücklicher Takt für den Portraitmaler! Durch zu große Anstrengung wurden bey dem ehrlichen Schweizer am Ende Milzsucht und Heimweh rege, die er in seinem Vaterlande zwar bald wieder verlohr, doch aber an die zu grobe Kost in väterlicher Hütte sich nicht mehr gewöhnen konnte, sondern in andern Gegenden Helvetiens für seinen Fleiß Beschäftigung suchen mußte. Hieran ließ seine immer bekannter werdende Geschicklichkeit es ihm auch nicht fehlen. Aus Rapperschweil, wo man ihn zum Bürger aufnahm, kam er endlich nach Zürich, wo Herr Hirzel ihn bald kennen lernte, sich zweymal, und das in sehr verschiedenem Gemüthszustande, malen ließ, und ausser des Künstlers Talenten, auch ein so edles Herz, ein in jedes Schöne so tiefdringendes Gefühl an solchem fand, daß der junge Mann ihm doppelter Aufmerksamkeit werth schien.

Die aus dem Leben desselben bis hierher gezogenen Data hat Hr. H. mit einer Menge sehr artiger psychologischer Bemerkungen durchwebt. Man wird sie mit desto größerm Vergnügen lesen, weil daraus erhellet, daß den schon mehr als 67jährigen Verfasser, den Jugendfreund unsrer Kleist und Sulzer! noch immer die lebhafte, allem Guten und Edlen offene Einbildungskraft erwärmt, die auch Rec., nach mehrmals erneuerter Bekanntschaft, an dem Biedermanne gefunden zu haben sich mit gerührtem Herzen erinnert. S. 44 u. f. befindet sich ein Excursus über den mechanischen Theil der Portraitmalerey, der dem Dilettanten wenigstens willkommen seyn wird, gesetzt auch, daß mancher Hand-ans Werk legende Künstler anders verfahren sollte: der Mittel und Wege, der Natur ihre Geheimnisse abzulocken, sind so viele! Ausnehmend die Sprache der Gesichtszüge zu treffen, den Moment der jedesmaligen Gemüthsstimmung des Sitzenden aufzufassen, nicht etwa in kleiner, schüchterner Manier, sondern mit fester Hand, und mit einem Feuer, das sich nach der Würde und dem Bedürfnisse des Gegenstandes richtet, scheinet das hervorragendste Verdienst von D. Pinsel zu seyn.

Hr. H. hat diese Blätter den Manen des sel. Schumachers gewidmet, weil er an dem thätigen, viel gereiseten Weltbürger einen Beobachter gefunden hatte, wie Hr. H. alle Reisende wünscht; und dessen nähern Umgang er unter die angenehmsten Vorfälle seines eigenen, gewiß nicht unthätigen

Lebens

Lebens rechnet. — Was indeß Hr. v. S. unserm Verf. S. 7 von einem der umherziehenden Araber erzählt hat, der nämlich das auf dem Boden liegende Blättchen Papier sorgfältig emporhob, um nicht etwa aus Unvorsichtigkeit den Namen Gottes mit Füßen zu treten, ist so wenig ein individueller oder bemerkenswerther Zug, daß vielmehr allen Reisebeschreibern zufolge, in dem ganzen Umfange des türkischen Gebiets, ja so weit als der Koran respektirt wird, diese abergläubische Vorsichtigkeit sich von jeher und bis diesen Augenblick durch alle Stände fortgepflanzet, und bis zum Lächerlichen erweitert hat.

Ea.

Vermischte Schriften.

1) Racine und Corneille im Auszuge zum Gebrauch für Schulen herausgegeben von E. C. Trapp. Aus der Encyklopädie der französischen Klassiker. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1792. 420 Seiten. 12. 16 gr.

2) Theatre ou Choix de Drames aisés pour faciliter l'étude de la langue françoise, par *Jean Henri Emmert.* à Chemnice, chez Hofmann et Fiedler. 1792. 391 p. 8. 1 Rt.

Nr. 1. macht den zweyten Band von Hrn. P. Trapp Encyklopädie der französischen Klassiker aus, und enthält von Racine den Britannicus und die Athalie, vom Corneille den Horaz und Cinna, als diejenigen Stücke beyder Dichter, die nach dem Urtheile des französischen Publikums und der feinsten Kenner, eines Boileau und Voltaire, für ihre vorzüglichsten Arbeiten gelten. Voran stehen kurze Biographien beyder Dichter. In der von Corneille sagt Hr. T.: „die Engländer haben ihren Shakspeare, die Deutschen ihren Leßing. Beyde sind größere tragische Dichter, als Corneille und Racine. Der letztere hat überdies in seiner Dramaturgie gezeigt, daß die Franzosen die eigentliche Natur des Trauerspiels überall nicht kennen, und noch nie ein wahres Trauerspiel gehabt haben. Indessen wird

Cor-

Corneillen dadurch nichts von seiner verhältnißmäßigen Größe entzogen. Man kann kleiner, als Shakspeare und Lessing, und doch zu seiner Zeit und in seinem Lande mit Recht für einen großen tragischen Dichter gelten. Dies ist der Fall mit Corneille'n." Lessing (der keinen aufrichtigern Verehrer haben kann, als den Rec.) hat Ein gutes Trauerspiel geschrieben, dieses Einen Stückes wegen ihn nun aber gleich über Corneille und Racine setzen, das, dünkt ihn, verrathe mehr mißverstandenen Patriotismus und Einseitigkeit, als richtige Beurtheilungskraft und wahren Geschmack.

Nr. 2. enthält zehn kleine Kinderschauspiele — Un bon coeur fait pardonner bien des étourderies — La Bergere Bienfaisante — La petite Glaneuse — Les Revenans — Le bienfait recompensé — Le petit joueur de Violon — Les deux amis — Le Siege de Colchester — L'amour fraternel — sämmtlich in Einem Aufzuge — L'isle heureuse, en 2. A. Zum Theil aus dem Kinderfreund, zum Theil aus andern nicht genannten Quellen geschöpft. Die Sprache ist rein; die ganze Sammlung in jeder Betrachtung ihrer Bestimmung angemessen, und kann daher mit Recht Eltern und Lehrern der französischen Sprache empfohlen werden.

Bs.

Blumenlese aller edlen, komischen und thörichten Handlungen unserer Zeiten. Ein Sittenspiegel auf das Jahr 1793. Berlin und Leipzig, 190 Seiten. 8. Mit Kupfern. 16 gr.

Eine Blumenlese thörichter Handlungen! Kann man sich etwas zweydeutigeres vorstellen? und noch dazu aller! Eine davon hat der Zusammenraffer doch in seinen widerlichen Blumenstraus zu binden vergessen: den thörichten Einfall nämlich, das erste beste, was ihm in die Feder lief, ohne Wahl, Belesenheit und Zweck dem Publiko als Sittenspiegel aufdringen zu wollen. Daß eine schon 1788 unter eben dem Titel zum Vorschein gekommene Sammlung seiner Faust Beyfall gefunden habe, wie in der Vorerinnerung ausdrücklich versichert wird, ist, wir hoffen es wenigstens, nichts weiter, als einer der groben Autorkniffe, womit man die gedüldige Lesewelt von jeher hinter das Licht führt.

Wie

Wie schon gesagt, die saubre Blumenlese ist nichts als geistlose Compilation aus Zeitungen, Journalen, Reisebeschreibern, wie sie in der Eile sich auftreiben liessen, und die er anzuzeigen sich selber geschämt hat. Zu einem grossen Theile der angeblich komischen Handlungen müssen die unglücklichen Aristokraten Frankreichs die Züge hergeben, und wie wenig dieses seinem Herzen Ehre mache, braucht keiner Erinnerung. Mehrere Bogen sind mit Beschreibungen angefüllt, wie die armen Neger in allen vier Erdtheilen gemißhandelt werden: eine Rubrik, die doch wahrlich weder unter das Edle noch Komische gehört; und eben so wenig unter das Thörichte, vielmehr unter das Entsetzen und Abscheu erregende. Am Ende macht er sich über einen förmlichen Panegyrikus König Heinrich IV. her, und wie dieses zu den Sitten unsrer Zeiten passe, ist sein geringster Kummer. — Madam Brûlard, ehedem Gräfin von Genlis, sodann Markise von Sillery, heißt hier immer Herzogin von S.; Crevecoeur wird in Revecoeur verhunzt, Bellievré in Bellicore, und was der Schnitzer mehr sind. Der Styl des Ganzen ist übrigens höchst langweilig, obgleich buntschäckig genug, wie von Federn zu erwarten war, die aus so mancherley fremden Vögeln gerupft wurden. — „Fürsten sind Lieblinge des Glücks“ u. s. w. fängt eine der armseligen Anekdoten an: ein Apophthegma, dem die Wendung unserer Zeiten geradezu widerspricht! — Der gewöhnliche Monatskalender steht, der Himmel weiß warum, an der Spitze des Werkleins, und sechs Kupferstiche sollen es noch besser empfehlen. Sie stellen fürstliche und andere Standespersonen vor, sind aber so ausgefallen, daß der ungenannte Künstler sich eben nicht beschweren darf, in eine seiner unwürdige Gesellschaft gerathen zu seyn.

D.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Sendschreiben an die gesammte Geistlichkeit in den Herzogthümern Bremen und Verden zur Bekanntmachung der im nächsten Sommer zu haltenden Synoden in der Bremischen wie auch Verdenschen Superintendentur und General-Kirchenvisitation in der Bederkesischen wie auch Landwurstenschen Präpositur, von J. C. Velthusen, Königl. Grosbrittan. u. s. w. Generalsup. in den Herzogthümern Bremen und Verden. Zur Anlage: Liturgische Beyträge. Erstes Heft. Stade, gedruckt bey Friedrich. 1792. (Das Sendschreiben beträgt 2 Bogen. 4. Das erste Heft der liturgischen Beyträge 11½ Bogen. 4. und ist besonders paginirt.)

Wenn Synoden und General-Kirchenvisitationen nicht blos Spatzierfahrten der Generalsuperintendenten, Superintendenten und der Frau Gemahlinnen sind, wenn die Herren nicht blos zusammen kommen, um mit den zusammengestoppelten Lappen ihrer alten oder neuen Theologie zu glänzen, wenn man dabey nicht ein theologisches Possenspiel mit gravitätischer Parade aufführt und es mit einem geistlichen Consistorial-Bacchanal beschließt: so sind es ohnstreitig sehr nützliche Einrichtungen. Gewöhnlich wird freylich der Zweck ganz aus den Augen gesetzt, und so arten sie in unnütze, kostspielige und schädliche Handwerksgelage aus. Aber so sollte es wenigstens nicht seyn. Nach des Rec. Idee müßten dergleichen Synoden ein herrliches Mittel werden, die Prediger einer Diöces einander näher zu bringen, wodurch einer den andern aus dem, was er über sein Fach spricht oder schreibt, prüfen, beurtheilen und schätzen lernt. Die Bemerkungen, die der eine über die Geistescultur des andern zu machen, hiedurch Gelegenheit bekommt, die Fortschritte, die er bey andern gethan findet, während er noch auf der alten Stelle, wohin ihn sein auswendig gelerntes Compendium stellte, stehen blieb, wenn er nicht gar

Rückschritte thut, müssen, wenn er nicht ganz allen Sinn und alles Gefühl für Cultur verloren hat, ihn anfeuern, sich vom Bauer nicht blos durch Mantel und Kragen, sondern auch durch fortschreitende Bildung seines Geistes zu unterscheiden. Der Rec. ist keinesweges der Meynung, daß der Landprediger sich zum Professor heranstudieren müße, denn er begreift recht gut, daß beyde Theile, die Landgemeinde sowohl als der Prediger, sich sehr schlecht dabey stehen würden; aber bekannt ist es doch auch genug und der Inhalt eines großen Theils der Vademecumsgeschichten, daß nirgends der gelehrte Stand tiefer sinkt und mehr entweihet wird, als durch einen großen Theil verbauerter Landprediger.

Die Inspectoren, Superintendenten und Generalsuperintendenten erhalten zugleich durch wohl eingerichtete Synoden die schönste Gelegenheit, die unter ihrer Aufsicht stehenden Prediger in Absicht ihrer Fähigkeiten und Talente, ihres Wissens und ihrer Bildung, ihres Fortschreitens oder ihrer Rückschritte, ihrer Lektüre, Amtsführung und dergl. zu erforschen und kennen zu lernen, die Nachläßigen zu wecken, die Fleissigen und Gebildeten durch Bemerkung ihrer Fortschritte zu Fortsetzung ihrer Studien zu ermuntern, die Unwissenden oder, was wohl oft der Fall seyn mag, auf unrechten Wegen fortschreitenden zurecht zu weisen, sich über Pastoral- und practische Lebensweisheit, über Amtsgebrechen und Amtserfahrung mit ihnen zu unterhalten und den gegenwärtigen jungen Predigern nützlich zu werden. Die neuere Litteratur der Theologie, Kirchensachen der Dioces, schwierige Fälle, die diesem und jenem in seiner Amtsführung vorkommen, mögliche und nützliche Verbesserungen der Gemeindeeinrichtungen, wobey der Prediger mitwirken kann und muß, Moralität oder Immoralität der Alten und der Jugend und ihre Quellen, Beschaffenheit, Fehler und Mängel des Schulunterrichts und Mittel sie zu heben, diese und ähnliche, jedem Prediger, der sein Amt nicht handwerksmäßig blos treibt, höchst interessante Sachen müßten die Gegenstände der Synode seyn. Sollte eine weislich eingerichtete und geleitete Synode oder Pastoralconferenz, die mehr das Ansehen einer freundschaftlichen brüderlichen Unterredung als eines rigorösen Examens hätte, nicht mehr nützen, mehr Gutes fördern, als alle Consistorialverordnungen und Edicte? Aber freylich wird nichts bewirkt, wenn die Synode nur eine Wiederholung des Compendiums ist,

wenn

wenn der arme Landprediger, seit Jahren nicht gewohnt, lateinisch zu reden, mit Furcht und Angst den Tag heranrücken siehet, an welchem er seine unlateinische Zunge ein Paar Stunden lang ungewohnte Arbeit thun lassen und befürchten soll, vom Herrn Inspector über einen grammaticalischen Schnitzer monirt, oder von jüngern Amtsbrüdern, die so eben der Schule entlaufen sind, bespöttelt zu werden, wenn mehr darauf gesehen wird, wer am pfiffigsten in barbara celarent, darii ferioque, cesare, camestres, festino. baroco, darapti, felapton, disamis, datisi, bocardo, ferison disputiren, alle Distinctionen und Distinctiönchen des Systems am Finger hersagen; am besten dogmatisiren und schematisiren kann — kurz, wenn es mehr eine theologische Fechtschule als brüderliche Conferenz wird, wenn eine orthodoxe lateinische oder deutsche dogmatische Abhandlung, die vielleicht nicht einmal eigene Arbeit ist, mehr gilt, als eine wichtige Amtserfahrung, eine praktische populäre Predigt und faßliche Katechisation, wenn die ganze geistliche Harlekinade nur durch den feyerlichen öffentlichen Kranichzug Würde erhalten soll, und am Ende Prediger und Gemeinden über die Küchenrechnungen seufzen — da wäre es freylich besser, man unterließe das ganze Schauspiel, denn gebessert wird auf solchen Wegen nichts, durchaus nichts.

Da Rec. hier das Ausschreiben zu einer Prediger-Synode anzuzeigen hat, so glaubte er, eine schickliche Gelegenheit gefunden zu haben, seine Gedanken über solche Einrichtungen äußern zu können und gehet nun zur nähern Anzeige der Synode in Bremen und Verden über. Es war die erste Synode, die Hr. Velthusen als Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden hielt; er macht also in seinem Ausschreiben die Prediger gleichsam erst mit sich und seinen bisherigen Lebensveränderungen, die bekanntlich sehr mannichfaltig und abwechselnd waren, bekannt. Der Ton, womit er es thut, ist ganz der eines Freundes und Bruders, der gern von den unter ihm stehenden Predigern mehr als ein solcher Freund, dem man sich ganz anvertrauen, ganz eröffnen kann, als wie ein furchtbarer Censor betrachtet seyn möchte. Uns kommt es hier am meisten auf die Gegenstände und Beschäftigungen an, die er zur Synode vorschreibt. Er selbst wollte in einer Vorlesung eine erklärende Umschreibung der Rede des Stephanus geben. Zur vertraulichen Gedankenmittheilung, so sind seine Worte, schlägt er jene erste Apologie fürs Chri-

 sten-

stenthum (die Rede des Stephanus) Apost. Gesch. VII, 2–53 vor. Jeder soll schriftlich und mündlich zur freundschaftlichen Belehrung und Prüfung dasjenige mittheilen, was er am besten geben kann und am liebsten geben will. Zu freywilligen Aufsätzen aber schlägt er vor: „Liturgische Aufsätze aller Art, homiletische und katechetische Entwürfe, eine gemeinfaßliche Religionsgeschichte von 3 — 6 Bogen, (die Koppesche beym Hannoverschen Katechismus leistet fast alles, was man fordern kann, wenn nur unsere Landkinder erst an die Namen Peter Waldus, Wiclef, Huß, Tezel u. s. w. gewöhnt sind, die ihnen bisher ganz unbekannt waren,) eine Sammlung lichtvoll dargestellter biblischer Lehrerzählungen, biblische Geschichterzählungen, characteristische Biographieen, Beyträge zu kleinen Lesebüchern für die Landschulen und der angenehmen Unterhaltung der Landjugend in Rochowscher Manier, Volkslieder."

Ueber alles dieses, wird man sagen, haben wir ja ohnehin schon Schriften in Menge. Wahr ist es, und Rec. würde ohne Bedenken des H. G. S. V. Verschläge für überflüßig halten, wenn er nicht zugleich bemerkt hätte, daß H. V. seine Prediger mehr auf das Locale aufmerksam machen, und darnach jene Aufsätze eingerichtet haben wollte. Und da haben seine Vorschläge ganz des Rec. Beyfall. Rec. ist nämlich der Meynung, daß bey solchen Gegenständen sehr viel, wo nicht alles, auf die örtliche Beschaffenheit und Kenntniß derselben ankomme. Ein liturgisches Buch, ein Lesebuch für die Landjugend, ein Volkslied u. s. f., kurz, eine Schrift für den Landmann kann in Chursachsen sehr brauchbar und für den Niedersachsen sehr entbehrlich seyn. Der Prediger eines Orts weiß am besten, was für Aberglauben und Vorurtheile in seiner Gegend am meisten herrschen, und diese sind oft in einem Umkreis von 5 — 6 Meilen gar sehr verschieden; er weiß auch am besten, wie dem Landmann seiner Gegend am leichtesten beyzukommen sey, er muß durchaus immer sich genau an die Gewohnheiten, Ausdrücke und Localbeschaffenheit, an den ganzen Habitus (man erlaube diesen naturhistorischen Ausdruck) des Bauers seiner Gegend anschließen, wenn er Eingang finden, wenn er nur verstanden seyn will. Jede Gegend hat ihre eigenthümlichen Leiden und Freuden, der Prediger muß sie kennen, und muß am besten die speciellsten und detaillirtesten Regeln für beyde zu geben wissen. Man kann nicht in allen Gegenden einerley Tugend gleich stark empfehlen, oder gegen

ein

in Laster gleich stark reden. Hier kennt man oft das Laster nicht, gegen das geeifert wird, und dort ist diese oder jene Tugend längst einheimisch. Jede Gegend hat aber auch ihre eigenthümliche Sprache. Ein Volkslied kann z. B. am Rhein, an der Mosel, am Neckar die herrlichste Wirkung thun, und in den Torf- und Moorgegenden an der Elbe und Weser verstehet man es nicht. Dies liegt nicht blos an den deutschen Worten allein, sondern an den jeder Gegend eigenthümlichen Sprachwendungen, provinziellen Benennungen dieser und jener Dinge, Provinzialbegriffen, Provinzialsprüchwörtern und am Provinzialwitz. Alles dieses kennt der Prediger, wenigstens sollte er es kennen. Rec. hat daher nie seine Zustimmung geben können, wenn er in den neuern Zeiten so viel Geschrey auch wohl gar von Preisaufgaben von allgemeinen Volksliedern gehört oder gelesen hat. Dergleichen sind nach des Rec. Urtheil, das sich auf Erfahrung gründet, ganz unmöglich. Jede Gegend muß ihre eignen haben, und hat sie gewöhnlich auch. Mit den Stadtleuten wird man in solchen Dingen eher fertig, da diese heut zu Tage so erschrecklich viel lesen; aber der Landmann ist größtentheils noch, wenigstens in den niedersächsischen Gegenden, zu seinem Glück bey seiner Originalität geblieben, und dabey sollte man ihn auch bleiben lassen und diese Eigenthümlichkeit ihm nicht wegkünsteln. Hr. Velthusen hat also nach des Rec. Urtheil sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er seine Prediger zu Arbeiten ermuntert, die in mancher Betrachtung unendlich wichtiger sind, als die orthodoxeste Predigt. Aber da Rec. einmal sich ein wenig ins Detail hier eingelassen hat, so erlaube man ihm noch eine Bemerkung und Frage; Wie sollen alle jene schönen Sachen dem Landmann in die Hände kommen? In ganzen Sammlungen? Nimmermehr. Es gehört viel dazu, wenn ein Bauer, ein Knecht oder eine Magd vom Buchdrucker oder Buchhändler etwas kaufen sollen. Woher sollten sie auch das Geld nehmen? Nach des Rec. Erfahrung ist nur folgender Ausweg, daß dergleichen nützliche Schriftchen einzeln auf so wenigen Bogen und so wohlfeil als möglich gedruckt, auf Jahrmärkten, Messen u. s. w. von Trödlern, Buchbindern und dgl. für einige Pfennige verkauft würden, denn da holt der Landmann seine übrigen Volksschriften und Lieder. Noch besser, wenn eine Landesregierung so viel Patriotismus hätte, und sie jenen Leuten, die die gewöhnlichen sogenannten schönen, neuen Lieder in halben und Viertelbogen verkaufen, ohnentgeltlich gäbe oder eben so als Zugabe zu

einer gekauften Bibel, einem Gesangbuch oder Kalender dem Landmanne in die Hände kommen liesse. Doch das wird wohl noch frommer Wunsch bleiben. Wer soll unterdessen aber, wer kann das Gute unter dem Landmann am meisten befördern? wer anders als der Prediger?

Den Beschluß des Synodalschreibens machen Quaestiones problematicae, die auch als theses assertoriae dann vorgestellt sind, worüber die Herren disputiren sollten. Wir können uns hier auf diese Disputirfragen nicht einlassen, sondern überhaupt nur sagen, daß sie alle dem gewöhnlichen Lehrbegriff gemäß sind, daß ein grosser Theil derselben exegetische Fragen über die wegen der Erklärung streitigen Capitel Jesaiä 49 — 55 enthalte, daß einige auf neuere Erklärungen Rücksicht nehmen, z. E. auf die Stäudlinsche von Jes. 53. u. s. w. Nur eine müssen wir wörtlich hersetzen, es ist die erste: An juste vereque causam religionis christianae defenderit scriptor anonymus quum, vexatam illam et conviciis plebeii irrisoris professam sententiam de natalibus Iesu ad effectum divinae potentiae singulam referendis ex codice evangelii commonstrari posse, negaret? Die Thesis assertoria heißt: Filius dei, homo natus ex virgine modo supernaturali et per miraculum. Wir setzen diese Thesis her, weil sie laut einer beygesetzten Anmerkung namentlich gegen die Allgem. Deutsche Bibl. gerichtet ist, wo im CI Bande, Seite 419 der Recensent der Schrift: **Skeptische Abhandlungen über wichtige Gegenstände der menschlichen Erkenntniß** zu beweisen gesucht hat, daß aus dem Neuen Testamente das Geheimnißvolle und Uebernatürliche in der Geburt Jesu nicht erwiesen werden könne.

Ohne den Beweis jenes Mitarbeiters an der A. D. B. vertheidigen zu wollen, was er, wenn er es nöthig findet, wohl selbst thun wird, hält es der jetzige Recensent nicht für unnütz, im Allgemeinen etwas über die vorliegende Streitfrage zu sagen. Es ist nämlich seines Erachtens hierbey überaus wichtig, daß Jesus, bis er auf die Zeit, da er öffentlich auftrat und seine Bestimmung, seinen hohen Beruf und seine Gotteskraft und Vollmacht declarirte, also bis in sein dreyßigstes Jahr, allenthalben für nichts weiter als für einen Sohn Josephs gehalten wurde, niemand bemerkte an ihm während seines Aufenthalts zu Nazareth etwas Hervorstechendes, etwas Göttliches

oder

oder Ausserordentliches, und was das Wichtigste ist, selbst seine Eltern scheinen in ihm nichts mehr als ein gewöhnlich heranwachsendes Kind gesehen und gefunden zu haben, und als ein solches behandeln sie ihn auch. Denn die Begebenheit im Tempel in seinem zwölften Jahre ist so alltäglich, daß Rec. nicht einsieht, warum man dieselbe nicht in dem Leben eines jeden Knaben eben so wahr finden könnte. Blos Maria scheint auf den witzigen Einfall Jesu οὐκ ᾔδειτε, ὅτι εν τοις του πατρος μου δει ειναι με etwas aufmerksam gewesen zu seyn, wie es vielleicht jede Mutter seyn würde; eigentlich wohl weil sie etwas dunkel ahndete, aber nicht entziffern konnte, etwa daß der Knabe das Handwerk seines Vaters nicht ergreifen, sondern ein jüdischer Schriftgelehrter werden wolle. So ahndet manche Mutter, daß ihr Knabe ein Prediger werden wolle, weil er als Knabe schon von Tischen und Stühlen herab declamirt. Denn wie sollten der Maria nicht alle die Begebenheiten eingefallen seyn, die Lucas von ihrer Schwangerschaft, von der Erscheinung des Engels, von seiner Geburt zu erzählen weiß, und die sie doch wohl besser als Lucas wissen mußte? Eben der Lucas aber, der so kleinlich ins Detail geht, wenn es etwas vorbedeutendes wunderbares zu erzählen giebt, der so vieles von seinem Helden zu erzählen weiß, noch ehe er geboren war, noch mehr zu erzählen weiß von seinem Leben, ehe er als Volkslehrer auftrat, sagt bey der Geschichte im Tempel nichts, als was man von jedem gutartigen Knaben sagen kann: προεκοπτε σοφιᾳ και ἡλικιᾳ και χαριτι παρα Θεῳ και ανθρωποις. Eben das sagt er aber auch vom Johannes: 1, 80. Το παιδιον ηυξανε και εκραταιουτο πνευματι. Oder soll dies nicht eben dasselbe seyn? Aber, wird man sagen, er erzählt doch, der Engel habe gesagt: 1, 35. πνευμα ἁγιον ἐπελευσεται ἐπι σε, και δυναμις ὑψιστου επισκιασει σοι. Ganz recht, das sagt er, aber eben der Mann sagt auch 1, 3. Ich habe mich nach allem auf das genaueste erkundiget, damit ich dir, mein lieber Gottlieb, das alles fein ordentlich beschreiben könnte u. s. w. — Wie? der heilige Geist hat sich nach allem auf das genaueste erkundiget? Ist das Sprache des Geistes Gottes — Sprache eines Inspirirten? Gewiß, wenn jemand so etwas hätte wissen können, so hätte es Maria seyn müssen. Und diese hält doch Jesum so gut wie ihre Nachbarinnen und Gevattern für nichts als ihren natürlichen Sohn? Das Wahre von der Sache ist, daß, jemehr man das kleinliche Detail des Lucas auf die kritische Waagschale legt, je leich-

ter findet man es, und für den Rec. ist seine Glaubwürdigkeit so wenig bewiesen, daß er ihm in wundervollen Dingen schwerlich aufs Wort glauben kann. Wahrscheinlich aber ist es gerade jene Stelle Luc. 1, 35. die Hr. Velthusen und manchen andern aufhält. Da aber vermuthlich jener Mitarbeiter an der A. D. B. auch auf jene Stelle wird Rücksicht genommen haben, so würde er sich ein Verdienst erwerben, wenn er gelegentlich bekannt machen wollte, wie er jene Stelle erkläre, ohne an etwas übernatürliches zu denken? Denn allerdings, sobald man im Lucas einen unter göttlicher Autorität und Direction schreibenden Schriftsteller findet, so dünkt dem Rec. jene Stelle ein groses Hinderniß zu seyn. In jedem Fall aber ist in allen Erzählungen, die uns Lucas und auch selbst Matthäus in seinen beyden ersten Capiteln von den Kindesjahren Jesu und den dahin gehörigen Wundern und Zeichen machen, so viel disharmonisches und auffallendes, daß man es keinem ehrlichen Manne übel nehmen darf, wenn er glaubt, es gränze wenigstens nahe ans Apokryphische. Ueber dieses alles aber, besonders über die Schwangerschaft der Maria vor ihrer Verheyrathung, über das Benehmen ihres Bräutigams dabey und über das Künsteln und Deuteln der Evangelisten, so wie wir sie jetzt haben, um in diesem allen sogar etwas Göttliches, etwas durch Weissagungen Vorbedeutetes zu finden, um auf alle Weise den Helden ihrer Memorabilien zu heben, unsere bescheidene, wenn auch paradoxe Meynung zu sagen, fehlt es uns diesmal an Raum; wir verspahren es lieber bis zu einer andern Gelegenheit.

Warum sind wir aber doch so ängstlich um dergleichen Dinge besorgt, die für das Wesen des Christenthums, für den Charakter Jesu, selbst als Gottesgesandten, ganz gleichgültig sind? Was brauchen wir denn von Jesu Empfängniß, Geburt und Kindesjahren zu wissen? Ist es nicht genug, daß wir ihn dann kennen lernen, wenn er als göttlich autorisirter Lehrer auftritt und anfängt, für uns zu wirken? Man mag sich wohl nachher, als er Aufsehen erregte, mit allerhand ominösen Geschichten von seiner Empfängniß und seinen Jugendjahren herumgetragen haben, wie das ja immer der Fall bey allen grossen Männern, die auf das Volk wirkten und Revolutionen hervorbrachten, gewesen ist; wenn also Lucas bey seinen Erkundigungen an solche Erzählungen gerieth, und leichtgläubig genug war, sie für baare Wahrheit anzunehmen, und sie seinem

nem Theophil wieder erzählt, sollen, dürfen wir darauf unsere Dogmen bauen? Denn man sage, was man will, kein Mann, der unter göttlicher Autorität schreibt, oder gar sich dessen bewußt ist, darf ohne Vernachlässigung seiner Würde sagen: ich habe mich auf das genaueste erkundiget und folgende wunderbare Geschichten gehört — und das thut Lucas!

Wir haben uns so lange bey dem Synodalschreiben verweilet, daß uns nur wenig Raum zur Anzeige des damit verbundenen ersten Hefts der **Liturgischen Beyträge zur Beförderung der nöthigen Abwechselungen und einer grösseren Mannichfaltigkeit in den Amtsverrichtungen der Prediger** übrig bleibt. Die Grundsätze, die der Verf. in der Vorrede darüber äussert, haben unsern ganzen Beyfall. Es sollen nicht Vorschriften seyn, sondern nur Veranlassungen zu Abwechselungen, nach Zeit, Ort, Umständen und Personen, deren schickliche Anwendung oder Abänderung er, wie billig, der Vorsicht und Klugheit der Prediger selbst überläßt. Sie bestehen aus: **Beichtformularen, Kirchengebeten, Segenswünschen, Formularen an Bußtagen, bey dem Glaubensbekenntniß der Jugend und ihrer Einsegnung, Geisteserhebungen mit Einstimmung der Gemeinde** in Prosa und Versen. Sie sind mit Würde, Herzlichkeit und Salbung verfaßt, gleichweit entfernt von steifen Schematismus, unverständlicher Mystik und neoterischen Harlekinaden. Für den Landmann möchte hie und da manches noch zu hoch stehen, um es erreichen zu können, dem kann aber ein verständiger Landprediger die nöthige Wendung geben, wozu der Herr Generalsuperintendent selbst jeden Prediger auffordert. In dem Bußtagsgesang S. 43 ist der Ton eines in den tiefsten und allgemein herrschendsten Lastern bisher versunkenen ganzen **Landes** wohl schwerlich der rechte. Rec. ist zwar auch der Meynung, daß sogenannte Bußlieder, die in der Kirche gebraucht werden sollen, durchaus als Sündenbekenntnisse, Gebete um Heiligung, Besserung u. s. w. eingerichtet seyn müssen, weil sie auf die meisten in der Versammlung passen sollen, aber eben um deswillen müssen sie nicht bis zum höchsten Grad der Zerknirschung getrieben werden, weil gerade die wenigsten desselben fähig sind oder bedürfen. Auch läßt es sich nicht von einem ganzen Lande denken, daß es in allen **Ständen von des Lasters und Leichtsinns Gift überströme**, wie hier gesungen wird. Bey dieser Gelegenheit wünscht

Rec. daß bey Verfertigung neuer Lieder in Ansehung der Communionslieder mehr, als bisher geschehen, darauf Rücksicht genommen würde, daß sie mehr Fürbitten für die Communicanten oder doch allgemein gefaßte Lieder seyn möchten, damit sie nicht blos auf die wirklichen Communicanten, wie gewöhnlich, sondern auch auf die nicht Communicirenden noch übrigen Gemeindeglieder passen. Gemeiniglich singt sie doch die Gemeinde und nicht die Communicanten. In diesen Velthusenschen Beyträgen sind einige schöne Proben von der Art, nur Schade! daß sie in Doppel-Chören abgefaßt sind, und also schwerlich allenthalben so leicht eingeführt werden können, weil man nicht allenthalben für dergleichen auffallende Veränderungen Sinn hat.

Az.

Geist der Sittenlehre Jesus in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt, von J. J. Stolz, Prediger an der Martinskirche in Bremen. Zweyter Theil. (über Matth. VI.) Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung. 1792. 1 Alph. 10 B. 8. 1 Rg. 12 gr.

Rec. hat schon bey der Anzeige des ersten Theils dieser Betrachtungen sowohl das Gute und Schöne derselben, als auch dasjenige, was ihm daran mangelhaft und fehlerhaft schien, ausführlich dargelegt. Im Ganzen sind die Betrachtungen dieses zweyten Bandes den vorhergegangenen ziemlich gleich. Auch hier sind schöne kräftige Stellen, die ihre Wirkung auf Verstand und Herz der Leser nicht verfehlen werden. Noch mehr würde dieß Buch gewonnen haben, wenn der Verf. es sich hätte angelegen seyn lassen, etwas gedrängter zu schreiben. Vorzüglich haben dem Rec. die fünf ersten Betrachtungen gefallen, worinnen die Mildthätigkeit der Pharisäer und des Schülers Jesu, die Mannichfaltigkeit des Gebotes der Mildthätigkeit, die Fehler, die beym Wohlthun zu vermeiden sind, der wahre Menschenfreund, die göttlichen Belohnungen uneigennütziger Wohlthätigkeit, die Eitelkeit des Menschenlobes und der Werth des göttlichen Beyfalls, mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens und menschlicher Vorurtheile in einer kräftigen

und

und herzlichen Sprache geschildert werden. In der Folge scheint der Verf. besonders bey der Erklärung des Unser Vaters redseliger und wortreicher, aber eben deswegen weniger sachenreich und körnigt geworden zu seyn. Mancher gute und kräftige Gedanke verliert seine Energie, wenn er zu oft nach allen Seiten gedreht und gewendet und bis auf's letzte Mark ausgefegen wird, wenn jede, auch die entfernteste Veranlassung zu einem erbaulichen Gedanken herbeygezogen und gebraucht, dadurch aber auch das Ganze oft an einen so dünnen Faden an einander gereihet wird, daß man nothwendig auf den Zweifel gerathen muß: Sollte dieses alles in der Bergpredigt Jesu enthalten seyn? In seiner Sittenlehre mag es gegründet seyn, aber drum noch nicht in seiner Bergpredigt. — Wie bey der Anzeige des ersten Theils wird Rec. auch hier, zum Beweis seiner Aufmerksamkeit, einige seiner niedergeschriebenen Bemerkungen und Zweifel vorlegen.

Ἐλεημοσύνη, Almosen nimmt der Verf. nicht in dem Sinne, worinn es gewöhnlich genommen wird, und dann eine große oder geringe milde Gabe an Geld, Lebensmitteln u. s. w. bedeutet; diese Bedeutung scheint ihm Matth. 6. zu niedrig und unedel zu seyn. Er will also, daß Jesus es in einem edlern Sinne gesprochen habe, und versteht darunter jede Handlung der Barmherzigkeit, jede Verbesserung des Zustandes unseres Nächsten, Wohlthaten überhaupt, die man Hülfsbedürftigen erzeigt. Es liegt freylich nicht viel daran, wie weit oder wie eng hier das Wort und dessen Bedeutung genommen werde, besonders da der Verf. ascetische Betrachtungen schrieb und gern die Gelegenheiten benutzt, den Kreiß seiner Betrachtungen zu erweitern; indessen was man dem Verfasser als Asceten erlauben kann, dürfte ihm vielleicht als Exegeten weniger verzeihlich seyn. Denn ob ἐλεημοσύνη jene weite Bedeutung habe, hat er keinesweges durch Sprachgründe erwiesen, und genau genommen, dürfte es auch schwer werden, dergleichen Beweise zu finden. Rec. würde diesen geringfügigen Umstand nicht erinnern, wenn nicht gerade in der Stelle Matth. 6, 1. eine Variante für ἐλεημοσύνην das weitschichtigere Wort δικαιοσύνην setzte. Dachte vielleicht der Verfasser an das Letztere und übersetzte das Erstere? Der zweyte Vers ist übrigens nach des Rec. Urtheil entscheidend für die engere Bedeutung des Almosens: μὴ σαλπίσῃς ἔμπροσθέν σου. Der Verf. entscheidet zwar hier nicht für irgend eine Erklärung,

er ziehet vielmehr nur den Sinn heraus: prahle nicht mit deinen Wohlthaten, der bey aller Verschiedenheit der Erklärungen immer derselbige bleibt. Und daran that er recht. Ich bin es aber dem Verf. schuldig, zu sagen, daß ich nach genauerer Erörterung dieser Stelle nun überzeugt sey, der V. habe im ersten Theile seiner Betrachtungen, wo er σαλπιζειν im eigentlichen Verstande zu nehmen schien, und wo ich es, nach meiner damaligen Ueberzeugung, im uneigentlichen Sinne erklären zu müssen glaubte, die richtigere Erklärung gehabt. Ich nehme also meinen damaligen Tadel zurück; denn alles genau abgewogen, hat Christus ohne Zweifel auf die morgenländische Sitte, die auch noch jetzo üblich ist, Rücksicht genommen, nach welcher Bettler sich dadurch bemerklich machen und um ein Almosen bitten, daß sie in ein ihnen an der Seite hängendes Horn stoßen oder blasen, welche Sitte Michaelis und Schulz, meines Erachtens, ganz richtig auf unsere Stelle anwenden. Nicht unpassend mit jener Gewohnheit ist, wie auch Michaelis bemerkt, die Sitte, die auch bey uns hier und da üblich ist, daß die Bettler, um ein Almosen zu erhalten, vor den Thüren laut beten oder singen. Dem Rec. fallen hiebey die Taubstummen ein, die durch ein bey sich habendes Glöckchen ihr Anliegen zu erkennen zu geben pflegen. Der Sinn der Stelle bleibt freylich immer derselbe, man verstehe es eigentlich oder uneigentlich; Christus wollte nämlich sagen: warte nicht mit deinem Almosen so lange, bis der Arme auf eine auch andern Menschen, deinen Nachbarn u. s. w. bemerkliche Weise dich darum anspricht; aber die Genauigkeit erfodert es, zu bestimmen, worauf sich jener Ausdruck beziehe, und die Unpartheylichkeit u. Gerechtigkeitsliebe befehlen es mir, dem Verf. auf keine Weise zu nahe zu treten. Lieber gestehe ich also, da ich selbst damals irrte, als daß ich eigensinnig eine Erklärung vertheidigen sollte, die mir selbst nicht adäquat scheint. Aber aus eben dieser Erklärung erhellt auch, daß hier von Almosen im engsten Verstande die Rede sey, denn nur da fand wohl das Hornblasen statt. — Aus dem θεαθηναι des V. 1. scheint der Verf. zu viel zu machen. Der Ausdruck ist freylich vom Theater und Schauspiel hergenommen, nur hätte er nicht an dem Bilde zu lange hängen bleiben und den bildlichen Ausdruck nicht so weit ausspinnen sollen, als er thut. Zweckmässiger wäre es gewesen, wenn er über die Worte: „Dein Vater wird dir's vergelten öffentlich," sich tiefer eingelassen hätte. Es giebt über diesen Punkt noch manches

schäd-

schädliche Vorurtheil zu bestreiten, und wo konnte dies schickli-
cher als in einer ascetischen Betrachtung geschehen? Unsere
Prediger misbrauchen den Spruch gar zu oft und nähren un-
besonnener Weise in den Herzen ihrer Zuhörer, die sie zur
Wohlthätigkeit ermahnen, Hoffnungen und Erwartungen,
die, wenn sie nicht erfüllt werden, unangenehme Eindrücke,
die auch selbst dem practischen Christenthum nachtheilig wer-
den können, zurücklassen.

Man hat dem Verf. ehemals und wohl nicht ohne Grund, denn seine Schriften zeugten wider ihn, den Vorwurf der Anhänglichkeit an Lavaterische Phrasen und überspannte Begriffe gemacht. Recensent hat aber schon bey der Anzeige des ersten Theils dieser Betrachtungen die Bemerkung geäußert, daß ihr Verf. jetzt um vieles gemäßigter denken müße, weil er gemäßigter schreibe. Es freuet ihn also, auch bey diesem zweyten Theile jene Bemerkung wieder bestätigt zu finden. In der Lehre vom Gebet fürchtete Rec. noch Ueberbleibsel Lavaterischer Phantasieen zu finden, aber er fand sich zu seiner Freude betrogen. Des Verf. Begriffe von Gebet sind, nach diesen Betrachtungen zu schließen, nichts weniger als Lavaterisch, obgleich sie hie und da durch Präzision der Sprache mehr Bestimmtheit hätten erhalten können und sollen, um auf alle Weise die Lehre Lavaters zu vermeiden, daß Gott von menschlichen Bitten und Wünschen könne bestimmt werden. — Die Eintheilung, die der Verf. macht, und darnach seine Betrachtung ausarbeitete: „Der Pharisäer Gebete waren nicht aufrichtig, nicht herzlich, nicht geistig," scheint dem Rec. in einander zu fließen. Bey der Erklärung des Gebets des Herrn spricht der Verf. über **Namen** überhaupt, und **Gottes Namen** insbesondere zu viel, wovon der Nutzen für seinen bestimmten Zweck nicht einzusehen ist; doch ist ihm Rec. das Zeugniß schuldig, daß seine Erörterung der Ausdrücke, **Namen, Namen Gottes** richtig genug auf jüdischen Sprachgebrauch gegründet ist, was auch wohl, wenn doch weitläuftig darüber gesprochen werden sollte, nicht anders geschehen konnte, denn ist nicht die ganze Gebetsformel voll von Hebraismen? — ἁγιασθητω το ονομα σου will der Verf. lieber als Bitte betrachten; Rec. glaubt aber doch, daß die Worte schicklicher als Doxologie und Anrede erklärt werden. Ueber ἐλθετω ἡ βασιλεια σου macht er zu viel Worte, ohne dadurch deutlich zu werden. Rec. glaubt, davon so viel verstanden zu haben, daß der Verf. das

Kom-

Kommen des Reichs Gottes als etwas Zukünftiges und weit hinaussetzt. Der ganze Ausdruck ist aber wohl aus dem damaligen jüdischen Sprachgebrauch zu erklären, und mit Reich des Messias gleichbedeutend; nach unserm Sprachgebrauch also: Christenthum, wahre Gottesverehrung. Das lehrt auch das gleich folgende: Dein Wille geschehe, das der Verf. ganz richtig durch Gesetz erklärt. — Auf Erden, wie im Himmel; für den Rec. bleibt die beste Erklärung dieser Worte, das ganze Universum darunter zu verstehen, und an keinen Gegensatz, noch weniger bey Himmel an Engel allein zu denken. Rec. nimmt sie auch als Bitte, nicht als Anbetung und Versicherung der Ergebung in die göttlichen Wege. — Ueber die ὀφειλήματα ist der Verf. bis zum Ermüden redselig und pfropft unmäßig viel in diese Bitte hinein, was unmöglich nach dem grammatischen Wortverstande darinnen liegen kann. — Die Doxologie wird eben so weitläuftig behandelt als die übrigen Bitten. Daß aber diese Worte kritisch unächt sind, wird nicht erinnert, dagegen ein Unterschied zwischen Reich, Kraft und Herrlichkeit bis zum dünnsten, feinsten Faden ausgesponnen. In den Zusätzen sagt indessen der Verf., daß, wenn auch gegen die Aechtheit der Doxologie kritische Zweifel erregt werden könnten, doch die ästhetische Schönheit derselben immer dieselbe bleibe. Was würde aber aus dem Texte unserer heiligen und Profanschriftsteller werden, wenn wir sie nach diesem Grundsatz behandeln wollten und dürften? Im Homer und Virgil sind zuverläßig mehrere Verse unächt, wenigstens mehrere doppelte und versetzte. Sollen wir sie nicht herauswerfen, weil sie doch ästhetisch schön sind? Mit den heiligen Schriftstellern möchte es wohl hie und da derselbe Fall seyn.

Eine der auffallendsten Stellen in diesen Betrachtungen war dem Rec. die Aeusserung des Verf. S. 363 ff. über das Fasten. Rec. kann nämlich nicht einsehen, daß, und wie, und wo Jesus, „von dem Fasten an sich, abgesondert von dem Tadelhaften, was er an den pharisäischen Fasten rüget, mit derselben Achtung, wie von dem Wohlthun und Beten, rede, daß „er es in eine Klasse mit jenen unstreitig achtungswürdigen „Eigenschaften eines Menschen setze, und dem stillen, geheimen, bescheidenen Fasten, wie dem stillen Wohlthun und „den geheimen Andachtsübungen, die ehrenvollsten göttlichen „Belohnungen verheiße." Hätte Christus einen so hohen Begriff

griff

griff vom Fasten gehabt, und ihm bey andern einen so hohen Werth geben wollen: so sollte man denken, würde er es, wie Wohlthun, Beten und Andachtsübung, zur Pflicht ausdrücklich erhoben haben. Das thut er aber nicht. Er spricht vielmehr nur gelegentlich davon, da er eben den Pharisäismus bestreitet, wozu jenes heuchlerische, die Aufmerksamkeit anderer erregende Fasten gehörte. Er verbietet es aber auch nicht gerade zu, sondern seine Meynung gehet dahin: Wenn doch jemand fasten wolle, so möge er es thun, aber nicht auf pharisäisch damit prahlen. Uebrigens ist ja aus Matth. 9, 14. deutlich, daß Jesus sehr geringschätzig vom Fasten urtheile; wie konnte er es also mit dem Gebet und der Wohlthätigkeit in eine Classe setzen? Aus Matth. 9 sehen wir, daß er selbst nicht einmal an den gewöhnlichen Fasttagen der Juden, (Montag oder Donnerstag) fastete, und auch seine Jünger nicht fasten ließ, ohngeachtet eine solche Condescendenz zu einer einmal hergebrachten Sitte uns eben nicht auffallend an ihm und seinen Schülern hätte seyn können, daher ihm auch die Juden einen Vorwurf darüber machen. Wirklich ist aber ein gottesdienstliches religiöses Fasten dem Geiste der Sittenlehre Jesu, die schnurstraks allen dergleichen pharisäisch mönchischen religiösen Charlatanerien entgegen arbeitete, so sehr zuwider, daß es einen sonderbaren Contrast mit dem Ganzen seiner Sittenlehre machen würde, wenn er einen so hohen Werth auf eine Sache gelegt hätte, die schon zu seiner Zeit und immer nur gar zu leicht in fromme Alfanzerey und Heucheley ausartete. Wie konnte also Herr Stolz, der sein Buch als den Geist der Sittenlehre Jesu ankündiget, etwas aus der Bergpredigt Jesu ziehen, was eher dem Geiste der Sittenlehre des heiligen Franz, als dem Geiste der Sittenlehre Jesu ähnlich siehet? Fehlgriffe von der Art sind einem protestantischen ascetischen Schriftsteller in unsern Tagen schwer zu verzeihen, denn sie leiten den gemeinen Christen zu jener mechanischen äussern, frömmelnden Andacht hin, die am Aeussern hängen bleibt, nach der Schaale greift und den Kern für nichts achtet. Wie weit aber Hr. St. seinen hohen Begriff von der Heiligkeit, Ehrwürdigkeit des Fastens und dessen wohlthätigen Einfluß auf Gottesverehrung treibe, erhellet unter andern aus einer Stelle S. 365, wo er sogar die Vermuthung äussert, daß die Prophetin Hanna unter dem Einfluß des göttlichen Geistes gestanden, sey auf Rechnung der öftern Uebung im Fasten zu setzen; ferner meynt er, daß Kornelius schwerlich so große göttliche

liche Gunstbezeugungen erhalten haben würde, wenn er sich nicht, wie im Wohlthun und Beten, so auch im Fasten geübt hätte. — Ist dies Geist der Sittenlehre Jesu? Unmöglich. Der Verf. beruft sich freylich auf Lucas, der dieses alles auch anzunehmen scheine. Dieses bloße Scheinen, wofür es der Verf. selbst ausgiebt, hätte ihn schon mistrauisch machen sollen. Rec. will aber freygebig seyn, und dieses Scheinen in Wirklichkeit und Gewißheit verwandeln, so fragt er doch: Wer, der nur einigermaßen mit diesem Manne bekannt ist, wird etwas aus seiner Sammlung von allerley Anecdoten für wahr annehmen, wenn es nicht die ungleich zuverlässigeren Augenzeugen Matthäus u. Johannes bezeugen? noch mehr! wer wird auf sein Wort etwas in die Glaubens- und Sittenlehre Jesu einschieben, was dem ganzen Geiste derselben so geradezu widerspricht? Wirklich, diesem Lucas und den von seiner vermeynten göttlichen Inspiration eingenommenen Interpreten desselben, haben wir mehr als eine apokryphische Lehre in unsern Dogmatiken zu verdanken, und nun soll er uns auch die Moral Jesu verderben? Zur Erläuterung der übrigen Evangelisten mag er dienen, wo er mit ihnen übereinstimmt; aber um etwas, das er nur allein erzählt oder glaubt, zu einem Dogma um seines Worts und Glaubens willen zu erheben, dazu hat er zu wenig Glaubwürdigkeit, und die Religion Jesu zu hohen Werth. — Rec. kehrt zu Hr. St. zurück, mit dem er noch über seine Erklärung des Fastens ein Wort zu sprechen hat. Der Verfasser dehnt nämlich sein Fasten unmäßig weit aus. Jede Enthaltsamkeit und Mäßigkeit ist ihm ein Fasten. Freylich nach einem solchen Sprachgebrauch ließ sich viel Schönes und Erbauliches über das Fasten sagen; aber wer nennt das ein Fasten, und verstand Jesus unter den jüdischen Fasten so etwas? Gewiß nicht. Unser Verf. aber meynt: „Wenn wir freywillig Verzicht thun auf ein gewisses Vergnügen, auf die Lectüre eines nützlichen Buches, auf das Lesen eines so eben ankommenden freundschaftlichen Briefes, auf das Nachahmen einer neuen Mode, auf das Mittheilen einer unterhaltenden Nachricht — so thun wir gerade dasselbe, was Jesus seine Schüler thun heißt — wir fasten." — Nicht doch! Jesus sagt ja nicht, daß sie es thun sollten, sondern er sagt nur, wenn sie es thun wollten, wie sie es dann thun sollten. Und ist denn alles, was der Verf. ein Fasten nennt, dasselbige, was Jesus Fasten heißt? Nach welchen Sprachgebrauch wäre es dieß? Und auf solche Dinge, die der Verf. hernennt, „auf das

Nicht-

Nichtlesen eines ankommenden freundschaftlichen Briefes, auf das Nichtnachahmen einer neuen Mode, Nichtmittheilen einer unterhaltenden Nachricht," welches alles höchstens etwas Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung fodert, soll Jesus einen so hohen Werth setzen, als auf stilles Wohlthun und Beten? Nimmermehr! So kleinlich war der Geist der Sittenlehre Jesu nicht. Wohin dachte doch der Verf. als er so etwas niederschrieb und drucken ließ? Rec. rügt an Hrn. St. mit reifer kalter Ueberlegung diese ihm entwischten unwürdigen Vorstellungen und verkleinernden Begriffe der Lehre Jesu, weil er ihn ungern wieder in Phantasieen wie die ehemaligen verfallen sehen möchte. Und gewiß, die so eben gerügte ist um nichts besser, als die ehemalige, da Hr. St. glaubte, daß seine gedruckten Predigten noch am jüngsten Tage vorhanden seyn würden.

Aus dem (seiner Meynung nach vorhandenen) Gebote des Fastens nimmt der Verf. Anlaß auch über die Reinlichkeit zu reden. Daß ein Prediger auch diesen Gegenstand nicht unter seiner Würde hält, billigen wir sehr, doch glauben wir auch, daß es schicklicher ein Gegenstand des catechetischen Unterrichts sey. Aufgefallen ist uns aber der Uebergang, den der Verf. macht. „Jesus hieß seine Jünger sich waschen, wenn sie fasteten. Er liebte ein reinliches Gesicht, einen reinlichen Körper; schon der einzige sehr wesentliche Fehler der Unreinlichkeit hätte gewiß jeden von seinem nähern vertrauten Umgange ausgeschlossen; oder wer könnte sich einen schmutzigen unreinlichen Menschen unter seinen Aposteln oder unter seinen Freundinnen denken? ? Wem also daran gelegen ist, daß er dem Herrn wohlgefalle, befleiße sich auch der Reinlichkeit in Ansehung seiner Person, seines Hauswesens, seiner Kinder. Die großen, edeln, erhabenen Gesinnungen, die Jesus in seinen Schülern bilden will, können bey Schmutz nicht gedeihen; und wer schon jeden Menschen von guten Sitten und feinem Sinn durch die Vernachläßigung seiner Person und dessen, was seine Person zunächst umgiebt, von sich entfernt, wird der etwa um so besser dem Herrn gefallen?" Welch ein Gemische von Wahren und Falschen, Geraden und Schiefen, Bestimmten und Unbestimmten liegt nicht in diesem Räsonnement! Man lasse doch Jesum nicht mehr sagen, als er sagen wollte. Wir glauben es gern, daß Jesus die Reinlichkeit liebte und an andern gern sah, als er aber jene Worte sagte,

glaubte er zuverlässig nicht, Worte von so tiefen Sinn und Inhalt gesagt zu haben, wie H. St. sie nun findet und darüber in ascetische Spielerey und Tändeley verfällt. Waschen und Salben war jüdischer Gebrauch, ehe man zu Tische oder zu irgend einer Festivität gieng. Der heuchlerische Pharisäer unterließ es, um dadurch die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen und sagen zu können: ich habe heute Fasttag aus Religiosität. Jesus sagt dagegen: Wenn ihr fasten wollet, so zeichnet euch nicht vorsätzlich durch Unterlassung der sonst üblichen Gebräuche aus. Salbt euch, waschet euch, wie ihr gewöhnlich zu thun pfleget, und dann fastet, wenn ihr wollet. In diesem Sinne also und in dieser Verbindung befahl Jesus das Waschen, aber nicht um sich durch Reinlichkeit Gott angenehmer zu machen. Auch folgt nicht, was der Verf. S. 386 annimmt, daß die Pharisäer unreinlich und schmutzig gewesen seyn müßten, und daß sie auch um deswillen Gott ein Greuel geworden. Ein unterlassenes jüdisches Waschen oder Salben macht noch keinen unreinlichen oder schmutzigen Menschen, auch wird man darum Gott noch nicht unangenehm, sonst müßten wir uns auch, um Gott zu gefallen, salben und parfümiren; denn auch das Salben befahl Jesus seinen Jüngern, weil er gern über jüdische Gebote hielt, in sofern sie den seinigen nicht widersprachen und etwas Zweckmässiges oder auch nur Gleichgültiges in sich faßten.

Unbestimmt und einer Misdeutung leicht ausgesetzt ist die Stelle S. 406. wo der Verf. bey Gelegenheit des Sammlens himmlischer Schätze Rücksicht auf eine Gleichnißrede Jesu nimmt und sagt: „Der Himmel ist das himmlische Reich u. „s. w. In diesem Reiche, auf dessen Seligkeiten Jesus die Ar„men, die Leidenden, die verkannten Guten, Gerechten und „Frommen vertröstet und wonach er seine Zuhörer als nach „der größten Glückseligkeit streben heißt, sind eigentliche „Glücksgüter, und zwar ein Ueberfluß an solchen Gütern zu „finden. Wer hier über Weniges getreu war, wird dort über „vieles gesetzt werden, der Herr wird ihm alle seine Güter an„vertrauen, es wird dem getreuen Verwalter über eine ge„wisse Anzahl von Städten, das heißt also, über eine grös„sere oder kleinere Gesellschaft von Menschen ein mit Macht „und Ansehen verbundener Wirkungskreis angewiesen werden; „es giebt daselbst ewige Hütten, in welche die reich gewordenen

„Kin-

„Kinder des Lichts die alsdann vielleicht darbenden Reichen „dieser Zeit, die ihnen einst Gutes thaten, werden aufnehmen „können." So wie die Worte hier stehen, (und sie sind wörtlich aus H. St. Betrachtung genommen) kommt man in Versuchung zu glauben, der Verf. denke sich in jenem Leben alles im eigentlichsten Verstande so eingerichtet, wie hier, besonders wenn man damit eine Stelle des ersten Theils seiner Betrachtungen vergleicht, (die wir zu seiner Zeit auch gerügt haben) wo der Verf. sagte: der Ausdruck, das Himmelreich ist der Armen, zeige an, die Armen würden einst für alle Entbehrungen, Mühe, Beschwerden und Leiden, die sie erfuhren, überschwenglich schadlos gehalten werden. So hätten wir also künftig, nach des Vf. Meynung, alle die zufälligen irrdischen Glücksgüter wieder zu erwarten: Geld und Gut, Ehren und Würden u. s. w. Denn der Verf. spricht ja deutlich von eigentlichen Glücksgütern. Rec. weiß in der That nicht, worauf H. St. diese armselige Hoffnung gründet; in den Reden Jesu findet sich kein Grund dazu. Ueberhaupt sieht das alles der Hypothese Lavaters, das Reich Christi sey ein eigentliches Reich, und viele tausend Christen würden ganz eigentlich mit ihm regieren, herrschen, richten, genießen, froh seyn und froh machen, geben und empfangen, wirken und schaffen u. s. w. so ähnlich, als ein Ey dem andern. Indessen scheint H. St. auch bald darauf wieder etwas einzulenken, denn er schreibt: „Schätze im Himmel wären dem zufolge (wem zu„folge? Aus Jesu Spruche: sammlet auch Schätze im Himmel, „folgt doch fürwahr nichts von der Art;) diejenigen eigentlichen „Glücksgüter, die dem Guten, Gerechten und Frommen, wel„che viel Gutes wirkten und viel Böses dafür duldeten, in dem „himmlischen Reiche beschieden sind; und darunter könnten Gü„ter begriffen seyn, durch deren Besitz und Genuß man auf „andere wohlthätig wirken kann, also ein Ueberfluß von Kräf„ten, andere Wesen zu veredeln und zu beglücken, und eine „günstige äussere Lage zum freyen Gebrauch dieser Kräfte." Man sieht wohl, daß der Verf. selbst noch nicht mit seinen Begriffen aufs Reine war, als er schrieb. Dieß Schwankende und Unbestimmte, dies Verstecken hinter tropische und figürliche Ausdrücke, die wieder in die Erklärung eines andern tropischen Ausdrucks aufgenommen werden, ist ein Hauptfehler dieses Buches, der dem Guten desselben im Ganzen nicht wenig Schaden thut.

Den Sinn der Worte: Niemand kann zweyen Herren dienen, faßt der V. also: Niemand kann zugleich zweener Herren Knecht seyn, nämlich nicht zweener Herren, deren Befehle sich einander aufheben, oder sich zu einander wie Ja zu Nein und Nein zu Ja verhalten. Besser dünkt dem Rec. das Gewöhnliche: Niemand kann als Sclave zween Herren dienen. Hassen und Lieben ist dann, wie das Folgende lehrt: dem einen mehr oder weniger anhangen, als dem andern. — Bey den Lilien und dem Graß auf dem Felde, das heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, hätte doch, da es auf unsere Gegend nicht paßt, die Beziehung dieses Spruches auf das morgenländische Locale erläutert werden sollen. H. Sr. zieht es blos auf das Verwelken nach dem Verblühen. Jesus dachte aber wohl an den brennenden Ostwind der dortigen Gegenden. —

Zum Schluß müssen wir noch erinnern, daß diese Betrachtungen über die Bergpredigt Jesu nicht zur Lectüre für die niedern Stände dienen, auch wohl von dem Verfasser für sie nicht bestimmt seyn können; sie fodern Leser, die schon etwas gebildet sind. Für andere möchten Ausdrücke, wie folgende, schwerlich deutlich seyn: Sokrates, Lektüre, Discretion, Südindien, Sprache der Schule, Gott ist unsern Herzen das allerinteressanteste Wesen, erfahrungsloser Schwachglaube, kleinkreisige Aengstlichkeit, monarchische, aristokratische, demokratische Tyrannen u. dgl. m. Daß Rec. auch dießmal sich ziemlich ausführlich und freymüthig über diese Schrift geäussert hat, mag ein Beweis seyn, daß er den Verfasser für einen Schriftsteller hält, der Achtung verdient. Schlechte Asceten kann man mit ein Paar Worten abfertigen, denn sie sind keiner Besserung fähig.

Az.

Cornelius: Ein Lesebuch für allerley Volk, das Gott fürchten und recht thun will. Von Johann August Ephraim Göze. Joh. 8, 32. Dritter Theil. Leipzig, in der Weidmannischen Buchh. 1792. 8. 544 Seiten. 1 Rg. 4 gr.

Im

Im dritten Theile dieses vortreflichen Volksbuchs sind eben so lehrreiche, auf die Aufklärung des großen Haufens, Vertilgung religiöser und andrer Vorurtheile und Verbreitung praktischer Lebensweisheit abzweckende Abhandlungen enthalten, die Recens. um so größeres Vergnügen gemacht haben, je mehr ihm aus denselben des würdigen Verfassers Bestreben, gemeinnützig zu werden, hervorleuchtete, und je mehr ihm dieses Bestreben durch eine hohe Gabe von Popularität gelungen ist. Bey jeder Abhandlung ist eine passende Bibelstelle zum Grunde gelegt, und ein kurzes Gebet vorangeschickt, und folglich haben sie alle die Predigtform. Der Ton aber ist gar nicht der gewöhnliche Predigtton. Besonders stark und andringend schreibt der Verf., wenn er über Gegenstände der Natur schreibt. Da sieht man, daß er so recht in seinem Fache ist. Rec. wünscht dem V. Gesundheit und langes Leben, damit er noch lange durch seine Arbeiten nützlich werden möge.

Versuch einer Geschichte von der Entstehung und Feyer der Sonn- Fest- und Feyertagen der Christen, von Johann Wilhelm Schwarz. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler. 1792. 69 Seiten. 8. 3 ℛ.

Nichts weiter, als eine Kompilation bekannter Sachen, die man in allen Kirchengeschichten sehr leicht finden kann. Der Vf. bestimmt zwar diese Blätter solchen Personen, welche die Schriften, worin diese Sachen zu finden sind, entweder aus Zeitmangel nicht durchlesen können, oder sie gar nicht in die Hände bekommen. Aber auch die ersten werden diese Schrift nicht lesen, und die andern sie auch nicht in die Hände bekommen. Ist die Anekdote in der Vorrede von einer vornehmen Dame, die die Feyer des Pfingstfestes wegen der Unterzeichnung des Teschner Friedens angeordnet glaubte, vom Verf erdichtet, wie es doch wohl nichts anders als Dichtung ist, so ist die Dichtung unglücklich gerathen. Ist sie wahr, so beweist sie zwar die Dummheit der gnädigen Frau, wird aber deswegen das Werkchen nicht wichtiger machen, als es ist.

Ao.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu, oder Erzählung seiner Abentheuer, Liebschaften, Intriquen und all (alles) desjenigen, was auf die verschiedenen Rollen Bezug hat, die dieser merkwürdige Mann in einem Zeitraume von mehr als achtzig Jahren spielte. Aus dem Französischen übersetzt. Zweyter Band. Bayreuth in der Zeitungsdruckerey daselbst. 364 Seiten. 8. 1791. 20 K.

Dieser Theil entwickelt den Charakter des Marschalls mehr, in so weit er merkwürdiger Mann ist. Der ganze Charakter ist ein sonderbares Gemisch von Talenten und Leidenschaften, von Tugenden und Lastern, von welchen sich die erstern immer nur in gewißen Perioden und im Vorübergehen, die letztern aber als stete ohne Zwischenraum gehuldigte Begleiterinnen des Marschalls darstellen. Seine erstre Erziehung, sein früh angefangenes und bis in das Alter in dem Gewühle, den Intriguen und den Lastern des Hofes fortgesetztes Leben waren dem Aufkeimen und Wachsthum seiner Leidenschaften günstiger als der Entwicklung und Ausbildung seiner Talente. Die immerwährende Zerstreuung, die sich über sein ganzes Leben ergoß, und ihm am Ende so zur Nothwendigkeit wurde, daß er sie selbst suchen mußte, erzeugte und nährte nicht allein den Leichtsinn, sondern machte ihn zur Haupteigenschaft seines Charakters. Seine Geburt, sein Vermögen, seine Person, mit dem ihm eignen gefallenden Wesen verbunden, erwarben ihm Schmeicheleyen, kamen der Befriedigung seiner Begierden so wie seinem Emporsteigen gleich stark zu Hülfe und erweckten Eigenliebe, Selbststolz und Wohlgefallen nur an dem, was seinen Wünschen für einen leichten ungestörten Genuß des Lebens entgegen kam. Daher nicht allein alle die Widersprüche in seinem Charakter, sondern sein ganzer Charakter selbst, von welchem wir denjenigen Lesern, die diese geheime Lebensgeschichte des schon um seines Namens willen berühmten Duc und Marschalls nicht selbst gelesen haben sollten, einige Hauptzüge

züge mittheilen wollen, die theils das gehörige Licht, theils den ihm eigenthümlichen Schatten über dasselbe verbreiten werden.

Richelieu war nicht frey vom Gefühl für das Große, freylich mehr um zu glänzen, als um eigentlich groß zu seyn, war bey seinem deklarirten Hang für Wollust und Weichlichkeit kühn, entschlossen und herzhaft, wenn es auf seine und französische Ehre ankam. Der Verf. seiner Geschichte bescheiniget den Antheil aufs neue, den der Herzog durch Anlegung einer gegen die ungeheure Colonne des Herzogs von Cumberland mit dem glücklichsten Erfolg wirkenden Batterie an dem Siege von Fontenoi hatte. Als Gouverneur von Languedok war er einer von den wenigen, der kluges Betragen und Schonung gegen die Protestanten empfohl, es aber in zehn Jahren als Günstling des Königs nicht einmal so weit bringen konnte, daß er sich Mässigung in der Behandlungsart der Protestanten erlauben durfte. Eitelkeit war der Hauptzug seines Charakters und wo diese geschmeichelt wurde, da vergaß er sich mit allen seinen Nebenleidenschaften so ganz, daß er nichts als Eitelkeit war. Er führte seine ausserordentliche Gesandtschaft in Dreßden, um eine zweyte Dauphine zu hohlen, die ihm in dieser Zeit übertragen wurde, mit so vieler Verschwendung aus, daß er dem Pöbel bey seinem Festin sogar sein Silberzeug Preiß gab, da er aus einem ihm eignen kleinen Geitze nicht einmal seine eigne Dienerschaft nach ihren Forderungen befriedigt hatte. Die glänzende Periode seines Lebens machten sein Generalat in Genua und seine Expedition auf Ma.. aus. Das erstere erwarb ihm den Marschallsstab und die zweyte seinen freylich bald wieder verloschenen Heldenruhm. Richelieu gab eigentlich den Rath, Mahon anzugreifen, in einem eignen Memoire zuerst. Die Herzogin von Lauraguais, seine Geliebte, brachte den Abbé Bernis, damaligen Staatsrath, dahin, daß er den Herzog zu dieser Expedition vorschlug, der nur 30,000 Mann verlangte, da der Prinz Conti 50,000 Mann verlangt hatte und doch keinen glücklichen Erfolg versprach. Die Pompadour war unzufrieden mit dieser Wahl, und wußte es mit dem Belle-Isle und Argenson dahin einzuleiten, daß Richelieu an allen zu dieser Expedition nothwendigen Bedürfnissen Mangel vorfinden mußte. Richelieu schaffte zu allem Rath, seegelte ab und war glücklich, da indessen seine Feinde mit sehnsuchtsvoller Freude einem unglücklichen Ausgange entgegen sahen. Nach seiner Zurückkunft erhielt er das Commando der Armee an die

Stelle des Marschalls d'Etrées und führte den so bekannten Feldzug in Niedersachsen. Der Biograph rechtfertigt ihn von den ihm gemachten Vorwürfen, mit der Versicherung, daß sowohl seine Briefe an den Kriegsminister von Paulmy und den Abbé Bernis, als unpartheyische unter seinem Befehl gestandene Officiers es bezeugten, daß er die in der Folge sich ereigneten Unglücksfälle oft vorhergesagt, eben so oft auf schnelle Entschliessung gedrungen, aber oftmals Befehle erhalten habe, die seinen Operationen gerade zu entgegen gewesen wären. Seine Bedruckungen leugnet der Biograph nicht ab, aber die Beschuldigung, daß er sich durch dieselben habe bereichern wollen, gänzlich, weil er in dieser Zeit nichts erkauft habe. Mit diesem Feldzuge hörte indessen der Glanz seiner kriegerischen Laufbahn und seines ganzen Lebens auf. Von dieser Zeit an war Richelieu mit nichts, als Kleinigkeiten, mit Hof und Liebesintriguen beschäftigt. Sogar der stumpfe Ludwig XV urtheilte von ihm, seinem erstern und bis an seinen Tod im Gang gebliebenen Günstling, von dieser Zeit an nicht anders, als daß er nur allein zu Intriguen und durchaus nicht zu Geschäften tauglich sey und nahm ihn daher, der Fürbitte der dü Barry ohngeachtet, nicht in den Staatsrath auf. Doch hatte er theils durch den Einfluß seiner eignen zahlreichen Liebschaften am Hofe, theils durch seinen näheren Umgang mit dem Könige und der königlichen Maitresse, dü Barry, an mehreren Staatsveränderungen den nächsten Antheil. Der Sturz des Düc de Choiseul, die Aufhebung und Verweisung der Parlamente waren größtentheils seine Sache. Selbst kleiner Despot und gewohnt, alles ohne Widerspruch unter seinem Willen zu beugen, schilderte er die Parlamente, mit deren mehreren er im Kampf gelegen hatte, dem Könige als den widerspenstigsten, ehrgeitzigsten Theil der Nation vor, und bewirkte mit seinen Eindrücken nach und nach so viel, daß zum gänzlichen Ausbruch des königlichen Unwillens nichts als eine Gelegenheit nöthig war. Mit dem Tode Ludwigs XV hörte alles Ansehen, aller Einfluß des Marschalls am Hofe und in seinem bisherigen Wirkungskreise auf, weil ihm sogar seine Statthalterschaft in Guienne genommen wurde und ihm nichts als sein Oberkammerherrendienst und die damit verbundene Direktion des italienischen Schauspiels übrig blieb. Nur allein durch seine ihm eigne Zudringlichkeit, durch sein gleichgültiges Ausharren gewann er den König, die Königin und den Maurepas wieder so weit, daß er am Ende seiner Tage nicht mehr mit un-

günsti-

günstigen Blicken am Hofe aufgenommen wurde. Sein Greisenalter würde ihm sogar durch einen neuen Schimmer, den er so sehr liebte, verschönert. Er wurde ältester Marschall von Frankreich und erhielt also das Tribunal, das ihn mit den königlichen Ministern wieder in neue engere Verbindungen setzte.

Das Privatleben des Marschalls war ein zusammenhängendes Gewebe von kleinern und größern Liebesintriguen und Zerstreuungen, nach welchen sich sogar sein periodisches Geschäftsleben fügen mußte. Bis an seinen Tod liebte er die Mannichfaltigkeit und die Abentheuer in dem Genuß der Liebe, von welchen auch dieser Theil eine nicht kleine Anzahl auffallender Beyspiele erzählt. Der Wollüstling und der Weichling waren in gleichem Grade in ihm verbunden. Er hielt sich zu seinen Reisen eine Kutsche von solcher Länge, daß er ausgestreckt in derselben liegen konnte, mit einem guten und bey strenger Kälte mit Wärmpfannen versehenen Bette und inwendig mit Läden, um Licht oder Dunkel zu bewirken, ganz zur Schlafstelle gemacht. Alles mußte Genuß und Befriedigung um ihn herum seyn, sogar mit Uebertretung der Gesetze, für deren öffentlichen Beobachtung er hätte wachen sollen. Sein Pallast zu Bourdeaux, wo er als Statthalter lebte, war ein Ort, dem sich kein ehrliebendes Frauenzimmer ohne Schaamröthe nähern konnte, der Sitz der Schwelgerey und Wollust, der von immerwährenden Bacchanalien wiederhallte. Sowohl das Spiel als die Freudenmädchen waren zu Bourdeaux verboten; Richelieu nahm diese in Schutz, gestattete jene in seinem Pallaste, aller Vorstellungen der Magistratspersonen ohngeachtet, öffentlich, und wurde dadurch der Verführer einer Stadt, deren Sittenerhaltung seine erste Sorge hätte seyn sollen. Er lebte zu Bourdeaux wie König, hielt sich seine eigene Garde, einen Cavalier zum Befehlshaber derselben, und immer war, wie der Biograph sagt, Großsprecherey von aussen und Kargheit von innen, weil er sogar die für seinen Sekretär ausgesetzte Pension in seine Chatoulle zog. Immer Freund der Intrigue war er der erste Verehrer der königlichen Maitressen, der Pompadour und der du Barry, und so sehr Schmeichler, daß er sogar den niedrigsten ihnen erwiesenen Dienst sich für eine Ehre hielt, ohngeachtet er der König über die Wahl beyder mehrmals getadelt hatte. Seinem Sohne zu Trotz heyrathete er in seinem 84sten Jahre zum drittenmal u.

blieb auch seiner dritten Gemahlin in seinem hohen Greisenalter nicht getreu. Weder sein Kopf noch sein Herz wußten so wenig etwas von Festigkeit in Grundsätzen und Empfindungen, daß sogar der Tod Ludwigs XV, seines treuesten Freundes am Hofe, mehr nicht als einen vorübergehenden Schmerz in ihm bewirkte, der weder seiner Gemüthsruhe noch seinen Zerstreuungen einen langen Stillstand setzte.

Aus dieser und unsrer von dem ersten Theile gegebenen Anzeige wird man den ganzen Charakter des Marschalls kennen lernen. Die diesem Theile beygefügten Briefe der Frau von Tencin und der Frau von Chatelet bestätigen das Urtheil, das wir aus dieser geheimen Lebensgeschichte von ihm entworfen haben, vollkommen. In allen Briefen haucht Liebe und Wohlgefallen an Kleinigkeiten und Intriguen, mit welchen unter reichlicher Verschwendung süßer Schmeicheleyen der Marschall unterhalten wird. Wir können und müssen es sagen, daß der Biograph mit Freymüthigkeit, aber auch mit Unpartheylichkeit, erzählt. Wo der Marschall Rechtfertigung verdient, da findet er sie, wie in seiner Geschichte mit der Frau von S. Vincent, die hier nach der schärfsten Strenge der Critik zu seinem Vortheil untersucht und entschieden wird. Auch die hie und da über Ludwig den Vielgeliebten vorkommenden Urtheile sind zwar ohne Schonung, aber nicht mit der alles verdammenden Strenge ausgesprochen, die den neuern Westfranken gegen ihre Könige so eigen ist. Der Verf. legt vielmehr Zeugnisse vor Augen, daß Ludwig XV ein weit tugendhafterer und wohlthätiger Regent gewesen seyn würde, wenn er eine gefälligere Gemahlin und bessere Minister gehabt hätte. Der König gestand es einmal dem Marschall Richelieu selbst, daß die Angelegenheiten des Königreichs in keinem so guten Zustande wären, als sie es seyn sollten: aber, setzte er mit einem Seufzer hinzu; **Was wollen Sie, mein Freund! Wenn man Albernheiten begeht, so hört man mich nicht an. Sie thun, was sie wollen, und dieses darf mich also nicht mehr bekümmern.**

Von der Uebersetzung können wir diesmal nicht so bestimmt, wie in der Anzeige des ersten Theils, reden, weil wir den Originaltext dieses Theils gerade nicht vor uns haben. In so fern ist der Uebersetzer mit mehr Behutsamkeit zu Werke gegangen, daß er in mehreren dunklen Stellen den französischen Ausdruck, um seine Leser selbst urtheilen zu lassen, seiner

Ueber-

Uebersetzung entweder beygefügt oder in Anmerkungen erkläret hat. Aber auch in diesen wenigen Stellen hat er mehrmals geirrt, wovon wir nur einige Beweise ausheben wollen. Le Chef de la Justice übersetzt der Verf. S. 209. Justitzpräsident, da es nach der französischen Staatsverfassung Canzler heißen muß und hier der bekannte Canzler Meaupeou offenbar gemeynet ist. Zuverlässig thut der Uebersetzer seinem Originale zu weh, wenn er ihm S. 254 interrogée statt inquietée aufdringen will. Warum sollte hier, wo von der Wechselfabrikantin Frau von S. Vincent die Rede ist, inquietée, es wurde ihr scharf zugesetzt, nicht am rechten Orte stehn? Eben so wenig versteht er seinen Text, wenn er S. 298 in die Worte: et qu'il est trop juste pour faire suspendre des travaux, dont le retard peut causer beaucoup de tort à sa manufacture das ne - pas eingeschoben haben will. Wahrscheinlicherweise will der Verf. sagen: und er (Richelieu) denke zu gerecht, als daß er eine Arbeit eingehalten wissen wolle; deren Unterbrechung der Manufaktur vielen Schaden thun könnte. Die abgefeimte Hofcreatur und die Mitempfindung drucken das nicht aus, was der Franzose mit den Wörtern, le roué und le contre - coup ausdrücken will. Das deutsche Wort verbläpft hätten wir (S. 131) gar nicht gebraucht, weil es eigentlich nur ein in der gemeinen Landessprache angenommener provincieller Ausdruck ist. Im Lesen selbst sind uns mehrere unverständliche Stellen in der Uebersetzung aufgestoßen, die wir aber übergehen müssen, weil wir das Original nicht vor uns haben.

Em.

Kritische Geschichte des Adels. Vom Anfange der Monarchie bis auf unsere Zeiten. Worinn seine Vorurtheile, seine Räubereyen und Verbrechen aufgedeckt werden. Beweise: daß er die Geißel der Freyheit, der Vernunft, der menschlichen Kenntnisse, und beständig der Feind des Volks und der Könige gewesen ist. Von J. A. Dulaure, Bürger von Paris. Aus dem Französischen. Zürich,

bey

bey Orell und Comp. 1792. 253 Seiten. gr. 8. 16 gr.

Das Original dieser Schrift ist, wie wir hören, in einigen deutschen Ländern verboten worden. Geschah dieß blos aus einer etwas übereilten Vorsorge, ehe man das Buch selbst gesehen hatte, das sich ganz allein mit dem Französischen Adel beschäftigt, um ja das in ihm vermuthete Gift nicht weiter verbreiten zu lassen, oder sah der deutsche Adel in dem hier aufgestellten Spiegel seine eignen Züge? Unmöglich! Nein, dem Himmel sey es gedankt, so hart die Ruthe in der Hand des Adels von jeher manche deutsche Provinz stäupte, und noch jetzt stäupt, zu solchen Ausschweifungen und Unterdrückungen, als der Adel sich in Frankreich ganz ungestraft erlauben durfte, ist es in Deutschland doch nie gekommen. Dagegen waren die Verfassung, die lange Uebermacht der Städte, das widerstreitende Interesse der Kayser, der Fürsten und des Adels, und selbst der Geist der Nation zu mächtige Dämme. In keinem andern Europäischen Reiche, etwa Pohlen ausgenommen, ist der Adel der ganzen Nation so zum Fluch und Greuel worden, als in Frankreich. Die Geschichte des Hrn. Dulaure ist nichts weniger, als ein meisterhaftes Werk, weder von Seiten der Materie, noch von Seiten der Form. Herr D. ist äusserst einseitig, er deklamirt und übertreibt. Alle Uebel, von denen Frankreich von jeher zu leiden hatte, haben nach ihm fast sämmtlich ihre Quelle in der Macht, dem Einfluß und der Frechheit des Adels. Das Gute, was er, so wie jedes Uebel, doch gewiß auch stiftete, übergeht er ganz mit Stillschweigen. Dieß alles hindert nun zwar, daß sein Buch keine unpartheyische und vollständige Geschichte des Französischen Adels genannt werden kann, als ein Gemälde desselben blos von seiner schwarzen Seite aber behält es immer seinen Werth, und ist leider! nur zu ähnlich und sprechend. Die historischen Thatsachen, die der Vf. zur Unterstützung seiner Behauptungen anführt, sind größtentheils aus den zuverlässigsten Geschichtschreibern geschöpft; wo möglich, wählte der Verf. solche, die selbst adlich und also der Partheylichkeit am wenigsten verdächtig sind. Die zahlreichen hier aufgestellten Facta bleiben immer nur ein unendlich kleiner Theil von der ganzen Summe der Greuel und Abscheulichkeiten aller Art, die den Französischen Adel in den Augen aller unbefangenen Menschenfreunde ewig brandmarken

ken werden. Wie kann man die Vernichtung eines Standes bedauern, der sich von je solche Verbrechen vorzurücken hatte, und dessen gegenwärtige Mitglieder fast ohne Ausnahme so allgemein und mit Recht verachtete und verabscheuete Menschen sind, als die Schaaren der Emigrirten, die die Grenzprovinzen mit ihrem physischen und moralischen Gift inficirt haben! — — In den vier ersten Kapiteln führt der Verf. die Geschichte von dem Ursprunge der Monarchie bis auf die Zeit der Kreuzzüge herab. Unter dem dritten Stamm der Französischen Könige war Straßenraub eine gewöhnliche Beschäftigung des Adels: selbst Prinzen vom königlichen Geblüte raubten auf den Straßen. Einer von den Fallstricken, den die Adlichen den Reisenden legten, war, daß sie sich auf den Wegen hielten, mit einem Raubvögel auf der Hand, und allen Geräthschaften der Vogeljagd umgeben, die man Vol oder Volerie nannte. Die Reisenden, die sie für Jäger hielten, näherten sich ohne Furcht, und wurden ausgeplündert oder ermordet. Daher kömmt es, daß das Wort Vol für gleichbedeutend mit rapine (Raub) gebraucht wird. — Mehrere von dem höchsten Adel dieser Zeit glichen mehr Ungeheuern und wilden Thieren als Menschen; so verschiedene Dücs d'Alencon. Robert von Bellesme war einer der blutgierigsten Tyrannen, dessen verhaßtes Andenken noch jetzt nicht ganz erloschen ist. Er hatte über einen Bedienten eines leichten Fehltritts wegen sich zu beklagen. Den Schuldigen auf die empfindlichste Art zu strafen, ließ er sich dessen Sohn, der sein Pathe war, vorführen, und war abscheulich genug, demselben mit seinen eignen Nägeln die Augen auszukratzen. Fünftes Kapitel. Große adliche Räuberbanden, Brabançons, Routiers 2c. die Frankreich von 12ten bis ins 16te Jahrh. verheerten, und entsetzliche Grausamkeiten begiengen. In diesen unglücklichen Zeiten verfertigte man in verschiedenen Provinzen öffentliche Gebete, um durch die Fürbitte der heil. Jungfrau von Gott die Befreyung von der unerträglichen Geissel dieser Straßenräuber zu erhalten, die an Blutgier mit reissenden Thieren verglichen werden konnten. Der bekannte la Hire hielt es den Adlichen ganz und gar für unmöglich, Krieger ohne Räuber zu seyn. „Wenn Gott, pflegte er zu sagen, ein Krieger würde, so müßte er auch ein Räuber werden." Die Greuel, die diese Barbaren verübten, würden fabelhaft scheinen, wenn nicht zu viel Augenzeugen sie bestätigten. Rauben, Morden, Brennen, Nothzüchtigen war ihre Bestimmung. Der Bastard

bard von Bourbon schändete eine Frau auf ihrem Manne, und ließ diesen hierauf schlagen und entmannen. Aus einem Patent Karl IX. vom Jahr 1564 sieht man, daß noch ganze Rotten Bandouliers, von denen die schwächsten 80 bis 100 Mann stark waren, durch Languedoc und andere Provinzen zogen, unendliche Grausamkeiten verübten, diejenigen Personen, die im Ruf standen, etwas Vermögen zu besitzen, fiengen, um desto größeres Lösegeld von ihnen zu erhalten, die Kinder im Angesicht ihrer Väter, die sich mit ihnen nicht abfinden wollten, umbrachten u. s. w. Unter Heinrich IV. richteten die sogenannten Guilleris große Verheerungen an. Auf den Landstraßen hatten sie folgende Devise angeschlagen, die ihren Adel und ihr Räuberhandwerk zur Gnüge verrieth: Friede den Edelleuten, den Vorgesetzten und Häschern den Tod, den Kaufleuten den Beutel. Sechs Jahre lang verübten sie ungestraft ihre Räubereyen. Diese adliche Räuberrotten dauerten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort. Sechsten Kapitel. Von der aus Adlichen bestehenden Miliz, den Gensd'armes und ihren Räubereyen. Die Gensd'armes, alle adliche von Geburt, erhielten den Namen daher, daß sie im Kriege in voller Rüstung, von einigen Knappen, gemeiniglich auch Edelleuten, begleitet, erschienen. Einer dieser Knappen hieß Pillard, ein Name, der seine Verrichtung hinlänglich bezeichnet. Ihre Aufführung war abscheulich, und sie verwüsteten das Land ärger, als selbst die Feinde. Nach den Versicherungen gleichzeitiger Schriftsteller hegte selbst König Karl VII. diesen Unfug. Siebentes Kapitel. Die Adlichen sind die größten Feinde des Throns gewesen. Was sie für ihn thaten, geschah bloß, in sofern es ihren eigenen Vortheil beförderte. In der Ständeversammlung von 1614 hatte der dritte Stand einen Artikel angenommen, welcher die Macht des Königs, die Sicherheit und Unverletzlichkeit seiner Person festsetzte; ein Artikel, der damals um so nothwendiger war, da mehrere theologische Facultäten lehrten, der Pabst könne die Könige absetzen. Er gieng darauf hinaus, die Gewalt der Päbste über die Souverains einzuschränken; dieser so weise, der Monarchie so günstige Vorschlag ward von der Kammer der Geistlichkeit und des Adels zugleich verworfen. Achtes Kapitel. Fortsetzung von dem Betragen und den Grausamkeiten des Adels während des 15ten Jahrh. Neuntes Kapitel. Der Adel im 16 und 17ten Jahrh. Schilderung des Konnet. v. Montmorenci, die ganz anders, als gewöhnlich, ausfällt; adliche Meuchelmörder.

der. Drey Könige (Karl IX. sein Bruder der König von Poh-
len und der junge König von Navarra, nachmals Heinrich
IV.) plünderten zu ihrem Vergnügen das Haus eines Privat-
manns und raubten daraus für 50,000 Livr. Das zehnte
Kapitel soll beweisen, daß die Lehensverfassung in Frankreich
den Ackerbau, den Handel, die Wissenschaften und die Indu-
strie zerstört, allein die entsetzliche Barbarey des 10, 11,
und 12ten Jahrhunderts verursacht habe, und daß die Adli-
chen im Durchschnitt unwissender gewesen, als die Nichtadli-
chen. Eilftes Kapitel. Stolz des Adels; abgeschmackte
Benennungen, Feste, Gebräuche; falsche Ehre. S. 235.
Noch in diesem Jahrhunderte machte sich ein Graf von Cha-
rolois ein Spiel daraus, die Dachdecker von den Dächern oder
die Bauern von den Bäumen herabzuschießen. Ludwig XIV.
hatte diesem Mörder, statt ihn hängen zu lassen, mehrmals
Gnade gewährt. Endlich ermüdet, diese Bitte immer von
neuem zu hören, begnügte er sich, ihn zu schrecken, indem er
zu ihm sagte: „ich gewähre euch diese noch, aber zugleich ver-
sprech ich auch dem Gnade, der euch umbringt." Und dieser
Bescheid ward als gerecht und weise gepriesen! Der Herr von
Baufremont, Abt von Clairsan, vertrieb sich oft die Zeit
damit, die Dachdecker und Bauern mit der Jagdflinte zu er-
schießen. Diese adliche Uebung, die einst sehr gebräuchlich
war, nannte man die Jagd aufs Lumpenpack. (la chasse aux
villains.) Zwölftes Kapitel. Trauriger Zustand der Leibei-
gnen; kindische, alberne, übermüthige und tyrannische Rechte
der Seigneurs. Mehrere Vasallen waren verbunden an ei-
nem gewissen Tag im Jahre das Schloß und den Riegel an
der Thüre des Lehnsherrn zu küssen; andere mußten sich ihnen
vorstellen, da sie dann entweder an dem Ohr oder der Nase ge-
zupft wurden, oder Ohrfeigen bekamen. Manche hatten das
Recht, zu fordern, daß ihre Bauern kommen und die Schloß-
graben peitschen mußten, um das lästige Froschgequacke zu ver-
treiben. Jedes liederliche Weibsbild, das zum erstenmal nach
Montluçon kam, mußte entweder 4 Deniers erlegen, quatuor
denarios semel, aut unum *bumbum*, sive vulgariter *Pet*
super pontem de castro Montislucii, solvere. Die Stadt
Montauban in Querci verdankt ihren Ursprung dem schändli-
chen Recht, prélibation, droit de cullage, de cuissage ge-
nannt. Die Aebte von St. Theodard übten diese schaamlose
Tyranney über ihre Leibeignen so unerbittlich aus, daß ein
Theil derselben in das Gebiet der Grafen von Toulouse aus-
wan-

wanderte, und den genannten Ort gründete. Dreyzehntes Kapitel. Recapitulation und Schluß. Als Resultat seiner Untersuchungen findet der Verf.: „Der Adel war keine Gesellschaft seelenadlicher Männer, seine Vorzüge und Privilegien waren keine Rechte, seine Verfaßung ein Hauptgebrechen des Staats, dessen Geissel er von allen Zeiten her gewesen. Seine gänzliche Vernichtung ist eine der wohlthätigsten Operationen der N. V., die zugleich die Dauer der öffentlichen Freyheit sichern muß." —. — Einzelnen Individuen läßt der Vf. Gerechtigkeit wiederfahren. — Die Uebersetzung ist oft sehr steif und nicht rein von Idiotismen und Gallicismen. Die Bestrafung verfolgen; eine neue Art von Ansehen (autorité) u. s. w.

H.

Europäisches genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern jetzregierender Europäischer Kayser und Könige, und aller geist- und weltlichen Chur- und Fürsten, wie auch Grafen des heil. Röm. Reichs, ingleichen u. s. w. — ausgefertiget von Gottlob Friedrich Krebel. Leipzig, in Gleditschens Buchhandlung. 1792. med. 8. 2 Rg.

Neues genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1792. Zwey Theile. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrapp und Wenner. 1792. gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

Neue Auflagen zweyer nützlichen Werke, deren Einrichtung allgemein bekannt ist, von denen wir folglich nichts weiter zu referiren haben, als daß ihre Besorger rühmlichst fortfahren, die neuesten Veränderungen an den gehörigen Orten zu bemerken. Besonders hat das sogenannte Varrentrappische Handbuch, das vor einigen Jahren von Begehungs- und Unterlassungssünden wimmelte, nach einer öffentlichen Rüge sich merklich gebessert, auch in Ansehung eines weissern Papiers und deutlichern Druckes. Allenfalls wäre nur auf strengere Correctheit zu sehen. Bey dem Krebelischen bedauern wir, daß

noch

noch immer einige gräfliche Häuser wegbleiben müssen, weil schlechterdings keine Verbesserungen ihrer Genealogien zu erlangen sind. Was soll das Publikum von einem so unwillfährigen Betragen denken?

Bt.

Rechtsgelahrheit.

Ueber den Geschäftsgang von der Versendung der Akten an, bis zur Eröffnung des eingeholten Urtheils. Von dem Regierungsrath Elsäßer zu Stuttgard. Eine Abhandlung, welche das erstemal als ein Anhang zu dem Lehrbuch des Hrn. Prof. Danz über den gemeinen Proceß 1791 erschien. Stuttgard, 1792. 5 Bogen in gr. 8. 5 gr.

Obgleich diese Abhandlung, wie aus dem Anhange auf dem Titel zu ersehen, schon bekannt, und bereits im 2ten Stück des 109ten Bandes unsrer Bibl. mit jener Schrift zugleich angezeigt ist: so wird man doch, da sie jetzt besonders erscheint, eine nähere Beurtheilung derselben nicht für überflüssig halten.

Die Absicht des Verf. die auf dem Titel angezeigte Proceßperiode besonders zu bearbeiten, war, nach der Vorrede, weil sie theils in Kompendien zu kurz abgefertigt werden muß, theils auch ihr bey dem mündlichen Vortrage selten so viel Zeit gewidmet werden kann, als das Bedürfniß der Sache erheischet; folglich der Zuhörer die Verhältnisse der Juristenfakultäten und Rechtskollegien zu wenig kennen lernt, welche Kenntniß doch dem Rechtsbeflissenen stets unentbehrlich bleibt. Seine ganze Absicht schränkt sich also blos darauf ein, diejenigen, welche sich dem Ende der akademischen Laufbahn nähern, oder diese unmittelbar zurückgelegt haben, einen kleinen, zwischen dem Kompendienvortrag und einer ausgedehnten systematischen Abhandlung die Mitte haltenden, Unterricht hierüber zu ertheilen. Diese Absicht wird jeder beyfallswürdig finden, und daß die Bearbeitung selbst derselben völlig entspreche, dafür bürgt schon die bekannte Geschicklichkeit des verdienstvollen Verfassers.

Er handelt hier in VII Abschnitten: Von denen der Actenversendung unmittelbar vorangehenden Handlungen, der Inrotulation, der Protestation gegen einige Rechtskollegien, der Einrichtung der Missive. Von der Actenversendung selbst. Von Juristenfacultäten und Rechtscollegien überhaupt. Von der Lesung und Extrahirung der Akten. Von der Aktenreferirung. Von den verschiedenen Arten der Erkenntnisse, und der Abfassung der Zweifels- und Entscheidungsgründe. Von der Zurücksendung und Exrotulation der Akten, auch der Eröffnung des Urtheils.

Den Gang und die Manipulation aller dieser Geschäfte zeigt der Verf. in diesen Bogen mit zweckmässiger Kürze, (einige nicht zur Sache gehörende Auswüchse, wie §. 98 und 99 abgerechnet,) dabey aber mit der an ihm gewohnten Deutlichkeit und Bestimmung aller auch der kleinsten wesentlichen Umstände, so daß gewiß Jeder hinreichende Begriffe von diesen Geschäfften erhält, ob er gleich freylich für den Kenner nichts neues hierüber sagen konnte. Indeß hat er doch hin und wieder, wie §. 36. 78. einige Winke und gute Vorschläge zur Abstellung mancher gewöhnlichen Fehler und Gebrechen dabey gegeben, die Beherzigung verdienen.

Wir wünschten übrigens dieser gemeinnützigen Arbeit hin und wieder mehr Richtigkeit der Schreibart und mehr Bildung der Sprache. Der Vf. schreibt stets die Partien, (man nennt die streitenden Personen doch gewöhnlich die Partheyen) find't, leid't, statt findet, leidet, heist, läst, gefast, nachschiesen, statt heißt u. s. w. Weeg statt Weg. (Ich) kann wohl voraus sehen. (Ich) Will meine Meynung aufrichtig sagen. Eben so hat er auf den Ausdruck zuweilen nicht die gehörige Achtsamkeit und Sorgfalt verwendet. Z. B. „den Punkt, worauf es in den Akten ankommt, erhaschen. Dem entschiedenen Liebhaber der Fakultätsgeschäfte kann es nicht unangenehmer seyn, als wenn man ihn von seinem angebissenen Aktenstoß hinwegscheucht. Er brummt — aber das Brummen hilft nichts. Es kommt einem jeden in der Zukunft zu statten, wenn er einige Zeit hindurch diesen Karren (die Aktenarbeit) gezogen hat. Der Dekan erklärt ihm mit einer ehrwürdigen Baßstimme," rc.

Bey einem guten Schriftsteller fällt so etwas doppelt auf, und man wünscht auch solche kleine Flecken weg.

Ma.

Neueste Verhandlungen wegen Fortsetzung des Reichstags während des Zwischenreichs. Regensburg, in der Montag- und Weissischen Buchhandlung. 1793. 8. 118 Seiten.

Eine historische Abhandlung über die Zwischenreiche dieses Jahrhunderts, mit Einschluß des letztern, in welcher viele Thatsachen falsch und mit Partheylichkeit gestellt zu seyn scheinen. Zum Beweise dieses Tadels dient S. 81 der Satz, daß Baden sich am Ende im Jahr 1792 zu der Minorität geschlagen habe, gegen welchen auch der Markgräflich-Badensche Stimmführer Graf von Görz, ausdrücklich und öffentlich sich erklärt hat — oder auch die eben so ungegründete Behauptung, daß der Hessen-Darmstädtische Gesandte angewiesen gewesen sey, den Reichsrath während dieses Zwischenreichs nicht zu besuchen.

Interessanter und authentischer sind die von S. 92 an beygefügten Staatsakten und Urkunden, deren Erlangung beynahe einen Zutritt zu den gesandtschaftlichen Registraturen derer hier sonderbar genug mit der Stimmen-Minorität bezeichneten Höfe voraussetzt, und die Vermuthung sehr begründet, daß ein zu der Chur-Trierischen Comitialcanzley zugelassener Herr Ignaz Felix Kilian der Verfasser dieser Schrift sey. Nur eine von den Urkunden, ein Schreiben des Herrn Erzbischoffs von Salzburg an den Herrn Churfürsten von der Pfalz, ist nicht ganz ächt, und auch bereits in der Oberdeutschen Litteraturzeitung vom 17 September 1792 Seite 538 — 540, nach dem Original berichtigt worden.

Tz.

Arzneygelahrheit.

Medicinisches Wochenblatt, oder fortgesetzte medicinische Annalen für Aerzte, Wundärzte, Apotheker und denkende Leser aus allen Ständen. Herausgegeben von Dr. J. V. Müller jun. und Dr. J. F. Hoffmann, jun. 1 Anhang zum Jahrgange

vom 1sten July 1790 bis den 25sten Juny 1791. 408 Seiten. 1 Rg. Zweyter Jahrgang 1792. erstes Quartal. Frankfurt, bey Jäger. in 8. 12 Kr.

Den größten Theil des Anhangs nehmen kleine Nachrichten, Auszüge aus Büchern und Recensionen ein, welche letztern fast durchgängig sehr ausführlich und mit lobenswürdiger Unpartheylichkeit abgefaßt sind. Diese nun müssen wir, dem Zweck unsrer Bibliothek zu Folge, alle überschlagen, und dürfen nur der vorzüglichsten eigenthümlichen Aufsätze hier Erwähnung thun. Diese sind — 1) Untersuchung der Frage: ob die Lustseuche eine endemische Krankheit der Marranen war? von Dr. Müller, — aus welcher erhellt, daß, so lange es durch keine historische Beylage erwiesen werde, die Lustseuche habe unter den Mauren, während ihrer Herrschaft in Hispanien, geherrscht, so lange werde der Marranische Ursprung der Lustseuche immer noch im Dunklen bleiben. 2) Beobachtungen über venerische Krankheiten, von Dr. Weikard, — in dem, dem Verf. eigenthümlichen, prahlenden, nicht sehr urbanen Ton geschrieben. — Die hauptsächlichsten Resultate derselben sind, daß der Sublimat ein unsicheres, verwerfliches Mittel, daß der mercurius dulcis und mercurius cinereus ihm vorzuziehn sey, daß der Beyschlaf während der Periode des Monatsflusses Tripper verursachen könne; daß das sorgfältige Abwaschen der Geburtstheile mit Kalkwasser oder auch mit Urin gleich nach einem verdächtigen Beyschlafe, die Ansteckung zu verhüten vermöge, daß das Kalkwasser zum Gurgeln und Waschen bey schankrösen Geschwüren, und zum Einspritzen beym Tripper ein einfaches und kräftiges Mittel sey, welches man, in einzelnen Fällen durch darin aufgelösten lap. caustic. verstärken oder mit einer Mischung von Wasser und Brannteweín vertauschen könne, daß die einfachste Heilart des Trippers die beste sey, daß Purgirmittel in dieser Krankheit oft Schaden anrichten, und daß der Gebrauch des Quecksilbers bey einzelnen Subjecten zum Fettwerden beytrage. — Beobachtung eines, ohne Hodensack gebohrnen Kindes; und einer schwarzen Krankheit, von D. W. sind nicht erheblich. — 4) Bemerkungen bey Gelegenheit der Abhandlung des Herrn D. Fausts, wie den Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen [illegible] Ein ganz artiger Aufsatz, in welchem der

der ungenannte Verf. die unschuldigen Hefen gegen Herr
in Schutz nimmt, und in einem angenehmen, gesitteten
sehr ausführlich und mit Wahrheit die verschiedenen Ursa
auseinander setzt, welche den Geschlechtstrieb zu früh und
ordentlich reitzen, zum Laster der Onanie Gelegenheit
ben. — 5) Unter der uneigentlichen Aufschrift, — Her
mit der Lunge, so bekommt die Leber Platz, — führt J
D. Becker in Heidelberg einige Beobachtungen auf, d
welche er beweist, daß die Lunge bey Schwindsüchtigen in
ter aufgelöst, und auch Stücke derselben in einzelnen hi
seltnen Fällen unaufgelöst, aufgehustet werden können.
6) Plan zu einer Hebammenverbesserung in der Grafsc
Wittgenstein von D. Vellmar.

Das erste Quartal des Jahrgangs 1792 enthält: 1)
merkungen über Krankheiten, welche fast durch alle St
dieses Bandes fortgeführt und zu den alltäglichen mussen
rechnet werden, obgleich sie ganz richtig sind und für An
ger in der Heilkunst nicht ohne Nutzen seyn können. —
Beobachtung einer heftigen, von versessenen Unreinigkei
entstandnen Kolik, von Herrn Krause, zu Neustadt an
Haard; — gelinde und heftig würkende Laxirmittel vermo
ten den Leib nicht zu öffnen, sondern wurden größtenth
wieder weggebrochen, eine hierauf gereichte Pflaumensu
aber, in welcher frische Butter aufgelöst war, führte eine
geheure Menge stinkenden Unraths ab und heilte das Uebel.
3) Beschreibung der von D. van den Bosch gebrauchten H
art der Blattern, die er bey seinen Lebzeiten geheim hi
dem Herausgeber mitgetheilt, von D. Heilbron im Haag.
Durch eine, oft seltsame Verbindung der Antimonial- u
Merkurialmittel und des Camphers, will Hr. v. d. Bi
Blattern heilen oder ihre Bösartigkeit verhindern; wie un
Leser aus der, nach seinem Tode auf Pränumeration hera
gegebnen Schrift schon wissen werden. — 4) einige
nicht erhebliche — Beyspiele über die Würkungen der E
bildungskraft bey Heilungen einzelner Krankheiten. — 5) V
dem Biß der Tarantel. — Einige Bücheranzeigen, Anec
ten, Auszüge aus andern Schriften und kleine medicini
Nachrichten, welche wir übergehen.

Db.

Anfangsgründe der Myologie oder der Lehre von den Muskeln des menschlichen Körpers, von L . . . Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1792. 211 Seiten in 8. 12 gr.

Das Büchlein hätte füglich ungedruckt bleiben können, und so wäre Herr L . . . auch nicht verleitet worden, in der Vorrede zu sagen: „er hoffe durch Bekanntmachung dieser Anfangsgründe sich um so mehr einiges Verdienst zu machen, je mehr es noch an dergleichen Handbüchern fehlt," und „die wissenschaftliche Sprache möge den Vortrag entschuldigen, der sich nicht gut verbessern ließ." Im Jahre 1792 sollte es an dergleichen Handbüchern fehlen? und sollte sich ein solcher Vortrag nicht verbessern lassen? Vom letztern nur eine kleine Probe, die sich so eben ohne weiteres Suchen darbietet: „Der *obliquus super. min.* (*capitis*) adhärirt am *processu transverso atlantis* über dem vorigen, und adscendirt schief einwärts gegen das *Occiput*, an dessen *impressionem musculorum super.* er sich adnectirt. Er flectirt rückwärts und erigirt also den Kopf, welchen er auch, wenn er ungefehr agirt (?) mit dem vorigen kann rotiren helfen." H. L . . . erklärt das Buch selbst für ein fremdes, von ihm nur an das Licht gezogenes, Kind eines ältern berühmten Anatomikers, um welches er sich ferner nicht mehr bekümmern will!

Es.

De morborum primarum viarum vera notitia et curatione, nec non de morbis ex earundem affectionibus oriundis, atque cum iisdem complicatis: Dissertatio primo ab Academia Imperiali Naturae Curiosorum proposito praemio d. V. Jan. 1792. ornata: auctore D. *Georg. Christian. Theophilo Wedekind*, eminent. ac celsiss. Princip. Elect. et Archiepisc. Moguntini Consiliar. aulic. et archiatro, etc. Norimbergae, sumtu Stein. 1792. 1 Alph. und ½ Bog. in 4. 20 gr.

Der

Der sel. Geheimerath Cothenius hat ein Legat ausgesetzt, von dessen Zinsen der würdigsten Beantwortung einer von der Kaiserl. Akademie der Naturforscher jährlich aufgegebenen Preißfrage ein ansehnlicher Preiß zuerkannt wird. Diesen Preiß hat zum erstenmale der Verf. mit dieser Preißschrift sich erworben. Der Gegenstand dieser Preißfrage ist allerdings in der Arzneykunde von erheblicher Wichtigkeit; man wirds daher mit gebührendem Danke erkennen, daß man nun über denselben mehreres Licht bekommen hat. Der Vf. ist bereits als ein denkender Arzt aus mehrern seiner Schriften bekannt, und in gegenwärtiger hat er sich besonders als einen solchen erwiesen: mit günstiger Meynung gegen den Verf. nimmt man also diese seine Schrift schon zur Hand, und am Ende findet man mit Vergnügen, daß man sich nicht getäuschet hat.

Diese Schrift zu zergliedern möchte mehr Raum erfordern, als hier gestattet ist, ob sie gleich nur mehr eine Skizze als eine ausführliche Abhandlung über die Krankheiten der ersten Wege seyn soll, wie der Verf. selbst davon saget; daher wir uns, nur Einiges daraus auszuheben und hier mitzutheilen, begnügen müssen. — Unter den ersten Wegen begreift der Verf. den Canal, der mit dem Munde anfängt und sich mit dem After endiget (canalis ille, qui ore incipit, atque ano terminatur): und ihr Nutzen sey zweyerley, 1) daß der Körper in seinen Gefäßen und Zellen mit Säften hinreichend daraus wieder angefüllt werde, und 2) daß die Säfte des Körpers die gehörige gute Beschaffenheit haben und behalten, wodurch nämlich die Erhaltung des Körpers besonders bewirket werde. Zur Verwahrung der Säfte vor dem Uebergange in die Fäulniß bey dem lebendigen Körper nimmt C. L. Hoffmann die Reinigungs-Organe des Körpers als das Hülfsmittel an; welche aber der Verf. allein nicht als genugsames Verwahrungsmittel ansehen kann, sondern mit Spallanzani im Magensafte überdies noch eine vorzügliche antiseptische Kraft zu diesem Endzwecke zu finden glaubet, welche auch die damit angestellten Versuche genugsam bestätiget hätten. — Das Geschäfte der Reinigungs-Organe des Körpers muß allerdings mit dem der ersten Wege in einem übereinstimmenden Verhältnisse seyn, wenn die Erhaltung des Körpers dauerhaft bestehen soll: schon, wenn letzteres nur einigermaßen abweichet, und nicht gehörig von statten gehet, erscheinen mancherley Zufälle. Aus den ersten Wegen entspringen

Krankheiten am häufigsten und öftersten. Der ganze Körper stehet mit diesen in Mitleidenheit, und aus diesen erstrecket sich durch solche ein starker Einfluß auf den ganzen Körper. Diese Mitleidenheit werde sowohl durch die Nerven als durch die Gefäße bewirket, welches der Verf. klar und deutlich darzuthun beflissen gewesen ist. Ueberhaupt können wir von dieser Schrift behaupten, daß solche von ihrem Verf. in der besten Ordnung zur vollkommensten Deutlichkeit und Verständlichkeit abgefaßt worden. In dem Abschnitte: de morbis primarum viarum idiopathicis, primariis atque secundariis, symptomaticis et consensualibus, sucht er jede derselben deutlich auseinander zu setzen, auch werden ihre Differenzen nach ihrem Gange und Ablaufe, und nach ihren entfernten Ursachen angegeben. Chronische Entzündungen des Darmkanals will der Verf. nicht gelten lassen. Ueber die Classificirung der Krankheiten der ersten Wege erklärt er sich weitläuftig; ob aber die hier angenommene von allen gebilligt werden wird, mögen wir nicht entscheiden. Von dem Beinfraß der Zähne und den Schwämmchen wird besonders umständlich gehandelt. Was der Verf. von der allgemeinen Therapie der Krankheiten der ersten Wege hier saget, ist sehr schön und einleuchtend vorgetragen: auf die specielle Therapie konnte er sich nicht wohl einlassen, sonst wäre diese Preißschrift zu einem dicken Buche angewachsen. Zu Ende des ersten Theiles dieser Abhandlung sagt er noch etwas, die Hypochondrie, eine anitzo so allgemeine Krankheit, betreffend. Bekanntlich glaubt der Hypochondriste, daß es ihm die Quaal erleichtere, wenn er die im Magen befindliche Luft durch den Mund ausstoßen könne, er sucht daher dieses Ausstoßen der Luft zu erzwingen und zu befördern; wovon aber der Verf. abrathet, da ers vor nachtheilig hält: vielmehr giebt er solchen Kranken diesen Rath: sie möchten sich bemühen, die aufwärts drängende Luft zurück zu halten, und sich anzustrengen, diese Luft durch den After von sich zu geben; so schwer auch dieses anfänglich zu bewerkstelligen seyn möchte, würde es in der Folge doch gehen, und von erwünschtem Nutzen seyn, wie der Verf. selbst dieses vielfältig beobachtet zu haben versichert.

Im zweyten Theile dieser gekrönten Preißschrift wird dann noch besonders von den Krankheiten gehandelt, die gastrischen Ursprungs sind. Hiervon wollen wir nur die Aufschriften der verschiedenen Kapitel desselben hersetzen, um doch

den

den Inhalt anzugeben: also 1) morborum origines ex volumine primarum viarum aucto; 2) de morbis gastricae originis ex primarum viarum irritatione praeternaturali; 3) de morbis originis gastricae ex chyli abundantia; 4) morbi gastricae originis ex chylopoiesi insufficiente; 5) morbi gastricae originis ab acrimonia ex primis viis in sanguinem delata; 6) de morbis originis gastricae ex morbosa sanguinis in primarum viarum vasis accumulatione, stagnatione; 7) de morbis gastricis ex organicis primarum viarum vitiis originem ducentibus; und 8) de Kaempfianis infarctibus. — Der dritte und letzte Theil dieser Schrift handelt endlich: de morbis complicationis gastricae. Ein Gegenstand, der allerdings für jeden praktischen Arzt sehr wichtig ist; wobey aber, wie viele wohl unbedachtsam bey Heilung der Krankheiten von dieser Complication zu Werke gehen, nicht immer abführende Mittel angewendet werden dürfen: daher die Warnung, jedesmal auf die eigene Beschaffenheit der ersten Wege gehörige Rücksicht zu nehmen, wohl zu merken ist. — Für diejenigen, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind, will der Verf. selbst, wie wir in öffentlichen Blättern angezeigt finden, eine deutsche Uebersetzung von dieser Schrift veranstalten, und solche in derselben noch mehr erweitern, der wir nun mit Verlangen entgegen sehen.

Kb.

Katholische Gottesgelahrheit.

Der Glaube des Köhlers von Ardennes, oder Geschichte der vorgeblichen bischöflichen Visitation des Schismatikers Philibert in einer Pfarrey des Departements von Ardennes. An den Herrn Erzbischof und Herzog von Rheims von Talleyrand-Perrigord. Ich kam nicht mit hoher Wohlredenheit oder Weisheit versehen. 1 Chor. 2, 1. Aus dem Französischen. 1792. 8. 5½ Bog.

Wir können nicht entscheiden, ob die Geschichte wahr, oder nur zum Behufe französischer eidscheuer Priester erdichtet ist; aber so viel ist gewiß, daß der hier aufgeführte konstitutions-

mässige Bischof zu Sedan, Philibert, seine Sache gar schlecht zu vertheidigen weiß. Er kam nach der hier erzählten Geschichte in eine Pfarrey des Departements von Ardennes, um da seine Visitation anzustellen. Weil er aber nur wenig Leute in der Kirche fand, so begab er sich zu dem eidscheuen Vikar von Ardennes, um ihn darüber zu Rede zu stellen, daß er die Leute im Ungehorsam gegen die Dekrete der Nationalversammlung erhalte. Dieser Vikar mußte seine Pfarrey einem konstitutionsmäßigen Priester einräumen, und wurde deswegen von einem seiner ehmaligen Pfarrgenossen, einem Köhler, in seine Wohnung aufgenommen. Hier traf der konstitutionsmässige Bischof den Vikar mitten unter der Familie des Köhlers, und da entspann sich unter diesen Leuten ein Gespräch über die alte und über die neue konstitutionsmässige Religion, das in diesen Bogen geliefert wird. Der Köhler giebt darin dem konstitutionsmässigen Bischof eine derbe Lektion über seinen Abfall von der alten römisch-katholischen Kirche, und der Bischof weiß darauf wenig oder gar nichts zu antworten. Die Gründe des Köhlers sind im Wesentlichen folgende: die neue konstitutionsmässige Verfassung der katholischen Priester sey von den Bischöfen und dem heiligsten Vater Papst als religionswidrig verworfen worden. Diese Bischöffe aber machen mit ihrem Oberhaupte, dem Pabst, die wahre Kirche Jesu Christi aus, die unter der Leitung des heiligen Geistes untrüglich ist. Da nun die neuen konstitutionellen Bischöfe und Priester von dieser heiligen unfehlbaren Kirche für Schismatiker erklärt worden sind: so kann sich kein guter katholischer Christ ihrer Leitung anvertrauen, alle ihre geistlichen Verrichtungen sind Gottesräuberische Unternehmungen, weil sie nicht von der wahren Kirche Jesu Christi authorisirt und gesendet sind, und sie sind eben deßwegen nicht nur selbst Kinder des Verderbens, sondern ziehen auch alle diejenigen mit sich in die ewige Verdammniß, die sich von ihnen die heiligen Sakramente administriren lassen. Auf diese Gründe weiß nun der konstitutionelle Bischof so viel als gar nichts zu antworten; und eben das bestärkt in uns die Vermuthung, daß diese ganze Geschichte, so wie die hier mitgetheilten Gespräche, von einem ächt päpstlich gesinnten Priester erdichtet sind, um die konstitutionelle Religionsverfassung in Frankreich dem Hasse sogenannter ächter Katholiken Preiß zu geben, und die sämmtlichen konstitutionellen französischen Bischöfe und Priester dem Gespötte und der Verachtung des katholischen Pöbels blos zu stellen. Wenn

diese

diese Bogen mit weniger Kenntniß und Mäßigung geschrieben wären; so würden wir sie für ein Produkt von der Augsburger Exjesuiten-Bande halten, dem man den Schild — aus dem Französischen — nach der Gewohnheit dieser feinen Herren aufgeheftet hat, um die böse Waare besser an den Mann zu bringen.

Zehn Predigten zum Lobe des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu Christi; nebst zween besondern Reden, von der östern christlich frommen Kommunion, und von dem heiligsten Herzen Jesu. Vorgetragen von dem Verfasser der Abhandlung über das göttliche Gebot der östern christlich frommen Kommunion, einem Weltpriester, Pfarrer des Augsburgischen Kirchsprengels. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Doll. 1792. 8. 17 Bogen.

Ein gewisser hochgelehrter Dechant des Weilheimer Kapitels, Herr Stanislaus Aloys Kaiser, vier und zwanzig Jahre lang verdienstvoller Pfarrer zu Raisting, und nun ein eben so eifriger Arbeiter in dem Weinberge des Herrn zu Seehausen, rufte aus der ganzen Fülle seines liebenden Herzens mit dem heiligen Franz von Sales: — **Es lebe Jesus, Jesus der Gekreuzigte!** — (Das heißt, er ließ zwölf Predigten von Jesu drucken.) Damit war der verdienstvolle Mann nicht zufrieden; sondern er fieng noch einmal an aus der Fülle seines frommen Herzens zu rufen: **Wo Jesus lebt, da lebe auch die Mutter Jesu! Es lebe also die heilige Jungfrau Maria!** — (Das heißt, er ließ zwölf andere Predigten von der Verehrung der heiligen Jungfrau Maria, allen ihren Pflegkindern zum Troste, drucken.) Zu diesem zweyfachen Herzensrufe setzt nun unser Vf. den dritten hinzu: — **Es lebe der heilige Joseph, der Nährvater Christi!** (Das heißt, er läßt zehn Predigten zum Lobe des heiligen Josephs drucken.) — So viel von der Veranlassung zu diesen Predigten. Sie enthalten sämmtlich viele und mannichfaltige Tändeleyen mit dem heiligen Joseph und mit dem allerheiligsten Herzen Jesu,

in einer frömmelnden Sprache, und gehören in die zahlreiche Klasse geistloser katholischer Predigten.

G.

Chemie und Mineralogie.

Des Herrn Lavoisier ꝛc. System der antiphlogistischen Chemie. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt, Professor der Chemie und Königl. Preuß. Hofapotheker zu Berlin ꝛc. Mit zehen Kupfertafeln. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 428 Seiten. gr. 8. Zweyter Band. 265 Seiten. 2 Rℓ. 8 gr.

Durch diese Uebersetzung ist nun also das seit verschiedenen Jahren in Deutschland bekannt gewordene neue chemische System des Herrn L. auf deutschen Boden verflanzt worden. Alle dessen besondere Grundsätze sind darinn jetzt im Zusammenhange zu übersehen, und können nun desto bequemer geprüfet werden.

Wir wollen denen, die noch nicht damit bekannt seyn mögen, einen kurzen Begriff davon zu verschaffen suchen. Das ganze Werk besteht aus drey Theilen, wovon zwey den ersten Band und der dritte den zweyten Band ausmachen.

Im ersten Bande enthält der erste Theil die Beschreibung von der Bildung der luftförmigen Flüssigkeiten und ihrer Zerlegung; von der Verbrennung der einfachen Körper und von der Bildung der Säuren überhaupt. In dessen erstern Abschnitte werden die Verbindungen des Wärmestoffes, und die Bildung der elastischen luftförmigen Flüssigkeit auf den Satz gegründet, daß die Entfernung der Theilchen von einander durch die Wärme, ein allgemeines und beständiges Gesetz der Natur sey, und daß dadurch feste Körper in den luftförmigen Zustand versetzet würden. Unter dem Wärmestoff versteht er eine besondere im hohen Grade elastische Flüssigkeit, die vermöge ihrer zurückstoßenden Kraft die Theilchen der Materie von einander

ander treibt, die sonst, nach ihrer eignen Anziehungskraft, fest zusammenhängen. Er unterscheidet diesen Stoff vom Lichte, giebt aber zu, daß beyde gemeinschaftliche Eigenschaften besitzen. Alle Körper der Natur könnten demnach in drey verschiednen Zuständen fest, tropfbar und luftförmig, nach der Menge des mit ihnen verbundenen Wärmestoffs erscheinen. Die letztern luftförmigen Flüßigkeiten werden unter dem Namen Gas begriffen.

Im zweyten Abschnitt wird eine allgemeine Uebersicht der Bildung und Zusammensetzung des Dunstkreises der Erde gegeben. Hiernach besteht derselbe aus lauter tropfbaren Flüßigkeiten, die bey dem gewöhnlichen Grade der Wärme und Druck im dunstförmigen Zustande, und in beständiger Elasticität sich erhalten können.

Im dritten Abschnitte ist die beobachtete Zerlegung der atmosphärischen Luft beschrieben. Er zerlegte solche durch die Kalzination des Quecksilbers in reine und tödtliche Luft, und bestimmte das Verhältniß der erstern zu 27 und der letztern zu 73. Er urtheilte, daß hierbey von Seiten des Metalles eine Verschluckung des erstern Theils vorgegangen sey, obschon der Verlust dieses Theils auch auf einem andern Grunde beruhen könnte.

Im vierten Abschnitte befindet sich die neue Nomenklatur der Bestandtheile der atmosphärischen Luft. Der feste Grundstoff der reinen respirablen Luft, welchen L. Oxygène genannt hat, ist von Hermbstädt, nach dem beygelegten Begriffe Säurezeugend, im luftförmigen Zustande aber säurezeugendes Gas, der Grundstoff des andern tödtlichen Theils hingegen, von L. Azot genannt, von H. im luftförmigen Zustande azotisches Gas übersetzt worden.

Im fünften Abschnitte wird die Zerlegung des säurezeugenden Gases durch Schwefel, Phosphor und Kohle, nebst Entstehung der Säuren, überhaupt beschrieben. Bey der Verbrennung dieser Körper in der reinsten Lebensluft verschwand die Luft größtentheils, und die Reste der verbrannten Körper wogen gerade um so viel mehr, als das Gewicht von dem verschwundenen Lufttheil betragen hatte. L. setzt hierbey voraus, was er aber an keinem Orte bewiesen hat, daß diese drey brennbaren Körper eine einfache Natur hätten, unzerlegbar wären, beym Brande also nichts in die Luft entweichen ließen, son-

dern

dern der Lebensluft ihren festen säurezeugenden Grundstoff entzögen, mit sich verbänden, und dadurch in Säuren verwandelt würden. Hierbey hat auch selbst der Uebersetzer, ein warmer Freund dieser neuen Theorie, sich nicht entbrechen können, den scharfsinnigen Einwurf S. 77 zu machen: daß Wärmestoff, als denkbare Materie, platterdings ein relativ leichter Stoff seyn, und als solcher das absolute Gewicht des säurebildenden Stoffes vermindern müsse, wenn er damit verbunden sey, und daß folglich auch die hiebey erzeugte konkrete Phosphorsäure mehr wiegen müsse, als die ganze Summe des Phosphors und des verschluckten Grundstoffes des Gases. Aehnliche Einwürfe lassen sich darüber noch mehrere machen. Es ist z. B. erweislich falsch, daß der Ueberrest nach der Verbrennung dieser Körper in ganz reiner Luft ebenfalls rein sey. S. 80. Azotisches Gas, findet sich allezeit im Ueberreste. Ueberhaupt folgt L. aus diesen Beyspielen, daß bey jeder Verbindung eines brennbaren Körpers mit dem säurezeugenden Grundstoffe der Lebensluft eine Säurezeugung erfolge, und daß auf solche Art der brennende Schwefel zur Schwefelsäure, und die brennende Kohle zur Kohlensäure zusammengesetzt werde. Wenn Lavoisiers Kohlenstoff nicht die ganze Kohle (S. 87), sondern nur der schwarzfärbende Theil derselben seyn soll, so versteht er ja darunter eben das, was die Stahlianer sonst Phlogiston genennet haben; so ist es ja ein offenbarer Wortstreit, daß er dies Wesen verleugnet, und eben dasselbe wieder unter anderer Benennung zu seinen Erklärungen aufnimmt.

Im sechsten Abschnitt wird die Nomenclatur der Säuren, besonders der aus Salpeter und Schwefel gezogenen, vorgetragen. Weil nach L. Begriff die Säuren sich in verschiedenen Zuständen der Sättigung mit dem säurezeugenden Stoffe befinden können, welches die Phlogistiker der verschiedenen damit verbundnen Portion Phlogiston zuschreiben, so sucht er diese Abartungen im französischen durch Abänderungen der Endsylben auszudrücken, und nannte die flüchtige Schwefelsäure acide sulphureux, die gewöhnliche reine Schwefelsäure aber acide sulphurique. Diese Benennungen hat H. nach L. Begriff unvollkommne und vollkommne Säuren übersetzt; so bey andern Fällen mehr. Den Namen Vitriolsäure hat er ganz verworfen.

Der

Der siebente Abschnitt enthält die Zerlegung des säurezeugenden Gases durch Metalle. Wenn Metalle in reiner Luft durchs Feuer verkalkt werden, so vermindern sie die Menge der Luft und nehmen am Gewichte zu; das heißt nach L. Begriffen, sie schlucken den säurezeugenden Grundstoff der Luft ein, und werden dadurch schwerer; dann heißen sie oxidirte Metalle. Das Widernatürliche dieses Begriffs, nach welchen sich zu dem glüenden Metall ein Wesen aus der Luft zudrängen soll, muß also gar nicht in Erwägung gezogen werden? Der Grund wird in der größern Verwandschaft des säurezeugenden Stoffs mit den Metallen, als mit dem Wärmestoff, gesuchet. Hierbey werden ebenfalls verschiedne Grade der Oxidation, nach dem mehr oder wenigern Beytritt jenes Stoffes, angenommen.

Im achten Abschnitt wird der Grundstoff des Wassers und dessen Zerlegung durch Kohle und Eisen beschrieben. Wenn Wasserdämpfe durch glüende gläserne Röhren, worinn Kohlen oder Eisen befindlich sind, geleitet werden, so wird im ersten Fall Kohlensäure und brennbares Gas, im andern Falle aber keine Kohlensäure, sondern nur entzündbares Gas, erhalten. So viel das Wasser hierbey am Gewichte verloren, hat das Eisen, das dadurch verkalkt worden, am Gewichte zugenommen. Dies sieht L. für eine Zerlegung des Wassers an, das aus säurezeugenden Grundstoff und dem Grundstoff des entzündbaren Gases, oder dem wasserzeugenden Stoff bestehen soll, davon der säurezeugende Stoff mit dem Eisen verbunden, der andere Theil in Verbindung des Wärmestoffs die brennbare Luft bilde. Im andern Falle aber werde aus dem Kohlenstoff, und dem säurezeugenden Stoffe die Kohlensäure zusammengesetzt. Bloße Wasserdünste durch glüende gläserne Röhren geleitet, sollen gar keine Gasart verursachen, wovon doch nach vielfältigen Erfahrungen das Gegentheil bekannt genug ist. In diesem wasserzeugenden Stoffe, der durch Verbindung mit Wärmestoff die brennbare Luft darstellt, glaubt L. einen neuen entzündlichen Körper gefunden zu haben, den er doch im reinsten einfachsten Zustande eben so wenig abgesondert darstellen kann, als die Phlogistiker ihren behaupteten brennbaren Grundstoff, der auch, nach genauer Erwägung, mit diesem völlig gleichartig zu seyn scheint. Also scheint L. oft gegen die Phlogistiker mit ihren eignen Waffen zu streiten. Die angeführten Bestandtheile des Wassers sucht er auch durch

Zusam-

sammensetzung zu erhärten, indem er bey einer künstlich ranstalteten Verbrennung des brennbaren Gases in der Lensluft, nach der zum größten Theile erfolgten Verschwinung der Gasarten, eben so viel Wasser am Gewicht erhalten, s jene vorher gewogen haben. Es scheint aber hierbey Hrn. und allen andern, die diesen Versuch angestellet haben, der trächtliche Umstand entgangen zu seyn, daß hierbey am Ende e ein luftleerer Raum entsteht, sondern allezeit azotisches as überbleibt. Diese Wasserlehre, die von den Antiphlogitern als eine der wichtigsten Stützen ihres neuen Gebäudes trachtet wird, scheint also gar keine dauerhafte Festigkeit zu iben. Sie scheinen dabey ihren eignen Grundsatz aus der cht gelassen zu haben, daß alle Gasarten durch Wärmestoff isgedehnte feste Körper sind, und daß der feste Grundstoff s Wassers auch eben der Grundstoff des entzündbaren Gases y, bey dessen Verbrennung wohl eine Wiederherstellung des Wassers, aber keine Erzeugung denkbar und erweißlich ist.

Der neunte Abschnitt enthält die Berechnung von der uantität des Wärmestoffs, der bey verschiednen Arten der erbrennung entwickelt wird, und in den folgenden wird die erbindung der brennbaren Substanzen unter einander, die eschreibung der Säuren von mehrern Grundbasen, die Zerzung der Pflanzen- und thierischen Stoffe durchs Feuer, die rlegung der oxidirten Pflanzenstoffe durch weinigte Gähng, die faule und saure Gährung, die Erzeugung der Neuilsalze, nach eignen Grundsätzen, beschrieben.

Der zweyte Theil handelt von der Verbindung der Säu mit den salzfähigen Grundbasen, und von der Erzeugung Neutralsalze, in tabellarischen Abrissen dieser verschiednen rbindungen.

Im zweyten Bande, welcher den dritten Theil dieser hrift enthält, wird in acht Abschnitten die Beschreibung der chiednen Vorrichtungen und der Handgriffe bey den chemi n Operationen ertheilt. Von Instrumenten, die zur Bemung des absoluten Gewichts und der spezifischen Schwere iger und fester Körper gehören; von der Gasometrie, oder Arten, die Gasarten nach ihrem Volumen zu messen, von nder zu scheiden und nach dem Gewicht zu bestimmen; den Apparaten, die sich auf das Maas des Wärmestoffs hen; von den blos mechanischen Operationen, und den

Mit

Mitteln, welche die Chemie anwendet, die Theilchen der Körper von einander zu trennen, ohne sie zu zerlegen, und umgekehrt, sie wieder mit einander zu vereinigen; von den pnevmatisch-chemischen Destillationen; den metallischen Auflösungen und einigen andern Operationen, die sehr zusammengesetzte Apparate erfordern; von den Operationen, die zur eigentlichen Verbrennung und zum Verpuffen gehören; und von den nöthigen Instrumenten, um die Körper bey sehr hohen Temperaturen zu bearbeiten.

Die Uebersetzung dieser Schrift, deren Original wir nicht zur Hand haben, scheint getreu und gut gerathen zu seyn. Bey der neuen französischen Nomenklatur hat der Uebersetzer zwar immer die Hauptbegriffe zu erhalten gesucht, obschon etwas hart auffallende Namen daraus entstanden sind; doch hat er auch wieder in andern Fällen die Benennungen glücklicher gewählet. Unter den noch besondern weitläufigern Zusätzen des Uebersetzers, ausser den unter dem Text befindlichen Anmerkungen, worinn zwar überhaupt das neue System mehr zu vertheidigen gesucht wird, finden sich dennoch allerhand Bedenklichkeiten, Einwürfe und Angaben von noch zu erörternden Umständen.

Die folgende Zeit wird gewiß durch den thätigen Fleiß der Deutschen die Entscheidung zwischen den Phlogistikern und Antiphlogistikern endlich bewirken, und die bey letztern noch obwaltenden Täuschungen heben, wovon sich Rec. nicht entbrechen kann, bey dieser Gelegenheit ein Beyspiel mit anzuführen. Schwefel und Fett sind beydes brennbare Körper, die keine Säure zu erkennen geben. Nach Einwirkung des Feuers aber kommen aus beyden Säuren zum Vorschein. Von diesen glaubt nun Hr. L., daß die Säure des erstern, nach seiner vorgefaßten Meynung, durch Beytritt eines gewissen Bestandtheils der atmosphärischen Luft erst erzeugt und zusammengesetzt seyn soll; die letztere aber sieht er richtig für ausgeschieden an, ob sie gleich beyde auf einerley Art erhalten werden. Sollte man also nicht am richtigsten urtheilen, daß, so wie aus Talg nach S. 423. Th. I. die Säure geschieden und mit dem Kalche verbunden und daraus fettsaurer Kalch erhalten werde, eben so auch der schwefelsaure Kalch entstanden sey, der aus der Verbindung des Schwefels mit lebendigem Kalche durch Hülfe des Feuers erlanget werden kann, und daß folglich die dazu erforderliche Schwefelsäure eben so gewiß aus dem Schwefel, ohne vorgegangene Entstehung, geschieden seyn müsse?

 Da

Da wir den nächsten Auszug niederschrieben, glaubten wir noch nicht, daß der Zeitpunkt so nahe sey, in welchem die vollkommne Entscheidung zwischen den Phlogistikern und Antiphlogistikern vollendet werden würde, der doch nun schon wirklich eingetreten ist. Nach Westrumbs neuestem Versuch hat frisch bereiteter rother Quecksilberkalch bey dessen Wiederherstellung auch nicht ein Luftbläschen geliefert. So ist denn dies wieder ein starker Beweis, von dem rastlosen Bestreben unserer deutschen Chemisten, Wahrheit zu suchen, und daß sie nicht eher ruhen, bis sie die Grundlosigkeit der auch noch so sehr glänzenden Hirngespinste enthüllet haben. Nun wird sich auch der Hr. Uebers. die in seinen Noten den Phlogistikern ufgeworfenen Fragen, nach den Grundsätzen des brennbaren Stoffs, wohl bald selbst zu beantworten wissen, die er bisher für unbeantwortlich hielt, und die wir ihm zu beantworten Willens waren, solches aber jetzt nicht mehr für nöthig halten.

Km.

Versuch einer französisch lateinisch italienisch teutschen Nomenklatur der neuern Chemie, nach Bacher frey bearbeitet und vermehrt vom teutschen Herausgeber. Leipzig, in der Müllerschen Buchh. 1792. 8. 8 B.

Der Herr Verf. hat nach Bacher, Brugnatelli und Girtanner die neue Terminologie der Chemie in alphabetischer Ordnung zusammengestellt, und, wie Recens. bey einiger Vergleichung gefunden, ganz richtig und genau angegeben. Für Anfänger, die mit dieser neuen Terminologie noch nicht bekannt sind, können diese wenige Bogen zum Nachschlagen also ganz brauchbar seyn. Gemeinnütziger würden dieselben geworden seyn, wenn der Herausgeber wenigstens bey den neuerlich bekannt gewordenen Körpern auch eine Hinweisung auf die Schriftsteller beygefügt hätte, die dieselben zuerst oder am besten beschrieben haben.

An.

Weltweisheit.

Logik für die obern Classen in gelehrten Schulen, bearbeitet von Joh. Georg Nehr, Rector und Inspektor des Windsheimischen Gymnasiums. Nürnberg, bey Stein. 1792. in 8. 152 Seiten. 7 gr.

Da hätten wir also nun auch eine Kantische Logik für gelehrte Schulen, worin nicht nur was Kant selbst hierüber vorgetragen hat, sondern auch aus den Reinholdischen Schriften das hieher etwa gehörige beygebracht ist. Unsrer geringen Einsicht nach ist die Kantische Philosophie nur für solche, die aus Philosophie Profession machen, für Gymnasiasten nicht im geringsten, und es ist immer früh genug, wenn Studirende auf Akademien damit erst bekannt gemacht werden, die schon mehreren Vorrath von Kenntnissen eingesammlet haben. Die Logik, in deren Wesentlichem doch das neue System keine Veränderung gemacht hat, bedarf es nicht, nach dieser Form schon auf Gymnasien gelehrt zu werden, da schon die gewöhnliche und leichtere meistens sehr abschreckend und trocken gehalten, und diese Wissenschaft von den meisten nur noch eines alten Herkommens halber gehört wird. Wir fürchten sehr, der Verf. werde entweder durch diese neue Gestalt noch mehr vom Studium der Logik abschrecken, oder, falls es ihm gelingt, einigen Eifer zu erwecken, nur Nachbeter bilden. Die Einleitung geht von den Vorstellungen, und deren Arten aus, um daraus die Theile der Philosophie, und unter denen auch die Logik herzuleiten, weil die Philosophie mit Bearbeitung der Vorstellungen sich beschäftigt. Uns dünkt, das hätte alles gar füglich dahinten bleiben können; für Gymnasiasten ist eine Uebersicht der ganzen Philosophie, und ihrer Eintheilung noch zu hoch: dafür hätte von dem Zwecke, und dem Nutzen der Vernunftlehre, nach einleuchtenden, und leicht faßlichen Erfahrungen mehreres gesagt werden sollen. Aber auch die Darlegung dieser Gedanken, wie viel schweres, und solchen Anfängern unerreichbares enthält sie nicht! Der Verf. legt nach einer kleinen Erläuterung den Reinholdischen Satz des Bewußtseyns zum Grunde, und definirt, dem zufolge, Subjekt durch dasjenige, was im Bewußtseyn durch sich selbst von der Vorstellung und dem Objekte unterschieden, und durch dessen Thätigkeit die Vorstellung hervorgebracht wird; das Ob-

jekt

jekt, durch dasjenige, was im Bewußtseyn durch das Subjekt von der Vorstellung und von dem Subjekte unterschieden wird, und welches dem Subjekte die Veranlassung giebt, die Vorstellung zusammenzusetzen; die Vorstellung endlich durch dasjenige, was im Bewustseyn durch das Subjekt von dem Objekte und dem Subjekte unterschieden, und an demselben aufgefaßt wird. Daß diese Erklärungen einem Anfänger faßlich gemacht werden können, zweifeln wir sehr, besonders da sie den kleinen Fehler an sich tragen, auch geübtern nicht wohl faßlich werden zu können, weil jede Definition schon die andere voraussetzt, mithin, was man einen Zirkel sonst zu nennen pflegt, in sich enthält. Um das Subjekt zu kennen, muß man schon das Objekt und die Vorstellung kennen, und wiederum kann man das Objekt nicht kennen lernen, ohne das Subjekt und die Vorstellung schon vorher zu kennen. Die Vernunftlehre erklärt der Verf. seinen Vorgängern gemäß durch die Wissenschaft der Regeln des Denkens, Denken aber durch neue Verbindung des schon vorgestellten Mannichfaltigen. Er erwägt nicht, daß bisher auch die Kunst zu beobachten, Versuche zu machen, Beschreibungen zu entwerfen, der Vernunftlehre einverleibt worden sind, und daß nun diese so unentbehrlichen Theile auf einmal weggeschnitten werden, ohne daß man weiß wohin sie kommen sollen. Eine Logik für Gymnasiasten würde, unserm Ermeßen nach, mit diesen vorzüglich sich beschäftigen, und durch sie und ihre Uebung zu höhern Kenntnißen vorbereiten müßen, theils weil diese Theile der Fassungskraft der Anfänger mehr angemessen sind; und theils, weil sie allem übrigen Denken zum Grunde liegen, und an ihnen der Geist zum eignen Denken vornehmlich kann gebildet und gestärkt werden. So erfordert es auch der natürliche Gang des menschlichen Geistes: wir beobachten manche Versuche, und entwerfen Bilder, ehe wir Begriffe machen, und Schlüße bilden. Daß der Verf. seine Logik in die reine und angewandte abtheilen, und jede besonders behandeln wird, läßt sich aus dem Gesagten von vornherein schon erwarten. Daß diese Eintheilung ihren wissenschaftlichen Nutzen hat, das von einander zu sondern, was in der Vernunftlehre a priori erkannt wird, von dem was nur die Erfahrung an Hand giebt, geben wir zu. Daß aber sie in der Bearbeitung einer brauchbaren Vernunftlehre, besonders für Anfänger, rathsam ist, glauben wir deshalb nicht zugeben zu müßen. Die Natur handelt nicht nach unsern Abstraktionen, und das ganz reine ist nirgend, oder höchst selten, Gegen-

stand

stand ihrer Wirkungen. Eine dem Anfänger brauchbare und verständliche Vernunftlehre muß der natürlichen Ausbildung des Geistes auf dem Fuße folgen, und von dem Sinnlichen zum Bildlichen, von da zum Verständlichen und Uebersinnlichen ihn allmählig hinaufheben; sie darf also von der reinen Vernunftlehre durchaus nicht anheben. Die reine Logik hebt der Verf. mit den Definitionen vom Begriffe folgendergestalt an: in weiterer Bedeutung heißt Begriff eine Vorstellung, in der ein Mannichfaltiges verbunden wird; — in engerer eine Vorstellung, worinn das Mannichfaltige einer andern Vorstellung auf Einheit gebracht worden ist; — in engster, eine Vorstellung, worinn das Mannichfaltige der Anschauung verbunden worden. Wie diese Erklärungen einem Neulinge im Denken faßlich gemacht werden können, begreifen wir wenigstens nicht. Zudem gränzen die Ausdrücke so an einander, daß an der Verständlichkeit fast zu verzweifeln ist; was für ein Unterschied ist unter Verbindung eines Mannichfaltigen und dessen Bringung auf eine Einheit? Zwischen Brigung des Mannichfaltigen auf eine Einheit, und Verbindung des Mannichfaltigen einer Anschauung? Zwischen dem Mannichfaltigen einer Anschauung, und dem Mannichfaltigen überhaupt? Wenn hier der Anfänger nicht verzweifelt; so wißen wir nicht, wo er verzweifeln sollte!

F.

Aphorismen über das Erinnerungsvermögen in Beziehung auf den Zustand nach dem Tode. Tübingen, bey Heerbrandt. 1792. 8. 123 Seiten. 8 gr.

Die Leser finden in diesem zwar kleinen, aber wohlgerathenen Versuche eines jungen hoffnungsvollen Gelehrten eine Frage abgehandelt, die für keinen, der nicht schon zum voraus gegen ein zukünftiges Leben bey sich entschieden hat, ohne Interesse seyn kann. „Werden wir uns in einer andern Welt der gegenwärtigen wieder erinnern?“ Ueber diese Frage hatte der Herr Prof. Villaume in zwey Vorlesungen, die in seinem Versuche über einige psychologische Fragen enthalten sind, eine Untersuchung angestellt, und sie aus mehrern Gründen verneinen zu müssen geglaubt. Hierauf antwortet nun der Verf. der gegenwärtigen Schrift, und zwar so, daß er zuerst einige hieher

gehörige Hauptsätze über das Erinnerungsvermögen und den Zustand nach dem Tode vorausschickt, und alsdann die beyden Vorlesungen seines Gegners in mehrern Abschnitten, die er immer sogleich mit seinen Gegengründen begleitet, ganz und unverändert einrückt. Ueber diese wörtliche Wiederholung der Villaum. Abhandlung entschuldigt er sich gleich Anfangs in einer Note, wir glauben aber nicht, daß er eine Entschuldigung nöthig hatte. Wenigstens können nun auch diejenigen, die den Versuch über einige psycholog. Fragen nicht selber besitzen, die von beyden Theilen vorgetragnen Gründe desto leichter und sicherer mit einander vergleichen und beurtheilen, und für die andern ist es doch auch kein grosser Verlust, eine so kleine Abhandlung noch einmal zu bezahlen. Einen Auszug aus dieser Schrift unsern Lesern mitzutheilen, halten wir für überflüssig, statt dessen also wollen wir ihnen nur sagen, was für einen Eindruck das Ganze auf uns gemacht hat. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der Herr Prof. Villaume seinen Gegner an Witz und lebhafter Einbildungskraft weit überlegen ist, dagegen aber zeichnet sich dieser durch eine desto ruhigere und gründlichere Beurtheilung aus. Nur hätten wir gewünscht, daß er das Schwankende und Unbestimmte, das sich unseres Erachtens in der ganzen Villaum. Abhandlung zeigt, schärfer ins Auge gefaßt, und ihn vorzüglich von dieser Seite angegriffen hätte. Man weiß nämlich, wenn man die Vill. Vorlesungen auch noch so aufmerksam liest, doch nie recht gewiß, was er denn eigentlich behauptet, ob er ganz und gar alles Gedächtniß, alles Erinnerungsvermögen überhaupt aus dem zukünftigen Leben hinwegnimmt, oder nur das Vermögen, sich des Gegenwärtigen zu erinnern, und auch dieß letztere angenommen, bleibt es immer noch unbestimmt, ob er gar alles Andenken an unser jetziges Daseyn überhaupt, oder nur die bestimmte Erinnerung an die einzelnen Auftritte und Veränderungen desselben aufhebt. Man begreift es leicht, daß bey einer gründlichen Beantwortung der obenangezeigten Hauptfrage ungemein viel auf die genaue Bestimmung dieser besondern Fragen ankommt. Unser V. hat auch, wir wollen es nicht läugnen, diese Unbestimmtheit in der Abhandlung seines Gegners wohl eingesehen und gerügt; aber doch immer nur wie im Vorbeygehen, und wie uns dünkt, nicht mit derjenigen Ausführlichkeit, mit der es hätte geschehen sollen, und also auch nicht mit dem Vortheil, den er daraus hätte ziehen können, denn nur von dieser Seite

her

hier konnte er seiner Behauptung ein entscheidendes Uebergewicht verschaffen. Wollte nämlich sein Gegner in dem zukünftigen Leben gar keine Gedächtnißkraft mehr statt finden lassen, so müßte er uns auch eine ganz andere Art zu denken, zu urtheilen und zu schliessen geben, und also neue Wesen aus uns schaffen; wollte er hingegen irgend ein Erinnerungsvermögen daselbst zwar annehmen, es aber ganz und gar nur auf die Auftritte des zukünftigen Lebens einschränken, und alles das, was zu unserm gegenwärtigen Daseyn gehört, davon ausschliessen, so müßte dieses entweder abermal ein ganz neues Vermögen unserer Seele seyn, von dem wir jetzt noch gar nichts besitzen, und das würde wohl ziemlich willkührlich angenommen, oder wenn es im Grunde immer noch eben die Gedächtnißkraft selber seyn sollte, die wir jetzt schon haben, so möchte man etwa wohl nicht ohne Grund vermuthen können, daß nicht alle einzelne Auftritte und Veränderungen des gegenwärtigen Lebens ewig in uns haften werden, aber daß auch gar keine Spur mehr von unserm gegenwärtigen Daseyn, und von den wichtigsten Begebenheiten desselben in der zukünftigen Welt wenigstens noch lange genug zurückbleiben sollte, dieses anzunehmen, würden uns alle seine Gründe nicht bewegen können. Doch ist irgendwo das Motto wahr, womit unser Verfasser seine Abhandlung beschließt, so ist es gewiß in allem dem, was die zukünftige Welt angeht:

Quantum est, quod nescimus!

Ab.

Mathematik.

Zuverlässige und in ganz Deutschland brauchbare geometrische Tabellen für Besitzer grosser Landgüter, für Oeconomen und Verwalter, auch überhaupt für alle diejenigen, welche oft Land zu messen haben, und zwar Kunstverständigen zur Bequemlichkeit, Unkundigen aber zur Richtschnur. Nebst deutlichem Unterrichte für die, so seiner bedürfen, von A. G. Lüdemann, Pachtamtmann zu Schweckhausen

hausen im Hochstift Paderborn. Hannover, bey Ritscher. 1792. 107 Seiten. 8. 10 gr.

Es werden oft Plätze von einer gewissen Anzahl Quadratruthen zu mancherley Gebrauch jährlich an andere zur Nutzung ausgethan, oder doch zu andern Zwecken bestimmt. Damit nun, diese abzumessen, nicht immer ein Landmesser geholt werden dürfe, so hat der Verf. Verwaltern und Oeconomen, und allen, die der Titel angiebt, zum Besten, Tabellen berechnet, mit deren Hülfe auch in der Landmeßkunst ganz unerfahrne dies Geschäfte mit Ersparung der Kosten selbst sollen übernehmen können. Allein, die auf diese Arbeit verwandte Mühe, ob sie gleich in sich nicht sehr groß ist, hätte der Verf. doch ersparen können. Denn nicht allein ist der Nutzen dieser Tabellen, ob sie zwar freylich wohl in ganz Deutschland brauchbar sind, dennoch, wenn man auch setzt, daß bey den Zahlen keine Druckfehler eingeschlichen sind, sehr eingeschränkt, sondern es ist auch der Unterricht so deutlich nicht, als der Verf. wähnt, wenigstens für die Classe Leser und Schüler, die der Verf. vorzüglich zum Grunde setzt, theils lange nicht vollständig genug, theils führt er auch solche, wenn sie ohne weiteres Nachdenken folgen, ganz irre, so daß sie in 10 Fällen kaum einmal das richtig erhalten mögen, was sie suchen. Die Tabellen fangen mit 5 Quadratruthen an, und gehen in der Ordnung der Zahlen bis zu 40 Ruthen; dann durch die Zehner von 40 — 100, und endlich sind noch 110, 120, 140 Quadratruthen beygefüget. Woher weiß aber der Verf. ob nicht auch z. E. 58, oder 64, oder 130 ꝛc. Quadratruthen einmal abzustecken sind? Sie zeigen ferner, bey einer gegebenen oder auch angenommenen Breite, die erforderliche Länge, und die Breite fängt durch alle obgenannte Ruthenzahlen hindurch mit 5 Fuß an, und geht durch halbe Füße bis zu 10 Ruthen. Könnte aber, zumal bey größern Plätzen, die Breite nicht eben so gut z. B. 11, 12½ u.s.w. Ruthen seyn? Wie sehr veränderlich ist nicht alles dies! Gesetzt aber auch, daß die Tabellen hinlänglich Fälle enthielten, so beziehen sie sich doch ihrer Natur nach nur auf Rechtecke, und können nur da angewandt werden, wo entweder die Grenzen der Felder schon rechtwinklicht sind, oder wo mitten aus dem Lande ein Rechteck herausgenommen werden kann, und wo man rechtwinklicht Linien auf einander zu setzen weiß. Aber hievon schweigt die Anweisung

sung ganz still. Sagt nur, man soll eine Breite abmesse und denn in der Tabelle die Länge suchen. Um die Wink bekümmert sie sich gar nicht. Und was von mittlern Breit von dem Verf. auch angeführt ist, ist immer doch unrichti so lange die Winkel nicht recht, oder Parallellinien gezog sind.

Wu.

Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmel von Johann Eckert Bode, Königl. Preuß. Ast nom, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu B lin. — Sechste verbesserte Auflage. 612 Octa seiten, mit des Verfassers Bildniß, funfzehn K pfertafeln und einer allgemeinen Himmelschar Berlin, bey Himburg. 1792. 4 Rk.

Die fünfte 1788; jetzo sind neue Entdeckungen und Bem kungen eingerückt; um Platz zu erhalten, ist der Lauf der P neten nur für die in diesem Jahrhunderte noch übrigen ne Jahre stehen geblieben, auch in den Kupfern ist unterschie nes verbessert worden. Diese Ausgabe ist der Durchl. Her ginn von Sachsen-Gotha zugeeignet.

Hz.

Gelehrtengeschichte.

Leben und Schriften Simonis Lemnii, worin beso ders von seinen berüchtigten Epigrammen hinlän liche Nachricht ertheilet wird, von G. T. Strob Pastor in Wöhrd. Nürnberg und Altdorf, b Monath und Kußler. 1792. 156 S. 8. 9 K

Nicht mehr und nicht weniger als ein besonders veranst ter Abdruck desjenigen Versuchs, über das Leben und Schriften dieses aus Graubündern bürtigen, nicht schlech Kopfes, womit Herr Str. den dritten Band seiner ne Beyträge zur Litteratur des XVIten Jahrhunderts eröff

hatte. Der Theil unsrer Allg. d. Bibl. worin die Fortsetzung dieser Beyträge angezeigt wird, schwitzt vermuthlich schon unter der Presse. Rec. verweiset daher, auch was vorliegenden Artikel betrifft, auf den davon gelieferten summarischen Auszug, und die dabey etwa gemachten Bemerkungen. Da schon mehrere Literatoren, und auch Leßing in seinen kleinen Schriften erster Ausgabe, sich mit Lemnii Schicksalen, und dem Benehmen Luthers dabey, beschäftiget: so ist es angenehm, nunmehr Alles beysammen, und mit den nicht unerheblichen Erläuterungen bereichert zu finden, die Herrn Str. gewohnter Fleiß dem Ganzen zu verschaffen gewußt hat. Daß solcher diesen Aufsatz besonders abdrucken ließ, wird denen, die sich mit Gelehrtengeschichte im engsten Sinne beschäftigen, desto lieber seyn, da in den Beyträgen selbst sich so manches befindet, das auf biographische Litteratur eine nur entfernte Beziehung hat. Wenigstens sind dergleichen aus vermischten Sammlungen gezogene Abdrücke ungleich eher zu billigen, als das Verfahren vieler von unsern Schriftstellern, die, nachdem sie eine Menge von Aufsätzen einzeln der Presse übergeben, eh man sichs versieht, mit ganzen Sammlungen zum Vorschein kommen, ein oder das andere frische Stück Arbeit darunter werfen, und somit den Beutel des Publici zu doppelter Ausgabe nöthigen. Daß keine Messe ohne dergleichen Finanzoperationen vorbeygeht, ist bekannt; und je besser der Schriftsteller ist, der solche Brandschatzungen sich zu Schulden kommen läßt, desto verdrießlicher wird es, ihn von einer so unliterarischen Seite kennen lernen zu müssen.

Ea.

Ueber die jüngsten Schicksale der Alexandrinischen Bibliothek. Eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen, von *Karl Reinhard*, Doktor der Philosophie. Göttingen, bey Dietrich. 1792. 69 Seiten. 8. 3 gr.

Es ist bekannt, auf was für eine Weise der Untergang der großen Alexandrinischen Bibliothek im Jahr Christi 640 erzählt wird. Unser Verfasser ist nicht der erste, der diese Geschichte bezweifelt. Er führt auch diejenigen sehr aufrichtig an, welche bey ihm den Zweifel gegen die Wahrheit derselben erregt

erregt haben. Er hat mit Scharfsinn die Bedenklichkeiten, welche ihr im Wege stehen, aufgesucht und mit Fleiß gesammlet. Johannes Philoponus um die Zeiten des Caliphen Omar, da jene Begebenheit sich zugetragen haben soll, sagt im Comment. über Aristoteles Analytik, daß in den alten Bibliotheken 40 Bücher der Analytik zu finden gewesen seyn, und scheint damit zu erkennen zu geben, daß zu seiner Zeit keine Bibliothek mehr in Alexandrien, wo er schrieb, zu finden sey. Ammonius zu Anfange des 6ten Jahrhunderts, hat eine ähnliche und noch deutlichere Stelle. Diese beyden Zeugnisse sind die Hauptgründe, die gegen die gewöhnliche Erzählung, die aus den Arabern Abulfaradsch und Abdollatif genommen ist. Der Verf. findet noch in dem Factum selbst verschiedene Unwahrscheinlichkeiten, worauf sich großentheils wohl antworten ließ. Die Schicksale der Stadt scheinen ihm endlich von der Art zu seyn, daß sie das Daseyn einer Bibliothek bis auf das 7te Jahrhundert nicht wohl zulassen.

Fh.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

M. Christian Benedikt Wilkens, Rect. Schol. Ex. Geographie, tabellarisch eingekleidet zum Schulgebrauch. Leipzig und Altona, bey Kaven. 1792. 16 Bogen in 8. 12 gr.

Wenn das Ding nicht etwan eine neue eigenmächtige Auflage eines alten Tröstes ist, so ist es kaum zu begreifen, wie in unsern Tagen eine so gar elende, oberflächliche Geographie geschrieben werden konnte, die wenigstens um 50 Jahre zu alt ist. Sie heißt tabellarisch, weil jedes Land nach folgenden zehn Nummern beschrieben wird: Nahmen und Größe, Gränzen, Flüße, Eintheilung, Historia, Chronologia, (in der ersten werden die Begebenheiten genannt, und in der andern nach Jahren oder Jahrhunderten bestimmt) Genealogie, Heraldic, Numismatic, (wir schreiben die Namen ab, wie wir sie finden) und Merkwürdigkeiten. Nun einige Proben: Der Verf. zählt noch vier Welttheile, ein Atlantisches Meer: Europa ist eine sitzende Jungfer; Josua hat die Landcharten im

gleich-

gelobten Lande eingeführet; Die Erde begreift in sich 5400 Meilen; der Verf. weiß nicht, daß Portugall itzt eine Königin, und Spanien Carln IV zum König hat; Portugal verkauft Elephantenzähne und Brasilienholz — als wenn solche im Lande gezeugt würden — und warum denn nicht auch Diamanten? Die Spanier legen sich früh um 9 Uhr schlafen, und stehen um 3 Uhr Nachmittags wieder auf, essen Brod, Zwiebeln, Rettige und Knoblauch. Frankreich bestehe aus 12 Provinzen, und ist noch ein uneingeschränktes Königreich, hat 18 Millionen Menschen. Der König von England bekommt jährlich 800,000 Pf. Sterling zum Hofstaat. Donauwerth ist nunmehr 1705 vom Kayser wieder zu einer freyen Reichsstadt gemacht worden. Deutschland wird noch, um der Zeitungen willen, nach 6 Flüßen eingetheilt, und die verschiedenen Reichslande ordnungslos untereinander geworfen. Das Bisthum Regenspurg fehlt gar. Lüttich wird zu den Niederlanden, und Elsaß zu Deutschland gerechnet, und die Besitzer nicht angegeben. Daß es einen österreichischen Antheil an Schlesien giebt, wird nicht gesagt. Der fünfte Welttheil wird noch unter dem Namen eilf unbekannter Länder unter dem Südpol angegeben, u. darunter Diemensland besonders genennt. Die Amerikaner sollen, nach dem globo terrestri, antipodes von uns seyn. Auf eine ganz sonderbare Art werden die allgemeinen Nachrichten, z. B. von Volksmenge, Religion, Fabriken u. s. vereinzelt hie und da eingeworfen, wo man sie gar nicht sucht. Druck und Papier ist der innern Beschaffenheit des Buchs vollkommen angemessen.

Mir.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines Freundes gezogen von dem Herausgeber. Viertes Stück. Leipzig, in der Dyk. Buchhandl. 1793. 126 Seiten. 8. 9 gr.

Auch dieses Stück ist nicht minder reichhaltig, als die vorigen. — Fortsetzung der im ersten Stück abgebrochenen Reise durch Südwallis bis Monmouth und von da nach Eton und Windsor. Im Jahr 1784. Die Wye ist derjenige großbritannische Fluß, dessen Ufer vor allen andern die meisten und schön-

schönsten malerischen Parthieen hat. Landschaftsmaler reisen jährlich in Menge dahin, und studiren die schöne und reiche Natur. Er ist, wie die meisten Flüsse dieser Inseln, nur klein, und wird nicht eher beträchtlich als da, wo er den Einfluß der Fluth vom Meere fühlt. — Bey dem Pferderennen in Maidenhead, sagt der Vf., kam ich zufällig mit dem Prinzen von Wallis und dem Herzog von York in Eine Bude zu stehn. Sie waren nicht besser gekleidet als ich, und erweckten in mir aufs neue Betrachtungen über den Unterschied, der zwischen einem hiesigen und einem deutschen kleinen Fürsten ist. Hier mischt er sich mit andern Menschen im täglichen Leben, und zeichnet sich von den übrigen nicht anders aus, als durch vorzügliche Höflichkeit. Zweite Reise nach Irland durch die Grafschaft Monmouth und Südwallis auf einer andern Straße, 1787. Scharfes Gesicht der Seefahrer und der Leute, die am Seeufer leben. Wenn der Verf. nichts als einen schwarzen Fleck in der Ferne sah, sagte man ihm, dort sey ein Schiff, oder ein Brig, oder eine Schaluppe, und ehe er noch die Art des Fahrzeugs erkennen konnte, sagte man ihm, was für eine Flagge es führe. Aus der Form und dem Bau eines Schiffs sehn sie oft, welcher Nation es gehört, noch ehe man die Flagge unterscheiden kann. — Rückreise aus Irland auf noch einer andern Straße, 1788. Volkmann ist über Wallis sehr kurz und mager, aber ohne seine Schuld. Es ist zur Verwunderung wenig über dieses Land geschrieben worden, ob es gleich viel bereist wird. — England ist zu allen Zeiten ein sehr reiches und mächtiges Land gewesen, und war schon Jahrhunderte vor der Reformation ungleich weiter in der Cultur vorgerückt, als viele andere westliche Völker. Man vergleiche nur seine alten Schlösser und Kirchen mit den größten und prächtigsten, die man in Deutschland, der Schweitz, Elsaß und Frankreich sieht! Jene sind oft von einem ungeheuren Umfange, und die Bauart trägt kein Zeichen der Barbarey. Der Umfang, die Höhe und Menge der Zimmer zeigt, daß man sehr edle Begriffe von Größe und Pracht hatte. (Dies beweißt indeß mehr für den Reichthum, oder auch nur für die Gewalt einzelner Großen des Reichs, als für den wahren Wohlstand des ganzen Landes. Im Gegentheil belehren uns die zuverlässigsten Geschichtschreiber, daß in England der Bürger und Landmann bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sehr arm und ungebildet geblieben sey. Im Jahr 1590 fanden sich in London nur 4 Kaufleute, die auf 400 Pf. Sterling geschätzt wurden.

Mehr

Mehr ähnliche Data findet man bey Hume und andern) — Reise durch die Grafschaft Monmouth. Sie hat unaussprechlich reitzende Gegenden. Die von Chepstow ist so romantisch, daß kaum etwas in der Schweitz mit ihr zu vergleichen ist. Hier steigt in der Wye die Fluth höher, als an irgend einem Orte der bekannten Welt. Bisweilen erreicht sie eine Höhe von 63 Schuh, und ist selten weniger, als 40. — Wenig Länder sind so ausserordentlich cultivirt und so häufig mit Landstraßen durchzogen als England. In Frankreich muß man, um 200 Meilen von einem Orte zum andern zu kommen, einen Umweg von 20, 30 und mehr Meilen in gewissen Provinzen machen; in E. hingegen findet man nach allen Richtungen gemachte Landstraßen (turnpike - roads) und Chaisen und Postpferde. „Je mehr und je länger ich E. sehe, (ruft der Vf. aus) desto mehr muß ich die ausserordentliche Cultur des Landes und in den Menschen die Civilisation bewundern. Wie wenig kennt man noch immer dieses Land aus den Reisebeschreibungen, und wie wenig wissen von demselben die mehresten, die selbst darüber geschrieben haben!" — Zur Charakteristik des gegenwärtigen sittlichen Zustandes von E. 1791. Nachricht von einem höchst merkwürdigen Rechtshandel. — Die Frau eines gewissen Duberley hatte lange mit einem General in Ehebruch gelebt, und zwar so, daß der Mann es wußte: gleichwohl forderte dieser endlich vor Gericht 10,000 Pf. St. Schadloshaltung, und zum allgemeinen Erstaunen sprach ihm die Jury 5000 Pf. zu. Der Richter nannte den 60jährigen General einen grauen, verworfnen, entehrten Ehebrecher! — So öffentlich und mit so aufgerichtetem Haupte das Laster in England einhergeht, so zeigt sich doch noch immer in den Gerichtshöfen eine Reinigkeit, Würde und Schärfe, die der Nation Ehre machen. Die Richter, Advocaten und Geschwornen nennen und behandeln das Laster, wie es ist, ohne Rücksicht auf Person oder Rang. Vor Kurzem wurde ein Parlamentsglied, eines falschen Eides wegen, zu Gefängniß und Pranger verurtheilt. Der Mann, dem seine Verurtheilung sehr unerwartet kam, glaubte, seine Stelle gäbe ihm gewisse Vorrechte, und that darüber Anfrage. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, sagte der Richter zum Constabel: Führt ihn fort! — Gegenwärtiger blühender Zustand von England. 1792. Nach dem unglücklichen americanischen Kriege schien der Staat verloren. Die Interessen der Nationalschulden verschlangen allein über [illegible] der Einnahme; täglich

furch-

fürchtete man einen Nationalbankerot. Allen diesen Uebeln trat ein junger Mann, damals noch nicht 25 Jahr, entgegen, (Pitt) und es gelang ihm, den Nationalcredit wieder herzustellen, die Einkünfte zu vermehren, und einen Anfang mit Tilgung der Nationalschuld zu machen. Die Mittel, wodurch er dies zu Stande brachte, waren die Fundirung aller fliegenden Schulden (bills) zweckmäßige Auflagen, seine Weinakte, die Verminderung der Auflagen auf hitzige Getränke, Weine rc. wodurch der Schleichhandel gehindert wurde und die Schatzkammer gewann, u. s. w. Auch der zunehmende Handel vermehrte die Einkünfte des Reichs. Der Ertrag aller bleibenden Taxen von 1783 — 84. war 10,194,259 Pf. St. von 1790 — 91. hingegen: 14,072,978 Pf. St. Den zunehmenden Handel der Stadt Liverpool kann man daraus ersehen, daß die Docken-Auflagen (Dock Duties) daselbst im Jahr 1752. 1776 Pf. St. betrug, im Jahr 1791. aber 11,645 P. St. 1757. liefen dort 1371. im J. 1791. aber 4045 Schiffe ein. Der gegenwärtige blühende Zustand entsteht jedoch nicht einzig daraus, daß das Land wohl regiert ist, daß es alle Arten von Kräften in sich selbst hat, und daß der Bürger unter dem Schutze der Freyheit genieset, und sein Geist, seine Industrie und seine unternehmende Seele ausserordentliche Hülfsquellen auftreibt; man muß auch etwas auf die Rechnung anderer Länder setzen, die zum Theil schlecht regiert werden, zum Theil unter dem Drucke der Sclaverey seufzen, oder auch durch ihre innere Unruhen grossen Verlust erlitten haben. Die schlechte Regierung von Spanien; die bürgerlichen Unruhen, die Holland seit dem Amerikanischen Kriege mehrere Jahre zerrissen haben; die Gährung in den österreichischen Niederlanden; der immer mehr allgemein werdende Geschmack von ganz Europa für Englische Produkte; und mehr als alles das, die traurige Lage, in der sich Frankreich seit einigen Jahren befindet, haben ohnstreitig das Ihrige zur Größe von England beygetragen. Eine Menge Franzosen haben das baare Geld, das sie auftreiben konnten, in die Englischen Stocks gelegt, und allerdings dazu geholfen, daß diese so beträchtlich gestiegen sind. — Pitts Ostindische Bill. Veranlassung, Geschichte und Inhalt derselben.

Erziehungsschriften.

Beyträge zur Schulpädagogik, von Johann Genersich, Professor am protestantischen Gymnasio illustri zu Käßmark in Ungarn, Wien, bey Stahel, 1792. 15 Bogen in 8. 18 gr.

Das Wort Pädagoge, welches bey den Griechen einen Domestiken bezeichnete, der als Aufseher und Begleiter bey den Kindern seiner Herrschaft angestellt war, hat nun einmal in unsern Zeiten die ehrenvollere Bedeutung, den Begriff bald eines Schriftstellers über Erziehung, bald eines praktischen Erziehers auszudrücken. Dawider läßt sich nichts sagen.

Eine Schulpädagogik hätte also weiter nichts als zu zeigen, wie und wieviel auch in Schulen zu dem allgemeinen Zwecke der Erziehung mitgewirkt werden könnte und müßte. Allein es ist fast unbegreiflich, welche Verwechselung und Verwirrung der Begriffe Erziehung und Unterricht hier noch den meisten Menschen, den meisten Schriftstellern in diesem Fache zu Schulden kommt. Selbst unser Verf. ist nicht frey davon, und so viel Schönes, Bestimmtes und Brauchbares er hier in gedrungner Kürze über Schulen gesagt hat, so herrscht doch diese Unbestimmtheit fast im ganzen Buche.

Seine Schrift hat den löblichen Zweck, bey der zu erwartenden Schulorganisation in seinem Vaterlande die Aufmerksamkeit seiner Nation auf diesen Gegenstand zu richten und zu leiten. Und er verdient wahrlich, dabey gehört zu werden. Mit einem weitumfassenden Ueberblick zieht er alles in Betrachtung, was sich auf gründliche Schulverbesserung bezieht, ob er gleich die Resultate seiner Beobachtungen hier und da willkührlich wie die einzelnen Blätter einer Sibylle zusammen reihet. Bekanntschaft mit den neuesten Verbesserungen der Pädagogik und Methodik leuchtet allenthalben hervor, und Empfänglichkeit für alles Gute und Bessere empfiehlt ihn.

Er fängt an vom Verdienst, bringt es in Classen, und bestimmt das Verdienst des Erziehers. Aber wer ist der Erzieher? „Ich meyne nicht (sagt er) den Schullehrer, nicht den „Professor, auch nicht den Lehrer der Religion, sondern den „Erzieher im eigentlichen Verstande.“ — Und gleichwohl setzt

er

er in der vorhergehenden Classification das Verdienst des öffentlichen und Privaterziehers über Helden und Gelehrte hinweg; und beantwortet es sich in einer Note, daß zu dem Stande der öffentlichen Erzieher auch die Lehrer der Religion gehören. Also was er hier einschließt, schließt er auf der folgenden Seite schon wieder aus. Im eigentlichen Verstande haben wir also gar keine öffentlichen Erzieher, aber wohl öffentliche Lehrer. Väter, Mütter, Wärterinnen, das sind die Erzieher, und alle, die das Kind umgeben und durch Urtheile und Beyspiel, absichtlich oder unabsichtlich, auf dasselbe Eindruck machen, sind Erziehergenossen. Es giebt also gar keinen Stand von Erziehern: noch viel weniger kann er mit andern Ständen rangirt werden.

Seite 11 kommt er auf die Frage: was ist Erziehung? Sie ist — **Entwickelung aller Theile des Menschen.** Nicht doch aller Theile, sondern aller **Kräfte;** und auch nicht einmal aller Kräfte.

Ich werde, um nicht zu weitläuftig zu seyn, nur die Rubriken angeben, und dem Leser es überlassen, in dieser Nomenclatur den Ideengang des Verf. zu erkennen. Nur hin und wieder wird eine kleine Anmerkung oder Urtheil einzuschalten seyn.

Wermuth und Honig in dem Becher des Lebens. Anweisung zur Glückseligkeit. Klassen des Vergnügens, und verschiedener Werth derselben. — Umfang der Erziehung und Erkenntnißgrund der Erziehungsgesetze. Oeffentliche und Privaterziehung, nebst Abwägung ihrer Vortheile und Nachtheile. (Hier ist nun der gewöhnliche Punkt des Verstoßes und der Verwechselung in Worten, welche natürlich auch Verwechselung in Begriffen und falsche Consequenzen nach sich zieht. Erziehung ist Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte des Kindes, um ihrer Aeusserung eine zweckmässige Richtung zu geben. Sie fängt früh, gleich beym ersten vollendeten Jahre des Kindes, an, und ist also längst eingetreten, ehe eigentlicher Unterricht hinzukömmt. Ob nun gleich die Entwickelung körperlicher Kräfte immer etwas vorangeht, so ist es doch gewöhnlich geworden, weil die geistigen Kräfte edlerer Art sind, und in Schulen vornehmlich mehr geübt werden, die Schule mit der Erziehung zu verwechseln. Allein auch die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ist schon durch den häuslichen Umfang der Schule vorangegangen, und in

Schulen wird nunmehr der Stoff hergegeben, woran diese schon angeregten Kräfte geübt und erweitert werden sollen. Folglich ist Unterricht nur ein später-eintretender und untergeordneter Theil des allgemeinen Zwecks der Erziehung, und die Frage müßte nie aufgeworfen seyn, ob öffentliche oder Privaterziehung — denn wir haben ja gar keine öffentliche Erziehung — sondern ob öffentliche Unterrichtsanstalten oder Privatunterricht den Vorzug verdienen.)

Karakter des Erziehers. (Dieselbe Verwechselung läuft nun durch das ganze Buch fort). Kollisionen des Erziehers. (Man setze in Gedanken nun immer dafür: des Lehrers. Uebrigens ist dieser Artikel immer eins der Hauptreforme am bedürftigsten, um nicht den Zweck und die Würksamkeit des Lehrers zu vereiteln. Es wird wohl am spätesten daran gedacht werden: aber dafür auch am spätesten ein wesentliches Ganze aus allen kleinen einzelnen Aenderungen herauskommen. Der Stand steht noch immer zu niedrig, zu isolirt, um Menschen von thätigem Geiste hineinzulocken, oder, wenn sie drinnen sind, ihre Strebsamkeit nicht unterdrücken zu lassen.)

Selbstkenntniß. Menschenkenntniß. Körperliche Erziehung. Reinlichkeit, Mässigkeit. Zweck des Unterrichtes (zu scientifisch gespaltet). Gegenstände desselben. (Hier scheint für das weibliche Geschlecht doch unter 14 Nummern ein wenig zu viel aufgegeben zu seyn, wenn die Rede vom Geschlecht, und nicht von einzelnen Seltenheiten desselben seyn soll. Auch wäre die Bestimmung der Unterrichtsgegenstände nach dem Genie des Zöglings, und dann nach dessen zukünftiger Bestimmung, besser in Eins verschmolzen).

Methodik. Synthetisches und analytisches Genie. Specielle Methodik. Pädagogische Disciplin. Grundgesetze derselben. Pädagogische Legislatur. Grade der scholastischen Verbrechen, mit beygefügter Pönal-Sanktien. (Dieser und der vorhergehende Abschnitt verdienen die Aufmerksamkeit und Untersuchung am meisten. Denn an anwendbaren Schulgesetzen fehlt es in den mehresten Schulen).

Schulorganisation. Unterschied der allgemein brauchbaren und relativ nützlichen Kenntnisse. Allgemeine Classification der Schulanstalten. Revision der Schulwissenschaften. Erziehungssystem (wieder Verwechselung der Begriffes). Subordination (der Lehrer nämlich). Grenzen des Schul- und

und akademischen Unterrichts? Selbst ist, wenn gleich nichts Neues, doch viel Nützliches und Wahres zusammengedränget). Specielle Revision der Schulwissenschaften: (Hier werden von jeder Wissenschaft die mehreren Cursus angegeben. Nur scheint es mir, als ob der Verf. zuweilen die Cursus zu sehr vervielfältige: Z. B. Wie ist es möglich, auf Schulen acht Kursus der Geschichte zu geben? Drey sind schon hinlänglich. Ferner hat die Stufenleiter zur Lectüre der lateinischen Auctoren nicht ganz meinen Beyfall. Wenn nach dem Lesen des Campischen von Lieberkühn übersetzten Robinson ausgesuchte Fabeln des Phädrus und Schauspiele des Plautus und Terentius folgen sollen, so möchte ich doch nicht gleich im nächsten Cursus den Sallust, Virgilische Eclogen und Horazische Satyren drauf setzen. Und Sueton — der kann in Schulen gar nicht gelesen und erklärt werden, man müßte denn erst eine sorgfältig abgekürzte Ausgabe davon haben, nach Hrn. Schulze Plan und Vorgange in der lateinischen Schulencyclopädie. Bey der Religion hätte wohl desselben Lehrbuch in der Religion für die oberste Schulclasse, Leipzig, bey Crusius 1789 empfohlen zu werden verdient).

Ueberblick des menschlichen Wissens. Licht und Wärme. Grundsätze der moralischen Erziehung. Grundtriebe des Menschen. Vorschläge und Wünsche.

Man kann aus dieser Skizze schließen, daß die Schrift ein nicht undienliches Fachwerk abgebe, worinn zwar einige wenige Fächer mehr zur Verzierung eingeschoben, die meisten aber ganz nützlich angelegt und schon mit einigem nützlichen Vorrathe versehen sind, um von jedem denkenden Schulmanne vermehrt und ergänzt werden zu können.

Td.

Kleine Geschichten für Kinder von 6 bis 10 Jahren. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Fleischer. 1792. 214 Seiten, und VIII Seiten Vorrede. 8. 12 gr.

Dies Lesebuch enthält größtentheils wahre Begebenheiten. Sie sind bis auf eine einzige neu, und nach dem Gefühle des Rec. den Fähigkeiten der Kinder in dem benannten Alter ziemlich angemessen. Der Vortrag ist deutlich, die Sprache rein

und

und fliessend. Der Verf. hat den Ton getroffen, der für Kinder gehört, ohne ins Kindische oder Platte zu fallen. Lehrreich und nutzbar sind diese Geschichten gleichfalls, und Rec. kann den Vf. mit Ueberzeugung auffordern, unter seinem Namen ferner in dieser Manier zu arbeiten. Er hat mit vieler Kenntniß der Kinderseelen Unarten gerügt, die sich häufig finden und die Ablegung derselben in den Beyspielen vortreflich ans Herz zu legen verstanden. Die Erklärungen sind recht deutlich und natürlich, z. E. von der Art, Fische zu angeln. S. 120. Einmal ist selbst eine schnell einfallende Frage der kleinen Julchen S. 128 unrichtig gesetzt, und scheint recht natürlich hier zu stehen. Ferdinand redet von Johann — Julchen fällt ein; Dem Gärtner sein Junge? —

Rec. hat diese Geschichten ein 9jähriges Mädchen lesen lassen, das sie verstand, für welches sie eine anziehende Lektüre waren, und das sie wieder erzählte. Furchte statt fürchtete, und der Gebrauch des Wörtchens just für eben, gerade, wie Seite 64 sind kleine Flecken, die künftig vermieden werden müssen.

Ad.

Theater.

Graf Ulrich von Achalm, ein Original-Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. Eisenach, 1792. bey Wittekind. 12 Bogen. 8. 10 gr.

Dem Rec. wird bey jetzigen Zeiten schon bange, wenn er auf dem Titel eines Buchs, das er lesen muß, die Worte: „Ritterromane" oder „Ritterschauspiel" findet. Diese Form ist aber in der That recht gemacht, um Mangel an Genie und Kunst und Dürftigkeit des Stoffs zu verbergen. Man läßt da zuweilen Leute aus dem mittlern Zeitalter reden, wie Menschen in keinem Zeitalter geredet haben; Verwirrung, Lerm, Kampf, u. d. gl. wird zu rechter Zeit angebracht, wenn die Handlung anfangen will zu stocken; durch Flick-Scenen, wie z. B. in diesem Trauerspiele der Monolog S. 115 eine ist, werden die disjecta membra an einander gereiht. Man nimmt sich denn auch keine Unwahrscheinlichkeit übel. Der Graf Ulrich hat seinen Gegner getödtet. Nun aber will ihn der Autor

Natur gern gefangen nehmen lassen. Wie ist das anzufangen? Ey nun! nach dem Kampfe ist der Ritter müde geworden; kaum also ist sein Feind todt: so legt er sich sogleich neben ihm hin, und schläft augenblicklich ein, worauf er dann von seinen Verfolgern gebunden wird. Zu Anfange des Trauerspiels treten zwey Knappen auf und erzählen von einer Geister-Erscheinung, nämlich daß Ulrichs ermordeter Vater sich um Mitternacht im Schlosse sehen liesse. Hierauf tritt Ulrich auf, schwermüthig, weil er noch immer den Verlust seines Vaters nicht vergessen kann. Nun wird ihm von der Erscheinung erzählt und er sagt: das müsse etwas Großes vorbedeuten u. s. f. — Da haben wir den seligen Hamlet leibhaftig! Uebrigens ist denn doch dies Trauerspiel, sowohl was den Plan, als was die Schreibart betrifft, besser, wie viel andre neuere Produkte dieser Art.

Sidney und Eduard, (Ist Sidney ein in England üblicher weiblicher Taufname? Recensent zweifelt.) oder was vermag die Liebe? Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Von Susanne von Bandemer, geb. von Franklin. Hannover, bey Ritscher 1792. 6 Bog. 8. 6 gr.

Die Zueignungsschrift, an eine junge Prinzessin aus dem Preussischen Hause, ist voll fader Schmeicheley, wie denn unter andern darinn gesagt wird, daß dieß Stück durch eine freundliche Aufnahme von Seiten derselben mehr Werth erhalte, als durch den Beyfall der halben Welt. Mit diesem letztern möchte es auch in der That eine misliche Sache seyn. Die Fabel des Stücks verräth eben keine große Erfindungskraft und die Bearbeitung wenig Genie. Aus der äusserst ungeschmeidigen Sprache, die in dem Stücke herrscht, sollte man schliessen, daß die Verfasserinn eine Engländerinn wäre, wie denn auch ihr Name, bis auf das von nach, Englisch klingt; andre Stellen aber, in denen sie Unkunde der Sitten und Gesetze, die in Großbrittannien herrschen, verräth, lassen wieder daran zweifeln.

Die Folgen einer einzigen Lüge, ein Schauspiel in vier Aufzügen, von C. H. Spieß. Prag, bey Meißner. 1792. 9 Bog. 8. 8 gr.

Ungeachtet der Menge von Personen, welche hier auftreten, und worunter ein Urgroßvater, dessen Sohn, Enkel und Urenkel sich befinden, hat dies Stück doch kein Interesse. Charaktere und Intrigue sind Nachahmungen von der gemeinsten Art, und unter den unwahrscheinlichen Dingen, welche hier vorgehen, ist das keines der geringsten; daß man ein angesehenes Brautpaar, nach der Trauung, von türkischer Musik begleitet, aus der Kirche durch die Straßen der Stadt ziehn sieht. Es fehlt nur ein Hanswurst bey dieser Scene. Herr Spieß gehört zu unsern Vielschreibern, die es so genau nicht nehmen.

Pk.

Die Mädchenkenner, oder: So ein Gelehrter, und nur Famulus? Ein Lustspiel in drey Aufzügen von Johann Alois Senefelder. Aufgeführt in München ꝛc. Daselbst, bey Hübschmann. 1792. 6 B. 8. 4 gr.

Dieß Stück ist so unbedeutend, so leer; leistet so wenig von dem, was der Titel zu versprechen scheint, daß es eigentlich gar nicht der Mühe werth ist, mehr davon zu sagen. Doch können wir nicht umhin, den Verfasser zu bitten, daß er lerne, reines, von Provinzialismen freyes Teutsch zu schreiben. Es heißt ja z. B. nicht: „auf etwas vergessen" sondern: „etwas vergessen." Auch ist nicht abzusehn, was er mit dem Worte: Famulus hier sagen will. Man nennt den Handlanger eines Professors seinen Famulus; aber junge Edelleute haben zu ihrer Aufwartung Bediente oder Lakayen.

Eg.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen

Bibliothek.

No. 8.

Todesfall.

1793.

Am 14ten Jan. starb zu Marburg Herr Johann Remond, ordentlicher Professor der Philosophie und der Kirchengeschichte bey dortiger Universität, im 24sten Jahre seines Alters.

* * *

Ankündigungen.

Im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin erscheint nächste Ostermesse: **Karl Heinrich Langs historische Entwickelung der teutschen Steuerverfassungen, seit der Karolinger bis auf unsere Zeiten.** Der Verfasser zeigt, was für Finanzsysteme in den verschiedenen Perioden der teutschen Geschichte herrschend gewesen, und wie von einer Art der Auflage der Uebergang zu einer andern geschehen. Dabey werden eine Menge merkwürdiger Staats- und Grundabgaben des Alterthums erklärt. Seine Untersuchungen gründet er auf die genaue Verbindung der Kriegsverfassung mit dem Steuerwesen, und betrachtet daher die Revoluzionen des letztern in diesen fünf auf einander folgenden Perioden: 1) der Heerbannsmiliz unter den Karolingern;

2) der Lehenmiliz von A. 936 an; 3) der Söldnermiliz von 1300; 4) der besoldeten Reichstruppen von 1422; 5) der Kreisexekutionsmiliz von 1555 an.

* * *

Neue historische Bibliothek, zum Gebrauch für alle Klassen von Lesern, in Auszügen aus einigen der neuesten Schriften über einzelne und interessante historische Gegenstände. Unter diesem Titel gedenkt die unten genannte Buchhandlung ein neues periodisches Werk, in Theilchen von 12 bis 15 Bogen auf gewöhnlichem Oktavformat, herauszugeben, und das erste Stück zur Ostermesse 1793 erscheinen zu lassen. Dieses Werk, dessen Ausarbeitung ein als Schriftsteller längst bekannter Gelehrter übernommen hat, wird sich von so manchen ähnlichen periodischen Werken, und auch von dem kürzlich, dem ersten Bande nach, erschienenen Allgemeinen Litteratur-Archiv, sehr merklich unterscheiden. Es ist, wie der Titel sagt, zum Gebrauche für alle Klassen der Leser, nicht blos und nicht hauptsächlich für Gelehrte, bestimmt. Dieser Bestimmung gemäß, wird es keine Kritiken der dabey gebrauchten Schriften, sondern blos in Auszügen darstellende und interessante Uebersichten der in den jedesmaligen neuesten historischen Schriften bearbeiteten Stoffe, enthalten. Es wird hiernächst nicht alle neueste historische Schriften, sondern nur diejenigen, welche mehr speciellen und dabey vorzüglich merkwürdigen historischen Gegenständen gewidmet worden, und auch von diesen nur einige der vornehmsten im Auszuge, liefern. Diese Auswahl aber, und ein auf die Ausarbeitung zu wendender ausgezeichneter Fleiß wird hoffentlich diesem Werke einen eigenen Platz unter den bereits herauskommenden periodischen Schriften, und zwar unter den lehrreichsten und unterhaltendsten derselben, verschaffen. Das 1ste Stück ist denen in der letzten Ostermesse erschienenen historischen Schriften, und denen, welche die jetzige Michaelmesse lieferte, insofern jene und diese hier einen Platz finden können, gewidmet. Und die verlegende Buchhandlung hoffet, daß das lesende Publikum, indem es ein periodisches Werk, worin es die einzeln herauskommenden und zum völligen Lesen doch oft zu weitläuftigen Schriften über die interessantesten historischen Gegenstände, Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, kleine interessante Ländergeschichten und Länderbeschrei-

[sch]reibungen, Erzählungen merkwürdiger Menschenschicksale, [zu]sammen in einem zweckmäßigen Auszuge antrifft, mit Bey[fa]ll aufnehmen wird, die Fortsetzung dieses Werks von Vierteljahr zu Vierteljahr, oder auch von Messe zu Messe, mög[li]ch machen und befördern werde. Indeß werden außer der [V]erlagshandlung auch alle angesehene Buchhandlungen die [B]estellungen dieses Werks, auf welches weder subscribirt noch [pr]änumerirt wird, gegen künftige Ostermesse gerne annehmen.

Lemgo, den 4ten Jan. 1793.

Meyersche Buchhandlung daselbst.

* * *

Der Herr Generalsuperintendent Ewald zu Detmold wird [in] Verbindung mit andern bekannten Schriftstellern vom An[fa]ng des Jahrs 1793 an, in Endesbenannter Buchhandlung [ei]ne Monatsschrift herausgeben, die den Titel führt:

Urania; für Kopf und Herz.

Ihr erster und nächster Zweck ist, etwas zur Befriedigung je[n]er großen Bedürfnisse der Menschheit, Durst nach Wahr[h]eit, nach Freyheit, nach Liebe und nach Ruhe beyzu[tr]agen, und solchen Menschen, in welchen eines dieser Be[d]ürfnisse sich regt, etwas zu geben, das sie interessiren kann. Form und Ton wird so abwechselnd als möglich, und alles auf [d]en Geist unsrer Zeit berechnet seyn, ohne darum die wahre Würde, die jene großen Gegenstände erfordern, aus den Au[g]en zu verlieren. Aufsätze von anderem Inhalt werden je[d]och nicht ganz ausgeschlossen, wenn sonst ihr Gegenstand und [i]hr innerer Gehalt dem Geist der Schrift entsprechen.

Daß sich diese Monatsschrift zwischen so viele andere [h]ineindrängt, die man jetzt in Deutschland findet, das soll und [d]arf hier nicht entschuldigt werden. Ihr Inhalt mag den, freilich sehr natürlichen, Einwurf widerlegen, oder er mag unwiderlegt bleiben. Nur so viel wird versichert, daß viele der besten Köpfe Deutschlands und der Schweiz die Mitarbeiter sind, und daß durchaus kein Aufsatz eine Stelle erhalten wird, der nicht für den bestimmten Zweck ist, oder an sich einen entschiedenen Werth hat. Eben darum kann auch nicht ganz fest bestimmt werden, ob jeden Monat ein Stück herauskommen wird; denn man will sich durchaus

nicht in die Nothwendigkeit setzen, Lückenbüßer aufnehmen zu müssen. In der Regel aber wird mit dem Anfang jeden Monats ein Stück von sechs Bogen mit Didotschen Lettern in der berühmten Ungerschen Officin allhier gedruckt, und in einen geschmackvollen farbigen Umschlag geheftet, in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn; an solchen Orten, wo keine Buchhandlungen sind, wendet man sich an das zunächst gelegene Postamt. Der Preis für den Jahrgang von zwölf Stücken, oder 72 Bogen, ist 4 Thaler in Golde. Ein Blatt Musik, die zuweilen, jedoch nur von den größten Meistern, vorkommen wird, soll für einen halben Bogen gerechnet werden. Berlin, den 5ten Nov. 1792.

Frankesche Buchhandlung.

Die strenge Berliner theologische Censur verhindert indeß den Herrn Generalsuperintendent Ewald, den Verlag der angezeigten Urania der Frankeschen Handlung in Berlin zu überlassen, und Er hat ihn uns, der unterzeichneten Buchhandlung, übertragen, bey der auch das Erste Stück zu Ende dieses Monats, oder gleich mit dem Anfang des folgenden herauskommen wird. Alles bleibt bey der, von der Frankeschen Handlung gemachten Anzeige, nur daß, weil mehrere Stimmen dafür sind, nicht Didotsche Lettern jener Berliner, sondern elegante deutsche einer ebenfalls angesehenen Officin zu Hannover werden gewählt werden. Hannover, den 1sten Januar 1793.

Königl. privilegirte Helwingsche Hofbuchhandlung daselbst.

* * *

Auf Ostern 1793. wird in der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin der 4te Band von des Hrn. R. Kirwans physisch-chemischen Schriften erscheinen. Er wird enthalten: 1) Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Theorie von der Wärme; 2) Bemerkung über die Regeln des Raisonements in der Naturlehre; 3) Bemerkung über die specifische Schwere in den verschiedenen Graden der Hitze: nebst einer bequemen Methode, sie in eine gemeinschaftliche Klasse zu bringen; 4) Versuch über die Abweichung und Veränderung des Barometers;

meters; 5) Bemerkung über die Kohlenstoffe; 6) Versuche über die zum Bleichen dienlichen alkalischen Substanzen und die das leinene Garn färbende Materie; 7) über die eigentliche Stärke der Säure, und das Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile in den Neutralsalzen: nebst einigen kleinen Aufsätzen, die während des Abdrucks der Uebersetzung noch etwa erscheinen möchten. Gleich nach Abdruck dieses vierten Bandes wird auch eine neue Ausgabe von Hrn. R. Kirwans Mineralogie, nach der so manche Freunde dieses Theils der Naturkunde lange schon vergeblich gefragt haben, erscheinen, weil Hr. Kirwan selbst jetzt noch mit der neuen Ausgabe dieses, in seiner ersten Gestalt so wohl aufgenommenen Werks beschäftigt ist, und es fast ganz neu bearbeiten wird. Diese Mineralogie wird auch, wie bisher, wieder für die Freunde der sämmtlichen Kirwanschen Schriften, den IIten Band derselben, woran es aus dem angeführten Grunde bisher gefehlt hat, ausmachen.

* * *

Pränumerationsanzeige.

Von des Herrn Geheimenrath Klein's Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preuß. Staaten erscheint der Xte Band in der Ostermesse dieses Jahrs. Die Herren Pränumeranten werden ersucht, die Vorauszahlung von 19 Ggr. Conventionsgeld, oder 20 Ggr. Preuß. Kurrent an die Nicolaische Buchhandlung in Berlin postfrey einzusenden.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Hannover, den 22. Januar 1793: Die bekannte Kupferstichsammlung des verstorbenen hiesigen Hofraths Brandes ist jetzt an die Rostsche Kunsthandlung in Leipzig verkauft worden.

Berlin. Die königl. Akademie der Wissenschaften hat ihre Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten zum Behuf der Cultur der vaterländischen Litteratur und Sprache eröffnet.

Der Herr Graf von Herzberg hat in einem eignen, mit schätzbaren Geschenken begleiteten Schreiben vom 20 Nov. 1792. den Herausgeber der Bragur, Hrn. D. Gräter, zum Correspondenten der deutschen Deputation der Akademie aufgefordert, und die Bragur in die neu angelegte deutsche Bibliothek derselben gegeben.

Ebendas. Hr. Henrici, Rector der Schule zu Neuruppin, arbeitet an einer neuen prosaischen Uebersetzung der Aeneide. Es ist zu wünschen, daß diese Arbeit glücklicher ausfallen möge, als die frühern schon siebenzehn Mal wiederholten, und immer mehr oder weniger mißlungenen Versuche.

Ebendas. Die königliche Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften hat den churfürstl. pfalzbaierischen Hofkupferstecher, Herrn Sintzenich, der sich gegenwärtig hier aufhält, zu ihrem ordentlichen Mitgliede aufgenommen.

Anzeige. In der Bibliothek des Reichsstifts Neresheim befindet sich eine gleichzeitige Handschrift von der Chronik Johann Enikels oder Euenkels, eines Domherrn in Wien, welcher um die Mitte des 13ten Jahrhunderts schrieb. Sein Fürstenbuch von Oesterreich und Steyerland, das er eben so, wie die Chronik, in Reimen abgefaßt hat, ist zu Linz 1618. gedruckt worden; die Chronik aber ist noch ungedruckt, und nur einzelne Stellen daraus finden sich in P. Pezii script. rer. austriac. T. III. p. 557. So dürftig nun der Inhalt dieses Produktes des Mittelalters an sich ist, so wichtig muß ein Werk aus diesem Zeitalter der deutschen Sprache dem Forscher unseres vaterländischen Idioms seyn. Ein gelehrter Kapitular jenes Bendiktinerklosters, Hr. P. Mang Faus, gedenkt daher diese gereimte Chronik herauszugeben, wenn sich eine hinlängliche Anzahl Subscribenten finden sollte. Das Werk wird in vier Oktavbänden erscheinen, auf welche zusammen bis Ende September 1793 nicht mehr als 6 Gulden unterzeichnet wird.

Oldenburg. Hr. Consistorialassessor und erster Professor des Gymnasiums, Hr. Johann Siegmund Manso, hat in einem ohnlängst erschienenen Programm von den Verbesserungen Nachricht gegeben, die die hiesige Schule durch Einführung des Unterrichts für Nichtstudirende, durch zweckmäßi-

näßigere Einrichtung der Unterweisung für künftige Stud-
ende, durch Ansetzung neuer Lehrer und andere Anstalten er-
alten hat. Zu diesem allen hat der weise und wohldenkende
andesfürst die Kosten hergegeben. Die neu angestellten Leh-
er sind: Hr. Professor Friedrich Reinhard Ricklefs, und
ie beiden Collaboratoren, Hr. Joh. Christian Aug. Heyse aus
Nordhausen, und Hr. Georg Ludwig König aus Zelle.

Gotha. Hr. Prof. Jacobs arbeitet an einem kritisch-
xegetischen Commentare der griechischen Anthologie, in welchem
orzüglich auf das Bedürfniß der Besitzer der Brunkischen Ana-
ecten Rücksicht genommen werden soll. Seinen Plan wird
r dem Publico umständlich in einer kleinen kritischen Schrift
orlegen, welche einige Specimina seiner Anmerkungen ent-
alten und zur Ostermesse 1793. erscheinen wird. — Daß
er berühmte Richard Philipp Friedrich Brunk (ehe-
em Königl. französ. Rath und Kriegscommissarius, hernach
Deputirter bey der ersten Pariser Nationalversammlung) schon
n Ende des vorigen Jahres am 21. Dec. verstorben ist, hat
och fast kein öffentliches Blatt gemeldet. Er war die letzte
Zeit, seit dem Ausbruch der Revolution, der alten Gelehrsam-
eit untreu worden, und hatte sich, aber mit sehr ungleichem
Erfolg, dem thätigen, politischen Leben gewidmet.

Leipzig. Die Sulzerische allgemeine Theorie der schö-
en Künste und Wissenschaften ist ein Werk von klassischem
Werthe, daß gewiß sobald nicht durch ein ähnliches verdrängt
u werden fürchten darf. Wie sehr anerkannt dieser Werth
st, zeigen die in kurzer Zeit wiederholten Auflagen, um wel-
he Hr. Hauptmann von Blankenburg durch seine litterari-
chen Zusätze sich so großes Verdienst erworben hat. Die
Brauchbarkeit und den Nutzen dieses vortrefflichen Werks
och mehr zu erhöhen und zu erweitern, ist der Zweck ei-
er zu diesem Behufe zusammen getretenen Gesellschaft deut-
cher Gelehrten, die im verflossenen Jahre auch schon den
Anfang ihrer Arbeit unter dem Titel: Nachträge zu Sul-
ers allgemeinen Theorie der schönen Künste; oder
Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen,
nebst kritischen und historischen Abhandlungen über
Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften.
Leipzig, 1792. Ersten Bandes erstes und zweytes
Stück. 408 S. gr. 8. herausgegeben hat. In diesen Nach-
trägen

trägen (von denen jährlich ein Band, jede Messe ein Stück von 12 — 14 Bogen erscheint) soll das Mangelhafte des Sulzerschen Werkes ergänzt, seine Lücken ausgefüllt und das Fehlerhafte desselben berichtiget werden, und wirklich läßt die schon gelieferte Probe einen würdigen Pendant zu demselben erwarten. Man sieht bald, daß hier geübte Schriftsteller, gründliche Gelehrte, und Männer von feinem und sichern Geschmack die Feder geführt haben. Der erste Theil enthält kurze Geschichten der römischen, griechischen und deutschen Poesie (von der letzten nur den Anfang), einen Aufsatz über den Roman (ein bey Sulzer fehlender Artikel), Zusätze und Berichtigungen zu den Artikeln Takt und Anständig, und, mehr oder weniger ausführliche Charakteristik von folgenden Dichtern: Pindar, Fontenelle, Theokrit, Haller, Clement Marot, Catull, Kleist, Camoens.

Breslau. Vom Herrn Münzdirektor Lessing wird nächstens eine ausführliche Biographie seines Bruders erscheinen, und dadurch endlich der lang genährte Wunsch der zahlreichen Verehrer dieses großen Mannes befriedigt werden. Daß man keinen kahlen Lebenslauf, am wenigsten einen unmenschlichen Panegyr befürchten dürfe, dafür bürgen die bekannten Talente, die Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe des Biographen hinlänglich.

Wien. Der bekannte Dichter, Herr Alxinger, will eine neue Wochenschrift, unter dem Titel: Der Bemerker, herausgeben.

Zwickau. Herr Johann Aloysius Martyni, der den Beynamen Laguna angenommen hat, seit mehreren Jahren in Leipzig studirte, und nun hier privatisirt, hat zum Andenken eines seiner Lehrer auf jener Universität drucken lassen: Elegi ad Manes S. T. N. Mori. 2 Bog. Fol.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 9.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Hr. Cardinal Borgia hat dem Hrn. Hofrath Tychsen zu Rostock das Diplom eines Mitgliedes der Gesellschaft der Volscer zu Velletri, deren Director er ist, übersandt.

Hr. Präpositus H. J. Tode zu Pritzier im Mecklenburgischen, ist Superintendent zu Schwerin geworden.

Hr. Pastor Ehrenfried Christian Colberg, zu Stralsund, ist zum Superintendenten daselbst und zum Professor der Theologie am dortigen Gymnasio erwählt worden, hat auch darauf von der theologischen Facultät zu Greifswalde die Doctorwürde erhalten.

Der Hr. Pastor Rathmann zu Kloster Berge, der sich schon rühmlichst durch seine Predigten für Jünglinge, die mit des Hrn. Abt Resewitz Vorrede 1789 erschienen sind, und durch Basedows Leben, Magdeburg 1791, bekannt gemacht hat, wird diese berühmte Schulanstalt verlassen, woran er zugleich als Prediger und Oberlehrer der Theologie stand, und als Prediger nach Pechau, einem Dorfe in der Nähe dieser Stadt, gehen.

Hr. Pastor Grosse, der Uebersetzer des Plinius und Verfasser mehrerer anderer Schriften, der bis jetzt in Pechau

als Prediger steht, geht als Prediger nach Wolmirsleben, auch einem Dorfe in hiesiger Gegend.

Die Predigerstelle in Kloster Berge hat Hr. Heidmann, der schon als Unterlehrer daselbst mehrere Jahre stand, erhalten.

An die Stelle des verstorbenen Hofr. u. Prof. Müller in Jena hat Hr. D. Mereau die Bibliothekarstelle bey der Universitätsbibliothek erhalten.

Todesfall.

Am 31sten Dec. 1792 starb zu Ronnenberg der dasige Superintendent, Hr. Franz Herrmann Heinrich Lueder, der sich durch seine Schriften über das Gartenwesen einen rühmlichen Namen erworben hatte, im 59sten Jahre.

Berichtigungen.

In dem December-Monath der Rintelschen theol. Annalen steht Seite 830 gedruckt, daß von des Herrn D. Seilers: ausführlichere Anleitung für angehende Geistliche zur weisen und gewissenhaften Verwaltung ihres Amts, zweite verbesserte Auflage, gr. 8. 1792. diesen veranlasset. Jene Pastoralanweisung kam 1788. zum erstenmal bey mir heraus, ist zu akademischen Vorlesungen bestimmt, und noch nicht wieder neu aufgelegt worden. Diese ausführliche Anleitung ꝛc. aber, die, wie der Titel angiebt, für die Herren Geistlichen im Amte zunächst bestimmt ist, kam 1788. in Ulm heraus, und 1792. besorgte der Herr Verfasser, in meinem Verlage, eine neue verbesserte Auflage. — Weil leicht hieraus Mißdeutungen entstehen können, so will ich ihnen lieber gleich hierdurch zuvor kommen.

Leipzig, im Januar 1793.

Georg Emanuel Beer.

A. B.

N. B. Der Einsender der Nachricht von der gegenwärtigen Lage des Schulzischen Processes (Intell. Bl. No. 4.) ist nicht gut unterrichtet gewesen. Alles, was er über diese Geschichte sagt, ist vom Anfange bis zu Ende falsch. Es ist, wenigstens bis jetzt, noch nicht daran gedacht, daß das Kammergericht das Gutachten fremder Theologen fordern wolle, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es geschehen werde. Die wahre Lage der Sache ist diese: Schulz hatte an den Oberappellations-Senat appelliret. Zum Behuf dieser Appellations-Instanz ist bey dem Instructions-Senat eine neue Instruction des Processes veranlasset, weil Schulz viel neue Gründe zu seinem Vortheil anzuführen sucht, womit er gehört werden muß. Was er eigentlich hier vorbringt, ist öffentlich nicht bekannt, weil natürlich während der Instruction die Acten niemand gezeigt werden. Noch viel weniger kann jetzt jemand sagen, was der Oberappellationssenat künftig in der Sache thun werde, wenn die Instruction geschlossen seyn wird.

* * *

Anzeige von neuen Büchern.

Bey Karl Felßeckers Söhnen in Nürnberg wird eine Uebersetzung von John Aitkens Outlines on the Theory and Cure of Fevers, oder: Aitkens Grundlinien zur Theorie und Heilung der Fieber, nächstens herauskommen. Auch ist daselbst des Hrn. D. Panzers Deutschlands Insekten-Faune bis zum 4ten Heft fortgesetzt, und die Liebhaber haben in der Mitte eines jeden Monats die fernere Fortsetzung ununterbrochen zu erwarten. Der Preis eines jeden Hefts, welches 24 illum. Abbildungen und eben so viel Text enthält, ist 12 Ggr. oder 54 Xr.

* * *

Anzeige von neuen Landkarten.

In der Ostermesse d. J. wird im Bohnschen Verlage zu Hamburg ein neuer Atlas von den sämmtlichen Preußischen Staaten erscheinen, dessen Zeichnung von einem



nem der ersten Geographen Deutschlands, der Stich aber von den besten Künstlern ist. Er wird aus folgenden Blättern in Medianquart bestehen:

1) Generalkarte der sämmtl. Preuß. Staaten.
2) Cleve, Geldern, Meurs und Mark.
3) Minden, Ravensberg, Lingen, Teklenburg und Ostfriesland.
4) Magdeburg und Mansfeld.
5) Halberstadt, Wernigerode, Hohenstein und Quedlinburg.
6) Die Altmark.
7) Die Prignitz.
8) Die Mittelmark.
9) Die Uckermark.
10) Die Neumark auf 2 Blättern.
11) Pommern auf 2 Blättern.
12) Preußen auf 2 Blättern.
13) Schlesien auf 2 Blättern.
14) Ansbach und Bayreuth.
15) Neufchatel und Valengin,

zusammen also aus 19 Blättern ohne das Titelblatt. Um die Brauchbarkeit dieses schönen Werkes, das den Beyfall des Publikums gewiß nicht verfehlen wird, noch zu erhöhen, soll eine allgemeine statistische Uebersicht und ein geographisches Repertorium über die abgebildeten Länder aus den besten Quellen ausgearbeitet und nachgeliefert werden.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Berlin. In der den 27sten October vorigen Jahres, als dem Geburtsfeste des Königs, gehaltenen feyerlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften las Hr. Hofrath und Prof. Moritz eine Abhandlung vor, worin er von den bisherigen Beschäftigungen der akademischen Deputation zur Cultur der vaterländischen Sprache Nachricht gab. Die Mitglieder dieser Deputation haben sich nämlich in die Bearbeitung der verschiedenen Fächer, welche sie sich zum Augenmerk genommen, dergestalt getheilt, daß ihre Bemühungen im Einzelnen zur Vollendung des auszuführenden Plans sich einander



ider wechselsweise die Hände bieten. Der Curator der Aka-
mie, des Hrn. Grafen von Herzberg Exc., nimmt selbst an
esem Geschäfte thätigen Antheil, und wird sowohl zu der
ildung, als auch zu der Berichtigung und Prüfung eigen-
ümlicher deutscher Ausdrücke im statistischen und landwirth-
aftlichen Fache Beyträge liefern. Hr. Prof. Ramler hat
er die gesammten Beywörter der deutschen Sprache eine Ab-
ndlung vorgelesen, worinne besonders der Gebrauch, den
r von den acht Endsylben derselben zu machen haben, aus-
hrlich bestimmt wird, auch zugleich Regeln gegeben, und
te Beyspiele unserer Dichter angeführt werden, nach wel-
en man neue Wörter jeder Art bilden kann, ohne die Sprach-
nlichkeit oder Analogie zu verletzen. Zugleich wird auf die
rosodie gewisser Beywörter von zweifelhaftem Zeitmaaß Rück-
ht genommen, und alles mit Stellen aus den Poeten belegt.
urch diese Abhandlung wird zum Theil der Ausspruch Leib-
tzens bestätigt, der sagte, er kenne unter allen Sprachen
ine, die so philosophisch wäre, als die deutsche. Hr. Prof.
ngel hat über die Artikel und die Hülfs- und Personenwör-
r in den neuern Sprachen des süd- und westlichen Europa
n Anfang einer Abhandlung geliefert, worin der eigentliche
Werth dieser Redetheile in Ansehung ihrer Zweckmäßigkeit un-
rsucht wird. Hr. Kirchenrath Meierotto hat eine Abhand-
ng vorgelesen, worin er zeigt, wie eine Nation durch die
genthümlichen Ausdrücke ihrer Sprache ihren moralischen
harakter schildert. In Betreff der Sprachbildung hat Hr.
rediger Burja einen Versuch gemacht, die deutschen Kunst-
örter, die sich auf die mathematischen Wissenschaften bezie-
n, systematisch zu ordnen, und die noch mangelnden zu er-
tzen. — Zu der Bearbeitung des technologischen Sprach-
hatzes ist von dem Hrn. Oberconsistorialrath Zöllner der An-
ng damit gemacht worden, daß er die Ausdrücke, welche bey
r Färberey vorkommen, aufgezählt und erklärt hat. Bey
ieser Gelegenheit hat derselbe seinen Plan, dieser Bearbeitung
r technologischen Ausdrücke die möglichste Vollständigkeit und
Nutzbarkeit zu geben, der Deputation vorgelegt. — Durch
ie Untersuchung über den Ursprung des Wortes Hagestolz
n der Bedeutung eines alten Junggesellen ist von dem Hrn.
Oberconsistorialrath Teller zur deutschen Wortforschung ein
euer Beytrag geliefert worden. — Auf die von mehrern
eutschen Schriftstellern übertriebene Einmischung ausländi-
her Wörter, und auf den von andern gegenseitig übertriebe-

nen

nen Purismus hat Hr. Oberconsistorialrath Gedicke auf-
merksam gemacht, und dadurch eine Preisaufgabe zur Be-
stimmung der richtigen Gränzen für die Reinigkeit der deut-
schen Sprache veranlaßt. (S. Allg. deutsche Bibl. 107ten
Band 2tes Stück S. 616.) Hr. Hofr. und Prof. Moritz
hat in der oben erwähnten Vorlesung, aus welcher diese Nach-
richten entlehnt sind, zugleich einen Versuch gemacht, einige
von Hrn. Campe vorgeschlagene neue Wörter zu prüfen. Er
billigt folgerecht für consequent, Wechselfall für Alter-
native, verwirft dagegen Antlitzseite für Fassade, Wage-
satz für Hypothese, Ehrensold für Honorarium. Er
behauptet bey dieser Gelegenheit mit gutem Grunde, daß selbst
ein analogisch-unrichtiger Ausdruck, über den sich einmal alle
Stimmen vereinigt haben, mehr Gültigkeit habe, als ein
noch so analogisch-richtiges Wort, dessen allgemeine Verbrei-
tung durch den Zufall gehindert worden sey, und daß folglich
auch der Sprachlehrer sich dieser Stimmenmehrheit unterwer-
fen müße, wenn er mit seinem richtigern Ausdruck nicht al-
lein stehen will. „Da nun aber, fährt Hr. M. fort, die
„Stimmenmehrheit sich eben so leicht auf die Seite des rich-
„tig als unrichtig gebildeten Ausdrucks lenkt: so ist dasjenige,
„was dem Sprachlehrer übrig bleibt, vorzüglich für die Zu-
„kunft zu wachen, daß ein neugebildeter Ausdruck gleich bey
„seiner Entstehung geprüft, und entweder gebilligt oder ver-
„worfen werde. Allein da die Stimme eines einzelnen
„Sprachlehrers, wenn er auch noch so triftige Gründe an-
„führte, nicht entscheidend ist, weil sie nicht Aufmerksamkeit
„genug auf sich zieht, so fühlt man hier vorzüglich das Be-
„dürfniß, daß es im Mittelpunkte von Deutschland ein an-
„erkanntes, mit den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern
„in Verbindung stehendes Tribunal (!) geben möchte, dessen
„Aussprüche über Wort- und Sprachbildung, mit den gehö-
„rigen Gründen unterstützt, auch ein entscheidendes Gewicht
„haben müßten, weil alsdann die deutsche Nation, durch die
„Zustimmung ihrer vorzüglichsten und beliebtesten Schriftstel-
„ler, eigentlich selber den Ausspruch thäte; welcher Wunsch
„nun durch die patriotischen Bemühungen des Königl. Staats-
„ministers Grafen v. Herzberg Exc. als Curators der Akad.
„der Wiss. zu Berlin, zum Theil schon in Erfüllung gegan-
„gen ist." (??). Jeder Deutsche, der seine Sprache und sein
Vaterland liebt, wird dem Eifer und Fleiß des ruhmvollen
Curators und der gelehrten und verdienten Mitglieder der
Akade-

Akademie gern und willig volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; gegen ein gesetzgebendes und entscheidendes Tribunal in Sachen der Sprache aber eben so protestiren. Diese chimärische Idee, die zum Glück in Deutschland noch weniger ausführbar seyn würde, als sie in Frankreich und Italien gewesen ist, kann unmöglich von der ganzen erleuchteten Akademie gebilligt werden, sondern ist wahrscheinlich nicht mehr, als ein Einfall von Hrn. M., wie er sie bisweilen zu haben pflegt. Wäre es aber mehr, als das, so würden sich hoffentlich die Stimmen patriotischer Gelehrten gegen ein solches Attentat wider die Freyheit des gelehrten deutschen Staats bald laut und mächtig erheben. Dieser Staat ist und muß, neben jeder bürgerlichen Verfassung, ächt und rein republicanisch bleiben. Eine Wahrheit, die man selbst in despotischen Reichen anerkannt, oder doch nur zum größten und allgemeinsten Schaden nicht allein für die Gelehrsamkeit und die Gelehrten, sondern auch für die Blüte, den Wohlstand und die Macht der Länder, ihrer Einwohner und Beherrscher verleugnet hat.

* * *

Durch schriftstellerische Arbeiten, die ich zu vollenden wünschte, und nun endlich vollendet habe, durch Amtsgeschäfte und selbst durch eine Krankheit verhindert, habe ich die Fortsetzung meiner Schleswigholsteinischen Geschichte bisher nicht liefern können. Jetzt bin ich von neuem damit beschäftiget, und werde es nun hoffentlich ununterbrochen seyn. Wenigstens habe ich mir vorgenommen, vor Vollendung derselben, keine andere schriftstellerische Arbeit, die irgend einen beträchtlichen Theil meiner Zeit erfordern könnte, zu übernehmen. Der nächste Band wird also die Geschichte des zweyten Zeitraums der Begebenheiten, die sich unter der Regierung des Oldenburgischen Hauses zugetragen haben, schliessen, und die Abschnitte von der Staats- Religions- und Gesetzverfassung, u. s. f. hinzufügen, die der letzte Band nicht fassen konnte. Alsdann wird die Geschichte des großen Königs Christians IV. und derjenigen Herzoge von Schleswig und Holstein folgen, die mit ihm zugleich in den beyden Herzogthümern regiert haben. Diese reichhaltige Geschichte eines der größten und thätigsten Könige, die einen Zeitraum von 60 Jahren enthält, ist die Klippe gewesen, woran die historischen Werke eines Dänischen und eines Schleswigholsteinischen Geschichtschreibers scheiterten. Schlegel hat sie

in

in seiner vortrefflichen Geschichte der Dänischen Könige aus dem Oldenburgischen Hause nur bis auf den Lübecker Frieden, d. i. bis 1629, ausgeführt. Lackmann hat von den sieben Bänden seiner Schleswigholsteinischen Historie sechs Bände blos der Geschichte Christians IV. und der mit ihm regierenden Herzoge von Schleswig und Holstein gewidmet, und ist doch nur bis auf das J. 1643, folglich noch nicht bis zum Ende dieser Regierung (1648) gekommen. Ich werde allen Fleiß anwenden, diese Weitläuftigkeit zu verhüten, ohne doch der Abkürzung eine denkwürdige Begebenheit aufzuopfern. Ich werde dieses um so viel lieber thun, da ich mich nun den Zeiten des unglücklichen Zwistes zwischen dem königlichen und dem Herzoglichholsteingottorpischen Hause nähere, der, wenn man einige kleine Erörterungen derselben ausnimmt, noch gar keinen Geschichtschreiber erhalten hat, und mir also einen reichen Stoff zur Behandlung geben wird, die sich in unserm Zeitalter kaltblütiger, und ohne einige Unannehmlichkeiten zu fürchten, als noch vor 20 oder 30 Jahren, anstellen läßt. Die Form dieses Werks bleibt, wie sie bisher gewesen ist, und die Bände werden auch von gleicher Stärke, der Preis für die Subscribenten, wie bisher, für ein Exemplar auf Schreibpapier 1 Rthlr., für die übrigen aber und das Exemplar auf Druckpapier 1 Rthlr. 16 Schilling in Schleswigholsteinischen Courant bleiben, und in Louisd'or zu 5 Rthlr., das Exemplar auf Schreibpapier den Subscribenten 1 Rthlr. 3 Ggr., den übrigen aber das Exemplar auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 Ggr. kosten. Da seit der Ausgabe des letzten Bandes verschiedene Subscribenten gestorben, dagegen andere hinzugekommen sind: so ersuche ich diejenigen Herren, welche bisher gefälligst Subscription darauf angenommen haben, mir neue Subscribentenlisten, und zwar spätestens gegen Johannis des jetztlaufenden Jahres zukommen zu lassen. Der nächste Band wird Ausgang dieses, oder Anfangs künftigen Jahres erscheinen. Uebrigens wird die Bohnische Buchhandlung, sowohl hieselbst als in Hamburg, wie bisher, also auch künftig, dieses Buch in Commission haben, und auch Subscription darauf annehmen.

Kiel, im Februar, 1793.

Wilhelm Ernst Christiani.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 10.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Verfasser der freymüthigen Betrachtungen über die Wahlcapitulation Kaiser Leopolds des Zweyten, Hr. Heinrich Wilhelm von Bülow, hat während seines neulichen Aufenthalts in Dresden von dem Kurfürsten zu Sachsen eine kostbare goldne Dose zum Geschenk erhalten.

Dresden. Der Candidat Gottlieb Benjamin Reichel, ist zum Rector der Schule zu Geysing im Erzgebirge ernannt, und am 30sten Novemb. 1792. dort dazu konfirmirt worden. Er hat sich durch die Herausgabe einer Lebensbeschreibung des Grafen von Zinzendorf und der Uebersetzung von Fantaine Reise durch das mittlere Afrika bekannt gemacht.

Von dem Reichskammergerichte zu Wetzlar ist Herrn Froriep die Rückkehr nach Bückeburg erlaubt, und er zugleich in den Genuß seiner Einkünfte bis zu völlig beendigter Sache wieder eingesetzet, folglich das Urtheil, welches die Juristenfacultät zu Rostock gesprochen hatte, zur Zeit noch aufgehoben worden.

* *

Todesfall.

Am 9ten Sept. vorigen Jahres starb zu Altenburg Hr. M. Samuel Benjamin Reichel, Director des Friedrichs-

Gymnasiums, Hofbibliothekar und Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena, im 76sten Jahre seines Alters. Er hat 40 Jahre lang am besagten Gymnasium als Lehrer gestanden, und viele brauchbare Männer gezogen. In der lateinischen Dichtkunst, vorzüglich in der Ode, besaß er eine nicht gemeine Stärke.

Bücher-Anzeigen.

Versuch einer Beleuchtung der Geschichte des jüdischen und christlichen Kanons. Halle, bey Curts Wittwe. 2 Bändchen, 1792. Da wir noch keine Geschichte der Entstehung des Kanons haben, so wird jedem Liebhaber der Religionsgeschichte und des Bibelstudiums ein Versuch, Licht darüber zu verbreiten, willkommen seyn. Ich habe daher mich an diese Arbeit gewagt, und schmeichle mir zum wenigsten nicht unwichtige Beyträge zu einer kritischen Geschichte der Sammlung der sogenannten Schriften des Alten und neuen Testaments und ihrer Autorisirung in der jüdischen und christlichen Kirche geliefert zu haben. Dieß kleine Werk zerfällt in zwey Theile.

In dem ersten habe ich gehandelt: I. **Vom Kanon der Juden in Palästina.** Ich untersuche hier, ob die Schriften des A. T. im Tempel verwahrt worden? ob Esras sie gesammelt? wann die Bücher Ester, Daniel u. s. w. dazu gekommen? in welchem Ansehen alle diese Bücher bey den hebräischen Juden gestanden?

II. **Von den apokryphischen Schriften.** Ich zeige, was ihre Verfasser für Endzwecke gehabt, in welchem Ansehen sie unter den Juden gestanden?

III. **Von dem Kanon der Hellenisten.** Hier wird untersucht, ob die griechischen Juden einen größern Bibelkanon als die hebräischen Juden in Palästina gehabt? warum sie mehr Bücher als jene aufgenommen, und was für Absichten dabey obgewaltet haben möchten?

Das zweyte Bändchen handelt: **von dem christlichen Bibelkanon.** In der ersten Abtheilung desselben untersuche ich, was für ein Ansehen die Christen der ersten Jahrhunderte dem Alten Testament überhaupt, und den einzelnen

Büchern

Büchern desselben besonders beygelegt, in welcher Achtung in diesen ersten Jahrhunderten diese Schriften und besonders auch die Apokrypha bey ihnen gestanden? wann man angefangen die Bibelverzeichnisse festzusetzen? Ich mache auf die Abweichungen derselben in den griechischen und lateinischen Kirchen den Leser aufmerksam, und beweise, daß die Kirchen niemals einen vollkommen übereinstimmenden Kanon des N. Testaments gehabt haben.

In der zweyten und dritten Abtheilung wird untersucht, wann die Bücher des N. T. sich verbreitet haben, so daß Sammlungen der Evangelien und Briefe in den Provinzen des römischen Reichs, wo Christen waren, gefunden wurden? welche Bücher zuerst, und welche erst in spätern Zeiten in den christlichen Kirchen bekannt geworden? Ich handle besonders vom Ursprung der Evangelien, und von der Aufnahme der katholischen Briefe und der Apokalypse in den Kanon des N. T. die in den griechischen und lateinischen Kirchen nicht geringe Hindernisse fand. Ich habe mich bemüht, die besondern Gründe, die der Aufnahme der bezweifelten Bücher im Weg gestanden, und auch die Gründe, welche diese Aufnahme erleichtert und befördert haben, ausfündig zu machen.

Endlich handle ich in der letzten Abtheilung von den ekklesiastischen Schriften des N. T., das ist, von den apokryphischen Schriften des Neuen Testaments, die in den christlichen Kirchen zur öffentlichen Erbauung gebraucht worden. Von der Geschichte der Verbreitung dieser Bücher habe ich die in den Schriften der Väter vorhandenen Winke und Anzeigen beygebracht.

So vielerley und so wichtige Gegenstände in einem Werkchen von anderthalb Alphabeten abzuhandeln, war für mich eine nicht allzu leichte Sache. Indessen da die Abneigung der Allermeisten gegen voluminöse Werke bekannt ist, so glaubte ich mich in die Nothwendigkeit gesetzt, mich der möglichsten Kürze zu befleißen.

Der Verfasser.

* * *

Der erste Band des vollständigen englischen Wörterbuchs, welches vom Herrn &c. Johannes Ebers verfaßt wird, ist nun fertig. Er enthält die Buchstaben *A* bis *J* auf 61 Bogen.

gen, und macht die Hälfte des englischen Theils aus. Ich habe bereits Sorge getragen, daß er sämmtlichen Buchhandlungen, welche Bestellungen darauf gemacht haben, zwischen heute und dem 15ten Februar ausgeliefert werden soll, und bin unschuldig, wenn die Interessenten nun nicht bald damit bedient werden. Der Pränumerant weiß den Preiß! Außerdem kostet er auf dem gewöhnlichen Papiere 2 rthlr. 8 gr. — und auf besseres 2 rthlr. 12 gr. in Friedrichs- oder wichtigen Louisd'ors à 5 rthlr. — Eben den Preiß wird der zweyte Band auch erhalten, der in der Ostermesse 1793 erscheint. Wenn die Liebhaber hierdurch schon kein ganzes Buch erhalten, so können sie das Fertige doch ad interim benutzen, so weit es reicht. Außerdem giebt es eine treffliche Nachweisung von dem großen Reichthum an englischen Wörtern und Redensarten, den dieses so fleißig bearbeitete Werk vor allen bis jetzt existirenden Büchern seiner Art vorzugsweise besitzt.

Berlin, den 9ten Febr. 1793.

Ferdinand Oehmigke.

* * *

Der erste Theil des so sehr gewünschten Officierlesebuchs vom Herrn Consistorialrath Küster in Magdeburg erscheint ohnfehlbar noch vor der Ostermesse dieses Jahres. — Uebrigens wird weder Pränumeration noch Subscription darauf angenommen.

Aus der Presse ist: **Die unsichtbare Loge, eine Biographie von Jean Paul, 2 Thlr., mit einem Titelkupfer. 8. Berlin. Auf Druckpapier 1 rthlr. 8 ggr., auf Schreibpapier 2 rthlr. 16 ggr.** — Dieser neue Beytrag zur schönen Litteratur unsers Vaterlandes würde leicht verkannt werden, wenn man ihn blos nach der Zweydeutigkeit seines Titels und nach der Pseudonymität seines Verfassers beurtheilen wollte. Daß aber weder das Eine noch das Andere ein Deckmantel schriftstellerischer Blöße sey, wird einem jeden einleuchten, der nur die ersten Seiten der Vorrede gelesen hat. Ueberall zeigt sich der Verfasser in diesem Buche, als ein Mann von Genie, der auch an den unbedeutendsten Gegenständen neue und interessante Seiten aufzufinden weiß, und indem er unser Zwerchfell erschüttert, mit je-

dem

dem witzigen Einfall zugleich die originellesten Ideen über Erziehungskunst, Politik, Litteratur rc. verbindet.

Karl Mangdorffs Buchhandlung
in Berlin.

✶ ✶ ✶

Nachricht an das Publikum.

Wem ist nicht die Geschichte von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken, bis zur Wiedereroberung von der combinirten Armee merkwürdig? Wer sollte nicht wünschen, eine genaue detaillirte Beschreibung davon zu haben, um selbe seinen Nachkommen als einen Beweis des Frankfurter Patriotismus zur Nachahmung zu hinterlassen? Ich hoffe, dem Publikum durch Ankündigung eines solchen Werks eine Gefälligkeit erzeigen zu können, und mache hierdurch eine Geschichte, die in meinem eigenen Verlage erschienen ist, bekannt:

Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken bis zur Wiedereroberung der combinirten Armee, in Briefen abgefaßt, nebst allen Manifesten und Edicten der französischen Generäle sowohl, als auch Eines Hochedlen Magistrats. Als ein Denkmal des Frankfurter Patriotismus allen biedern Deutschen gewidmet, 8. mit 2 Kupfern geheft 1 Fl. 20 Kr.

Der Verfasser, Hr. Ihlee, fieng seine Arbeit mit dem Tage des Einzugs der Neufranken an, und setzte sie täglich fort, mithin wurden alle Thatsachen aufgezeichnet, welche sich von selbigem Tage an, bis jetzt, ereigneten. Wo des Stoffes zu wenig war, umfaßt ein Brief mehrere Tage. Ich kann also die Versicherung geben, daß diese Geschichte so vollständig, als möglich, ausgeführt ist. Die Briefe werden jedem Leser interessant seyn, denn sie enthalten keine trockne und ermüdende Geschichtserzählung, sondern Raisonnement und Laune machen sie angenehm. Vom Anfange sind die Manifeste der Generäle und des neufränkischen Volks, so wie auch die, des hiesigen Hochedlen Magistrats, gesammlet, und, der Zeitfolge nach, den Briefen beygelegt, auch sind außer diesem mehrere wichtige Beylagen, worunter hauptsächlich die Forsterische Rede ist, hinzugefügt. Aus diesem Plan ersieht man

die Vollständigkeit dieses Werks, und daß es jedem Einwohner Frankfurts als ein Archiv für sich und seine Nachkommen diene, und auch den Auswärtigen äußerst interessant seyn wird. Um diesem Werke auch ein äußerliches Ansehen zu geben, so habe ich es mit aller möglichst typographischen Schönheit auf feines Schreibpapier drucken lassen. Auch befinden sich zwey illuminirte Kupferstiche dabey, wovon der eine einen Nationalgardisten auf die Wache ziehend, und der andere einen Freyheitsbaum mit der rothen Kappe vorstellt, und wird in einem schönen Umschlag brochirt geliefert. Der Verfasser arbeitet nun schon an einer Fortsetzung, da nicht zu zweifeln ist, daß die Geschichte noch merkwürdiger für unsre Gegend werden wird. Sobald diese vollständig seyn wird, so wird solche nachgeliefert.

Johann Gottlob Pech,
Buchhändler in Frankfurt am Mayn.

Neue Verlagsbücher von Ernst Felisch in Berlin. Michaelismesse 1792. Bilderakademie, kleine, für leselustige und lernbegierige Söhne und Töchter, mit Kupfern gr. 8. Berlin, 1 thlr. 16 gr. — Krosigk, Ernestine von, geb. Krüger, Gedichte. 8. Berlin, 1 thlr. — Mencke, L. E. Unterricht von den Pflichten der Kinder gegen Aeltern und Vormünder, wie auch des Gesindes, der Gesellen und Lehrlinge, gegen Herrschaften, Brodtherren und Meister, Gerichtsobrigkeiten 2c. Mit besonderer Rücksicht auf die, für genannte Volksklassen gemeinnützigen Verfügungen des allgemeinen Gesetzbuchs für sämmtl. Preuß. Staaten. Ein Lesebuch für gemeine Stadt- und Landschulen, im letzten halben Jahre des Schulunterrichts, gr. 8. Berlin, 3 gr. — Ebendess. Unterricht von Verbrechen und Strafen, nach Anleitung des allgemeinen Gesetzbuchs für sämmtl. Preuß. Staaten. Zum Gebrauch für bürgerliche Stadt- und Landschulen im letzten halben Jahre des Schulunterrichts, gr. 8. Berlin, 3 gr. — Ebendess. Unterricht über die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und die allgemeinen Pflichten und Rechte der Aeltern, Ehegatten, Dienstherren, der größen Volksklassen. Mit besonderer Rücksicht auf die gemeinnützigsten Verfügungen des allgemeinen Gesetzbuchs für die Königl. Preuß. Staaten,

m. Ein Lesebuch für Hausväter und Hausmütter, gr. 8. Berlin, 16 gr. — Teufel Asmodi Hinkebein, und sein Befreyer in England; eine Fortsetzung des lahmen Teufels on le Sage. Nach dem Englischen. 1ster Band. 8. Bern, 20 gr.

Dem Naturforscher und Liebhaber Linnéscher Schriften nn ich nun mit Gewißheit die angenehme Nachricht brinm, daß die Gmelinsche Ausgabe des Car. a Linné systea naturae per regna tria naturae, secundum classes, orines, genera, species cum characteribus, differentiis etc. elche vor einigen Jahren in meinem Verlage anfieng, in chster Ostermesse ganz beendiget seyn wird.

Tomus primus enthält in VII partibus das regnum nimale, und kostet 10 Rthlr. 20 Ggr. — Tomus secunus in II partibus enthält das regnum vegetabile, 4 Rthlr. 6 Ggr. — und Tomus tertius, welcher in der Ostermesse it drey Kupferplatten erscheinet, begreift das regnum mierale in sich, und wird 2 Rthlr. 12 Ggr. kosten. — Das anze System, welches an Bogenzahl zwey Drittel aller vorrigen Ausgaben übersteigt, kostet folglich 18 Rthlr. — Ber mit dieser Vollständigkeit nicht zufrieden seyn möchte, r müßte schon mit der Vorsehung hadern, daß ihre Werke unzählbar sind. Leipzig, im Jahr 1793.

G. Em. Beer.

Vermischte Nachrichten.

A. Halle. Vor einiger Zeit erhielt die hiesige Universtät ein Königl. Rescript, worin den Theologie Studierenden fohlen wird, während ihres Hierseyns in Zukunft fleißiger n Gottesdienst zu besuchen, und öfter zum Abendmahl zu hen. Nur unter der Bedingung sollen sie zum Examen gessen werden, wenn sie von einem der hiesigen Prediger ein eugniß, daß sie öfter das Abendmahl empfangen haben, aufigen können.

Bn

Zu der Stelle des sel. Döderlein in Jena sind von der Theologischen Facultät daselbst folgende gelehrte Theologen in Vorschlag gebracht worden: Die Herren Professoren Eckermann in Kiel, Ziegler in Rostock, Keil in Leipzig, Gabler in Altorf, und Ammon in Erlangen.

Wittgenau, ein Städtchen nicht weit von Bautzen, welches ganz von wendischen und lauter katholischen Bürgern bewohnt wird, und unter das Kloster Marienstern gehört, hat durch eine vor kurzem errichtete Schulanstalt so viel gewonnen, daß man an denen, die den Unterricht dieser deutschen Schule genossen haben und ihn noch genießen, eine große Verbesserung der Sitten bemerkt. Man hat diese gemeinnützige und gute Anstalt dem Bischofe (in partibus) zu Bautzen zu verdanken, welcher ein schönes und großes Hospital, das fast gar nicht bewohnt wurde, in eine Schule verwandelt hat, jedoch so, daß den Armen dadurch nichts entzogen worden ist. Es sind bey dieser Schule vier Lehrer und ein Inspektor angestellt, welche die Lehrart der österreichischen Normalschulen befolgen, und anständig besoldet werden. Sie müssen den Kindern allen Unterricht unentgeldlich ertheilen, und damit den Eltern aller Vorwand benommen werde, die Kinder nicht in die Schule zu schicken, hat man letztern auch erlaubt, in der Schule zu stricken. Alle Jahre wird eine öffentliche Prüfung gehalten, bey welcher Belohnungen des Fleißes und der guten Sitten ausgetheilt werden.

Erklärung.

Aus dem Dänischen. Sie haben mich unrecht verstanden, L. Fr. Damit, daß ich Trenks Monatsschrift und den Niedersächsischen Merkur als Beyspiele der Freyheit unserer Presse anführte, habe ich diesen Journalen durchaus keinen Beyfall geben wollen. Und wie könnte auch ein unpartheyischer Mann Schriften billigen, in welchen lauter unverdauetes Raisonnement, halb erdichtete, halb hämisch verdrehete Anekdoten, und offenbare Unwahrheiten unter einander liegen? Aber eben darum waren sie recht eigentlich geschickt zum Erweise meines Satzes. Indessen hat man doch den Verfassern gerathen, ihre Buden mit ihrem Freyheitskram anderwärts aufzuschlagen.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 11.

Beförderungen.

Leipzig. Durch Churf. Rescripte vom 9ten Jan. d. J. ist (nachdem der Hr. Assessor Rau in die durch des sel. Schotts Tod erledigte dritte Professur der Pandekten, Hr. Assessor Biener aber in die vierte, der Institutionen, hinauf gerückt sind) die nun vacante fünfte ordentliche Profession alter Stiftung Tituli de Verborum Signific. et Reg. juris, nebst Sitz und Stimme in der Juristenfacultät, dem Hrn. D. Christian Daniel Erhard, bisherigem außerordentlichem Professor der Rechte, des Landgerichts in der Niederlausitz Beysitzer u. s. w. und dem Hrn. D. Johann Gottfried Müller, eine außerordentliche Professur der Rechtswissenschaft conferirt worden.

Der durch mehrere mineralogische Schriften rühmlich bekannte königl. Preußische Assessor bey dem Bergwerks- und Hüttendepartement des Generaldirektoriums zu Berlin, Herr Friedrich Heinrich Alexander von Humbold, ist zum Oberbergmeister der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth ernannt worden.

* * *

Belohnungen.

Herr Rath und Bibliothekar Reichardt in Gotha hat für seine, gegen einige aufrührerische Straßburger Blätter ge-

 richtete

richtete und verbreitete Schrift von Sr. Kaiserl. Majestät eine goldene Dose und goldne Medaille erhalten. Auch die Russische Kaiserinn hat denselben Verfasser aus gleicher Veranlassung mit der großen goldnen auf den Schwedischen Frieden geschlagenen Schaumünze beschenkt.

Der jüdische Gelehrte, Herz Homberg, ein Schüler Mendelssohns, der nicht zum philosophischen Lehrstuhl, den ihm Joseph II. geben wollte, gelangen konnte, weil er ein Jude war, hat jetzt als Director der jüdischen Normalschule zu Lemberg vom Kaiser Franz II. 1000 Fl. jährliche Gehaltszulage bekommen.

* * *

Todesfälle.

1793.

Dresden. Der durch einige Schriften bekannte chursächsische Kriegsrath Hr. Gottfried Schmieder, ist hier im 87sten Jahre verstorben.

Am 24sten Januar starb in Culmbach Herr D. Johann Georg Pühn, Landphysikus daselbst, in einem Alter von nicht gar 33 Jahren. Er hat mit Beyfall über die Gifte des Pflanzenreichs in lateinischer Sprache geschrieben, und war im Begriff, ein deutsches Werk über denselben Gegenstand herauszugeben, als ihn der Tod, leider zu früh, durch ein hitziges Fieber hinweg raffte.

Am 27sten Januar starb in Weilburg Herr Johann Martin Kremer, fürstl. Nassauischer geheimer und Gesamtrath, berühmt durch seine gründlichen historischen Werke und Deduktionen, in seinem 75sten Lebensjahre.

* * *

Akademische Verhandlungen.

Göttingen. Am 29sten Dec. 1792. las Hr. Hofrath Gatterer in der Versammlung der königl. Societät der Wiss.

den

den ersten Theil einer Abhandlung vor, welche die Frage untersucht und bejahet: An Prussorum, Lituanorum caeterorumque populorum Letticorum originem a *Sarmatis* liceat repetere? Dieser Theil geht nur bis zum dritten Mithridatischen Kriege.

* * *

Gelehrte Anzeigen.

des ganzen Abschnitts V. 4 — 13. 12) Ueber die Ausgiessung des heil. Geistes am Pfingstfeste. Apostelgesch. 2 — 13) Ueber die Versuchung Christi; Matth. 4, 1 — 11. Luc. 4, 1 — 13. 14) Ueber die Schlußperikope des Evangelisten Markus Cap. 16, 9 — 20. 15) Ueber die Gaben des Geistes.

Religiosität, was sie seyn soll, und wodurch sie befördert wird; Eltern, Religionsfreunden und überhaupt allen denen gewidmet, welchen wahre Religion am Herzen liegt, von F. H. C. Schwarz, Pfarrer zu Derbach im Hessendarmstädtischen. 19 Bogen, 16 gr. oder 1 Fl.

Kurze, aber hinlänglich vollständige Erklärung des Neuen Testaments nach Luthers Bibelübersetzung. Erstes Bändchen, welches das 1ste bis 5te Stück, die vier Evangelisten und Apostelgeschichte enthält. 24 Bogen 8. — 20 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Von diesem nützlichen Buche, das nach dem Urtheile der Jen. Allgem. Litt. Zeitung, Allg. D. Bibl. und andern gelehrten Zeitungen, einem Bedürfniß unsers Zeitalters abhilft, erscheint zur Ostermesse das 6te, oder 2ten Bandes 1stes Stück, welches die Römer enthalten wird. Giessen, im Februar 1793.

Georg Friedrich Heyer,
Universitätsbuchhändler.

* * *

Bücher, so in der Paulischen Buchhandlung zu Berlin noch um die Pränumerationspreise bis Ende Juny 1793. verlassen werden sollen.

1) Benkendorfs Oeconomia forensis, 8 Bände, 4to. anstatt 24 Rthlr. um 16 Rthlr. 2) Der Auszug aus diesem Buche, in 3 Bänden, anstatt 11 Rthlr. um 7 Rthlr. 8 gr. 3) Des Hrn. Grafen von Büffons allgem. Naturgeschichte, 7 Bände; Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 19 Bände; Naturgeschichte der Vögel, 20 Bände, auf Druckpapier mit 1279 Kupfern, gr. 8. anstatt 43 Rthlr. 14 gr. um 26 Rthlr. 18 gr. 4) Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupfern,

kupfern, anstatt 56 Rthlr. 4 gr. um 38 Rthlr. 6 gr. 5) Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit 1279 illuminirten Kupfern, anstatt 161 Rthlr. 8 gr. um 115 Rthlr. 12 gr. 6) Burgsdorfs Versuch einer vollständigen Geschichte der Holzarten, 2 Bände, gr. 4to, mit schwarzen Kupfern, anstatt Rthlr. 22 gr. um 5 Rthlr. 4 gr. 7) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, gr. 4. anstatt 12 Rthlr. 10 gr. um Rthlr. 18 gr. 8) Benkendorfs Grab der Chikane, worinnen, daß häufige Prozesse das größte Uebel eines Staats sind, gezeigt, die wahren Quellen, woraus sie ursprünglich entstehen, oder, nachdem sie entstanden, sorgfältig genähret, ins unendliche vervielfältigt, und gleichsam verewigt werden, entdeckt, dabey aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedenen Quellen zu hemmen und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden, 3 Theile in 4 Bänden, gr. 8. anstatt 10 Rthlr. um 7 Rthlr. 9) Herbst und Jablonski Naturgeschichte der Schmetterlinge, 5 Bände, gr. 8. mit 118 illuminirten 4to Kupfern, anstatt 36 Rthlr. 4 gr. um 23 Rthlr. 20 gr. 10) Herbst und Jablonsky Naturgeschichte der Käfer, 4 Bände in gr. 8. mit 51 illuminirten 4to Kupfern, anst. 18 Rthlr. 2 gr. um 11 Rthlr. 20 gr. 11) Krünitz, D. J. G. ökonomische technologische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphabetischer Ordnung, 58 Bände, gr. 8. anstatt 179 Rthlr. 11 gr. um 116 Rthlr. gr. 12) Der Auszug aus diesem Buche, in 12 Bänden, gr. 8. anstatt 27 Rthlr. um 17 Rthlr. 14 gr. 13) Martini Allgemeine Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung, fortgesetzt von den berühmtesten Gelehrten in Deutschland, 11 Bände, gr. 8. mit schwarzen Kupfern, anstatt 44 Rthlr. 14 gr. um 28 Rthlr. 23 gr. 14) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, anstatt 68 Rthlr. 18 gr um 49 Rthlr. 9 gr. 15) Schauplatz der Künste und Handwerke, 16ter, 17ter, 18ter und 19ter Band, gr. 4. anstatt 20 Rthlr. 8 gr. um 15 Rthlr. gr.

* * *

Neuere Verlagsbücher von Georg Friedrich Heyer in Giessen. Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des Hannövrischen Katechismus. Von einem Freunde des christlich-vernünftigen Jugendunterrichts. 8. 1793. 1 gr. oder 4 Kr.

Hezels, W. F. Schriftforscher, 1ster Band, gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 Fl. — Desselben 2ten Bandes 1stes und 2tes Stück, 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. — Ebendess. allgemeine Judenbekehrung 2c. gr. 8. 5 gr. oder 20 Kr. — Ebendess. Entwickelung der schweren biblischen Begriffe Geist und Fleisch; gr. 8. 6 gr. oder 21 Kr. — Ebenderselbe über die Aechtheit der Stelle Johannis, 1 Joh. 5, v. 7. Drey sind die da zeugen im Himmel 2c. aus Gründen der höhern Kritik, nebst Erklärung des ganzen Abschnitts V. 4—13. gr. 8. 6 gr. oder 24 Kr.

Hornsteins, D. A. Bemerkungen über die Hirnwuth, und über den Gebrauch der kalten Bähungen des Kopfs in derselben. 2te vermehrte Ausgabe. 8. 4 gr. oder 15 Kr.

Schmidt, J. L. C. Eins der ältesten und schönsten Idyllen des Morgenlands, 1 B. Mos. XLIX. neu übersetzt und mit Anmerkungen; 8. 6 gr. oder 24 Kr.

Walchs, D. W. F. Grundsätze der Kirchengeschichte des Neuen Testaments, 3te Ausgabe, verbessert und vermehrt von J. C. F. Schulz, 1ster und 2ter Band, 1 thl. 16 gr. oder 2 Fl. 30 Kr. — Von Zangens, K. G. Beyträge zum deutschen Rechte, 2ter Band, 8. 20 gr. oder 1 Fl. 15 Kr. — Ebend. Neuere Beyträge zum deutschen Recht. 8. 20 gr.

Zur Ostermesse 1793. wird fertig: M. K. Creuzers skeptische Betrachtungen über die Freyheit des menschlichen Willens, gr. 8. — Emmerlings Mineralogie, 1ster Band, gr. 8. — M. J. C. F. Hauff, Lehrbuch der Arithmetik, gr. 8. — Erklärung des Neuen Testaments, 2ten Bandes 1stes Stück. 8. (Brief Pauli an die Römer.) — Neues Journal für Staatskunde und Politik von D. Jaup und D. Crome. 1stes St. gr. 8. — Prof. G. G. Schmidts, Sammlung neuer physisch-mathematischer Abhandlungen, 1stes Bändchen mit Kupfern in 8. — Catechismus der christlichen Lehre, nach Anleitung des neuen Hannövrischen Katechismus ausgearbeitet von dem Verfasser der Erinnerungen und Zweifel 2c. gegen die Brauchbarkeit desselben.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Hr. D. Weber hat im August 1792. das Bad zu Sittenau im Wirtembergischen Oberamte Marpach bereist und gemein-

gemeinschaftlich mit dem Marpachischen Oberamtsarzte Scholl dasselbe chemisch an der Quelle untersucht. Er wird sich diesen Winter noch mit Prüfung des fixen Bestandtheiles beschäftigen, und dann zu seiner Zeit das Resultat seiner Analyse bekannt machen. Dies ist bereits das neunte Mineralwasser, das er seiner Prüfung unterwarf.

Des sel. D. Wittwer in Nürnberg, dessen Tod bereits angezeigt ist, war auch Mitarbeiter an der A. D. B.

Helmstädt, den 28sten Jän. 1793. Unser Herr Abt Henke hatte neulich einen ehrenvollen Antrag, nach Jena, an die Stelle des sel. Geh. Kirchenraths Döderlein; er bleibt aber nun gewiß hier.

Breslau. Unser Herr Professor Fülleborn hat bey Schwickert in Leipzig aus einer Handschrift zum erstenmal herausgegeben: G. Gemisthi Plethonis et Michaelis Apostolii Orationes funebres duae, in quibus de immortalitate animae exponitur. 39 pag. 8.

Berichtigung. In der von dem Hrn. v. Archenholz neu bearbeiteten Geschichte des siebenjährigen Kriegs ist im 2ten Bande S. 21. folgendes zu berichtigen, daß der damalige Erbprinz von Braunschweig am 1sten April 1759. kein Regiment Kaiserl. Cürassiers, sondern nur 70 — 80 Reuter des Alt-Savoyischen Dragonerregiments gefangen machte. Die drey Bataillons, die diesen Tag in Meinungen und Wasungen gefangen wurden, waren alle drey Churcöllnische und sehr schöne Truppen. Der Duc de Broglio brauchte sich des Postens Bergen nicht zu bemächtigen, er hatte solchen längst, da Frankfurt in seinen Händen war. Der Prinz von Isenburg war nicht von den übrigen Truppen der alliirten Armee abgesondert, als er mit seiner Brigade zum Angriff anrückte. Den ersten Angriff auf Bergen hatten die Grenadierbataillons Grant von Oelhn und von Pappenheim, und das erste Bataillon Castrow Braunschweiger gethan. Da diese geschmolzen waren, und ein sehr mörderisches Feuer drey volle Stunden ausgehalten hatten, formirte dieser Prinz mit sechs Bataillons einen neuen Angriff, der, so wie der erste, nicht gelingen konnte, da Bergen ziemlich hohe und gute Mauern hat, die Alliirten nicht mit Leitern versehen waren, und der Feind stets neue

neue Truppen in Bergen warf. Daß die Feldscheerer mit in die Glieder treten mußten, ist falsch. Sie mußten nur da bleiben, weil voraus zu sehen war, daß es ihnen nicht an Beschäftigung fehlen konnte. Der Herzog Ferdinand zog sich nicht zurück. Er blieb bis zum 15ten auf dem Schlachtfelde um Bergen stehen, und der Rückzug geschah erst, da die transportablen Blessirten am 15ten früh von Windecken weggeschafft waren, um in Cassel geheilt zu werden. Von einem That- und Augenzeugen.

Wittenberg. Im Monat December vergangenen Jahres wurden vermittelst eines Rescripts von Dresden die akademischen Gesetze, die zeither gegolten hatten, wieder eingeschärft, und befohlen, daß die Studenten alles Zusammenrottirens, Tumultuirens, aller Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Verordnungen, auch alles Insultirens der zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit angestellten Personen, sich enthalten sollten. Alle geheime Verbindungen, Orden, Landsmannschaften, Uniformen, gemeinschaftliche Cocarden, oder sonstige Gesellschaftszeichen sind verboten. Alle Aufzüge mit oder ohne Musik werden nur nach erlangter Erlaubniß verstattet. Das Wohnen der Studenten auf benachbarten Dörfern darf gänzlich nicht geduldet werden, in den Vorstädten hiesigen Orts selbst ist es ihnen nur unter gewissen Bedingungen vergönnt. Alle Duelle und hohe Glücksspiele sind ebenfalls untersagt.

Dem diesjährigen Conspectus der Akademie zufolge sind anjetzt nur zwey Professores extraordinarii, einer in der medicinischen, der andere in der philosophischen Facultät. Außerordentliche Beysitzer bey der Juristenfacultät sind sechs, und bey der philosophischen vier. Die Zahl der außerordentlichen Docenten bey der theologischen Facultät beläuft sich auf drey, bey der juristischen auf zwölf, bey der medicinischen auf zwey, und bey der philosophischen auf sechs. Disputationen sind im Jahre 1792. hier gehalten worden: in der theol. Facultät eine, in der jurist. sub praeside, theils über ausgearbeitete Dissertationen, theils über streitige Rechtssätze sechs und zwanzig, und sine praeside eine, in der medicin. Fac. fünf, in der philosoph. neun. Programmen sind geschrieben worden vier und zwanzig. Zu Doctoren der Rechte sind promovirt worden vier Personen, zu Doct. der Arzneygelahrheit fünf. Die Magisterwürde haben erlangt fünf und zwanzig.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 12.

Ehrenbezeugungen.

Der Herr Commissionsrath Arndt auf Zöbel, Ellguth, Simsdorf und Michelsdorf ist von Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen während dem letzten Vicariate in den Reichsadelstand, wegen seiner vortreflichen ökonomischen Kenntnisse, mit dem Zusatze: von Arndtenreich, erhoben, auch vorher schon von der ökonomischen Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt worden.

Der Churfürst von Sachsen hat während des letzten Reichsvicariats den Herrn Oberappellationsrath Quistorp zu Wismar, mit Erlassung aller Taxgebühren, in des heil. R. R. Ritterstand mit dem Prädikat: Edler von, erhoben.

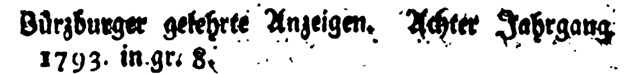
Periodische Schriften.

Altona bey Hammerich: Deutsches Magazin, 1793. Januar, enthält: 1) Mirabeaus vertrauliche Urtheile über die französische Revolution (von Hrn. d'Armand). 2) Die Schiffahrt, an Matthisson (vom Hrn. Mag. v. Schmidt, genannt Phiseldek). 3) Das Besserwerden (vom Hrn. Prof. v. Eggers). 4) Das eine Größte (vom Hrn. Gr. F. L. v. Stolberg, componirt vom Hrn. Grönland). 5) Urtheil des Königl. Schwedischen Hofgerichts über die übrigen Mitschuldigen

am Königsmorde. — Februar, enthält: 1) Ueber einen erheblichen Mißverstand bey Schätzung der französischen Assignate (vom Hrn. Prof. v. Eggers). 2) Kann denn wirklich der Determinismus mit der Moral bestehen? (vom Hrn. Mag. Olshausen). 3) Waren Bartenstein und Knorr in Wien gelehrte Ebentheuer? (vom Hrn. Kriegsr. Camerer). 4) Lindor und Cora (vom Hrn. Mag. v. Schmidt, genannt Phiseldek). 5) Nachrichten von dem Tode der Madame de Warens. 6) Etwas über Menschenkenntniß, welche man auf Reisen sammelt, mit einigen Beyspielen belegt (aus dem ungedruckten Tagebuche eines reisenden Deutschen). 7) Das schlafende Mädchen (aus den Tändeleyen, componirt von Grönland). 8) Neueste Reichstagsverhandlungen über die Elsasser Angelegenheit und den Reichskrieg gegen Frankreich.

Schleswigsches Journal, 1793. Januar. Altona, bey Hammerich; enthält: 1) Einladung. 2) Denk- und Schreibfreyheit; als eine Einleitung zum Schleswigschen Journal, S. 4. 3) Unmaßgeblicher Vorschlag, veranlaßt durch No. 261. der Jenaischen Litteraturzeitung, S. 19. 4) So ist der Mensch, — so war er stets, — so wird er immer seyn! Versuch einer jambischen Uebersetzung des Lucrez, von dem Hrn. R. v. Halem in Oldenburg, S. 34. 5) Beyträge zum Für und Wider der jetzt suspendirten, französischen Constitution, S. 37. 6) Man denke! der Schneider behielt den Huth auf dem Kopfe, und der Lohnlaquai stieg in den Fiakre seines Herrn, S. 79. 7) Ist ein Reichskrieg den Deutschen anzurathen? S. 105. Der Februar enthält: 1) Grundsätze der Gesetzgebung, die öffentliche Religion und die Nationalerziehung betreffend. Dem französischen Nationalconvent gewidmet, S. 129. 2) Ueber eine Stelle des Livius, B. 21. Kap. 37; von dem Hrn. Oberconsistorialrath Böttiger in Weimar, S. 202. 3) Eine Rede, vorgelesen in der Freymaurerloge: Einigkeit und Toleranz in Hamburg; von dem Hrn. Albrecht, S. 221. 4) Ueber die Veredlung der jüdischen Nation; von Ebendems. S. 233. 5) Hymnus der Freyheit; von Hrn. Voß in Eutin; (mit der Musik nach dem bekannten Marseiller Marsch.) S. 252.

Würz-



Würzburger gelehrte Anzeigen. Achter Jahrgang 1793. in gr. 8.

Seit dem Jahre 1788 hat der Herr Prof. Feder die
erausgebung derselben allein besorget. Gegenwärtig nimmt
blos noch litterarischen Antheil daran, und Prof. Köl hat
le mit einem solchen Institute verbundenen Geschäfte über-
mmen. Von diesen gelehrten Anzeigen erscheinet in Würz-
rg wöchentlich ein ganzer Bogen, und in jedem Monate
ch ein Bogen Beylage. Der gnädigste Fürstbischof hat die-
ben von aller Censur befreyet. Der ganze Jahrgang kostet
Würzburg 2 fl. 30 Kr. Rhl.; wer aber die wöchentliche
eye Sendung durch die Post verlanget, zahlet 4 fl. Rhl., wo-
n jedesmal die Hälfte im Januar und July vorausgezahlt
erden muß. Mit Einsendungen, Bestellungen u. s. w. hat
an sich unmittelbar an den Prof. Köl in Würzburg zu wen-
n. Würzburg, den 17. Febr. 1793.

* * *

Bücher-Anzeigen.

In allen guten Buchhandlungen ist zu haben: Histo-
isch-genealogischer Almanach fürs 4te Jahr der fran-
ösischen Freyheit. Enthaltend die fortgesetzte Ge-
hichte der französischen Staatsumwälzung. Altona,
793. bey J. F. Hammerich. Preiß 1 Rh. Dasselbe
Buch, ohne Kalender, um denselben Preiß, unter dem Titel:
Historisch-genealogisches Taschenbuch — Enthaltend
ie Geschichte der großen Revolution in Frankreich;
te Fortsetzung. Man findet darin diesmal die abgekürzte
Erzählung der großen französischen Revolution fortgesetzt, bey
welcher der Herausgeber größtentheils Hrn. Rabaut gefolgt ist,
weil er diesen mit Recht für einen unpartheyischen Augenzeugen
hält — und dann die Constitution der Westfranken, die jeder
eser und Besitzer dieses Büchleins gewiß ungerne vermißt ha-
en würde, und endlich das genealogische Verzeichniß der jetzt
ebenden hohen Personen in Europa. Ausser einem allegori-
chen Titelkupfer vom Hrn. Chodowiecky sind noch zwey der
merkwürdigsten Begebenheiten der Revolutionsgeschichte von
einer Meisterhand auf zwey Blättern dargestellt, und überdem



die Portraits zehen der wichtigsten Männer dieser wichtigen Epoche. Den Band zieren zwey sauber illuminirte Vignetten, die sich auf den Inhalt beziehen.

Da Entomologie in unsern Tagen sehr viele Freunde findet, von vielen zur Lieblingsbeschäftigung erwählet, von vielen aber, ihrer mannichfaltigen Schwierigkeiten wegen, (die besonders die ganz eigene Terminologie dieser Wissenschaft denen in Weg stellet, die aus den Hauptquellen, aus den Werken eines Linne und Fabricius, gründliche Kenntniß schöpfen wollen,) bald auch wieder bey Seite gelegt wird: so brachte mich dieses auf den Gedanken: daß der wohl auf den Dank so mancher Anfänger rechnen könnte, welcher, wo möglich, alle in den Systemen eines Linne und Fabricius vorkommende Worte und Redensarten alphabetisch ordnete, diese mit möglichster Genauigkeit in unsere Muttersprache übersetzte, deutlich erklärte, jede dieser Redensarten und Begriffe mit mehreren, nach den Linneischen und Fabrizischen Systemen angeführten Beyspielen erläuterte, und dadurch das bequeme Aufschlagen und Auffinden jedes vorkommenden Wortes beförderte. Diesen Gedanken habe ich nun, so viel mir möglich war, ins Werk zu setzen gesucht; so daß ich nun dieses etwa 1½ Alphabet starke Werk (das besonders für Anfänger bestimmt ist, die sich etwa von sich selbst in diese Wissenschaft hineinarbeiten wollen) unter dem Titel: Entomologisch terminologisches Wörterbuch, hiermit ankündigen und nächstens zum Drucke übergeben kann, welchen die Keyserische Buchhandlung allhier besorgen wird.

Erfurt, den 6. Februar 1791.

Ch. H. Möller, d. J.

In dem Verlage Hartknochs in Riga wird in zukünftiger Ostermesse der erste Band eines aus zwey Bänden bestehenden erläuternden Auszugs aus den kritischen Schriften des Herrn Professor Kant erscheinen. Daß durch eine vielfache Behandlung der tiefen Untersuchungen des großen Weltweisen und durch freye Mittheilung der Resultate des Nachdenkens man sich dem Ziel der faßlichsten Darstellung derselben nähern werde, läßt sich erwarten. Der Verfasser der angekündigten Schrift hat dieses Ziel vor Augen gehabt, und seine Bemühungen dürften vielleicht nicht ganz vergeblich seyn.

Immer-

Immerwährender Kalender für Eheleute und Ehelustige. 12. Geb. 16 Kr. Man vermißte bisher in allen unsern Almanachs eine gewisse Zeitrechnung, die eben so nothwendig zur bürgerlichen Ordnung gehört, als irgend eine andere. Wenigstens achtet Jeder, dem die veränderten Umstände der Genossin seiner Liebe Hoffnung zu einem neuen Ebenbilde machen, aufmerksamer auf den Tag, wo diese Hoffnung erfüllt werden könnte. Der Verfasser dieses Kalenders hat daher diesen kritischen Zeitpunkt nach den Meinungen der ältern und neuern Aerzte berechnet. In zwey Reihen neben einander stehen die Empfängnißtage und die Geburtstage. Die Empfängniß falle also auf welchen Tag es sey, so steht gleich daneben der ausgerechnete Tag und Monat der Niederkunft angezeigt. Ist man wegen des erstern Termins gewiß; so kann man denn den andern ohne Mühe gleich wissen. Dadurch wird nicht allein den mancherley Verrechnungen vorgebeugt; sondern man kann auch nach dem ordentlichen Styl dieser Rechnung sehen, ob zufällige Umstände die Geburt mehr beschleunigt haben, als sie nach den Gesetzen der Natur erfolgt wäre. Ausserdem enthält der Kalender gute astronomische Erläuterungen, eine dialogisirte wahre Geschichte unsers Jahrhunderts, philosophische Gedanken über die Natur der Liebe, aus dem Französischen; das große A B C Buch und zehen Gebote für junge Eheleute, einige Gedichte, und Beantwortung der Frage: ob ein Frauenzimmer nicht selbst auf die Heurath gehen könne? (von einem Frauenzimmer.) Das Ganze ist ein nützliches, unterhaltendes Werkchen, sehr sauber mit Didotschen Lettern gedruckt, und erfüllt durch seine ganz neue Eigenheit im strengsten Verstande die Bestimmung des Titels. — Um obigen Preiß ist er in den mehresten Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Vermischte Nachrichten.

In Wien kommt jetzt wöchentlich ein Heft von einer Schrift heraus, betitelt: Französische Mord- und Unglücksgeschichten, wie sich solche seit den Unruhen in Frankreich wirklich zugetragen haben, zum Drucke befördert von einer Gesellschaft Bürger der K. K. Resi-

 denz-

denzstadt Wien. Der Endzweck der Verfasser ist kein gerin-
gerer, als durch Thatsachen zu erweisen, 1) daß in Frankreich
der ehedem aufrecht gestandene Bürger, Fabrikant, Kaufmann,
Künstler und Handwerker zu Grunde gerichtet sind; 2) daß
ganze Familien ihrer zum Militär hinweggenommenen Ernäh-
rer beraubt werden, und verzweifeln; 3) daß der redlichste
Mann, wenn er am rechten Orte die Wahrheit für die Ruhe
seines Vaterlandes sprechen will, auf der Stelle aus dem
Wege geräumt werde; 4) daß Wechsler, Capitalisten, Grund-
eigenthümer stündlich der Gefahr ausgesetzt sind, um ihr Hab
und Gut zu kommen, weil vermöge der Freyheit und Gleichheit
keiner mehr besitzen soll, als der andere; 5) daß kein recht-
schaffener Einwohner sicher darauf rechnen könne, daß er mor-
gen noch lebe, nicht aus seinem Lager geschleppt und an den
Laternenpfahl gehängt werde; 6) daß keine andere Justiz mehr
im Lande sey, als die Uebergewalt der größern Menge u. s. w.

P. Philipp Forster, Minorit, war noch im Julius
vorigen Jahres Guardian des Minoritenklosters zu Lucern,
und Professor der Theologie in Gesellschaft einiger Jesuiten
am dasigen Lyceum. Er ward (leicht begreiflich, von wem?)
puncto der Heterodoxie bey seinem Generale zu Rom verklagt.
Der General ließ unterm 10. August an den Provinzial Tibe-
rius folgendes Schreiben ergehen, das jedoch für den Beklagten
weiter keine Folgen hatte, als daß derselbe von Lucern abgeru-
fen und nach Offenburg als Guardian und Definitor Capituli
versetzt wurde. Die Regel — audiatur et altera pars —
ward, wie gewöhnlich, ganz ausser Acht gelassen.

Adm. Rev. Pater!

Cum non sine magno animi moerore tristis ad aures
nostras aliorumque in hac urbe existentium fama pervene-
rit, Patrem Mag. Forster, istius Conventus Guardianum et
in eadem Lucernensi *Academia* publicum sacrae Theolo-
giae Professorem, non sanam, non apostolicam, neque di-
vinam, sed multorum errorum scatentem doctrinam, (quae
et bonos mores corrumpit, et christianae reipublicae ini-
micos fovet, defendit ac tuetur) edocere; hinc pastoralis
et vigilans ministerii nostri sollicitudo exigit, ut veris, quae
narramus, existentibus, huiusmodi scandalo, quantum in
nobis est, occurramus. Quod ut fiat, eo tamen pruden-
tiori modo, quo potest, paternitatis vestrae conscientiam

onera-

oneramus, districteque praecipimus, ut in proximo provinciali Capitulo idem P. Mag. Forster, absoluto iam Guardianatus officio, ad suum nativum vel ad alium suae Provinciae Conventum nostris etiam obedientialibus litteris, si ita opus fiet, omnino remittatur. De tua igitur prudentia ac religionis zelo plurimum confisi sic evenire in Domino speramus, ne in tanta temporum nostrorum calamitate inconsutilis vestis, quae est ecclesia, ab iis etiam, qui sanam eius doctrinam proprio sanguine propugnare debent; si ita necesse foret, inimicorum potius arma et tela desumant, eamque dilacerent et confodiant. Deum interim opt. max. enixe precamur, ut, qui in tenebris sedent, tandem aliquando resurgant, et ad viam veritatis reducantur. Vale.

Der Hr. Bergrath Voigt in Ilmenau hat in fruchtbarer Kürze einen Katechismus für die Bergbaukunde ausgearbeitet, und wird sich durch dessen Herausgabe gewiß um die Menschenklasse, für welche er zunächst bestimmt ist, ein großes Verdienst erwerben.

Der Faustische Gesundheitskatechismus hat so viel Beyfall gefunden, daß schon zur nächsten Messe eine ganz neue völlig umgearbeitete Ausgabe desselben erscheinen kann. Wahrscheinlich werden wir nun bald ein Dutzend ähnlicher Katechismen für allerley Künste und Gewerbe erhalten. Gesetzt aber auch, daß diese Katechismusmilch überall dem Bedürfniß angemessen, rein und lauter wäre, so möchten doch wenige mit so viel Eifer und Uneigennützigkeit sie dem großen Publikum aufzutischen geneigt seyn, als es beym Faustischen Gesundheitskatechismus ohnläugbar der Fall ist. Und dann, wo sind die Katecheten zu diesen Katechismen?

Liegnitz. Die hiesige Ritterakademie hat von der Schlesischen Landschaft ein sehr schätzbares Geschenk, das Naturalienkabinet, welches sie vor einigen Jahren von ihrem Generalsyndicus Börner kaufte, erhalten. Dieses Kabinet enthält eine schöne Sammlung von Schlesischen Produkten aus allen Naturreichen, und ist bereits bey der Akademie aufgestellt.

Dresden. Das Churfürstl. Sächsische geheime Consilium hat dem Herausgeber des Revolutionsalmanachs, der



im Dietrichschen Verlage erschienen ist, Hrn. Rath Reichard zu Gotha, ein sehr schmeichelhaftes und ehrenvolles Belobungsschreiben zugefertiget, auch bey dem Verleger eine ansehnliche Bestellung von Exemplaren gemacht.

Prag. Hr. A. B. Zarda, D. d. Medicin, der sich bereits durch einige gute Schriften in diesem Fache rühmlich bekannt gemacht hat, hält seit dem 4. Nov. 1792 ausserordentliche Vorlesungen über die Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren. Er eröffnete sie mit einer auch im Druck erschienenen Rede: von dem Nutzen, über die Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren, Nichtärzten Unterricht zu geben. Denn sie sind für jedermann ohne Unterschied der Religion bestimmt, und werden, um niemand, weder in Studien, noch in bürgerlichen Arbeiten zu stören, blos an Sonn- und Feyertagen von 11 — 12 Uhr gehalten.

Nunmehr ist auch auf dem Lande mit Ausführung des neuen Studienplans der Anfang gemacht worden, indem den Landgymnasien durch eine Gubernialverordnung vom 5. Jul. 1792 aufgetragen ward: die Einleitung zu treffen, daß die Professoren bey den Zusammentretungen, die in Gleichförmigkeit der Prager Gymnasien (d. i. nach Maasgabe des neuen Studienplans) mit dem heurigen Schuljahr vom 15. October anzufangen haben, über die Verbesserung der bestehenden Disciplinarvorschriften und die Einführung einer gemeinschaftlichen Aufsicht auf das sittliche Betragen der Schüler sich berathschlagen; und die Entwürfe ihrer diessfälligen Meinungen an die hohe Landesstelle eingeben möchten.

Helmstädt. Das Projekt der Verlegung der hiesigen Universität nach Wolfenbüttel ist freylich wohl aufgegeben; aber nicht so die Verlegung der Wolfenbüttelschen Bibliothek hieher. Dazu aber müssen gute Zeiten erwartet werden. Der hiezu nöthige Aufwand von Kosten wäre gewiß von viel nützlichen Folgen, und würde ein neues Verdienst des edlen Fürsten seyn, dem sein Land schon so viel verdankt.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 13.

Todesfälle.

1791.

Am 2. Dec. v. J. starb zu Prag Hr. Joh. Diesbach, (Exjesuite) k. k. Rath, der Philosophie und Theologie Doctor und Domherr zu Dünaburg, geb. zu Prag 1729. Nach Aufhebung des Jesuiterordens begleitete er den jungen Grafen von Browne auf Reisen nach Cherson und durch ganz Rußland, wurde dann Lehrer des jetzigen Kaisers, und zuletzt Director der philosophischen Facultät im physikalischen und mathematischen Fache zu Prag.

Am 4. Jan. starb zu Halle Hr. Joh. Michael Witte, vormaliger Inspector der Waisenhausbuchhandlung, im 70ten Jahre seines Alters.

Am 15. Jan. starb zu Wien der Exjesuite, Hr. Anton Pilgram, Astronom auf der Universitätssternwarte daselbst, im 62sten Jahre seines Lebens.

Am 31. Jan. starb zu Ulm der geheime Rath von Moser, Herausgeber des Forstarchivs und anderer Schriften, ein Bruder des ehemaligen ersten Ministers zu Darmstadt.

Akademische Verhandlungen.

Frankfurt an der Oder. Zur Feyer ihres Stiftungstages und des Geburtstages Friedrichs II. hielt am 24. Jan. d. J. die königl. Societät der Wissenschaften und Künste in dem Ordinariatshause der Universität eine öffentliche Sitzung. In derselben las der D. und Prof. Pitner eine skizzirte Biographie Spinoza's, mit einiger Rücksicht auf seine Lehrmeinungen, ab. Der Hof- und Criminalrath D. und Prof. Meister aber beschloß die Sitzung mit einer Abhandlung: Montbailly, oder über Justizmord aus verkehrter Beurtheilung des Thatbestandes und der Anzeigen, mit einer poetischen Uebersetzung der von Voltaire zur Vertheidigung der Ehegattin Montbailly's gedichteten Heroide. Die königliche Universität und alle Freunde der Wissenschaften aus den höhern Ständen wohnten, nebst den gelehrten Mitbürgern der Akademie, dieser feyerlichen Sitzung bey, zu welcher der Professor Hausen, als Präses der königlichen Gesellschaft, in einer besondern, die Litteratur des Staatsrechts und der Geschichte der Preußischen Monarchie recensirenden Schrift eingeladen hatte.

Periodische Schriften.

Deutsche Monatsschrift, 1793, Berlin, bey Vieweg d. ä. Februar enthält: 1) Die Erlösung, von Hrn. Prof. Meyer. 2) Kurze Belehrung für Nachdenkende über bürgerliche Freyheit und Gleichheit, vom Hrn. Dir. Neuendorf. 3) An die Treue, vom Hrn. Leg. v. Kleist 4) Merkwürdige Antwort eines Nordischen Königs, vom Hrn. v. Wackerbart. 5) Der ehrliche Mann, vom Akademikus. 6) Ueber deutsche Nationalwichtigkeit, vom Hrn. Kellner. März enthält: 1) Ueber die Verdeutschung der Burkischen Betrachtungen über die französische Revolution, vom Hrn. Prof. Meyer. 2) Amint, oder kann die Vernunft beleidigt werden? vom Hrn. Hofr. Moritz. 3) Sanssouci, vom Hrn. Conz. 4) Konradin, ein Fragment aus der Geschichte des achten Jahrhunderts. 5) Ueber die speculative Vernunft, als Stöhrerin des Vergnügens im Gebiet der Kunst, vom Hrn. Steinbrenner. 6) Ueber einige Merkwürdigkeiten am

Fuße

[illegible]se des Harzes. 2) Stoff zu einer Novelle, vom Hrn. Prof. Nachtigal. (Beyde Monate in Einem Hefte.)

Deutsches Magazin, 1793, Altona, bey Hammerich, März, enthält: 1) Bericht von einer zu Hierapolis gehaltenen großen Versammlung der Priester der großen Göttin. 2) Nordafrikens und Kleinasiens Religionen, vom Hrn. Keller. 3) Opfer an Hygiea, von Mad. Brun. 4) Die Täuschung, vom Hrn. Mag. v. Schmidt Phiseldek. 5) Es ist nicht alles Gold, was glänzt, vom Hrn. Prof. von Eggers. 6) Skolie von Niemeyer, comp. vom Hrn. Secr. Grönland. 7) Kaiserl. Ratificationsdecret, den herzustellenden Reichs-Wehr- und Vertheidigungsstand betreffend. 8) Kaiserl. Commissionsdecret, das Obercommando der Reichsarmee betreffend. 9) Neue Briefe über Carlsbad, von Clodowich. 10) Zusatz zu den Bemerkungen über die französischen Assignate, vom Hrn. Prof. v. Eggers. 11) Reichsgutachten, die allgemeine Reichsoperationskasse betreffend.

* * *

Gelehrte Anzeige.

Leben des geheimen Justizrathes und Ritters Johann David Michaelis, von ihm selbst beschrieben, mit Anmerkungen von Hassencamp. Nebst dem Elogium von Heyne, und den Bemerkungen über Michaelis literarischen Charakter und große Vorzüge von Eichhorn und Schulz. — — Mit dem Brustbilde des Seligen und einem vollständigen Verzeichnisse seiner Schriften. 8. Rinteln, in der Expedition der theologischen Annalen. Leipzig, in Commission bey Joh. Ambrosius Barth. (Pr. 1 Rthlr. Sächsisch, oder 1 fl. 48 Kr. Rheinisch.)

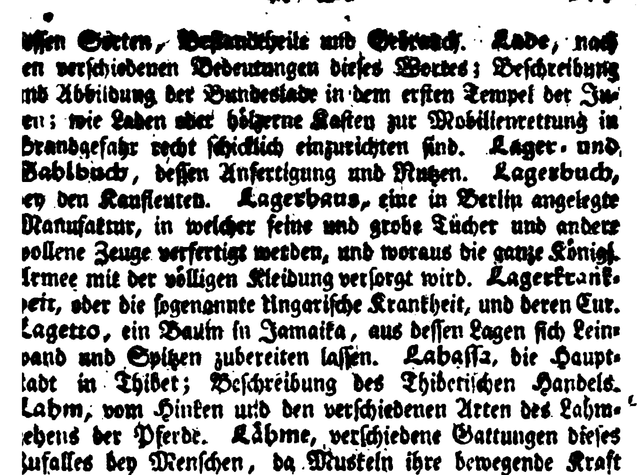
Dieses sehr interessante Werk, welches eine eben so angenehme als nützliche Lectüre giebt, ist jetzt unter der Presse, und wird ohnfehlbar zur bevorstehenden Jubilatemesse fertig. Wer 10 Exemplare zusammen nimmt und gleich baar bezahlt, erhält 2, auf 20 aber 5 Freyexemplare. Rinteln, den 1ten März 1793.

Expedition der theologischen Annalen.

Bücher - Anzeigen.

In der Paulischen Verlagshandlung zu Berlin ist fertig geworden: Der 58te Theil der beliebten ökonomisch-technologischen Encyklopädie des Hrn. D. Krünitz. Dieser geht von Laa bis Labm, hat 11 Kupfertafeln auf 3½ Bogen, und ist mit dem Bildnisse des Königl. Preuß. geh. Rathes und Stadtpräsidenten zu Halle, Hrn. Barkhausen, geziert. Die in diesem Theile vorkommenden Hauptartikel sind folgende: Laach-Bad, in Niederöstreich. Lab, dessen ökonomischer Gebrauch, die Milch gerinnen zu machen; wie auch medicinischer Nutzen, insonderheit im Durchfall der Kälber. Labkraut, eine Gattung Pflanzen, wovon einige Arten, ausser dem Gerinnenmachen der Milch, auch zum Färben der Wolle dienlich sind. Chemisches Laboratorium, dessen wesentliche Eigenschaften, Werkzeuge und Materialien. Labrador, das Land der Esquimaux in Nordamerika. Labradorstein, ein seit einigen Jahren unter den Mineralogen bekannter, grauer in allerley Farben schillernder Feldspath, den man nun zu einem beträchtlichen Handelsprodukt gemacht hat. Labyrinth, in Aegypten, Kreta und an andern Orten. Lachen, vom wahren Lachen, sowohl dem natürlichen, physisch und moralisch betrachtet, als auch dem unnatürlichen, unwillkührlichen oder sogenannten Sardonischen Lachen; von dem dem Scheine nach angestellten oder verstellten Lachen. Lächerlich, dessen verschiedene Gegenstände. Lachs, dessen Naturgeschichte, Fang und Nutzung. Lachter, eine im Bergbau und bey dem Markscheiden übliche Benennung des Längenmaßes; Beschreibung und Abbildung der dazu dienlichen Werkzeuge. Lack, eine Benennung verschiedener Sachen, die zur Färberey, Malerey, Arzney und zu Verfertigung des Siegellackes dienen; vom Gummilack, Holz-Stab- oder Stocklack, Hörnerlack, Klumpenlack und Platt- oder Tafellack; vom Tunquinischen Lack; von den Lackfarben oder Macken, als: dem Florentiner, dem Kugel- und Kolombinenlack, dem rothen Lack aus der Färberröthe, dem rothen Lack für Pastellmaler, dem Lack aus der Virgin. Kermesbeere, u. a. m. Lackmus, dessen Bereitung aus der Maurelle und Orseille, nebst dessen Gebrauch und Nutzen. Lackviole, deren verschiedene Arten und Varietäten, Cultur und Nutzen. Lackirkunst, so wie sie in China, Europa und Japan üblich ist. Ladanum, ein Harz von einer Art Listenröslein; verschiedene Arten, dasselbe zu sammeln,

dessen



ssen Sorten, Bestandtheile und Gebrauch. Lade, nach en verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes; Beschreibung und Abbildung der Bundeslade in dem ersten Tempel der Juden; wie Laden oder hölzerne Kasten zur Mobilienrettung in Brandgefahr recht schicklich einzurichten sind. Lager- und Zahlbuch, dessen Anfertigung und Nutzen. Lagerbuch, bey den Kaufleuten. Lagerhaus, eine in Berlin angelegte Manufaktur, in welcher feine und grobe Tücher und andere wollene Zeuge verfertigt werden, und woraus die ganze Königl. Armee mit der völligen Kleidung versorgt wird. Lagerkrankheit, oder die sogenannte Ungarische Krankheit, und deren Cur. Lagetto, ein Baum in Jamaika, aus dessen Lagen sich Leinwand und Spitzen zubereiten lassen. Labassa, die Hauptstadt in Thibet; Beschreibung des Thibetischen Handels. Lahm, vom Hinken und den verschiedenen Arten des Lahmgehens der Pferde. Lähme, verschiedene Gattungen dieses Zufalles bey Menschen, da Muskeln ihre bewegende Kraft verliehren; deren Ursachen und Cur. Der Pränumerationspreiß ist 2 Rthlr., der ordinaire 3 Rthlr. 2 Gr. Alle 58 Bände sind in obiger Handlung noch für den Pränumerationspreis von 116 Rthlr. 6 Gr. zu haben.

Neuestes Noth- und Hülfsviehbuch zum Nutzen der Landleute, Hauswirthe und Oekonomen, herausgegeben von einem erfahrnen Hausvater. 8. 8 H. Seitdem man gelernt hat, wie nothwendig die Aufmerksamkeit auf die Viehzucht sey, die uns so große Vortheile gewährt, und das Wohl eines ganzen Staats unterstützt, hat man sich bemüht, auch darüber mehr nachzudenken. Diese Schrift ist nun der Kern von vieljährigen Erfahrungen, und es ist beynahe kein Umstand bey dem Hauswirth von jeder Art möglich, wofür nicht Regeln, Heilmittel und guter Rath darinnen gegeben wäre. Man kann sie daher mit Grund jedem empfehlen, der sich seines Viehes erbarmet. Sie ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Die neue Auflage von Rome de l'Isle berühmter Krystallographie (Paris 1783. in 4 Bänden) enthält so mannichfaltige vortrefliche mineralogische, insbesondere aber oryktognostische Nachrichten, und in dieser Hinsicht so mannichfaltige Vorzüge gegen die ältere Ausgabe, daß eine deutsche Uebersetzung derselben (zumal bey der Seltenheit der Originalausgabe

 in

in Deutschland) kein überflüßiges Unternehmen seyn wird. Ich habe mich daher entschlossen, eine solche mit Anmerkungen herauszugeben; wovon letztere nicht nur diejenigen Zusätze enthalten sollen, welche die neuesten mineralogischen Entdeckungen nothwendig machen; sondern auch eine genaue Vergleichung der Wernerschen krystallographischen Bestimmungen mit der des verstorbenen *R. d. S.*, hiedurch hoffe ich vorzüglich ungeübteren Oryktognosten die Uebersicht und richtige Würdigung beyder Methoden zu erleichtern.

Karsten,
Königl. Pr. Bergrath.

Wir haben den Verlag dieser von dem Herrn Bergrath Karsten in Berlin angekündigten Uebersetzung übernommen, und wir versprechen, für guten Druck, gutes Papier, desgleichen für guten und richtigen Stich der Kupfer möglichst zu sorgen. Wünschen Liebhaber Exemplare auf Schreibpapier zu haben, so bitten wir, ihre Bestellungen entweder unmittelbar bey uns, oder durch die ihnen nahe Buchhandlung bald zu machen, da wir den ersten Band bald nach Johannis unter die Presse zu geben gedenken. Halle im Febr. 1793.

Hemmerde und Schwetschke,
Buchhändler.

Verlagsartikel, welche in der Karl Gottlieb Hofmannischen Buchhandlung seit 1791 bis jetzt erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands um beygesetzte Preise zu bekommen sind.

Acontii Iacobi, Tridentini, ad Ioan. Wolfium, Tigurinum, Epistola de ratione edendorum librorum, nunc primum separatim edita 8. 791. 10 Gr. Blicke in die Theorie und Praxis der jetzigen Arzneywissenschaft, als Einleitung zu einer Abhandlung über das Blutlassen, von M. D. 8. 792. 5 Gr. Eleonore, Königin von Frankreich, oder Gesch. des zweyten Kreuzzuges, dialogisirt. 2 Theile, 791—92. 8. 2 Thlr. I. H. Emmert Theatre, ou choix de Drames aisés pour faciliter l'étude de la langue françoise. 8. 792. 1 Thlr. Freudentheil, G. N. Commentatio de Codice sacro, more in reliquis antiquitatis libris solemni ingenue inter-

interpretando; adiectis difficultatibus Novo Testamento propriis. Quam in concertatione civium Academiae Georgiae Aug. die IV. Iun. 1791. ordo theologorum venerabilis ad palmam proxime accedere indicavit. 8. Mai. 1791. 7 Gr. Gedanken, freymüthige, an den Verfasser der freymüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen Preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen. 8. 792. 10 Gr. Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, in 2 Bänden. 1ter Band, enthält die Geschichte der Astronomie bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts, 792. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. Materialien zur Geschichte des Bauernkriegs in Franken, Schwaben, Thüringen u. s. w. im Jahre 1525. 1ste Lieferung. 791. 8. 4 Gr. Meusels, I. G. historisch - litterarisch - bibliographisches Magazin, Vtes und VItes St. 792. gr. 8. 1 Rthlr. Schwartz, J. W. Versuch einer Geschichte von der Entstehung und Feyer der Sonn - Fest - und Feyertage der Christen. 792. 8. 3 Gr. Tabelle, statistische, woraus die aus den neuesten Nachrichten entnommene geographische Größe, Volkszahl, Staatseinkünfte und Ausgaben, Staatsschulden und der Kriegszustand der Europäischen Staaten ꝛc. auf einmal zu übersehen ist. 791. Fol. 2 Gr. Unterhaltungen, christliche, vom und beym Donnerwetter in Betrachtungen, Gebeten und Liedern. 791. 8. 6 Gr. Waldau, G. E. Thesaurus bio - et bibliographicus, praefatus est I G. Meusel. 792. 8. 20 Gr. Wielands, E. C. Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse, 2 Theile. 791—92. 8. 2 Rthlr. 20 Gr. Eiusd. Opuscula academica aucta passim et emendata. Fasc. I. 790. 8. 10 Gr. Wilhelm und Julie, ein Roman für Jünglinge und Mädchen, als Beytrag zur Menschenkenntniß. 792. 8. 5 Gr.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Die Akademie der Wissenschaften hat auf Sr. Königl. Majestät Befehl den Hrn. Condorcet zu Paris, wegen seiner bekannten demokratischen und übertriebenen Revolutionsgrundsätze, aus der Liste ihrer Mitglieder ausgestrichen.

Der

Der berühmte Künstler, Herr v. Götz, der sich seit einiger Zeit in Regensburg aufhält, hat ein schönes Oelgemälde vollendet, wozu das Süjet aus der bekannten Stollbergischen Ballade: die Büssende, genommen ist. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, da der beleidigte Ehemann sagt:

Doch sie sieht ihn, und beym Mal
Ist sein Schädel ihr Pokal.

Leipzig. Der sel. Morus hat unter seinen Papieren mehrere, theils ganz vollendete, theils der Vollendung nahe gebrachte Schriften hinterlassen. Er arbeitete seit vielen Jahren mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und sich selbst nie genugthuenden Genauigkeit an einer neuen Uebersetzung des ganzen N. T., wovon der **Brief an die Ebräer** gleichsam nur als Probe anzusehen ist. Aber auf seinen ausdrücklichen Befehl sollten fast alle seine Papiere nach seinem Tode verbrannt werden, und seine Gattin dürfte nur sehr schwer zu bewegen seyn, den letzten Willen des Verstorbenen nicht auf das pünktlichste zu erfüllen.

Berlin. Die neue Charte vom Fürstenthum Ansbach, welche hier bey **Simon Schropp und Comp.** erschienen ist, hat ein missfälliges Aufsehen erregt. Der geheime expedirende Secretär beym vierten Departement des Kriegscollegiums und Geograph der Königl. Akademie der Wissenschaften, Hr. **Sotzmann**, wurde für den Verfertiger derselben gehalten. In der Clever französischen Zeitung erschien eine förmliche Protestation gegen selbige, und gegen alle falsche Folgerungen, die man zum Nachtheil der angränzenden Lande daraus ziehen möchte, indem die Charte nicht die Censur passirt, und als kein approbirtes Unternehmen anzusehen sey. Herr **Sotzmann** aber hat auch dagegen öffentlich erklärt, „daß er die Charte nicht gezeichnet, sondern blos die topische Rechtschreibung darin nach **Fabri's** Geographie für alle Stände revidirt habe.“

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 14 und 15.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Hr. D. Merau, juristischer Privatdocent in Jena, ist zum Universitätsbibliothekar daselbst ernannt worden.

Die durch die Entfernung der Hrn. Consist. Räthe Frorieb zu Bürdeburg und Meyer zu Wohlen erledigten Stellen sind wieder besetzt, die erstere noch im vor. J. durch den aus der Niederlausitz berufenen Hrn. Horstig, an welchem Sachsen einen wahren Gelehrten verlohren hat, die andere durch Hrn. Berger, bisherigen Prediger zu Steinbergen.

Hr. D. Friedr. Albr. Anton Meyer ist unter dem 30. Dec. vor. J. zum Unteraufseher beym akademischen Museum zu Göttingen angesetzt worden.

Hr. Prof. Krause in Halle ist an die Stelle des verstorbenen geheimen Raths Westphal vom engern Ausschusse der Landstände des Herzogthums Magdeburg zum Ephorus des Magdeburgischen Provinzialfreytisches im Jan. d. J. erwählt worden. Es ist mit dieser Stelle ein Gehalt verbunden.

Todesfälle.

Am 29sten November 1792. starb an den Folgen eines Lungengeschwüres der Hr. geheime Justizrath und Senior der

Juristenfakultät zu Halle, Doctor Ernst Christian Westphal.

In Ronneburg ist der dortige Superintendent Herr Friedrich Wilhelm Streit mit Tode abgegangen. Er hat einige Handbücher zum Behuf der Anfänger in der englischen Sprache herausgegeben.

Oeffentliche Anstalten.

Prag. Vermöge Hofdekrets v. 18. Okt. v. J. ist angeordnet, daß die Appellationsgerichte in dem Falle, wenn sich um den Statum advocandi ein solcher Mann meldet, der nicht auf einer deutsch-erbländischen, sondern auf einer solchen Universität graduirt ist, die vermöge der übrigen bestehenden Verordnungen zur Erlangung der Advocatur qualificirt ist (z. B. Pavia), vor Zulassung zur Prüfung von dem Kandidaten den Ausweis fordern sollen, daß er über alle jene Gegenstände, die zur Graduirung auf einer deutsch-erbländischen Universität erforderlich sind, das Studium vollkommen und mit gutem Erfolge vollendet habe, ohne welchen vorläufigen Beweis, nebst den andern ohnehin bereits vorgeschriebenen Zeugnissen, der Candidat zur Advocatur nicht zuzulassen sey. In Ansehung der Aerzte insbesondere ist entschieden worden: die Praxis in den deutschen Erblanden kann nur denjenigen gestattet werden, welche die Arzneykunde nach ihren Theilen entweder auf einer deutsch-erbländischen Universität, oder auf der hohen Schule zu Pavia mit gutem Fortgange studirt, oder sich wenigstens an einer hohen Schule der deutschen Erblande einer strengen Prüfung aus allen Zweigen dieser Wissenschaft, wie man solche auf deutsch-erbländischen Universitäten lehrt, mit gutem Erfolge unterzogen haben. Alle Aerzte, diejenigen, welche in Pavia die Doctorwürde empfangen, allein ausgenommen, sind verpflichtet, wenn sie in einem Lande, wo sie weder die Arzneywissenschaft studirten, noch aus derselben strenge geprüft wurden, praktiziren wollen, dem Protomedicus des Landes, indem sie zur Praxis berechtigt zu seyn wünschen, Zeugnisse vorzuzeigen, daß sie über alle Gegenstände des medicinischen Studiums, die den deutsch-erbländischen Univer-

stalten vorgeschrieben sind, Unterricht erhalten, und bey einer strengen Prüfung, die auf einer deutsch-erbländischen hohen Schule aus allen diesen Gegenständen vorgenommen wurde, ihre gute Verwendung darinn außer Zweifel gesetzt haben. Endlich wurde in Ansehung aller derjenigen, welche diesen Forderungen Genüge leisten, in Wien practiciren wollen, und nicht ordentliche Mitglieder der dasigen medicinischen Facultät sind, dieser aufgetragen, solche unter ihre Mitglieder aufzunehmen; doch wird sie dadurch nicht verpflichtet, diesen Aerzten auch die Vortheile der Wittwencasse, welche ihren in Wien graduirten Mitgliedern zustehen, zu verleihen. Auch seyn diese Aerzte gehalten, binnen 4 Wochen bey der Facultät ihren Namen und ihren Wohnort einschreiben zu lassen, so oft sie letzteren verändern, solches binnen den ersten 8 Tagen anzuzeigen, und, wie vormals üblich war, bey der Facultät jedesmal zu erscheinen, wenn sie von ihr vorgerufen werden.

Blankenburg. Die Schule zu Blankenburg hatte bisher 4 Klassen und fünf Lehrer. Die unterste Klasse fieng von A B C an, und die oberste endigte mit den Vorbereitungen zu den akademischen Studien. Durch die patriotischen Bemühungen des Hrn. Joh. Heinrich August Schulze, des Klosters Michaelstein Priors, Predigers an der hiesigen Garnisonkirche und Schuldirectors, ist nun eine besondere Bürgerschule eröffnet, die von jener Schule ganz abgesondert ist, und in welcher im Lesen, Schreiben, Rechnen und den Elementarbegriffen der Religion in zwey Abtheilungen Unterricht ertheilt wird. Von hieraus kömmt der Schüler, der sich dem Studiren bestimmt, oder eine noch weiter reichende Bildung haben soll, in die obere Schule, die in vier Klassen eingetheilt ist. Mit dieser neuen Einrichtung ist auch eine Art von Schulmeisterseminarium verbunden.

Bücher - Anzeigen.

Im Verlage der Bauer- und Mannischen Buchhandlung in Nürnberg, wie auch in allen ansehnlichen Buchhandlungen Deutschlands, sind folgende Bücher zu haben:
1) Ackermanni, Dr. I. C. G. Institutiones historiae medici-

dicinae, 8mai. 1 Rthl. 2) Clincailleur, le, françois - allemand et allemand - françois ou nomenclature de toute sorte de clincaillerie, dont la plupart ne se trouvent pas dans les Dictionnaires ordin. à l'usage de ceux qui en font commerce, 8vo. 8 gr. 3) Dölz, J. C., neue Versuche und Erfahrungen über einige Pflanzengifte. Herausgegeben von Dr. J. C. G. Ackermann, 8. 4 gr. 4) Gatterers, Dr. C. W. G., Beschreibung des Harzes, 2ter Theil 1ste Abtheilung, 8vo. 1 thlr. Dasselbe Buch unter dem Titel: Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen. 5ter Theil 1ste Abtheil. 8. 1 thlr. 5) Glaubensbekenntniß eines ächten Freymaurers, über den wahren Endzweck des Ordens, 8. 2 gr. 6) Güttle, J. C., Kunstkabinet verschiedener mathematischer und physikalischer Instrumente und anderer Kunstsachen, 1stes und 2s Stück mit K. 8. 9 gr. 7) Bischoffs, K. A., kurzer Lehrbegriff in kosmologischen und anthropologischen Wissenschaften für erwachsene Kinder, mit K. gr. 8. 16 gr. 8) Gatterers, J. C., practische Heraldik mit K. gr. 8. 20 gr. 9) Marmontels moralische Erzählungen, nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt von J. A. Sämmeler, 4 Theile gr. 8. 2 thlr. 10) Tagbuch für Liebhaber der Astronomie auf das Jahr 1793, mit einer Kupfertafel, gr. 8. 6 gr. 11) Kob, J. A., wahre Ursache der Baumtrocknitz der Nadelwälder durch die Naturgeschichte der Forlphalene erwiesen, und durch einige Versuche erörtert, mit drey illuminirten Kupf. gr. 8. 1 th. 8 gr. 12) Murrs, C. T. von, Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges. Nebst Urkunden und vielen Erläuterungen zur Geschichte des Kayserl. Generalissimus A. v. Wallenstein, gr. 8. 1 th. 4 gr.

In der Ostermesse 1793. erscheint in unserm Verlage:
1) Abhandlung von dem Weißenfluße der Frauen. Nach dem Französischen des Hrn. Raulins bearbeitet von Dr. G. A. Riederer, mit einer Vorrede von Dr. J. C. G. Ackermann, 8. 2) Abstimmungen sämmtlicher Mitglieder der anmaßlichen französischen Nationalconvention über das Endurtheil Ludwigs des Sechszehnten. Nach den französischen Originalien, 8. 3) Faulwetters, Dr. C. A., kurze Grundsätze der Elektricitätslehre, 5 Theile, 8. 4) Gatterers, Dr. C. W. F., Beschreibung des Harzes, 2r Theil 2te Abtheilung, oder: dessen Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen, 5ter Theil 2te Abtheilung mit Kupf.

Kupf. 8. 5) Mair, C. T. de, Collectio amplissima scriptorum de Clinodiis S. R. I. Germ. de Coronatione Imperatorum Germanorum atque de Rege Romanorum et Electoribus, 8maj. 6) Originalbriefwechsel der Emigrirten, oder die Emigrirten nach ihrer eigenen Darstellung geschildert, 2 Theile, 8. 7) Von der vollziehenden Gewalt in großen Staaten, nach dem Französischen des Hrn. Neckers, ehemaligen Finanzministers von Frankreich, 1ster Theil, 8 8) Gnidelin, Charlotte Sophia Sidonia, geborne Langin, hinterlassene Schriften. 8. 9) Correspondance originale des Emigrés ou les Emigrés peints par eux-mêmes. 11 Parties. 8.

Nachricht für Lehrer und Schüler der französischen Sprache. In voriger Ostermesse 1792. ist in meinem Verlage erschienen:

Essai d'une Grammaire ou Traité de l'Etymologie de la Syntaxe françoise, avec des Tables, d. i. Versuch einer ausführlichen Sprachlehre, oder vollkommene Darstellung der franz. Wortforschung und Wortfügung, mit Tabellen, von F. Th. Chastel, Lehrer der franz. Sprache in Gießen, mit Churf. Privil. 60 Bog. gr. 8.

Die starke Bogenzahl dieses nützlichen Werks verursachte, wie leicht zu erachten ist, große Kosten, und ich mußte, da ich nicht wissen konnte, ob es Beyfall findet, den Preiß auf 2 Thlr. oder 3 Fl. setzen. Da aber durch mehrere günstige Recensionen das Werk so guten Abgang findet, und ich bereits vor allem Schaden gesichert bin, so habe ich mich entschlossen, zum allgemeinen Besten den Preiß auf 1 thlr. 8 gr. od. 2 Fl. herunter zu setzen. Dieser äußerst billige Preiß fängt mit dieser Ostermesse an, dauert aber nicht länger als bis zur Herbstmesse d. J., wo alsdann der vorherige Ladenpreiß wieder eintritt. Ich mache dies also öffentlich bekannt, damit jeder Lehrer und Schüler sich das nützliche Werk für diesen Preiß anschaffen kann.

Ferner werden auf künftige Ostermesse 1793 noch folgende neue Bücher in meinem Verlage erscheinen: Alaziel, oder:

Sagen aus den Zeiten der Zauberwelt, von Dr. Schulz, mit 1 Kupf. vom Hrn. d'Argens, 8. — Die bestrafte Kabale, od. Henriettens glückliche Flucht aus ihrer Gefangenschaft. Ein Roman mit K. 8 — Stumpf, J. E., allgemeiner Land- und Gartenschatz, 1ster Band mit 1 Kupf. 8vo. — Islands Portrait, von Karcher gestochen, 8. — Mainzer Taschenkalender auf 1793. — D. Posselts Geschichte Gustavs III. mit Portr. — Snell, M. Erklärung des göttlichen Gebots von der Keuschheit, nach den neuesten, bewährtesten Grundsätzen der biblischen Sittenlehre. Als ein Lehr- und Lesebuch für junge Leute von 12 Jahren und darüber, in und außer Schulen zu gebrauchen, 8vo. — Resultate von Dr. Carl Friedrich Bahrdt, mit Anmerkungen, nach seinem Tode herausgegeben, 8. — Theaterjournal, allgemeines, 1ster Jahrg. 5tes St. 8. — Wahlkapitulation Kais. Franz II. auf Schreib- und Druckpapier. — Der Greis und der Jüngling, mit einer Vorrede von Fr. A. von Knigge, 8.

Bis Johannis wird fertig:

Textor, F. 8. Predigten über verschiedene Gegenstände der Religion für gebildete Christen, zum Theil bey besondern Veranlassungen gehalten.

Joh. Gottlob Pech,
Buchhändler in Frankfurt.

* * *

Tabellen über ausgehaltene Stücke, beschlagenes Holz ꝛc. von Caspar Bernhard Krieger, welche der Hr. Verfasser in seinen mit Beyfall aufgenommenen Tabellen über stehendes Holz versprochen hat, werden in meinem Verlage erscheinen, in ord. Format, auf Schreibepapier gedruckt, 24 — 28 Bogen stark werden, und dem Publikum bis Johannis für 1 Thlr. Sächs. Pränumeration angeboten, nachher findet keine Pränumeration statt, und wird das Buch von der Michaelismesse an, als da es gewiß fertig seyn wird, nicht anders als für 1 thlr. 12 gr. verkauft.

Es wird dieses Werk nicht nur für Forstbediente, Holzhändler und Böttcher, sondern auch für jeglichen Hauswirth vorzüglich brauchbar seyn, indem 1) die Klötzer oder Stücke

Stücke von jeder Länge oder Stärke nach dem körperlichen Inhalt in Kubikschuhe; 2) die rundern Klötzer ins Quadrat und die quadrirten Klötzer ins Runde; 3) was eine Klafter Holz verschiedner Länge an unterschiedenem Maaß, Holze giebt, und 4) wie viel Klaftern Holz, nach unterschiedenem Längenmaaße, aus einem Klotze oder Stocke geschlagen werden können, aufs genaueste und richtigste berechnet sind.

Ein gedrucktes Avertissement ist in Belgern beym Hrn. Verfasser, in Leipzig in der Wohllöbl. Zeitungsexpedition, in Dresden in dem Addreßcomtoir und in allen Buchhandlungen zu finden. Wer die Güte haben und auf diese Tabellen Pränumeration annehmen will, erhält, nebst meinem verbindlichen Dank, das achte Exempl. frey.

Wittenberg im Januar 1793.

J. G. Kühne,
Buchhändler.

⁂ ⁂ ⁂

In der neuen akademischen Buchhandlung in Marburg ist erschienen und zur Jubilatemesse 1793. in Leipzig in No. 2. auf dem alten Neumarkt zu haben: Abhandlung, wie süße Brunnen vortheilhaft zu graben und gesundes Wasser zu bekommen, gr. 8. 4 gr. — von einem brandsparenden Ofen und vortheilhaften Kochheerde, mit Kupfern, gr. 8. 8 gr. — wie Höfe und Vorwerke anzulegen, zu bauen und zu verwalten sind, mit Tabellen und Kupfer, gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 12 Kr. — Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, herausgegeben von Busch und Daum, 3tes Bändchen, mit 1 Kupfer 8. Marburg. 6 gr. — Arnold, J. R. praktischer Ingenieur, worinnen die Rechenkunst und Geometrie theoretisch und praktisch, vom Proportionalzirkel, von der Bauberechnung und Wasserwage, von Festungswerken, Belagerungen und Vertheidigung der Städte, von den Sinustafeln und Trigonometrie, von der Geographie oder ein ganzes Land aufzunehmen, gehandelt wird, mit Tabellen und 20 Kupfern 4. 3 Rthlr. 16 gr. in Commission. — *Baglio*, *G.* de Praxi medica libri duo, Ed. Nova auxit et recensuit E. G. Baldinger. gr. 8. 1 Rthlr. — Baldinger, E. G. Litteratura universa materiae medicae, alimentariae, toxocologiae, pharmaciae et thera-

piae

piae generalis medicae atque chirurg. 8 mai. 1 Rthlr. — Bergius, P. J. von dem Nutzen der kalten Bäder, neue Ausgabe, mit einer Vorrede vom Geh. Rath Baldinger, gr. 8. 16 gr. — Collectio dissertationum medicarum Marburgensium, 1. Vol. 8. 16 gr. — Crede, H. Animadversionum in loca quaedam veterum Poetarum etc. 8. 6 gr. — Curtius, M. C. statistisch geographische Geschichte der Hessen von ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtigen Zeiten, 8. 1 Rthlr. — Horatii Flacci Carminum libri quinque in usum scholarum, 8 mai. 8 gr. — Jaegerschmid, G. V. T. de Aceti Camphorati usu tam interno quam externo in morbis putridis salubri, 8. 2 gr. — Jung, J. H. System der Staatswirthschaft, erster Theil, welcher die Grundlehren enthält, gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 Fl. 30 Kr. — Justi, L. J. C. Einrichtung des Predigerseminariums auf der Universität Marburg, 8. 2 gr. — Kerstings Manuscripte über die Pferdearzneywissenschaft, neue Auflage, 8. 12 gr. — Klapp, H. W. Commentat. sistens indagationem Naturae Morbi eiusque definitionis principiis philosoph. Kantianae superstructam, 8. 2 gr. — Lorsbach, G. W. Archiv der morgenländischen Litteratur, 2ter Band, 8. 1 Rthlr. — Maurer T. G. Commentatio de medicamentis antepilepticis, 8. 2 gr. — Rehm's, Fr. Vorschläge, wie man mit Beybehaltung der bisherigen Beinkleider Mädchen und Knaben durch Verbesserung ihrer phys. und moral. Erziehung vor früher Unzucht bewahren könne, gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 12 Kr. — Stein, G. W. theoretische und praktische Anleitung zur Geburtshülfe, zwey Theile, mit 20 Kupf. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr. — Tiedemann, Dietr. Geist der speculativen Philosophie, 3r Band, gr. 8. 2 Rthlr. — Waitz, (Hessenkasselscher Hofmed. und Hofr.) Beschreibung der gegenwärtigen Verfassung des Curorts Hofgeismar, 8. 3 gr.

* * *

Zur Ostermesse 1793. wird die Kriegersche Buchhandlung in Giessen liefern: Der gemeinnützige Bothe für Stadt- und Landleute zur Erbauung und Belehrung, 8. 16 gr. — Cancrin, F. L. v. kleine technologische Werke, 4ter Band, mit Kupf. 8. 1 Rthlr. 8 gr. — Neue Casualbibliothek zum Behuf für Prediger, 4ter Theil, 8. 6 gr. — Danz.

Hanß, F. G. Grundriß der Preismeßungslehre, mit Anmerkungen von Sömmering, 2ter Band, gr. 8. 20 gr. — Journal für Wahrheit, 1stes Heft, 8. — Mannichfaltigkeiten, neue, für Geschichte und Litteratur, eine Unterhaltung für Lesegesellschaften, 8. 12 gr. — Ouvrier, D. L. B. Aussichten in die Ewigkeit, 2 Theile, 8. 1 Rthlr. gr. in Commission. — Ebendess. Religionsunterricht für Unmündige, 8. 3 gr. — Philosophische Unterhaltungen über bedeutende Revolutionen im Reiche der Gelehrsamkeit, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. — Religionsbegebenheiten, die neuesten, mit unpartheyischen Anmerkungen, 10 Stücke, von 1792. 8. 1 Rthlr. 12 gr. — Ebend. von 1793. 1 — 4tes St. 12 gr. — Strack, C. T. ein Geschenk an meine Gemeinde, in Bezug auf gegenwärtige Zeiten, 8. 1 gr.

Apollo. Monatsschrift, herausgegeben von A. G. Meißner 1793. 1stes und 2tes Heft mit einem Titelkupfer. Inhalt des 1sten Hefts. 1) Ein Paar Worte zur Einleitung vom Hrn. Prof. Meißner. 2) Alexander und der Quell der Unsterblichkeit, von Ebendems. 3) Ueber die Hinrichtung des Hieronimus von Prag; Brief des Florentiners Poggi an L. Aretin, vom Hrn. Prof. Cermotta. 4) Mahdin, vom Hrn. J. G. Meinert. 5) Zwey Hauptregeln der praktischen Moral, vom Hrn. Prof. Mader. 6) Auch einer verstorbenen Frauen Winke muß man folgen; eine wahre Kriminalanekdote. 7) Der Marienthurm, eine Rittergeschichte, vom Hrn. Spieß.

Inhalt des 2ten Hefts. 1) Die Schlacht bey Partin; historisches Bruchstück, vom Hrn. Prof. Meißner. 2) Amor an die Dichterlinge, von Hrn. Langbein. 3) Ueber das Vergnügen bey fremden Gefahren und Leiden, vom Hrn. Prof. Mader. 4) Neunzigjähriges Leiden; eine wahre Geschichte, vom Hrn. Spieß. 5) Vier Leben statt eines Todesurtheils, vom Hrn. D. A. 6) Nachschrift zu dem Vorstehenden, vom Hrn. Prof. Meißner. 7) Ein Felsengrund schien seine Liebe, und Ewigkeit war sein Eid; Lied von Sophie Albrecht.

Diese periodische Schrift — deren Hauptplan es ist, Aufsätze aus der Geschichte, aus vaterländischer Statistik, aus

 einer

einer leichten faßlichen Philosophie und aus dem Gebiet der Dichtkunst (im weitern Verstande des Worts) zu liefern, die aber auch selbst zuweilen Abhandlungen aus noch ernstern Wissenschaften, sobald sie allgemeines Interesse haben, aufzunehmen gedenkt — erscheint pünktlich mit Ende jedes Monats, und wird mit möglichster Geschwindigkeit an alle gute deutsche Buchhandlungen befördert werden. Jedes Heft wird 6 bis 7 Bogen in 8. auf Schreibpapier sauber gedruckt betragen. Allemal zu 4 Heften wird ein eigner Titel nebst Ottavkupfer gegeben. Der Preiß eines jeden einzelnen Stücks ist 8 gr. oder 30 Kr. Doch macht man sich wenigstens auf den halben Jahrgang verbindlich. Prag, im Monat März 1793.

Albrecht und Compagnie,
Buchhandlung.

* * *

Von der in unserem Verlage herauskommenden kritischen Zeitung: Literatur der neuesten Lektüre, sind die Monate Januar und Februar, bestehend in 32 halben Bogen, vollendet. Es sind darin 120 in die Lektüre einschlagende Bücher, und darunter der Vossische, Lichtenbergische Frauenzimmer-Revolutions- Göttinger und Berliner Musenalmanach, das historische Taschenbuch von Rabaut de St. Etienne, der historisch-genealogische Almanach fürs 4te Jahr der französischen Freyheit, der Genius, die Reise nach Braunschweig, Gedichte von Konz, Adolph der Kühne, Paul Ysop, die neuen Novellen des Ritters von St. Florian, die vertrauten Briefe über Frankreich, die Familie Walberg, Basedows Leben von Meier, Rudolph von Habsburg, Welt- und Menschenleben, Anecdoten und Charakterzüge von D. Bahrdt, neuer Volkskalender, Blick in die Schweiz, der Graf von Santa Vecchia, Amathusia, Demetrius, Laura Mollise. Von Zeitschriften: die deutsche Monatsschrift, Minerva, Girtanners politische Annalen, Schleswigsches (ehemals Braunschw.) Journal, das weibliche Museum, Idas Blumenkörbchen, deutsches Magazin von Eggers, Modenjournal, Journal für Fabriken rc. zum Theil ausführlicher und mit der strengsten Unpartheilichkeit recensirt worden. — Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich vier halbe Bogen in gr. 4. Der Jahrgang kostet 4 Reichsthaler in Golde, und man pränumerirt

halb-



…jährig bey allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen.
Dessau, im Monat März 1793.

Müller und Compagnie,
Buchhändler.

* * *

Literarischer Wunsch.

Die Beschwerde, kleine Schriften, welche nicht in den Buchladen kommen, zu erhalten, wird gewiß jeder hinlänglich kennen. Daher ist es immer angenehm, wenn Gelehrte, deren Disputationen und Programmen schon bey ihrer Erscheinung gerechten Beyfall erhielten, sich nachher zu einer Sammlung derselben entschließen. Allein viele sterben, ehe es zu einer solchen Sammlung kömmt, zu der sie sich vielleicht selbst in der Folge entschlossen haben würden. So verdienten z. B. des sel. Köppen Schulschriften (Hr. Schneider konnte und wollte die über Xenophons Hellenika nur ganz kurz excerpiren) zusammen gedruckt zu werden, wozu wir hiermit seinen Freund Claudius oder seinen Nachfolger Krause aufzufordern wagen. Auch stimmen wir ganz in den Wunsch eines Gothaer Recensenten, daß der veranstalteten Sammlung von Epigrammen des sel. Rost in Bauzen noch eine Auswahl seiner besten prosaischen Aufsätze folgen möchte, welche (ihres reinen Styls und gemeinnützigen Inhalts nicht zu gedenken) …eiz so oft als ächte Muster, wie Schulprogrammen geschrieben werden müßten, zu empfehlen pflegte. Bey dieser Gelegenheit erinnern wir den Hrn. Höpfner an sein Versprechen, im Schulmag. B. 2. St. 1.) eine Sammlung der kleinen Schriften des sel. Jani zu veranstalten, und bemerken nur, daß uns von dessen observationibus criticis aus einer Recension in der A. L. Z. drey Partikeln bekannt sind, wie auch Meusel im 4ten Nachtrage seines gel. Deutschl. richtig bemerkt hat, da im Gegentheil Hr. H. (am angef. O.) nur eine zu kennen scheint. — So oft wir in jenem Meuselschen Werke blättern, stoßen wir immer auf kleine Schriften, die wir zu besitzen wünschen, ohne im Stande zu seyn, ihrer habhaft zu werden. Freylich wird man jetzt etwas befriedigt durch die ausführlichen Recensionen in Paulus Bibliothek, wie auch früher gewissermaßen durch die Nachrichten von Harles und Degen, obgleich diese nicht immer so beschaffen

sind,

sind, daß man die Schrift selbst entbehren kann. Allein von ältern Schriften, die vor 1777. besonders als Schulprogrammen, erschienen, (denn die akademischen lernt man doch gewöhnlich aus der Zeitung des Orts kennen) findet man selten in literarischen Blättern hinlängliche Anzeige, die doch oft, wenigstens dem Titel nach, so einladend sind, daß man sie gerne ganz, entweder einzeln, oder in einer Sammlung zu besitzen wünscht. Das gedachte Schulmagazin ersetzt den Mangel solcher Sammlungen nur zum Theil. Es müßten hier 1) solche Abhandlungen ganz ausgeschlossen werden, die früher oder später gesammelt werden, wie z. E. die Heynischen Programmen; 2) könnten auch einige unwichtige zurückgelegt werden, um den wichtigern Platz zu machen, wenn nur die Herausgeber nicht besorgen müßten, die Verfasser, welche sie einschickten, zu beleidigen. Da aber dies Magazin nur die neuesten Produkte der Art liefert und liefern kann; so wäre eine eigene Sammlung von ältern Schriften allerdings wünschenswerth, wobey ein gewisser Plan beobachtet werden könnte, so daß z. E. ein Band hermenevtische, (wo die biblisch-hermenevtischen Abhandlungen, sofern solche auf allgemeinen Grundsätzen beruhen, nicht ausgeschlossen werden müßten,) ein anderer kritische; ein dritter philologisch-exegetische über Griechen und Römer, ein vierter historische, ein fünfter antiquarische, ein sechster pädagogische, ein siebenter literarische — Abhandlungen enthielte. Doch ein Crenius würde sich ohne Zweifel leicht finden, allein weniger leicht ein Verleger. Möchte sich doch Hr. Ruprecht, der jetzige Verleger des neuen Magazins für Schulen, dazu entschließen, dessen Herausgeber wegen ihrer Correspondenz mit den gelehrten Schulmännern unsers Deutschlands ihre und Anderer (z. E. ihrer Collegen oder Vorweser) kleine Schriften erhalten würden, und sie entweder selbst, oder durch einen andern geschickten Mann, der das Brauchbare auszusondern verstünde, zum Druck befördern könnten.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Hr. Frauenholz in Nürnberg, der mit patriotischem Eifer daran arbeitet, die deutsche Kunstlehre, an der seine

Vater-

Vaterstadt immer so vielen Antheil genommen hat, zu retten und zu erhöhen, hat zu Vogels Versuch über die Religion der alten Egyptier und Griechen zwölf Kupfer, die alle nach Stoschischen Gemmen vergrößert gezeichnet sind, und ägyptische Gottheiten vorstellen, beygefügt, theils von Schwarzenstaller, theils von Dietrich mit sehr vieler Genauigkeit gestochen. Sie sind der Anfang eines von diesem Buche ganz abgesonderten Kunstwerkes, das die vorzüglichsten Gemmen der berühmten Stoschischen Sammlung mit mythologischen und artistischen Erläuterungen vom Hrn. Prof. Schlichtegroll in Gotha in Kupfern liefern, und sich durch geschmackvolle Pracht auszeichnen wird. Da aber die Kupfer auch zur Erläuterung des genannten neuen Werkes von dem gelehrten Hrn. Rector Vogel dienen können, so werden sie auch mit diesem Buche, nebst kurzen Erläuterungen der verschiedenen Gottheiten, von dem Verf. ausgegeben."

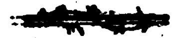
Hr. Baldenbach in Wien hat eine feine silberne Schaumünze verfertigt, die sich auf die Verbindung des jetzigen Kaisers Franz II. und des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm II. bezieht. Die Vorderseite enthält die gegen einander gekehrten Bruststücke der beyden Fürsten mit der Aufschrift: FRANC. II. AVG. ROM. IMP. FRID. WILH. II. BORVSS. REX. Auf der Rückseite sitzt die Göttinn der Eintracht, in der Rechten den Caduceus, in der linken das Füllhorn haltend, auf beyden Seiten sieht man einen in die Erde befestigten Legionsadler. Die Umschrift ist: FELIX VTRIVSQVE PRINCIPIS CONCORDIA. Die glückliche Eintracht beyder Fürsten. Im Abschnitte steht das Jahr MDCCXCII. Das Stück kostet einen Kaiserdukaten.

Halle. Es sind noch einige (angebliche) Opera posthuma von Dr. Bahrdt da, die Hr. Bispink, der Verf. des Faustins, Sinzerus u. s. w. herausgeben wird. — Wir haben jetzt einen gelehrten Illyrier hier, Namens Könwelaz, den ein Bischof schon in Petersburg und hier studiren, nach Kopenhagen, Astrachan und London reisen ließ, und zum Schulaufseher bestimmt. — — Auf Ostern wird das lang erwartete fünfte Stück von Hrn. Prof. Rüdigers neuestem Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde erscheinen, in welchem der gelehrte Verf. unter

an andern auch seine noch ungedruckte Preisschrift über ein deutsches Wörterbuch umgearbeitet dem Publikum vorlegen wird.

Schwäbischhalle. „So eben erhalte ich die für mich schmerzliche Nachricht, daß Hr. Emanuel Jankowitsch, aus Neusatz bey Peterwardein gestorben seyn soll. Ich wünschte sehr, von seinem letzten Schicksale und den nähern Umständen seines Todes unterrichtet zu werden. Gewiß ist dieser patriotische Gelehrte viel zu früh für seinen Ruhm und sein Vaterland gestorben. Er war einer der ersten, der die serbische und slavonische Sprache zu einer Schriftsprache erhob; denn sonst schrieb man alle Bücher in der Kirchensprache. Seine Schriften, die dem Kaiser Joseph zugeeignete Umbildung eines Goldonischen Lustspiels: Tergowzi, Komedia utri akta etc. die physicalische Abhandlung über die Ausdünstung des Wassers, und eine noch im Jahr 1789 herausgegebene serbische Uebersetzung — ich weiß nicht mehr, von welchem Buche — sind sämmtlich zu Leipzig bey Täubel gedruckt, und in ein Paar deutschen gelehrten Zeitungen, namentlich in der Jenaer A. L. Z. und in der Nürnberger G. Z. angezeigt. Er hatte schon im J. 1787. eine allgemeine populare Physik für seine Landsleute angekündigt, und gieng auch damit um, eine serbische gelehrte Zeitung zu schreiben. Er studirte in der Mitte der 80er Jahre auf der Universität zu Halle Arzneykunde, Physik, Naturgeschichte und Mathematik. Sein Lieblingsstudium war Anatomie und Botanik, welches er auch auf seinen gelehrten Reisen durch Hungarn, Böhmen, Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern, die Schweitz und ganz Oberitalien immer mehr zu erweitern und zu bereichern suchte. Im Frühlinge 1787. wollte er auch eine Reise nach Schweden machen, kehrte aber schon zu Berlin wieder um, und richtete seinen Weg zum zweytenmal nach der Schweitz. Die naturforschende Gesellschaft zu Halle nahm ihn um jene Zeit zu ihrem ordentlichen Mitgliede auf, und im August des nämlichen Jahres erhielt er von dem russischen Fürsten Sorisch einen Ruf als Professor der Physik und Mathematik an der Ritterakademie zu Sklow in Weißrußland. Allein er kam nicht dahin; sondern kehrte, vermuthlich als ausübender Arzt, in sein Vaterland zurück; und seitdem haben seine Freunde in Deutschland nichts mehr von ihm gehört. Sollte das Gerücht von seinem Tode nicht gegründet seyn, so wird er sich

jetzt



...selbst aufgefodert finden, von frühen Leben und Aufenthalte den besorgten Freunden, sobald möglich, Nachricht zu geben. Ist aber unsre Hoffnung eitel, nun so mögen diese Zeilen, die die Freundschaft mit Wehmuth niederschrieb, ein kleines Denkmal auf das Grab dieses gelehrten, eifrigen und rechtschaffenen Ausländers seyn, der in Deutschland zu lernen suchte, wie er seine Serbischen Landsleute durch Schriften weiser, besser und glücklicher machen könne. Allen, die ihn persönlich kannten, wird gewiß sein Andenken immer theuer, und sein freundschaftliches Herz unvergeßlich seyn."

D. Gräter.

Die Lehrstellen des Gymnasiums zu Schwäbischhalle werden ganz neu besetzt; der Unterricht verbessert, und eine neue Einrichtung der Klassen und Lehrstunden vorbereitet werden, wozu schon vorläufig ein Plan entworfen ist. Der zu einer Pfarre beförderte Lehrer G. H. Gräter ist nicht der bekannte Schriftsteller dieses Namens; und die Professur der orientalischen Sprachen, welche der Hospitalprediger Hr. Schloßstein erhalten hat, ist nur eine außerordentliche Lehrstelle am Gymnasium.

Berichtigung.

„Einem Manne, der sich ausgezeichnete Verdienste erwarb, auf seinem Denksteine enthusiastisch und unbedingt Thaten zuzuschreiben, die ganz oder zum Theil von andern herrühren, ist wahrlich eine schlechte Ehrenbezeugung. Der halb unterrichtete Leser entzieht natürlich dem Gepriesenen oder einem andern den schuldigen Dank, und wird ungerecht, er mag nun den Glauben der Denkschrift völlig annehmen, oder den Glauben an die Erzählung überhaupt verlieren. So ist auch der vortrefliche verewigte Koppe gepriesen worden. Im Enthusiasmus der Dankbarkeit gegen ihn hat man sich beynahe so ausgedrückt, als wolle man die gegenwärtigen und künftigen Geschlechter warnen, nicht in die Finsterniß zurück zu kehren, aus welcher Er uns den Ausgang zur Tageshelle gezeigt und geführt habe. Lebte Er noch, der Mann, reich an eignen Verdiensten, so würde er selbst den Theil der Innschrift auslöschen, worin ihm beygelegt wird, was andern gebührt;

tt: jetzt ist es Pflicht derer, welche sein Andenken mit
rer, gerechter Achtung ehren. Koppe war nicht erster
ster eines homiletischen Instituts in Göttingen, so viel
dienste er sich auch um die Jünglinge erwarb, die unter
Kanzelvorträge verfertigen und halten lernten. Die ei-
lichen Stifter dieses homiletischen Instituts waren der sel.
sistorialrath Görren, und Hr. C. R. Leß. Koppe war
t Stifter des Schulmeisterseminariums in Hannover, wie
, nach verschiedenen Angaben in der A. L. Z. auswärts
ben muß, wenn er gleich, während seiner Aufsicht über
elbe, mit Kraft und Nutzen gearbeitet hat. Dieses dem
de so wohlthätige Institut hatte schon lange vor ihm be-
den. Koppe war keinesweges ausschließend Verfasser
Neuen Hannöverischen Landeskatechismus, wie hin und
der in gelehrten Anzeigen gesagt oder angedeutet worden,
wenn er gleich an der allen geistlichen Mitgliedern des
sistoriums aufgetragenen Verfertigung des Katechismus
der regsten Thätigkeit Antheil nahm. Als die damaligen
glieder des Consistoriums die Verfertigung des Katechismus
rnommen hatten, theilten sie das Geschäft nach den ver-
edenen Materien unter sich; jeder arbeitete sein Pensum
, und alle machten darauf ihre Bemerkungen über die Ar-
jedes einzelnen, so daß auch fast jeder bedeutende An-
ck Aller Eigenthum ist. Dem ganzen neuen Baue
ten die ältern katechetischen Werke des sel. Jacobi zur
undlage, und die Resultate, welche er aus dem reichen
hatze seiner Beobachtungen und Erfahrungen beytrug, nüt-
außerdem sehr sichtbar dem neuen Werke. Länger, als
halbes Jahrhundert diente Jacobi seinem Vaterlande in
lichen Aemtern; die Fackel seiner ganz praktischen Weis-
und Gelehrsamkeit erleuchtete einen weiten Raum, und
ihm vorzüglich geweckt, breitete sich der Geist einer sanf-
milden Aufklärung über religiöse Gegenstände im Hannö-
hen aus. Das goldne Gesetz dieses wohlthätigen Genius
: Rastlose Reformation ohne einige Spur von
plucion." —

